

Hermann Langbein

Menschen in Auschwitz

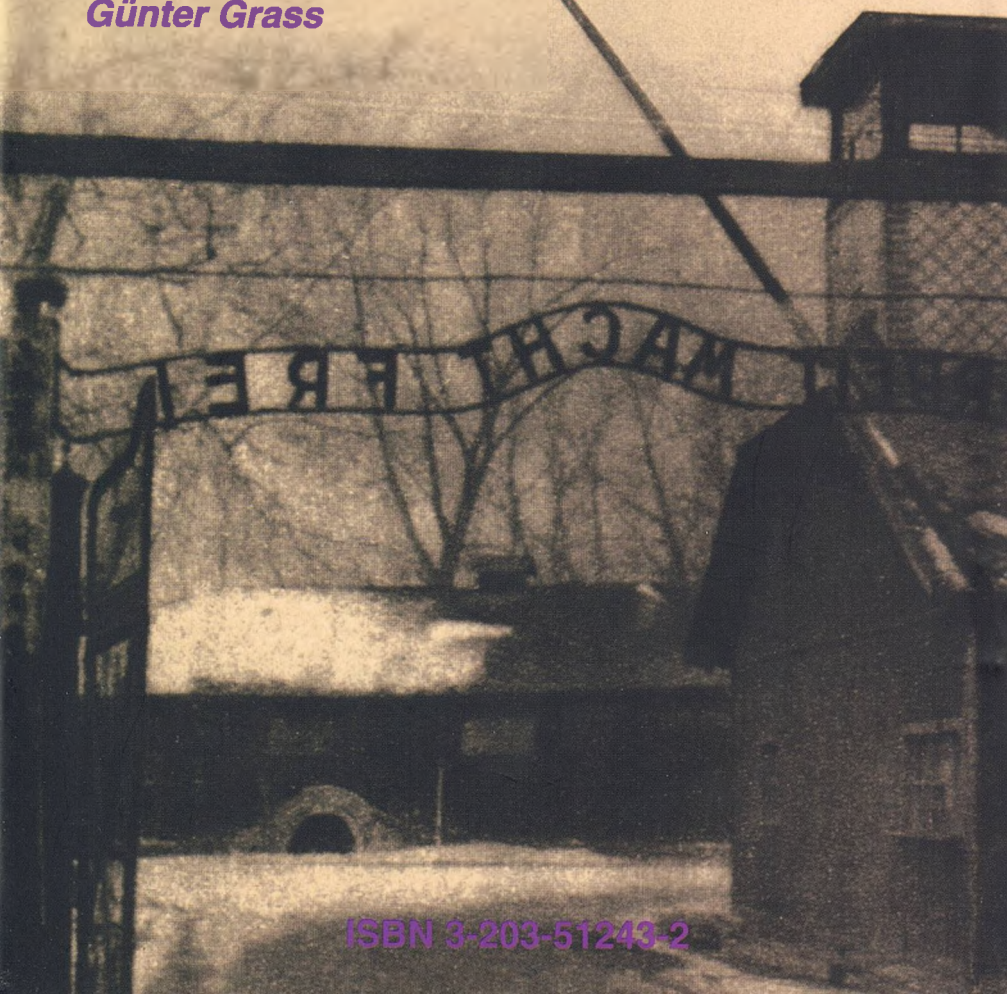
Europaverlag



Zum 50. Jahrestag der Befreiung von Auschwitz erinnert die Neuausgabe dieses Standardwerkes an den Alltag im größten Vernichtungslager der Nazidiktatur. Ein Buch, das weder anklagen noch erschüttern will. Es will verstehen helfen.

»Nicht die namentliche Grausamkeit einzelner Personen, sondern die anonyme Reibungslosigkeit fleißig zu nennender Schreibtischarbeit war das Neue und noch nicht Dagewesene in seiner menschlichen Blässe, die wir, uns distanzierend, unmenschlich nennen.«

Günter Grass



ISBN 3-203-51243-2

»So genau, wie die Geschehnisse selbst verliefen, kann sie kein Mensch sich vorstellen ... das alles wird nur einer von uns, aus unserem engeren Kreis übermitteln können, wenn jemand zufällig überleben sollte ... « Der polnische Jude Zelman Lewental, der zur Arbeit in den Gaskammern von Auschwitz gezwungen wurde, hat diese Worte geschrieben. Ihn hat, wie so manch anderen, der Gedanke gequält, der Nachwelt könnte das tatsächliche Geschehen im KZ unentdeckt bleiben.

Einer aus diesem Kreis ist Hermann Langbein. Nahezu emotionslos und darum mit um so eindrücklicherer Sachlichkeit dokumentiert er mit den Aussagen von Opfern und Tätern den Alltag in Auschwitz. Bei seinen Protokollen hat er sich von dem Grundsatz leiten lassen, daß die Wahrheit über den Massenmord im zwanzigsten Jahrhundert genauso den Verzicht auf die Dämonisierung der Mörder wie auf die Apotheose der Opfer verlange. »Die Anklage gilt der unmenschlichen Situation, die das nationalsozialistische System bewirkt.«

Hermann Langbein, geboren 1912 in Wien, 1938 Mitglied der Internationalen Brigaden in Spanien, danach in französischen Lagern interniert, von dort nach Dachau und 1942 nach Auschwitz überstellt, wo er zwei Jahre verbrachte und Leitungsmitglied der internationalen Widerstandsorganisation wurde. Nach der Befreiung Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees, später Sekretär des *Comité International des Camps*.

HERMANN LANGBEIN

**MENSCHEN
IN AUSCHWITZ**

EUROPAVERLAG MÜNCHEN – WIEN

Die Deutsche Bibliothek –
CIP-Einheitsaufnahme
Langbein, Hermann:
Menschen in Auschwitz / Hermann Langbein.
Neuausg. – München; Wien: Europa-Verl., 1995
ISBN 5-205-51243-2

Originalausgabe
Europa-Verlags AG, Wien 1972

Lektorat: Afra Margaretha

4. Auflage 1999
© Europa Verlag GmbH, München, Wien 1995
Herstellung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany
ISBN 5-205-51245-2

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

INHALT

EINFÜHRUNG

Rechtfertigung des Autors	11
Das Lager und sein Jargon	23
Die Geschichte des Vernichtungslagers	34
Zahlen	82

DIE GEFANGENEN

Unter der Gewalt des Lagers	101
Der Muselman	138
Der Häftling und der Tod	162
Musik und Spiele	190
Kanada	201
Der Prominente	216
Jüdische Lagerprominenz	253
Fabrikation von Helfern	266
Sonderkommando.....	285
Der Häftlingskrankenbau	304
Die in Auschwitz geboren wurden	348
Widerstand	358

DIE BEWACHER

Die Wächter.....	405
Menschen – nicht Teufel	434
Der Kommandant	446
SS-Führer	466
Ärzte bei der SS	491
Dr. Wirths	537
Untergebene der SS-Führer	567

Sexualität	589
Reaktionen der menschlichen Natur	607
Frank und Pestek	641
Zivilisten in Auschwitz	657

NACHHER

Häftlinge nach der Befreiung.....	689
SS-Angehörige nach Kriegsende	753
Abschluss und Warnung	756

ANHANG

Bibliographie	763
Unveröffentlichte Quellen	781
Namensverzeichnis	785

Ich fühle mich gegenüber den Ungezählten, die selbst in Auschwitz den Kampf gegen die Unmenschlichkeit aufgenommen und dabei ihr Leben verloren haben, verpflichtet, diese Studie zu schreiben; besonders meinen Freunden Ernstl Burger und Zbyszek Raynoch gegenüber.

Die «New-Land Foundation» (New York) ermöglichte diese Arbeit.

EINFÜHRUNG

RECHTFERTIGUNG DES AUTORS

«Was Auschwitz war, wissen nur die Häftlinge. Niemand sonst», schrieb Martin Walser unter dem Eindruck des Frankfurter Auschwitz-Prozesses. «Weil wir uns also nicht hineindenken können in die Lage der Häftlinge, weil das Mass ihres Leidens über jeden bisherigen Begriff geht und weil wir uns deshalb auch von den unmittelbaren Tätern kein menschliches Bild machen können, deshalb heisst Auschwitz eine Hölle und die Täter sind Teufel. So könnte man sich erklären, warum immer, wenn von Auschwitz die Rede ist, solche aus unserer Welt hinausweisende Wörter gebraucht werden.» Walser schliesst diese Betrachtung knapp: «Nun war aber Auschwitz nicht die Hölle, sondern ein deutsches Konzentrationslager.»

Auschwitz wurde vom Apparat eines Staates mit alten kulturellen Traditionen in der Mitte des 20. Jahrhunderts geschaffen – es war eine Realität.

In diesem Lager waren die Menschen extremen Verhältnissen ausgesetzt. Wie sie darauf reagierten, sowohl die Gefangenen als auch deren Bewacher, soll hier dargestellt werden. Denn die Menschen, die ausserhalb des Stacheldrahtes in Auschwitz lebten, waren ebenfalls in eine extreme Situation gestellt worden, wenn auch in eine ganz andere als jene, in welche die Häftlinge gezwungen wurden.

«So genau, wie die Geschehnisse selbst verliefen, kann sie kein Mensch sich vorstellen ... das alles wird nur einer von uns ... aus unserer kleinen Gruppe, aus unserem engen Kreis übermitteln können, wenn jemand zufällig überleben sollte ...» Der polnische Jude Zelman Lewental, der zur Arbeit in den Gaskammern von Auschwitz gezwungen wurde, hat diese Worte geschrieben. Ihn hat der Gedanke gequält, der Nachwelt könnte unbekannt bleiben, was er erleben musste. Da er keine Hoffnung hatte, Auschwitz zu überleben, vergrub er seine Auf-

zeichnungen neben einem der Krematorien. Sie wurden im Jahr 1961 ausgegraben. Nur Satzketten können noch entziffert werden.

Viele Gefangene wurden von der gleichen Sorge wie Lewental gepeiniget, die Welt werde nie erfahren, was in Auschwitz verbrochen worden ist; und wenn Kunde davon zu ihr dringen sollte, werde diese nicht geglaubt werden, so unwahrscheinlich musste die Schilderung der Geschehnisse auf Aussenstehende wirken. Manches Gespräch darüber ist mir im Gedächtnis geblieben. Die Freunde, die derlei befürchtet hatten, fanden in Auschwitz ihr Ende; ich habe das Lager überlebt. Und trage an der Verpflichtung, die seither auf mir lastet. Denn man soll aus Auschwitz Lehren ziehen – darauf immer wieder zu drängen, empfinden wir als unsere Aufgabe.

Viele haben darum ihre Erlebnisse niedergeschrieben. Viktor Frankl forderte bereits bald nach seiner Befreiung: «So einfach dürfen wir es uns nicht machen, dass wir die einen für Engel und die anderen für Teufel erklären.» Diese Forderung hat noch mehr Gewicht bekommen, nachdem ein Vierteljahrhundert verstrichen ist. Trotzdem bin ich mir der Grenzen bewusst, welche der Bemühung eines Überlebenden gesetzt sind, die Menschen in Auschwitz und deren Probleme objektiv darzustellen.

Jeder von uns trägt seine sehr persönlich gefärbte Erinnerung mit sich, jeder hat «sein» Auschwitz erlebt. Die Perspektive des ewig Hungrigen unterschied sich stark von der eines Funktionshäftlings; das Auschwitz des Jahres 1942 war ein wesentlich anderes als das des Jahres 1944. Jedes einzelne Lager des grossen Komplexes war eine Welt für sich. Darum wird mancher Überlebende von Auschwitz bei einzelnen Schilderungen einwenden können: So habe ich das nicht empfunden – das ist mir völlig neu. Da ich auch über heikle Fragen nicht hinweggegangen bin, könnte Kritik von Seiten derer laut werden, die meinen, man sollte diese Themen besser nicht publik machen. Weil ich mir zu einzelnen Problemen, die in der Fachliteratur diskutiert werden, keine Theorie zurechtgelegt und aus dem reichen Material nicht Beispiele ausgewählt habe, um diese oder jene Theorie zu

bestätigen, könnten Engagierte die Darstellung mit Missbehagen aufnehmen.

Habe ich daher meinen Entschluss zu rechtfertigen, mich trotz all dieser möglichen Einwände und meiner subjektiven Einstellung, die ich nicht unterdrücken konnte und wollte, um eine zusammenfassende Darstellung zu bemühen? Vielleicht können ihn folgende Umstände rechtfertigen:

So wie alle österreichischen Gefangenen galt ich im KZ als Deutscher. Diese waren in Auschwitz noch mehr als in anderen Lagern privilegiert, weil dort der Prozentsatz der Deutschen geringer war als in Dachau, Buchenwald oder anderen in Deutschland errichteten Lagern. Ich wurde daher vom täglichen Kampf um das Elementarste nicht erdrückt. Als Schreiber des SS-Standortarztes hatte ich keine schwere körperliche Arbeit, stets ein Dach über dem Kopf, keinen Hunger, konnte mich waschen und sauber kleiden. Wir Österreicher unterschieden uns von vielen gleichermassen privilegierten deutschen politischen Häftlingen, die zwar den Nationalsozialismus von Herzen hassten, aber Siege der Hitlerarmeen nicht selten begrüsst oder zumindest mit zwiespältigen Gefühlen verfolgt haben, während sich die politisch verfolgten Österreicher auch als national Unterdrückte fühlten. Nur in der Niederlage der deutschen Armeen sahen wir unsere Zukunft. Unser Blick wurde nicht durch die Hemmung derjenigen eingengt, die sich sagten: Das hier geschieht im Namen meines Volkes, eine Zerschlagung des Nationalsozialismus wird ihm unvorstellbares Elend bringen und es der Rache der jetzt Gepeinigten ausliefern. Darum übten die Privilegien, welche die Lagerführung deutschen Häftlingen mit Bedacht einräumte, eine geringere korrumpierende Wirkung auf Österreicher mit politischem Bewusstsein aus. Kraft meiner Funktion konnte ich hinter die Kulissen sehen. Ich hatte jedoch nie der Lagerführung gegenüber Verantwortung für Mithäftlinge zu tragen wie jeder Capo oder Blockälteste. Die Probleme, die mit der Position eines Häftlingsfunktionärs verbunden waren, kann ich daher ohne persönliches Engagement analysieren.

Gehörte ich zur Oberschicht der Lagerprominenz, so hatte ich doch stets zu fürchten, die Lagerleitung könnte erfahren, dass ich nach nationalsozialistischer Regelung kein «Arier», sondern «Mischling» war. Solange «Mischlinge» wie Juden behandelt wurden, musste ich daher damit rechnen, die lange Stufenleiter vom privilegierten Deutschen bis zu dem auf der untersten Stufe befindlichen Juden hinuntergestürzt zu werden. Dadurch war ich gegen das herablassende Mitleid des Selbstsicheren gegenüber dieser Unterschicht gefeit, in das sich so leicht Verachtung mischen konnte.

Ich wurde als Spanienkämpfer und Kommunist interniert und kenne daher aus eigenem Erleben auch diejenigen Probleme, die sich für Mitglieder dieser Partei zusätzlich ergeben haben. Da ich mich später von ihr trennte, gewann ich Freiheit und Distanz, die mir gestatten, auch zu Fragen Stellung zu nehmen, welche das Verhalten der Kommunisten in den Konzentrationslagern betreffen und auf die in der Fachliteratur unterschiedliche Antworten gegeben werden, je nach dem politischen Engagement der Autoren.

Ich gehörte der Leitung der internationalen Widerstandsbewegung in Auschwitz an. Die Aufgaben, die wir uns stellten, verlangten von uns, sich mit vielen Problemen des Lagerlebens auseinanderzusetzen und über unsere Person und den Tag hinauszudenken. Infolge meiner Arbeit als Sekretär eines SS-Führers bestand meine spezielle Aufgabe darin, die SS-Angehörigen so genau wie nur möglich zu beobachten und unter ihnen zu differenzieren, damit Gegensätze ausgenützt und Möglichkeiten der Einflussnahme eröffnet werden könnten.

Ich war zwar nur zwei Jahre in Auschwitz interniert, aber gerade in der ereignisreichsten Zeitspanne – vom August 1942 bis zum August 1944. Schliesslich wurde ich neun Wochen im Bunker von Auschwitz festgehalten und lernte dort die extremste Situation des Gefangenen kennen – sieht man von denjenigen ab, die dem Sonderkommando zugeteilt waren.

All das zusammen hat mir dennoch nicht von Anfang an den Mut gegeben, eine Darstellung der menschlichen Probleme in Angriff zu

nehmen. Lange trug ich mich mit dem Gedanken – das erste Exposé zu diesem Buch trägt das Datum vom 30. Januar 1962. Doch immer wieder zögerte ich. Meine Zweifel daran, ob ich schon die erforderliche Distanz zu meinen Erlebnissen erreicht hatte, um sie sachlich darstellen zu können, wurden endlich während des Auschwitz-Prozesses in Frankfurt überwunden.

Unmittelbar nach seiner Verhaftung wurde mir dort im Herbst 1960 der SS-Sanitäter Josef Klehr gegenübergestellt, dessen Untaten ich genau kannte. Damals sind schmerzhaft alle Erinnerungen wach geworden. Lang verfolgten mich die Eindrücke, die durch diese Begegnung ausgelöst wurden. Als der grosse Frankfurter Auschwitz-Prozess, in dem auch Klehr angeklagt war und den ich beobachtet habe, fünf Jahre später zu Ende gegangen war, sah ich in Klehr, dessen Verhalten ich besonders aufmerksam registriert hatte, nicht mehr einen Allmächtigen, den Schrecken des Krankenbaus, sondern einen gealterten, überaus primitiven Verbrecher, der sich ungeschickt verteidigte. Als mir dieser Wandel bewusst wurde, traute ich mich an die Arbeit. Im Februar 1966 begann ich mit Quellenstudium.

Die Auschwitz-Literatur ist umfangreich. «Das Bedürfnis, den «andern zu berichten, die «anderem teilnehmen zu lassen, war in uns zu einem so unmittelbaren und drängenden Impuls angewachsen, dass es den übrigen elementaren Bedürfnissen den Rang streitig machte. Und aus diesem Bedürfnis wurde das Buch geschrieben, also hauptsächlich der inneren Befreiung wegen» – mit diesen Worten leitet Primo Levi seinen Bericht über seine Auschwitz Erlebnisse ein. Mit Recht gebraucht er dabei die Mehrzahl; denn viele Überlebende von Auschwitz haben aus demselben Drang zur Feder gegriffen.

Dass diese Berichte in der Regel sehr subjektiv verfasst wurden, bildet ihren Wert. So unterschiedlich das Leben die Verfasser vor ihrer Deportation geformt hatte, so verschiedenartig ihre Erlebnisse im Lager waren, ihre Fähigkeit und Möglichkeit zur Beobachtung, ihre Ehrlichkeit sich selbst gegenüber, so unterschiedlich ihre Ausdruckskraft

ist – so sehr unterscheiden sich die Berichte voneinander, jeder einzelne ein Mosaikstein für das Gesamtbild, das niemand aus eigener Sicht übermitteln kann.

Nur ganz wenige Überlebende der Konzentrationslager verfügten über die Voraussetzungen, um sofort nach der Befreiung nicht bloss ihre Erlebnisse darzustellen, sondern das System der Konzentrationslager des Nationalsozialismus. Eugen Kogon, Benedikt Kautsky und David Rousset hatten dazu Kraft. Irrtümer in Einzelheiten, die damals unvermeidlich waren, mindern nicht im Geringsten die Bedeutung ihrer Pioniertat.

Eine kritische Würdigung der verschiedenen Erlebnisberichte ist nur möglich, wenn man sie mit inzwischen dokumentarisch belegten Tatsachen vergleicht; ein Vergleich mit dem eigenen Erleben wäre zu subjektiv.

Beschreiben Autoren Vorgänge, die sie nicht selbst beobachtet haben, dann sind Irrtümer verständlich; denn Gerüchte schmückten im Lager Ereignisse, die aus dem Alltag hervorstachen, mit Vorliebe aus. Kaum ein Autor konnte ihren Wahrheitsgehalt überprüfen, als er seinen Bericht – nur auf das eigene Gedächtnis gestützt – verfasste.

Wenn Autoren Irrtümer bei der Beschreibung von Fakten unterlaufen, die sie selbst erlebt haben, dann hat das dem kritischen Leser als Warnung zu dienen. Henry Bulawko will bei seiner Ankunft auf dem Bahnhof die Aufschrift «Oświęcim» gelesen haben. Da die Stadt Oświęcim jedoch zu Oberschlesien geschlagen worden war, stand auf dem Bahnhof nur der inzwischen so schrecklich bekannt gewordene verdeutschte Name dieser Stadt: Auschwitz. Miklos Nyiszli gibt genaue Zahlen und die Dienstgrade der bei dem Aufstand des Sonderkommandos, dem er damals angehörte, am 7. Oktober 1944 getöteten SS-Männer an: ein Obersturmführer, 17 Oberschar- und Scharführer und 52 Sturmmänner. Den Dokumenten, die erhalten geblieben sind, zufolge sind damals drei SS-Männer – alle Unterscharführer – getötet worden. Zwölf sollen verwundet worden sein. Bernhard Kliegers Beschreibung des sexuellen Problems steht im Gegensatz zu allen anderen Berichten. Er spricht von tierischem sexuellem Heiss hunger, des-

sen Folgen er so ausmalt: «Männlein und Weiblein taten es fast den Hunden gleich. Wo und wann immer sich eine Gelegenheit bot, stürzten sie sich einander in die Arme.» Diese krass verallgemeinernde Darstellung ist so zutreffend, wie es die wäre, jeder hätte nach langer Internierung bei der Evakuierung von Auschwitz das Gewicht Kliegers gehabt: 85 Kilo.

Dass am ehesten in der Darstellung des zeitlichen Ablaufes der Ereignisse Irrtümer unterlaufen, ist sehr verständlich. Auch wenn ehemalige Häftlinge bei Prozessen ihre Erlebnisse schildern müssen, sind sie in der Regel bei der Angabe von Daten am unsichersten; denn dafür gab es im Alltag des Lagerlebens zu wenig Anhaltspunkte. Elie Wiesel's Feststellung, er hätte das Zeitgefühl vollständig verloren, darf verallgemeinert werden. Wiesel irrt sich bereits bei dem Datum seiner Deportation: Er glaubt sich zu erinnern, er wäre im April nach Auschwitz eingeliefert worden. An seiner Häftlingsnummer ist abzulesen, dass er dort am 24. Mai angekommen war.

Fanatische parteipolitische Fixierung kann einen Autor zu einseitigen Darstellungen verleiten. Oszkár Betlen gibt seine parteiliche Einstellung zu erkennen, wenn er schreibt: «Von den sechs Schreibern des Häftlingsbüros waren nur Walser und ich Kommunisten, doch auch die anderen vier waren anständige Menschen ...» Trotz dieser so sichtbar demonstrierten Einseitigkeit kann jedoch Betlen manches Allgemeingültige sagen. Das betrifft alle Erlebnisberichte, die Irrtümer und Verzeichnungen aufweisen. Wahrscheinlich kann ein kritischer Leser, der Auschwitz selbst erlebt hat, eher als ein Aussenstehender beurteilen, was Gültigkeit hat und was nicht akzeptiert oder verallgemeinert werden darf.

Methoden, wie sie Bruno Baum angewendet hat, müssen freilich jeden misstrauisch machen. Sein Büchlein über den Widerstand in Auschwitz ist in der DDR in drei Auflagen erschienen; in den Jahren 1949, 1957 und 1961. Personen, die in der ersten Ausgabe als Widerstandshelden gefeiert wurden, bleiben später ungenannt, weil sie inzwischen mit der kommunistischen Partei gebrochen haben, andere

sind hingegen erst in der dritten Auflage als Leiter der Widerstandsbewegung entdeckt worden, offenbar, weil sie sich zu dieser Zeit der Gunst der kommunistischen Parteiführung erfreuten.

Wenn ich auf meine Erlebnisse Bezug nehme, so ziehe ich in der Regel meinen Bericht «Die Stärkeren» heran, den ich im Winter 1947/48 geschrieben habe, als ich zwar bereits eine gewisse Distanz zu den Ereignissen, aber noch ein frisches Gedächtnis hatte. Es wäre mir unmöglich, Jahrzehnte später Gespräche und Vorkommnisse mit anderen Worten treffender zu rekonstruieren, als ich es damals tat. Diesen Bericht habe ich als gläubiger Kommunist geschrieben und daher manches verschwiegen, was für Kommunisten nicht angenehm zu lesen wäre. Probleme diesen Charakters berichte ich nun in Ergänzung. Die Ansicht Betlens, der Menschen in Kommunisten einteilt und in andere, die «auch anständig» sein können, teilte ich allerdings schon in Auschwitz nicht.

Begreiflicherweise verspürten SS-Angehörige nicht denselben Drang wie die überlebenden Gefangenen, ihre Erinnerungen an Auschwitz zu Papier zu bringen. Trotzdem existieren einzelne Darstellungen von historischem Wert: In erster Linie die Aufzeichnungen des Kommandanten Höss, die dieser im Krakauer Gefängnis niedergeschrieben hat und in denen er zwar sein Verhalten wiederholt beschönigt, davon abgesehen jedoch ein beklemmend genaues Bild von der Organisation des Vernichtungslagers und gleichzeitig ungewollt ein eindringliches Selbstporträt entwirft; ferner der Bericht von Pery Broad, der in englischer Kriegsgefangenschaft schriftlich fixiert hat, was er als Angehöriger der Politischen Abteilung erfahren hatte. Wenn er auch seine eigenen Handlungen mit Stillschweigen übergeht, erweist er sich als scharfer Beobachter. Von dokumentarischem Wert sind auch die knappen Tagebuch-Eintragungen des Universitätsprofessors und SS-Arztens Johann Kremer, die den Vorzug haben, nicht erst nachträglich in Haft, sondern an Ort und Stelle geschrieben worden zu sein.

Penetrante Beschönigungsversuche mindern den Wert der Niederschriften, welche der Rapportführer Wilhelm Claussen und der Leiter

der Politischen Abteilung, Maximilian Grabner, in der Haft verfasst haben. Grabners Bericht wird zusätzlich auch dadurch entwertet, dass er SS-Angehörigen nachträglich eins auswischen will, die zu ihm in Auschwitz in Konflikt geraten waren und ihn vor dem SS-Gericht, vor das er gestellt worden war, belastet hatten. In dem Absatz, in dem sich Grabner mit mir befasst, kann ich seine falsche Darstellung nachweisen.

Je grösser die zeitliche Distanz wurde und je mehr Quellen bekannt wurden, desto häufiger befassten sich Autoren, die Auschwitz selbst nicht kennengelernt hatten, mit Themen, die mit diesem Lager in Verbindung stehen. Die erste Darstellung dieser Art ist die des polnischen Untersuchungsrichters Jan Sehn, der die grossen polnischen Auschwitz-Verfahren vorbereitet hat. Selbst seine sachlich-nüchterne Skizze konnte sich trotz grosser Gewissenhaftigkeit des Autors von Irrtümern nicht ganz freihalten; so schreibt Sehn, Anfang 1942 sei allen Häftlingen mit Ausnahme der Deutschen ihre Nummer in den linken Unterarm eintätowiert worden. Tatsächlich wurde der Befehl dazu am 22. Februar 1945 erteilt. Die Ausführung nahm geraume Zeit in Anspruch, so dass zum Beispiel Häftlinge, die am 15. März desselben Jahres von Auschwitz nach Sachsenhausen überstellt worden waren, noch keine tätowierten Nummern trugen.

Als erste zusammenfassende Darstellung der nationalsozialistischen Judenvernichtung erlangte das im Jahr 1955 erschienene Buch «Die Endlösung» von Gerald Reitlinger den Ruf eines Standardwerkes. Deshalb wurden darin enthaltene Fehler von anderen Autoren unkritisch übernommen, häufig ohne Hinweis auf die Quelle. Auf einzelne kleine Irrtümer sei hier hingewiesen: Reitlinger schreibt von «zwei aus Polen stammenden Ärzten Entress und Zinkteller». Tatsächlich stammen beide aus Polen, Entress war jedoch als Volksdeutscher in der Uniform eines SS-Arztes in Auschwitz, Zenkteller (nicht Zinkteller) als polnischer Häftlingsarzt. Reitlingers zusammenfassende Erwähnung kann irreführen.

An anderer Stelle schreibt Reitlinger, der Kommandant Liebehenschel hätte Auschwitz bis zum Februar 1944 geleitet. Tatsächlich war

er bis zum 9. Mai desselben Jahres Kommandant von Auschwitz. Ferner schreibt Reitlinger, der SS-Lagerarzt «Kremer und seinesgleichen, in der Befürchtung, einmal zur Rechenschaft gezogen zu werden, setzten in die Totenscheine Phantasie-Diagnosen» ein. Ich musste als Häftling sowohl Kremer als auch Kollegen von ihm Stösse von Totenmeldungen zur Unterschrift vorlegen. Weder Kremer noch ein anderer SS-Arzt hat dabei jemals eine Diagnose eingesetzt, das mussten die Häftlingsschreiber bereits vorher tun. In den meisten Fällen handelte es sich tatsächlich um Phantasie-Diagnosen, doch die unterschreibenden SS-Ärzte lasen diese kaum, sie stöhnten nur über die vielen Unterschriften, die ihnen abverlangt wurden. Kremer war im Herbst 1942 in Auschwitz. Dass vor der deutschen Niederlage bei Stalingrad irgendein SS-Angehöriger Angst davor hatte, wegen seiner Tätigkeit in Auschwitz jemals zur Rechenschaft gezogen zu werden, haben weder ich noch jemand anderer, der damals mit SS-Ärzten zu tun hatte, bemerkt.

Weiss man von diesen unbedeutenden Irrtümern Reitlingers, dann wird man auch dem von ihm publizierten Zahlenmaterial kritischer gegenüberstehen, das von vielen Autoren übernommen wurde und zur allgemeinen Verwirrung bezüglich der Zahl der in Auschwitz Getöteten beigetragen hat.

Der Historiker Joachim C. Fest stützt sich bei einer Charakteristik von Höss offenbar nur auf dessen Autobiographie, ohne andere Quellen zu berücksichtigen, und nennt infolgedessen «ein ausgeprägtes Moralverlangen» ein hervorragendes Charaktermerkmal des Kommandanten von Auschwitz. Obwohl sich Höss selbst als sorgenden Familienvater zeichnet, ist er in Auschwitz ein Verhältnis mit einer Gefangenen eingegangen, die er im Stehbunker verhungern lassen wollte, als diese Beziehung ruchbar wurde. So wenig das mit «ausgeprägtem Moralverlangen» vereinbar ist, so wenig kann man Höss Uneigennützigkeit zusprechen, was Fest ebenfalls tut. Er hat sich Güter aus dem Besitz der Deportierten in so grossem Massstab angeeignet, dass zwei Eisenbahnwaggons benötigt wurden, als Höss mit seiner Familie Auschwitz verliess.

Kurt R. Grossmann zitiert in seinem Buch «Die unbesungenen Helden» eine reichlich ausgeschmückte Schilderung von Heinz Kruschitzki über den SS-Arzt Dr. Moench, der der SS nur beigetreten sei, um seine jüdische Frau zu retten. Als er sich vor einem Krakauer Gericht zu verantworten hatte, soll der ganze Saal aufgeschrien haben: «Lasst ihn frei!» Die Frau von Dr. Münch (so lautet der Name richtig) ist keine Jüdin. Er war der SS beigetreten, weil er sich dort bessere Wirkungsmöglichkeiten als Hygieniker erhofft hat. Im Krakauer Prozess wurde er zwar als einziger freigesprochen, weil Häftlinge zu seinen Gunsten ausgesagt hatten. Von einem dramatischen Aufschrei aller konnte jedoch sonst niemand berichten.

Auch Christine Klusacek übernimmt in ihrem Büchlein «Österreichische Wissenschaftler und Künstler unter dem NS-Regime» eine Legende. Sie schreibt, die bekannte Künstlerin und Dirigentin des Frauenorchesters in Birkenau, Alma Rosé, sei freiwillig auf einen Lastwagen gesprungen, der Selektierte zur Gaskammer zu führen hatte, als man von ihr verlangt hat, während des Abtransportes der Selektierten aufzuspielen. «Sie spielt das grosse Lied der Freiheit, die Marseillaise» auf dem fahrenden Lastauto – so schliesst Klusacek ihre Schilderung ab. Rosé ist in Auschwitz gestorben, aber nicht so melodramatisch.

Über Publikationen wie die von Paul Rassinier ist kein Wort zu verlieren; wer wie er in Zweifel zieht, dass es überhaupt in Auschwitz Gaskammern gegeben hat, und die Aufzeichnungen von Höss, in denen der Vergasungsvorgang genau beschrieben wird, durch die Behauptung zu entwerten sich bemüht, sie wären nur wie Hieroglyphen zu entziffern, stellt sich ausserhalb jeder Kritik. Kein angeklagter SS-Angehöriger hat das Vorhandensein von Vergasungseinrichtungen in Auschwitz abzuleugnen versucht; die Schrift von Höss ist einwandfrei leserlich.

Leider war mir nicht die gesamte Fachliteratur zugänglich. Da sie an keiner Stelle auch nur annähernd vollständig gesammelt ist, musste ich suchen und reisen. Berichte, die in mir nicht bekannten Sprachen verfasst und nicht übersetzt sind, konnte ich nur in Einzelfällen übersetzen lassen. So mussten viele in polnischer Sprache abgefasste

Schilderungen unberücksichtigt bleiben. Dafür kam es meiner Arbeit zustatten, dass mir mehrere unveröffentlichte Manuskripte zur Verfügung gestellt wurden, ich meine kaum überblickbare Korrespondenz mit Überlebenden von Auschwitz heranziehen und eine Vielzahl von Gesprächen verwerten konnte. Schliesslich habe ich während der Arbeit an diesem Buch fragmentarische Berichte von Personen überprüfen lassen, welche die dort dargestellten Episoden in Auschwitz kennengelernt hatten. Dabei kam mir zugute, dass sich bei Gesprächen auch mit solchen ehemaligen Häftlingen von Auschwitz, die ich im Lager nicht kennengelernt hatte, schnell eine Atmosphäre der Vertraulichkeit einstellte, während Aussenstehende nicht selten über die Schwierigkeit klagen, ehemalige KZ-Häftlinge zu einer freimütigen Aussprache zu bewegen.

Während meiner Arbeit liess ich mich von einem Grundsatz leiten, den Andrzej Wirth in seinem Nachwort zu den Auschwitz-Erzählungen von Tadeusz Borowski in folgende Worte gekleidet hat: «Die Wahrheit über den Massenmord im zwanzigsten Jahrhundert verlangt genauso den Verzicht auf die Dämonisierung der Mörder wie auf die Apotheose der Opfer. Die Anklage gilt der unmenschlichen Situation, die das faschistische System bewirkt.» Nur das Wort «faschistisch» würde ich durch den präziseren Ausdruck «nationalsozialistisch» ersetzen, denn es gab und gibt verschiedene faschistische Systeme, jedoch nur ein Auschwitz. Darin stimme ich Günter Grass zu, der sagte:

«Was vor Auschwitz sich ereignete, unterliegt anderen Kategorien, sofern es beurteilt wird; obgleich es den Vernichtungsmechanismus schon immer gegeben hat: erst die Perfektion liess ihn zur Kategorie werden. Nicht die namentliche Grausamkeit einzelner Personen, sondern die anonyme Reibungslosigkeit fleissig zu nennender Schreibarbeit war das Neue und noch nicht Dagewesene in seiner menschlichen Blässe, die wir, uns distanzierend, unmenschlich nennen.»

DAS LAGER UND SEIN JARGON

Um die Menschen in Auschwitz mit ihren Problemen beschreiben zu können, muss zuerst das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager skizziert und der Jargon, der sich dort gebildet hatte, erklärt werden; ferner Begriffe, die speziell für Auschwitz typisch waren und in die Sprache dieses Lagers eingegangen sind. Wem das bekannt ist, der möge dieses Kapitel überblättern.

Unmittelbar nachdem die Nationalsozialisten im Jahr 1933 zur Macht gekommen waren, haben sie die ersten Konzentrationslager errichtet. Im Lauf der Jahre entwickelten sie ein System der kontrollierten Häftlings-Selbstverwaltung, das nach ihrem «Führerprinzip» aufgebaut war. Jeder Wohneinheit – die Block genannt wurde – stand ein Blockältester vor, jeder Stube ein Stubenältester. Ein Lagerältester war der Vorgesetzte aller Blockältesten. Grundsätzlich hatten alle Gefangenen zu arbeiten. Sie wurden in Arbeitskommandos zusammengefasst, die von Capos – bei grossen Kommandos auch Ober- und Untercapos – geleitet wurden. Diese Bindenträger – wie sie genannt wurden, da ihre Funktion durch eine Armbinde mit entsprechender Aufschrift kenntlich gemacht war – waren selbst von Arbeit befreit. Ihnen ist weitgehende, häufig unumschränkte Vollmacht gegenüber den Untergeordneten eingeräumt worden. Sie wurden aber zur Rechenschaft gezogen, wenn in ihrem Lager, auf ihrem Block oder in ihrem Kommando nach Ansicht der Lagerführung etwas nicht in Ordnung war.

Eine Episode, die durchaus nicht vereinzelt dastand, möge veranschaulichen, wie dieses System nach dem Willen der SS wirksam werden sollte. Als eines Tages der Lagerführer meinte, die allgemeine Disziplin hätte nachgelassen, liess er nach dem Abendappell alle Capos vortreten und jedem fünf Stockschläge geben. «Sorgt nun dafür,

dass künftig der Einmarsch der Kommandos besser klappt», kommentierte der Lagerführer diese Strafe. Nicht wenige Capos gaben die Schläge an die ihnen Unterstellten weiter.

Die Capos hatten nicht nur dafür zu sorgen, dass möglichst «zackig» marschiert wurde – die Schikanen der preussischen Kaserne sind dabei bis zum Exzess gesteigert worden; sie waren auch für das Arbeitspensum ihres Kommandos verantwortlich. Entsprach dieses Pensum nicht der Norm, dann mussten die Capos «über den Bock», wie Willi Brachmann – ein deutscher Capo – bezeugt hat. «Das wurde befohlen, damit wir dafür sorgen, dass die Arbeit gut geht», erklärte Brachmann diesen Brauch.

Richard Böck ist einer von den ganz wenigen aussagewilligen SS-Angehörigen. Als er nach Frankfurt als Zeuge geladen wurde, hat er sich schriftlich vorbereitet. In dem Manuskript steht unter anderem: «Wenn einer (bei der Strafarbeit) nicht mehr mitkam, dann hatten die Capos und Untercapos zu schlagen. Wenn dann noch ein Kommandoführer oder Blockführer dazukam, dann ging es abscheulich zu: ‚Capo, komm mal her!‘ – Bums!! – ‚Kannst du nicht besser schlagen?‘ Nun schlug der Capo, anscheinend um sein Leben. Wieder: ‚Capo, komm mal her! Mach den fertig!‘ Meistens bekam der Capo ein paar ins Gesicht oder mit der Stiefelspitze, wenn er nicht genug schlug.»

Andererseits räumte die Lagerführung den Bindenträgern Privilegien ein, von denen ein einfacher Häftling nicht einmal zu träumen wagte. Unterkunft, Kleidung, Essen erhielten sie bevorzugt und konnten sich Rechte herausnehmen, die sie weit aus der grauen Masse heraushoben. Jede Beschwerdemöglichkeit eines Unterstellten gegen einen Capo oder Blockältesten war ausgeschlossen. Dieser konnte nach Belieben strafen, ja selbst töten. Meldete ein Häftlingsfunktionär einen «Abgang durch Tod», dann wurde in der Regel gar nicht danach gefragt, woran der Häftling gestorben war. Die Nummer musste stimmen, der Appell musste in Ordnung sein, das war alles, was die Lagerführung an einer solchen Meldung interessierte.

Systematisch wurde auf diesem Weg eine Hierarchie unter den Gefangenen ausgebaut, die als verlängerter Arm der Lagerführung den

Terror bis in den letzten Winkel des Lagers tragen und ihn auch dann wirken lassen sollte, wenn – wie zum Beispiel nachts – kein SS-Angehöriger im Lager war. Es gab ein einfaches Mittel, Bindenträger zu gefügigen Werkzeugen zu machen, wenn sie erst einmal im Dienst ihrer Herren schuldig geworden waren: Jederzeit konnte ein Capo oder Blockältester seine Binde verlieren und die Stufenleiter in der Hierarchie hinuntergestossen werden. Sobald er aber mit der Binde den Schutz der Lagerführung verloren hatte, war er der Rache derer ausgeliefert, die er gepeinigt hatte. Es genügte häufig eine Drohung mit dem Entzug des Schutzes.

Vorzugsweise wurden deutsche Häftlinge zu Funktionen herangezogen. Jeder Gefangene hatte neben seiner Nummer ein Dreieck – Winkel genannt – zu tragen, welches die Haftart anzeigte. Bei Nichtdeutschen war der Anfangsbuchstabe ihrer Nationalität im Winkel aufgezeichnet: also ein «P» bei Polen, ein «F» bei Franzosen, ein «T» bei Tschechen und so fort. Die Farbe des Winkels zeigte den Haftgrund an. Politische Gefangene trugen einen roten Winkel; sie wurden daher allgemein «Rote» genannt. Kriminelle, die wegen ihrer Vorstrafen ins KZ eingewiesen worden waren und als «Berufsverbrecher» geführt wurden, sind nach der Farbe ihres Winkels «Grüne» genannt worden. Andere Winkelfarben, mit denen Asoziale (schwarz), Bibelforscher oder Homosexuelle gekennzeichnet wurden, haben in der Häftlingshierarchie von Auschwitz keine wesentliche Rolle gespielt, sieht man vom Frauenlager ab, wo Prostituierte mit schwarzem Winkel wichtige Funktionen bekleidet haben. Juden hatten unter ihrem Winkel, von dem das Land abzulesen war, aus dem sie deportiert worden waren, ein mit der Spitze nach oben weisendes Dreieck in gelber Farbe zu tragen. Die beiden Dreiecke ergaben zusammen die Form des sechszackigen Davidsterns.

Mit Bedacht wurden die Unterschiede der Gefangenen nicht nur äusserlich kenntlich gemacht; die Gegensätze zwischen den verschiedenen Gruppen wurden betont und verschärft. Der Kommandant Höss

fasste die Gründe dafür so zusammen: «Keiner noch so starken Lagerführung wäre es sonst möglich, Tausende von Häftlingen im Zügel zu halten, zu lenken, wenn diese Gegensätze nicht dazu helfen würden. Je zahlreicher die Gegnerschaften und je heftiger die Machtkämpfe unter ihnen, umso leichter lässt sich das Lager führen.»

Auch der SS-Richter Dr. Morgen, der viele Konzentrationslager kennengelernt hatte, gab in amerikanischer Haft zu Protokoll, dass die Häftlingsselbstverwaltung so ausbalanciert wurde, dass eine ständige Rivalität zwischen Politischen und Kriminellen bestehen blieb.

Maximilian Grabner bescheinigte dem Rapportführer Oswald Kaduk, dass er es als Praktiker verstanden habe, «sich eine Gefolgschaft von kriminellen Häftlingen zu ziehen, die er bei einer jeden Gelegenheit gegen die politischen Häftlinge losliess».

Je nachdem, ob politische oder kriminelle deutsche Häftlinge in den Schlüsselfunktionen den Ton angaben, spricht man von roten oder grünen Lagern. Von Höss, der über eine jahrelange Lagererfahrung verfügte, als er mit dem Aufbau von Auschwitz betraut wurde, ist der Ausspruch überliefert worden, zehn grüne Häftlingsfunktionäre wären im Sinn der Lagerführung besser als hundert SS-Männer.

Gruppen mit gleichartigem Winkel waren allerdings keineswegs homogen. Als politische Gefangene wurden nicht nur aktive Gegner des Nationalsozialismus in die Lager eingeliefert, sondern zum Beispiel auch Personen, die im Rausch politische Witze erzählt hatten oder bei einer Schwarzschlachtung ertappt worden waren. Ella Lingers berichtet von deutschen Frauen, die mit einem roten Winkel ins Lager eingewiesen worden waren, weil sie ein Verhältnis mit Polen eingegangen waren. Andererseits gab es vereinzelt auch Grüne, deren Delikte politischen Charakter hatten, zum Beispiel Urkundenfälschung, um Mitglieder einer Untergrundorganisation mit falschen Papieren auszustatten.

Ausdrücklich soll betont werden, dass keineswegs alle Grünen willige Werkzeuge der SS waren; ebensowenig, wie alle Roten ihre Funktion im Geist der Kameradschaft ausübten. Trotzdem waren von Grü-

nen regierte Lager mit Recht gefürchtet. In einem roten Lager konnten die politischen Gefangenen eine Art moralische Aufsicht über die Bindenträger ausüben, was sich günstig ausgewirkt hat. In allen Konzentrationslagern wütete infolge des natürlichen Gegensatzes und der Taktik des Gegeneinander-Ausspielens der Lagerführung ein harter unterirdischer Machtkampf zwischen Rot und Grün.

Deutsche wurden bevorzugt zu Lagerfunktionen herangezogen, Juden konnten erst in der letzten Phase gewisse Funktionen erhalten, vor allem in Aussenlagern, in denen fast nur Juden interniert waren. Von den «Ariern» (dieser unwissenschaftliche Ausdruck muss im Folgenden gebraucht werden, um schwerfällige Umschreibungen abzukürzen) anderer Nationalität hatten die Polen in Auschwitz eine gewisse Vorzugsstellung errungen; nicht weil ihnen diese von der SS eingeräumt worden wäre, sondern weil anfangs Auschwitz fast nur mit Polen belegt war und daher Schlüsselpositionen in der Häftlingsverwaltung, für welche Deutsche wegen ihrer geringen Zahl oder mangelnden Intelligenz nicht herangezogen werden konnten, von Polen besetzt wurden. Diese nützten die Möglichkeiten konsequent aus, um Landsleuten zu besseren Positionen zu verhelfen. Auch sprachlich kam diese Vorzugsstellung zum Ausdruck. Häufig gingen polnische oder polonisierte Worte in die Lagersprache über; so wurde von vielen der Blockälteste «Blokowy» und der Stubenälteste «Stubowy» genannt, die Blockälteste «Biokowa».

Waren die deutschen Kriminellen wegen ihrer Vorstrafen ins Lager gekommen, die Politischen wegen ihrer – zumindest angenommenen – Gegnerschaft zum Regime, die «Arier» anderer Nationalität wegen meist noch viel vager vermuteter Feindschaft zum Dritten Reich, so sind die Juden aus fast allen Ländern, die damals unter deutscher Herrschaft standen, ausschliesslich wegen ihrer Abstammung deportiert worden. Daher gab es unter jüdischen Gefangenen noch grössere Unterschiede als unter anderen Häftlingsgruppen. Nur Zigeunern bereitete der Nationalsozialismus das gleiche «totale» Schicksal wie den Juden.

Die Häftlinge sind nicht bloss durch ihren Winkel voneinander unterschieden worden. Jeder Häftling hatte auch eine Nummer an seine Kleidung angenäht zu tragen. Zum Unterschied von manchen anderen Lagern wurde in Auschwitz keine Nummer nach dem Tod oder der Überstellung eines Häftlings nochmals ausgegeben, so dass man von jeder Nummer ablesen kann, wann der Träger nach Auschwitz gekommen ist. In allen Lagern bildete sich eine Art Aristokratie der niedrigen Nummern heraus. Mit einer gewissen Verachtung blickte man in Auschwitz auf die «Millionäre» herab, wie diejenigen mit einer sechsstelligen Nummer genannt wurden. Einen Unterschied gab es jedoch gegenüber anderen Lagern: Ich war 15 Monate in Dachau interniert. Als ich von dort nach Auschwitz überstellt wurde, galt ich auf Grund meiner Nummer noch immer als «Neuer». In Auschwitz zählte man mich bereits nach wenigen Monaten zu den «Alten»; umso viel stärker war in einem Vernichtungslager die Fluktuation.

Frauen erhielten in Auschwitz Nummern einer eigenen Serie, mit 1 beginnend. Als ein Zigeunerlager eingerichtet wurde, erhielten die Zigeuner ebenfalls eigene Nummernserien, je eine für Männer und Frauen, mit einem «Z» vor der Ziffer. Am 13. Mai 1944 ordnete die Lagerführung an, dass jüdische Neuzugänge Nummern einer neuen Serie erhielten, denen ein «A» vorgesetzt wurde. Später wurde eine weitere Serie mit einem «B» begonnen.

Im Lager kannten die Gefangenen einander mit den Vornamen. Die polnischen Vornamen wurden stets in ihrer Kurzform genannt, also Staszek statt Stanislaw, Tadek statt Tadeusz, Jdzek wurde ein Jozef gerufen, Mietek ein Mieczyslaw. Diese Form wurde auch im folgenden Text beibehalten, übrigens auch bei einigen deutschen Vornamen. Da Rudolf Friemel allgemein als Rudi bekannt war, wird er hier ebenfalls so bezeichnet.

Je grösser die Lager wurden – und Auschwitz war bald, nachdem es zum Vernichtungslager ausgebaut worden war, zum grössten KZ angewachsen –, desto komplizierter wurde der Verwaltungsapparat. Die Wachmannschaft war weder zahlenmässig noch ihrer intellektuel-

len Qualität nach imstande, diesen Apparat reibungslos zu bedienen. Unter den Gefangenen gab es genügend Menschen, welche auch eine komplizierte Verwaltungsarbeit meistern konnten. Aus ihren Reihen wurden die Schreibstuben und andere Verwaltungszentren besetzt. Das Wichtigste für die Lagerführung war der tägliche Appell. Er musste stimmen, trotz aller Zugänge und Überstellungen, Verlegungen in und Entlassungen aus dem Krankenbau, Todesfälle, Kommandierungen zu Arbeiten ausserhalb des Lagerbereichs und dergleichen. Die Häftlinge, die als Rapportschreiber und in ähnlichen Funktionen eingesetzt waren, hatten Interesse daran, den Verwaltungsapparat weiter zu komplizieren, um sich unentbehrlich zu machen. Dabei kam ihnen der bei der SS stark entwickelte Hang zur Überbürokratisierung entgegen.

Jeder Einzelne aus diesem Apparat konnte jederzeit willkürlich ausgetauscht werden, wenn er seinen Vorgesetzten missfiel. Auf den gesamten Apparat der Lager-Selbstverwaltung war die Lagerführung jedoch angewiesen, ihn konnte sie nicht entfernen, wenn der Lagerbetrieb nicht zusammenbrechen sollte. Waren die in dieser Organisation tätigen Gefangenen imstande, trotz aller Bestrebungen der SS zusammenzuhalten, so stellten sie daher eine gewisse Kraft dar.

Die Bindenträger und diejenigen, die Schlüsselpositionen in der Verwaltung und in wichtigen Kommandos bekleideten, wurden zur Lagerprominenz gezählt. Die Lebensbedingungen dieser Prominenz unterschieden sich sehr stark von denen der grauen Masse, in Auschwitz noch weit mehr als in gewöhnlichen Lagern.

Die Masse wurde durch ein System barbarischer Strafen und unsinniger, praktisch undurchführbarer Befehle ständig gehetzt. Mit Vorliebe verhängte die Lagerführung Kollektivstrafen, um Häftlinge gegeneinander auszuspielen. Verlängertes Appellstehen, Strafsport oder Essenentzug sollten die Wut der Masse gegen diejenigen richten, die unliebsam aufgefallen waren. Bereits morgens wurden die Häftlinge zu einem erschöpfenden Wettrennen beim Waschen, Bettenbauen, Aufsuchen der Latrine und Fassen von Kaffee gezwungen, das Bruno

Bettelheim vor Kriegsbeginn in anderen Lagern kennengelernt und so beschrieben hat: «Noch vor Sonnenaufgang hat bereits ein Kampf aller gegen alle mit all seinen Spannungen, Erniedrigungen und Depressionen stattgefunden. Er war dem Häftling aufgezwungen, noch bevor ein Angehöriger der Wachmannschaft am Morgen das Lager betreten hatte. Die noch unsichtbare SS hatte die Häftlinge zu einer Masse von Menschen gepresst, die ihren Zorn nicht abreagieren konnten und an ihrer Ohnmacht verzweifeln.»

Dieser zermürbende Kampf setzte sich abends fort, wenn die SS das Lager schon verlassen hatte. «Man darf sich unseren Aufenthalt in der Baracke nach Beendigung des langen Arbeitstages nicht als ein Ausruhen, man muss sich ihn als neues Martyrium vorstellen», schreibt Pelagia Lewińska, die das Frauenlager in Birkenau kennenlernen musste. Dass sich ein prominenter Häftling diesem täglichen, aufreibenden Kampf weitgehend entziehen konnte, war nicht sein geringster Vorteil.

Obwohl die offizielle Abkürzung für Konzentrationslager KL lautete und daher auch in zitierten Dokumenten und Niederschriften von SS-Angehörigen so zu lesen ist, hat sich im Sprachgebrauch die Kurzform KZ durchgesetzt, nicht nur bei den Gefangenen, sondern auch bei ihren Wärtern.

In jedem KZ war eine Art Gefangenenspital eingerichtet, das in Auschwitz Häftlingskrankenbau – abgekürzt HKB – genannt wurde. Der Häftling, der mit der Leitung dieses Krankenhauses betraut war, trug die Binde: «Lagerältester HKB».

An der Spitze der Wachtruppe stand in jedem Lager ein Kommandant. Das Lager selbst wurde von einem oder mehreren Schutzhaftlagerführern geleitet, denen Rapportführer unterstanden, die ihrerseits Vorgesetzte der Blockführer waren. Blockführer wurden SS-Männer meist niedrigen Dienstgrades genannt, denen ein oder mehrere Blöcke unterstellt waren. Sie sind nicht mit Blockältesten zu verwechseln, die Häftlinge waren. Die Arbeitskommandos – kurz Kommandos genannt – wurden von einem Kommandoführer geleitet.

Der leitende SS-Arzt, dem alles, was mit dem Gesundheitswesen zusammenhängt – und manches, was damit gar nichts zu tun hatte –, unterstand, trug in Auschwitz den Titel SS-Standortarzt. Ihm waren die anderen SS-Ärzte unterstellt, denen wiederum Sanitätsdienstgrade – abgekürzt SDG – zur Verfügung standen. Die Krankenbauten waren der Aufsicht der Lagerführer – und damit auch der Rapport- und Blockführer – entzogen und den SS-Ärzten und SDGs unterstellt, was in Auschwitz besondere Bedeutung erlangt hat.

In jedem Lager bestand eine Politische Abteilung, welche neben administrativen Aufgaben auch die Funktion einer Lagergestapo erfüllte. Der Leiter dieser Abteilung in Auschwitz unterstand der Gestapo in dem benachbarten Kattowitz, während für alle anderen die vorgesetzte Dienststelle das SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt in Oranienburg bei Berlin war.

Offiziere wurden bei der SS Führer genannt. Der höchste Dienstgrad, den ein SS-Angehöriger in Auschwitz bekleidete, war SS-Obersturmbannführer, ein Rang, der dem des Oberstleutnants der deutschen Wehrmacht entspricht. Die Kommandanten Höss und Liebehenschel sowie die Leiter der Landwirtschaftlichen Betriebe und der Verwaltung, Caesar und Möckel, waren SS-Obersturmbannführer.

In allen Lagern steigerte sich die Korruption bis ins Groteske. SS-Angehörige liessen in Lagerwerkstätten Häftlinge für sich arbeiten. Je höher der Rang und je grösser der Einfluss, umso umfangreicher waren die Bestellungen. Rohstoffe, die als Mangelware nur für die Rüstungsindustrie freigegeben waren, wurden ungeniert dazu verwendet. Auch ein Häftling, der sein Leben bewahren wollte, musste «organisieren», wie der allgemein übliche Ausdruck für das Aneignen von Gütern aus Vorratsräumen, Magazinen oder Küchen lautete, denn die offiziell verteilten Rationen waren zu gering. Man unterschied zwischen Diebstahl und Organisation. Vergriff sich jemand am Eigentum eines Mit-häftlings, so wurde er von seinen Kameraden als Dieb hart bestraft. Organisieren galt hingegen als ehrenhaft und aner kennenswert.

Wer gut organisieren konnte, ohne damit «aufzufallen» und zu «platzen» – wie man sagte –, war allgemein geachtet.

In Auschwitz waren die Möglichkeiten so einer Organisation unvergleichlich grösser als in gewöhnlichen Konzentrationslagern; denn den ins Vernichtungslager deportierten Juden wurde gesagt, sie würden umgesiedelt. Man forderte sie auf, alles mitzunehmen, was zum Aufbau einer neuen Existenz im Osten von Nutzen sein könnte. Bei der Ankunft in Auschwitz wurde ihnen alles abgenommen, die Effekten von einem Häftlingskommando sortiert und nach verborgenen Wertgegenständen durchsucht. Alles war da zu finden: nicht nur Lebensmittel, Arzneien, Alkoholika und Kleidungsstücke, sondern auch Schmuck, Diamanten, Gold und Geld in allen möglichen Währungen, vor allem Dollars. Die Baracken, in denen die Effekten durchsucht, sortiert und gelagert wurden, sind von den polnischen Häftlingen «Kanada» genannt worden, für sie wohl ein Synonym für sagenhaften Reichtum. Dieser Ausdruck wurde allgemein übernommen, auch von der SS. Das Kommando, das dort zu arbeiten und daher die günstigste Möglichkeit zu organisieren hatte, wurde Kanada-Kommando genannt.

Nach Auschwitz wurden wie in alle nationalsozialistischen Konzentrationslager Gefangene von verschiedenen Gestapo- und Kripostellen eingeliefert. Seitdem dieses Lager als Vernichtungslager für die Juden – und später auch für die Zigeuner – bestimmt worden war, wurden vom Reichssicherheitshauptamt ausserdem Transporte der zu Tötenden dorthin dirigiert. Es war üblich, diese als RSHA-Transporte zu bezeichnen. Die auf diesem Weg Deportierten wurden nicht wie andere Gefangene unmittelbar ins Lager gebracht. Sie wurden an der «Rampe» – wie ein Abstellgeleise allgemein genannt wurde – auswageniert und in der Regel einer «Selektion» unterworfen. Selektion bedeutete, dass diejenigen sofort in eine Gaskammer zur Tötung geschickt wurden, die nicht arbeitsfähig zu sein schienen, während die Arbeitsfähigen als Häftlinge ins Lager eingewiesen wurden. Da auf diesem Weg ständig unverbrauchte Arbeitskräfte ins Lager kamen, selektierte die SS periodisch auch unter den Lagerinsassen um die ar-

beitsunfähig Gewordenen in den Gaskammern zu töten und an ihrer Stelle Neuzugänge arbeiten zu lassen. Rampe und Selektion sind in Auschwitz ebenso feststehende Begriffe geworden wie Kanada.

DIE GESCHICHTE DES VERNICHTUNGSLAGERS

«Der SS-Staat erschien im metallischen Glanz seiner Totalität als ein Staat, in dem die Idee sich verwirklichte», sagt Jean Améry, der in diesen Staat – die Welt der von der SS regierten Konzentrationslager – hineingeworfen worden war.

Hannah Arendt, die ihn aus der Distanz analysieren konnte, schreibt: «Die Konzentrations- und Vernichtungslager dienen dem totalen Herrschaftsapparat als Laboratorien, in denen experimentiert wird, ob der fundamentale Anspruch der totalitären Systeme, dass Menschen total beherrschbar sind, zutreffend ist.»

An anderer Stelle bemerkt diese Autorin: «Terror ist das Wesen totaler Herrschaft. Terror hat in totalitär regierten Ländern so wenig mit der Existenz von Gegnern des Regimes zu tun, wie die Gesetze in konstitutionell regierten Ländern von denjenigen abhängen, die sie brechen.» Hannah Arendt weist auf eine Schwierigkeit hin, mit der sich diejenigen auseinanderzusetzen haben, die nachträglich das System der nationalsozialistischen Lager studieren wollen: «So wie die Stabilität des totalitären Regimes von der Isolierung der fiktiven Welt der Bewegung von der Aussenwelt abhängt, so hängt das Experiment der totalen Herrschaft in den Konzentrationslagern daran, dass sie auch innerhalb eines totalitär regierten Landes sicher gegen die Welt aller anderen, die Welt der Lebenden überhaupt, abgedichtet sind. Mit dieser Abdichtung hängt die eigentümliche Unwirklichkeit und Unglaubwürdigkeit zusammen, die allen Berichten aus den Lagern innewohnt und eine der Hauptschwierigkeiten für das wirkliche Verständnis der totalen Herrschaftsformen bildet, deren Existenz mit der Existenz der Konzentrations- und Vernichtungslager steht und fällt; denn diese Lager sind, so unwahrscheinlich dies klingen mag, die eigentliche zentrale Institution des totalen Macht- und Organisationsapparates.»

Darum scheint es am zweckmässigsten, diese zentrale Institution

zu untersuchen, wenn man die Gewalt studieren will, welche ein totalitäres Regime über Menschen erringen kann; und die Folgen, welche diese ungehemmte gewaltsame Einwirkung auf verschiedene Individuen zeitigte.

Die Untersuchung wurde auf Auschwitz beschränkt, das schon Konzentrationslager war, bevor es als Vernichtungsstätte eingerichtet wurde. Insofern unterschied es sich von Treblinka, Belzec, Sobibor und Chelmno, wo ausschliesslich Vernichtungsanstalten eingerichtet worden waren. In diesen Lagern wurde nur eine kleine Zahl von Deportierten so lange am Leben gelassen, als sie zur Bedienung des Vernichtungsapparates benötigt wurden. Ihr Schicksal ist mit dem der Sonderkommandos in Auschwitz vergleichbar. Nur Majdanek war ebenso wie Auschwitz gleichzeitig KZ und Vernichtungslager. Es bestand jedoch kürzer, war wesentlich kleiner als Auschwitz, und nur wenige haben dieses Lager überlebt; die meisten von ihnen landeten später in Auschwitz, das zur grössten Vernichtungsstätte und zugleich zum Konzentrationslager mit der höchsten Zahl von Internierten angewachsen ist. Man schätzt, dass etwa 60.000 in Auschwitz Internierte im Jahr 1945 die Freiheit erlebt haben. Viele von ihnen haben Zeugnis abgelegt, zahlreiche Dokumente sind erhalten geblieben. Erkenntnisse, die aus diesen Quellen geschöpft werden, können stellvertretend für alle nationalsozialistischen Vernichtungslager gelten.

Wer an diesen Stätten leben musste, war Bedingungen unterworfen, die bisher unbekannt, ja unvorstellbar waren. Jean Améry wehrt sich gegen einen Vergleich von Auschwitz mit Dachau: «Dachau war eines der ersten nationalsozialistischen Konzentrationslager», schreibt er, «und hatte darum, wenn man so will, eine Tradition; Auschwitz war erst 1940 geschaffen worden und unterlag bis zum Schluss Improvisationen von Tag zu Tag. In Dachau herrschte unter den Häftlingen das politische Element vor, in Auschwitz aber bestand die weit überwiegende Mehrzahl der Häftlinge aus völlig unpolitischen Juden und politisch recht labilen Polen. In Dachau lag die innere Verwaltung zum grössten Teil in den Händen politischer Häftlinge, in Auschwitz gaben

deutsche Berufsverbrecher den Ton an.» In Monowitz, wo Améry interniert war, trug bis zuletzt der Lagerälteste einen grünen Winkel.

Ich kam von Dachau nach Auschwitz. Im Frankfurter Auschwitz-Prozess nach dem Unterschied zwischen diesen beiden Lagern befragt, bezeichnete ich Dachau im Vergleich zu Auschwitz als eine Art Idylle. Der Tscheche Arnost Tauber gebrauchte auf eine gleiche Frage, Buchenwald betreffend, wo er zuerst interniert gewesen war, denselben Ausdruck. Ernst Toch, der von Sachsenhausen nach Auschwitz überstellt worden war, sagte, er hätte in jenem Lager noch geglaubt, eine Chance zu haben, dieses Gefühl jedoch in Auschwitz verloren. Heinz Brandt, der denselben Weg wie Toch gegangen war, schreibt: «Sachsenhausen – das war die Hölle gewesen. Aber eine überschaubare Hölle. Auschwitz ist ein Mord-, Beute- und Sklavenschungel.»

Im ersten nationalsozialistischen Konzentrationslager – Dachau – hat die SS das System entwickelt, das auf alle anderen Lager übertragen wurde. Nach Kriegsbeginn änderte sich der Charakter der KZs grundlegend dadurch, dass in immer grösserer Zahl Ausländer in sie eingewiesen wurden und die Lager sich stark vergrösserten. Die deutschen Häftlinge wurden dadurch zur privilegierten Minderheit.

Auschwitz liegt zwischen Krakau und Kattowitz. Dieses Gebiet wurde nach der Besetzung Polens durch die Deutschen zu Oberschlesien geschlagen. Die Geschichte des Lagers begann nicht viel anders als die anderer Konzentrationslager, die während des Krieges eingerichtet wurden. Bereits Anfang 1940 ist der Plan entstanden, bei Auschwitz ein Lager zu errichten, wie einem Bericht des SS-Hauptamtes vom 25. Januar dieses Jahres zu entnehmen ist. Anfang Mai wurde Rudolf Höss, bis dahin Schutzhaftlagerführer in Sachsenhausen, zum Kommandanten ernannt. Er brachte von dort nicht nur den Rapportführer Gerhard Palitzsch, sondern gleich auch dreissig deutsche Häftlinge mit, die die wichtigsten Funktionen innerhalb der Häftlingshierarchie bekleiden sollten. Fast alle waren Kriminelle, die sich nach Ansicht der SS bereits in Funktionen bewährt hatten.

Am 14. Juni 1940 wurden die ersten 728 Polen nach Auschwitz eingeliefert; damit beginnt die Geschichte dieses Lagers. Bald folgten weitere Transporte von polnischen Gefangenen.

Nur einmal – am 29. August 1940 – kamen Häftlinge anderer Nationalität nach Auschwitz; wiederum Deutsche aus Sachsenhausen, die in dem inzwischen gewachsenen Lager den Bedarf an Capos und Blockältesten decken sollten. Am 6. Juni 1941 wurde erstmals eine geschlossene Gruppe ins Lager eingeliefert, unter der sich kein Pole befand. Sie kam aus der benachbarten Tschechoslowakei.

In jedem neu errichteten Lager war die erste Zeit des Aufbaus besonders hart für die Häftlinge. Diejenigen Polen, die sie überleben konnten, hatten Lagererfahrung gesammelt und entwickelten leicht ein Gefühl der Überlegenheit denjenigen gegenüber, die später ins Lager kamen, als dieses bereits ausgebaut war. Die drei- und vierstelligen Nummern auf ihrer Häftlingskleidung waren eine Art Legitimation dafür, dass sie das Schwerste überstanden hatten; eine Legitimation, die nicht selten auch von der SS respektiert wurde. Dadurch entstand eine Vorrangstellung der Polen.

Der Kommandant von Auschwitz erhielt im Sommer 1941 von Himmler unter vier Augen den Befehl, sein Lager für die «Endlösung der Judenfrage» auszubauen. Mit diesem Ausdruck umschrieben die Nationalsozialisten den Völkermord an den Juden. An das Datum, wann er diese Weisung erhalten hatte, konnte sich Höss nicht mehr erinnern, es ist auch aus Dokumenten nicht feststellbar.

Im Oktober 1941 wurde etwa 3 Kilometer nordwestlich des Lagers – das später Stammlager genannt wurde – mit dem Bau eines Lagerkomplexes von bisher unbekanntem Dimensionen begonnen; in rund 250 Baracken sollten 200.000 Gefangene untergebracht werden. Dieser Komplex, der aus einer Vielzahl von Einzellagern bestand, die voneinander getrennt waren, wurde Birkenau genannt. Der Name der polnischen Ortschaft, die auf diesem Gebiet stand und niedergerissen wurde, war Brzezinka. Birkenau ist eine Verdeutschung dieses Na-

mens. Russische Kriegsgefangene, die im Herbst und Winter nach Auschwitz gebracht worden waren, sind zum Bau eingesetzt worden. Fast alle gingen dabei zugrunde. Von mehr als 15.000 blieben weniger als 200 am Leben. Sie wurden nachher «als eine Art Museumsstück betrachtet» und besser behandelt, wie ein überlebender Russe vor dem Frankfurter Gericht sagte. Im März 1942 wurde mit der Belegung des Birkenauer Lagerkomplexes begonnen. Bis zur Evakuierung konnten nicht alle Ausbaupläne realisiert werden.

«Wenn man über ein Lager spricht, so genügt es nicht, den Namen des Lagers zu nennen ... Selbst wenn man dieselbe Periode betrachtet, so lebten die Häftlinge im gleichen Lager auf verschiedenen Planeten, je nach der Art der Arbeit, die sie verrichten mussten.» Diese Feststellung von Benedikt Kautsky ist für Auschwitz noch zutreffender als für andere Lager; sie gilt besonders für den Unterschied zwischen dem Stammlager mit seinen relativ geordneten Verhältnissen und dem Lagerdschungel von Birkenau.

Anfang September 1941 griff man in Ausführung des HimmlerBefehls auf der Suche nach einem Mittel, mit dem viele Menschen gleichzeitig ohne grossen Aufwand getötet werden könnten, das erste Mal zum Giftgas. Russische Kriegsgefangene und Arbeitsunfähige aus dem Krankenbau waren die ersten Opfer. Das Giftgas Zyklon-B, das zur Ungeziefervertilgung in Auschwitz gelagert war, bewährte sich dabei in den Augen der Lagerführung. Es bot nicht nur die Möglichkeit, mit Hilfe von wenigen Bewachern und Exekutoren in kurzer Zeit zahlreiche Menschen zu töten; Herbert Jäger weist auf einen anderen Vorteil hin, den diese Tötungsart der SS brachte: «Die hemmenden Wirkungen, die mit den Massenerschiessungen (die von den Einsatzgruppen im Osten bis dahin praktiziert wurden) verbunden waren und sogar bei Himmler als Schwächeanfall in Erscheinung traten, dürften der Grund für die späteren Gaswagenmorde und die Tötung in Gaskammern gewesen sein.»

Der Leiter einer Einsatzgruppe, Otto Ohlendorf, sprach in diesem Zusammenhang vor seinen Nürnberger Richtern von einer «Humani-

sierung» des Massenmordes. Diese Humanisierung bezog sich freilich nicht auf die Opfer, sondern auf die Täter, denen man die mit Erschiesungen am laufenden Band verbundene Nervenbelastung ersparen wollte.

Andrzej Wirth weist auf eine weitere bedeutungsvolle Folge dieser Tötungsart hin: «Die Beziehung zwischen dem Mörder und seinem Opfer ist der Anonymität anheimgefallen. Der Mord selbst resultiert aus einer Unzahl von Teilentscheidungen, getroffen von einer Unzahl von Menschen, die weder eine Gefühls-, geschweige denn Gedankenbeziehung zum Gegenstand des Mordes haben.» Damit und mit seiner anschliessenden Frage «Wo fängt hier die Ursache an, wo beginnt die Wirkung?» berührt Wirth ein Problem, auf das derjenige stösst, der die Reaktionen der Menschen, welche an den Massenmorden in Auschwitz mitgewirkt haben, studiert.

Schon in der ersten Zeit sind zusammen mit polnischen «Ariern» auch Juden aus diesem Land ins Lager eingewiesen worden. Sie wurden automatisch der Strafkompagnie zugeteilt. Willi Brachmann, der mit dem zweiten Sachsenhausen-Transport als Capo nach Auschwitz gekommen war, bezeugte, dass damals alle Juden zur Arbeit in der Kiesgrube eingeteilt worden waren. «Der Capo Roman kriegte gleich Bescheid: Ich will keine Juden sehen!» – so wurde laut Brachmann der Capo des Kiesgrubenkommandos von dem Lagerführer aufgefordert, die ihm zugeteilten Juden fertigzumachen.

Zwei Bauernhäuser, die von dem Dorf Brzezinka stehengelassen worden waren, wurden als Gaskammern umgebaut. Im Januar 1942 sind die ersten rein jüdischen Transporte – sie kamen aus dem benachbarten Oberschlesien – dort ermordet worden. Wie in allen Vernichtungsstätten, zwang auch in Auschwitz die SS Häftlinge, ihr alle Arbeiten, die mit dem Wegräumen und Verbrennen der Leichen zusammenhingen, abzunehmen. Diejenigen, die dafür bestimmt wurden, sind in sogenannten Sonderkommandos zusammengefasst worden.

Seit dem 26. März 1942 wurden Judentransporte von dem Reichssicherheitshauptamt nach Auschwitz dirigiert; die ersten aus der Slo-

wakei und Frankreich. Anfangs wurden alle ins Lager als Häftlinge eingewiesen. Beim ersten Transport Frauen aus der Slowakei deportiert wurden, ergab sich die Notwendigkeit, ein Frauenlager einzurichten. Einige Blöcke im Stammlager wurden zu diesem Zweck abgetrennt. Am 16. August wurde das Frauenlager nach Birkenau verlegt, das damals dafür in keiner Weise vorbereitet war. Höss schrieb: «Im Frauenlager waren in jeder Hinsicht stets die schlechtesten Verhältnisse.»

Während die anfangs mit RSHA-Transporten Deportierten zur Gänze ins Lager gekommen waren, sind später diese Transporte bei der Ankunft einer Selektion unterworfen worden. Die erste Selektion dieser Art kann am 4. Juli 1942 nachgewiesen werden.

Die Deportationszüge rollten tagaus, tagein. Bald reichten die improvisierten Gaskammern nicht mehr aus. In Birkenau wurden vier grosse Krematorien errichtet, jedes mit einer eingebauten Gaskammer. Elektrische Aufzüge dienten dazu, die Leichen zu den Öfen zu bringen. Die modernen Gebäude von aussergewöhnlichen Dimensionen – in den beiden grösseren Krematorien konnten in eine Gaskammer je 2.000 Menschen hineingepresst werden – bildeten den Stolz der Zentralbauleitung der Waffen-SS und Polizei.

Diese Daten markieren die Periode, in der Auschwitz zu einem Vernichtungslager ausgebaut wurde. Auf die vorangegangene Periode, die eine Art Vorgeschichte genannt werden kann, nehme ich hier nur ausnahmsweise Bezug. Wie schnell das Lager seit dem Beginn der RSHA-Transporte wuchs, illustrieren folgende Zahlen: Von Juni 1940 bis gegen Ende März 1942 sind rund 27.000 Häftlingsnummern ausgegeben worden. In dem folgenden Jahr bis März 1943 erhielten rund 135.000 Menschen eine Auschwitzer Häftlingsnummer.

Die täglichen Massentötungen wurden bald zur Routinearbeit. Die Selektion der in der Regel nichtsahnenden Zugänge erfolgte an der Rampe so schnell wie möglich, die Täuschung wurde bis zuletzt aufrechterhalten. Der Rapportführer Oswald Kaduk bezeugte in Frankfurt, dass die SS Befehl hatte, an der Rampe nicht zu schlagen, damit

unter den Opfern keine Panik ausbreche. Rudolf Vrba, der längere Zeit als Häftling an der Rampe arbeiten musste, bestätigt, dass dieser Befehl in der Regel eingehalten worden ist.

Wer in Auschwitz am Leben gelassen wurde, ist durch die ständige Drohung, als arbeitsunfähig selektiert zu werden, durch den Geruch von verbranntem Menschenfleisch, der über dem Lagerkomplex lastete, durch das Wissen um das tägliche Massenmorden in eine Situation versetzt und mit Problemen konfrontiert worden, die keinen Vergleich zulassen. In Birkenau, wo der Vernichtungsapparat installiert war, sind sie am krassesten spürbar geworden. Seweryna Szmaglewska schreibt: «Wer immer auch nach der täglichen Plackerei in einen bleiernen Schlaf verfällt, wird von dem Schrei der Rampe unabwendbar wachgerüttelt. Ihr Realismus zwingt sich in die Tiefe des Bewusstseins, reizt, weckt.»

Auch diejenigen, die als Bewacher der Opfer und Bediener des Tötungsmechanismus kommandiert worden waren, wurden mit ganz anderen Problemen konfrontiert als zum Beispiel Wachposten in Buchenwald oder Dachau. Die Existenz im Vernichtungslager stellte alle in eine extreme Situation; freilich war sie für diejenigen, die ausserhalb des Stacheldrahtes lebten, in einem völlig anderen Sinn extrem als für die Opfer.

Ein zur nüchternen Sachlichkeit verpflichteter und um Distanz bemühter Richter, der Vorsitzende im grossen Frankfurter Auschwitz-Prozess, fasste den Eindruck, den dieses Verfahren vermittelte, bei der Urteilsverkündung in die Worte zusammen: «Hinter dem Tor des Lagers Auschwitz begann eine Hölle, die für das normale menschliche Hirn nicht auszudenken ist und die zu schildern die Worte fehlen.»

Désiré Haffner, dem eine ebenso eindringliche wie um Objektivität bemühte Studie über Birkenau zu verdanken ist, wo er als Häftlingsarzt tätig war, fasst das Geschehen im Vernichtungslager mit folgenden Worten zusammen:

«Der Massenmord in Auschwitz wird durch seine lange Dauer und durch die bedeutende Zahl seiner Opfer charakterisiert. Allein die An-

zahl der dort getöteten Kinder und Säuglinge beziffert sich auf mehrere hunderttausend.

Der Massenmord von Auschwitz unterscheidet sich von anderen Massenmorden in der Geschichte durch die Tatsache, dass es bei seiner Durchführung kein Element der Erregung oder der Leidenschaft gab. Es handelte sich um einen logischen, leidenschaftslos geplanten, sorgsam studierten und kühl durchgeführten Massenmord.

Seine Planung war das Ergebnis einer engen Zusammenarbeit zwischen Staatsmännern, Chemikern, Ärzten, Psychiatern, Ingenieuren, Soldaten und anderen.

Seine Durchführung erforderte die disziplinierte und methodische Unterstützung einer Organisation von grossem Umfang, die über Verzweigungen nach allen Ländern Europas verfügte.»

Diese Organisation erfasste schliesslich auch die Verwertung der Habe der Ermordeten, ja die Leichen selbst: Zahngold wurde ausgebrochen und eingeschmolzen, Frauenhaare wurden für Spezialtextilien verwendet, selbst die «Asche wurde entweder als Düngemittel verwandt oder in die Weichsel verschüttet», wie Johann Gorges bezeugte, der als SS-Unterscharführer bei den Krematorien tätig gewesen war. Zofia Knapczyk erinnert sich, dass die Felder des Wirtschaftshofes Babitz damit gedüngt worden sind. Mit Asche wurde auch der Boden der Fischteiche in Harmense nivelliert, aus ihr ein Damm zwischen den Dörfern Harmense und Plawy errichtet, Menschenasche wurde zur Isolierung unter Fussböden geschüttet. Häftlinge, die mit dieser Asche zu arbeiten hatten, fanden darin noch Brillengestelle, Kieferstücke mit Zähnen und ähnliches.

Da sich nicht nur Birkenau vom Stammlager unterschied, sondern auch grosse Unterschiede zwischen den Verhältnissen im Jahr 1942 und denen im Jahr 1944 bestanden, ist die Geschichte des Vernichtungslagers in groben Strichen zu skizzieren, bevor die menschlichen Probleme dargestellt werden können.

Verschiedene Einflüsse führten im Verlauf der zweieinhalb Jahre, die das Vernichtungslager bestand, zu Veränderungen im Lagerklima.

Anstoss dafür gab in erster Linie die allgemeine Entwicklung in dieser Zeit. Zu Beginn herrschte auch in Auschwitz noch das System vor, das vor dem Krieg in allen Konzentrationslagern entwickelt worden war: Arbeit sollte Strafe sein. Konsequenterweise wurde häufig sinnlose Arbeit befohlen, die besonders quälend ist. Aus der KZ-Literatur sind zahlreiche Beispiele dafür überliefert worden. Steine mussten im Laufschrift von einem Platz zu einem anderen getragen, dort sorgfältig aufgeschichtet werden, um dann – wiederum im Laufschrift – auf den alten Platz zurückgetragen zu werden; oder ähnliches.

Völlig hat die SS auf diese Methode der Quälerei nie verzichtet. Doch schon bevor Auschwitz zum Vernichtungslager ausgebaut wurde, kündigte sich eine Wende an. Die Kriegswirtschaft forderte Arbeitskräfte. Wie sehr davon auch die Lager betroffen wurden, zeigt ein Schreiben Himmlers vom 26. Januar 1942, in dem er dem Chef der Inspektion aller Konzentrationslager mitteilte, dass er in den nächsten vier Wochen 150.000 Juden einzuweisen beabsichtige, denn «grosse wirtschaftliche Aufgaben und Aufträge werden in den nächsten Wochen an die Konzentrationslager herantreten».

Um die ständig lauter fordernde Rüstungsindustrie mit Arbeitskräften zu versorgen, wurden in der Umgebung aller Lager bei Fabriken, Gruben oder Steinbrüchen Aussenlager gebaut und als Arbeitslager eingerichtet. Dadurch fielen die langen Anmarschwege der Gefangenen zu den Arbeitsplätzen weg, welche die Ausnützung der Arbeitskraft eingeschränkt hatten. Im Sommer 1942 entstanden die ersten Arbeitslager auch bei Auschwitz. Im Oktober desselben Jahres ist bei den Buna-Werken der IG-Farben wenige Kilometer östlich von Auschwitz das Arbeitslager aufgebaut worden, welches später nach der benachbarten Ortschaft Monowitz genannt wurde und sich zum grössten Aussenlager und der Zentrale aller anderen Arbeitslager entwickelt hat. Nach der Niederlage bei Stalingrad verstärkte sich diese Entwicklung. Insgesamt bestanden 59 Aussenlager, allerdings nicht gleichzeitig. Während laufend neue errichtet wurden, sind vereinzelt Aussenlager auch aufgelöst worden.

In internen Schreiben der Verwaltung der Konzentrationslager aus dieser Zeit fällt ein neuer Ausdruck auf: Vernichtung durch Arbeit. Damit wurde motiviert, warum nicht alle deportierten Juden sofort den Gaskammern zugeführt wurden: Die Arbeitsfähigen sollten noch für die Rüstung arbeiten, bevor sie starben. Das hatte zur Folge, dass Auschwitz als Zentrum der «Endlösung der Judenfrage» schnell zum bevölkertsten KZ anwuchs. Wenn dieser Ausdruck auch eindeutig beweist, dass die Grundeinstellung dieselbe geblieben war, so konnte die Umstellung dennoch von den Gefangenen bis zu einem gewissen Grad genützt werden.

Von dieser Periode an nahmen die Exzesse an Brutalität ab. Der Pole Stanislaw Kamiński, der von Anfang an in Auschwitz war, meint: «In der allerersten Zeit wurde überall durch SS und Capos wild gemordet. Nach 1942 trat eine gewisse Erleichterung ein, nach 1945 entstand eine ganz andere Einstellung seitens der Funktionshäftlinge.» Sein Landsmann Jozef Mikusz bestätigt sachlich: «Im Jahr 1945 wurde in Auschwitz nicht mehr so viel gemordet wie früher.»

Zu diesen Feststellungen mag auch der Umstand beigetragen haben, dass in der Anfangszeit Polen die bevorzugten Opfer der SS waren, während sie später durch die russischen Kriegsgefangenen und dann durch die Juden abgelöst wurden. Gründe für die geänderte Einstellung liegen auf der Hand: Wenn man einen Facharbeiter prügelt, so steigert man damit nicht seine Leistung, sondern vermindert sie. Ein Spezialist ist nicht ohne Weiteres zu ersetzen, also entstanden Hemmungen, alle Häftlinge wahllos kaputtzuschlagen oder zu selektieren, wenn sie krank geworden waren. Freilich kam es immer wieder zu Rückfällen. Mancher SS-Mann und Capo konnte sich von dem liebgewordenen System der Prügel und des nackten Terrors nicht trennen. Auch stellten sich derartige Hemmungen nicht bei Arbeitskommandos ein, die unqualifizierte Arbeit zu verrichten hatten.

Trotzdem kann man vereinfachend zusammenfassen: Im Laufe der Geschichte des Vernichtungslagers trat die Tötung mittels Handarbeit immer mehr zugunsten einer industrialisierten Tötung zurück. Die

vier grossen, modernen Krematorien hatten eine mühselige und anstrengende Handarbeit unrationell gemacht.

In dieser Periode kam die Verwaltung der Konzentrationslager auch zu der Einsicht, dass Sklavenarbeit unproduktiv ist. Brutalster Terror, extrem harte Strafen und ein Netz von Denunzianten können zwar bei leicht überschaubaren Arbeiten im Freien einen vollen Arbeitseinsatz erzwingen; bei qualifizierter Arbeit versagen diese Mittel. In der Rüstungsindustrie wurden die Häftlinge immer mehr zu Arbeiten herangezogen, die nicht ohne Weiteres von Fachkundigen kontrolliert werden konnten. Darum führte die SS ein System ein, das die gleiche Wirkung haben sollte wie der Akkordlohn bei freien Arbeitern. Himmler forderte am 5. März 1945 den Leiter des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes, Oswald Pohl, auf, «sich den ganzen Fragen eines Akkordsystems unter unseren Häftlingen intensiv zu widmen». Die Folge war die Verteilung von Prämienscheinen.

Wie vieles andere wurde auch diese Einrichtung in Auschwitz ins Groteske verzerrt. Nur selten konnte man sich für einen Prämienschein etwas Nützliches kaufen. Zahnpasta und Klosettpapier waren schon begehrenswerte Artikel. Der Besuch des Lagerbordells, das etwa zur gleichen Zeit eingerichtet worden war, konnte ebenfalls mittels Prämienscheinen erkaufte werden. Die erwartete Wirkung wurde dadurch geschwächt, dass der Kommandoführer die Prämienscheine häufig nicht denjenigen gab, welche die beste Arbeitsleistung aufwiesen, sondern denen, die für ihn am besten organisierten. Ursprünglich durften Prämienscheine nur an «arische» Häftlinge ausgegeben werden. Als immer mehr Juden in der Rüstungsindustrie eingesetzt wurden, ordnete man am 19. November 1945 an, dass auch sie für gute Arbeit mit Prämienscheinen belohnt werden sollten. Häftlinge, die die schwerste Arbeit zu verrichten hatten – zum Beispiel Erdarbeiten –, blieben von dieser einigermaßen problematischen Begünstigung ausgeschlossen. Für sie reichte Terror aus, um die gewünschte Arbeitsleistung zu erzwingen.

Damals wurde auch angeordnet, die Appelle abzukürzen. Früher

hatten die Häftlinge morgens und abends oft stundenlang bei jedem Wetter in militärischer Formation auf dem Appellplatz zu stehen, bis der Appell endlich beendet war. Später konnten die Appelle in wesentlich kürzerer Zeit abgewickelt werden.

Um dieselbe Zeit wurde der Empfang von Paketen freigegeben. In einem am 30. Oktober 1942 versandten Rundschreiben wurde den Kommandanten der Konzentrationslager bekanntgegeben, dass Himmler allen «arischen» Häftlingen mit Ausnahme russischer Staatsbürger erlaubt hatte, sich Pakete schicken zu lassen. Bis diese Erlaubnis realisiert wurde, dauerte es einige Zeit. Jan Sehn gibt an, dass die Gefangenen von dieser Möglichkeit Ende Dezember 1942 unterrichtet wurden und erst ab Februar 1943 Pakete in grösserer Zahl nach Auschwitz gekommen sind. In einem Anfang April 1943 geschriebenen Brief der polnischen Widerstandsbewegung wird erwähnt, dass Pakete «derzeit im normalen Gewicht von drei Kilo erlaubt» sind. Das war damals offenbar eine Neuigkeit.

Die Polin Wanda Koprowska, die in dieser Zeit nach Auschwitz deportiert worden war, schreibt in ihren Erinnerungen: «Seit einigen Wochen erhalten wir Pakete von zu Hause. Unsere Freude ist grenzenlos.» Sie bemerkte zwar, dass bei der Paketzensur gestohlen wurde, denn im Paket befanden sich auch geleerte Tüten. Aber «Hauptsache, dass sie das Brot drinnenliessen. Solche Pakete bekam ich bis zum Juni 1944, und das zweimal in der Woche. Ich hatte also für mich und andere», schreibt Koprowska.

Bei ihren Vernehmungen nach Kriegsende beschuldigten der Leiter der Politischen Abteilung Grabner und der Rapportführer Claussen einander, an den Diebstählen in der Paketstelle beteiligt gewesen zu sein. Beide räumen ein, dass dort im grossen gestohlen wurde. Der Capo der Paketstelle half dabei mit. Die SS liess ihn – wie üblich – partizipieren.

Durch die Freigabe der Pakete wurden die Unterschiede unter den verschiedenen Häftlingsgruppen noch grösser. Nicht nur Juden, Russen und Zigeuner blieben von dieser Begünstigung ausgeschlossen, sondern auch diejenigen, deren Angehörige keine Möglichkeit hatten,

sich in der Kriegszeit zusätzliche Lebensmittel zu beschaffen, ferner andere, die zu ihrem Schutz in der Haft einen falschen Namen angegeben hatten und daher mit ihren Angehörigen keine Verbindung aufnehmen konnten. Nach meinen Beobachtungen haben Polen die meisten und nahrhaftesten Pakete bekommen. Ihnen folgten die Tschechen. Ich erinnere mich nicht, dass Angehörige anderer nationaler Gruppen in grösserem Umfang Pakete erhalten hätten. Vermutlich hat eine ausgeprägte Solidarität der sich noch in Freiheit befindlichen Polen und Tschechen mitgeholfen, dass von dort so viele Pakete abgesandt werden konnten. Mangel dieser Solidarität dürfte die Ursache dafür sein, dass zum Beispiel Deutsche keineswegs so viel zusätzliche Nahrung geschickt bekommen haben. Viele deutsche Häftlinge haben allerdings ihre Angehörigen darum erst gar nicht ersucht, denn sie befanden sich in solchen Positionen, dass sie darauf nicht angewiesen waren.

Häftlinge, die mit einem regelmässigen Paketempfang rechnen durften, gewannen Prestige. Sie wurden eher einem besseren Kommando zugeteilt und im Block bevorzugt behandelt. Auch wenn sie krank waren, konnten sie mit Protektion rechnen. Otto Wolken, Häftlingsarzt im Quarantänelager von Birkenau, schreibt, dass die Sterblichkeit bei Polen weit geringer war als bei Angehörigen anderer Nationen. Er führt das darauf zurück, dass auch der ärmste Pole Pakete erhielt. Als in der letzten Kriegsphase die Postverbindung aus grossen Teilen Polens ausgefallen war und Lebensmittelpakete daher ausblieben, sei die Sterblichkeit bei den Polen angestiegen, erinnert sich Wolken.

In der besprochenen Periode wirkte sich der am 16. Dezember 1942 erteilte Befehl Himmlers aus, die Zigeuner zu internieren, da sie ebenso wie die Juden ausgerottet werden sollten. Ein Abschnitt in Birkenau wurde als Zigeunerlager eingerichtet. Am 26. Februar 1943 erreichte Auschwitz der erste vom Reichssicherheitshauptamt organisierte Zigeunertransport, dem schnell weitere Züge folgten. Die Zigeuner wurden keiner Zugangsselektion unterworfen. Einige Transporte wurden allerdings unmittelbar nach der Ankunft zur Gänze in den Gas-

kammern ermordet, meist solche, die aus dem Osten kamen und epidemieverdächtig waren. Das Zigeunerlager wurde als Familienlager eingerichtet.

Benno Adolph, der kurzfristig als SS-Lagerarzt für dieses Lager zuständig war, als es gegründet wurde, erinnert sich, dass damals auch deutsche Zigeuner in Wehrmachtsuniform und mit Kriegsauszeichnungen kamen. «Teilweise wurden diese Zigeuner direkt in das KL Auschwitz gebracht», gab Adolph zu Protokoll. Kazimierz Czelný bestätigt, dass auch ein Feldweibel eingeliefert worden ist, der das Eiserne Kreuz erster Klasse trug. Auch Dr. Hans Eisenschimmel hat einen Zigeuner gesehen, der mit dieser Auszeichnung an seiner Uniform ins Lager kam. Eisenschimmel war in der Effektenkammer beschäftigt. Die Habe der Zigeuner wurde nicht – wie die der mit RSHA-Transporten eingelieferten Juden – unmittelbar nach Kanada geschafft. Daher konnte Eisenschimmel diese Beobachtungen machen. Franz Wunsch, der als SS-Rottenführer mit der Einrichtung des Zigeunerlagers betraut war, gibt zu, dass vier Wehrmachtangehörige in Uniform und sogar ein Hauptmann mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse eingeliefert wurden. Der Hauptmann habe bei der Einlieferung mit «Heil Hitler!» begrüsst. Ein anderer SS-Arzt dieses Lagers, Dr. Franz Lucas, gab zur Charakterisierung der Zustände – und gleichzeitig zu seiner Verteidigung – zu Protokoll: «Die Verhältnisse im Zigeunerlager waren katastrophal. Eine praktische Hilfe war nicht möglich, weil die Verbesserungsvorschläge am Verhalten der Lagerleitung scheiterten. Das einzige, was gemacht wurde, dass hin und wieder etwas Kalk und Farbe geliefert wurde.»

Adolf Eichmann, der Organisator aller RSHA-Transporte, erwähnte gegenüber einem israelischen Untersuchungsrichter, dass es zugunsten der Zigeuner «von keiner Seite irgendwelche Interventionen» gegeben hätte. Offenbar war das Vorurteil dieser Menschengruppe gegenüber noch grösser als das gegen Juden. Es war auch bei den Gefangenen in Auschwitz spürbar.

Andere Veränderungen im Lagerklima wurden durch eine interne Entwicklung verursacht, die dadurch ausgelöst wurde, dass die Zentrale häufig Überstellungen von einem Lager zu einem anderen anordnete.

Im Herbst 1942 befahl Himmler, dass sämtliche im Reich gelegenen Konzentrationslager judenfrei zu machen und die Juden nach Auschwitz zu überstellen sind. Ein grösserer Transport aus Buchenwald wurde einer Selektion unterworfen, und diejenigen, die als arbeitsfähig klassifiziert wurden, kamen am 30. Oktober 1942 in das neu eingerichtete Aussenlager Monowitz. Unter ihnen befand sich eine geschlossene, von Kommunisten geleitete Gruppe, die in Buchenwald reiche Lagererfahrung und Übung in konspirativer Tätigkeit gesammelt hatte. Sie verstand es, in dem neu aufzustellenden Apparat der Häftlings-Selbstverwaltung auf Grund ihrer Erfahrung und ihres Zusammenhaltes einflussreiche Stellungen vor allem im Krankenbau zu bekleiden.

Erich Kohlhausen erwähnt, dass sich die Lagerführung in Monowitz durch die ständige Vergrösserung der Belegschaft gezwungen sah, auch Juden zu Funktionen heranzuziehen; denn es kamen fast ausschliesslich Juden dorthin. Schon aus sprachlichen Gründen zog die SS in erster Linie deutsche Juden heran. In der grossen Gruppe der Buchenwälder befanden sich viele Juden aus Deutschland und Österreich, die schon jahrelange KZ-Erfahrung hatten. «Wenn auch von diesen (Juden) einige aus dem Rahmen fielen und sich nicht so benommen haben, wie man es hätte verlangen können», schreibt Kohlhausen, «so sei doch an dieser Stelle gesagt, dass sie im Allgemeinen eine vorbildliche Haltung an den Tag gelegt haben.

Dies war auch einer der Hauptgründe, weshalb es ständig zu Reibereien und Wühlereien zwischen den schlechten reichsdeutschen Elementen einerseits und den führenden Juden und anständigen reichsdeutschen Elementen andererseits kam. Im Laufe der Zeit entwickelte sich unter den obersten führenden Häftlingen, die sowohl aus Juden wie aus ‚Ariern‘ bestanden, eine derartige Harmonie, dass diejenigen, die sich gegen die Gemeinschaft stellten, einfach abgeschot-

ben wurden, und zwar meistens in eine Kohlengrube. (Kohlhagen spricht offensichtlich von der Zeit nach November 1943, als die Arbeitslager, darunter auch die gefürchteten Kohlengruben, bereits Monowitz verwaltungsmässig unterstellt waren.) Auf diesem Weg bekamen sie gleich eine Empfehlung mit, die es ihnen unmöglich machte, im neuen Lager ihr Spiel zu wiederholen.»

Auch im Krankenbau des Stammlagers wurde eine günstige Entwicklung durch eine Überstellung von Häftlingen aus einem anderen Lager eingeleitet. Um diese schildern zu können, müssen die Zustände im HKB beschrieben werden.

Die Einweisung in den HKB war sehr gefürchtet, denn der Aufnahmevorgang spielte sich folgendermassen ab: Wer sich krankmeldete, wurde nach dem Frühappell zur Ambulanz geführt. Dort hatte er nackt zu warten, bis der SS-Arzt kam. Die Kranken mussten auf dem Gang oder in einem Nebenraum stehen, denn der SS-Arzt wollte in der Ambulanz nicht eine durch Ausdünstungen verdorbene Luft atmen. Erschien der Arzt, dann hatten die Arztvormelder – wie sie im Lagerjargon genannt wurden – in einer Reihe vor diesen zu treten. Er entschied nach einem Blick über das Schicksal des Patienten, der ihm vom Häftlingsarzt mit knappen Worten vorgestellt wurde. Der Kranke konnte in den Krankenbau aufgenommen, als gesund ins Lager zurückgeschickt oder aber für den Tod selektiert werden, falls der SS-Arzt den Eindruck hatte, dass seine Arbeitskraft nicht schnell wiederhergestellt werden konnte. Die Nähe der Vernichtungsanlagen und der ständige Zustrom unverbrauchter Arbeitskräfte durch die RSHA-Transporte veranlasste die Lagerführung, Verbrauchte und Abgearbeitete zu töten, in erster Linie Juden, die ja «durch Arbeit vernichtet» werden sollten. Stanislaw Klodziński, der Pfleger auf Block 20 war, beschrieb dem Frankfurter Gericht das Schicksal derer, die vom SS-Arzt für den Tod bestimmt worden waren:

«Manchmal war es schon Vormittag, manchmal wurde es Mittag, wenn diese Ausgesonderten auf Block 20 geführt wurden. Im Hemd, mit einer Decke und in Holzpantinen wurden sie durch den Seitenein-

gang in Block 20 geführt. Wer nicht mehr gehen konnte, wurde auf der Bahre dorthin getragen. Sie wurden auf dem Gang aufgestellt, der Blockschreiber bekam die Liste, die er zu kontrollieren hatte, dann kam der SDG, der Pförtner rief ‚Achtung!‘, und von diesem Augenblick an durfte kein Kranker mehr seine Stube verlassen. Totenstille herrschte im Block. Alle Kranken im Block wussten, was sich nun abspielte. Die Selektierten selbst wussten meist nicht, was sie erwartete. Der SDG ging dann auf Stube 1, einen Raum, der sonst verschlossen blieb und dessen Fenster weiss gestrichen waren. Links von der Tür stand ein kleiner Tisch, auf ihm lag ein Satz mit Rekordspritzen und langen Nadeln, daneben eine Flasche mit einer gelblich-rosa Flüssigkeit – Phenol. Weiters waren zwei Hocker in der Stube, an der Wand ein Haken, an dem eine Gummischürze hing. Gummischuhe standen in der Ecke. Zwei jüdische Häftlinge mussten die ersten Opfer hereinführen.»

Imre Gönczi war eine Zeitlang einer von diesen beiden, welche die Opfer zu führen hatten. Er beschrieb deren letzten Weg:

«Den Opfern wurde mit Tintenbleistift die Nummer auf die Brust geschrieben. Dann musste ich einen nach dem anderen durch den dunklen Vorhang führen, der im Gang hing. Ein Häftling musste das Opfer begleiten, es wurde hingesetzt, und Klehr (so hiess der SDG, der die meisten Tötungen vorgenommen hat), der einen weissen Mantel angezogen hatte, gab ihm eine Injektion direkt ins Herz.

Die Opfer waren sofort tot, sie haben nur noch einen schwachen Ton von sich gegeben, als ob sie ausatmeten. Die Leichen wurden über den Gang in den Waschraum gezerrt. Abends kam der Wagen vom Krematorium, fuhr mit seiner Rückseite zum Tor, und die Leichen wurden aufgeladen.»

Klehr selbst beschrieb vor Gericht den Vorgang fachmännisch: «Der Häftling musste sich auf einen Stuhl setzen. Ich tastete den Brustkorb des Häftlings ab, wo die Spritze eingeführt werden sollte, und führte dann die Injektionsnadel unmittelbar ins Herz ein.» Klehr über das Verhalten der Opfer: «Ich nehme an, dass sie wussten, was mit ihnen geschah.» Er könne sich nicht entsinnen, dass jemals einer dabei

geschrien hätte. Sie «waren völlig apathisch», schloss Klehr seine Darstellung ab.

Dieser Vorgang wurde im Lagerjargon «Spritzen» genannt. In einem Brief, den die polnische Widerstandsorganisation im HKB im November 1942 nach Krakau geschmuggelt hatte, heisst es: «Durch Injektionen mit dreissigprozentigem Phenol ins Herz mit einer 10-ccm-Spritze kommen täglich 50 bis 60 um, darunter vier bis sechs Polen.» Die meisten Opfer waren Juden. Sie wurden bereits «im leichten Krankheitszustand» für diesen Tod bestimmt, heisst es weiter. Offenbar schenkte der selektierende SS-Arzt der Haftart mehr Aufmerksamkeit als dem Krankheitsbild.

Der Lagerarzt Dr. Friedrich Entress, der das Spritzen organisiert und lange Zeit Arztvormelder auf die beschriebene Weise selektiert hatte, gab in amerikanischer Haft am 14. April 1947 zu Protokoll: «Etwa im Mai 1942 in Auschwitz wurde ich das erste Mal mit dem Befehl über die Euthanasie bekannt gemacht. Dieser Befehl erging von Dr. Lolling, leitender Arzt der KL, an das KL. Der Inhalt dieses Befehls war, dass unheilbar Geisteskranke, unheilbar Tuberkulose und dauernd Arbeitsunfähige durch Injektionen zu euthanasieren sind. Im Herbst 1942 wurde dieser Befehl dahingehend erweitert, dass kranke Häftlinge, deren Wiederherstellung innerhalb vier Wochen nicht möglich war, ebenfalls zu euthanasieren sind.»

Im Zeitpunkt hat sich Entress geirrt, denn das Spritzen wurde nachweislich bereits im Herbst 1941 in Auschwitz eingeführt.

Der polnische Häftlingsarzt Wladyslaw Tondos, der als Lungenspezialist die Tbc-Station im Infektionsblock führte, sagte unmittelbar nach dem Krieg in Nürnberg aus, dass auf Befehl von Entress und Dr. Jung schon im Jahr 1941 an Lungentuberkulose Erkrankte nicht behandelt werden durften, sondern zuerst durch intravenöse Gifteinspritzungen und später durch Injektionen unmittelbar ins Herz getötet wurden. Nach Erinnerung dieses Zeugen wurden im ersten Vierteljahr 1942 auf diese Weise ungefähr 200 Tbc-Kranke auf Befehl von Entress ermordet.

Am 20. August 1942 wurden siebzehn Gefangene von Dachau nach

Auschwitz überstellt. Zur Bekämpfung der dort wütenden Fleckfieberepidemie waren Pfleger angefordert worden. In Dachau wurden sie – dem Lagerbrauch folgend – nicht nach dem Gesichtspunkt ausgesucht, wer die besten Voraussetzungen zur Bekämpfung dieser Infektionskrankheit mitbringt, sondern danach, wer unliebsam aufgefallen war. Unter den siebzehn befand sich kein Arzt – damals konnten Ärzte in Dachau kaum zum Revierpersonal kommen –, dafür aber vier Schreiber, einer davon war ich. Alle waren Deutsche – ich galt als Österreicher offiziell auch als Deutscher; bis auf einen trugen wir alle den roten Winkel der politischen Gefangenen.

Bereits vorher sind einzelne Deutsche mit rotem Winkel nach Auschwitz gekommen, doch mit dieser Überstellung traf das erste Mal eine geschlossene Gruppe ein, sie blieb in Auschwitz ebenfalls zusammen, denn alle wurden im Krankenbau eingesetzt, der in der Häftlings-Selbstverwaltung eine Schlüsselstellung einnahm. Alle verfügten über Lagererfahrung, viele haben miteinander in Dachau bereits gegen die Lagerführung gekämpft.

Zufällig wurde wenige Wochen später ein neuer Standortarzt nach Auschwitz versetzt, der sich deutlich von allen anderen SS-Ärzten unterschied. Diese Veränderungen verursachten «eine Art Revolution im Revier», wie ein Kenner der Verhältnisse im HKB, Wladyslaw Fejkiel, schreibt.

Die erste Folge war, dass die Schlüsselpositionen im HKB bereits ab Frühling 1945 von politischen Häftlingen eingenommen wurden. Von hier aus begann der Kampf gegen die Vorherrschaft der Grünen im Lager. Diese Tendenz wirkte über das Stammlager hinaus. Ludwig Wörl kam als erster roter Lagerältester zum neu errichteten HKB in Monowitz. Ohne seine Mithilfe hätten dort die Buchenwälder nicht den Einfluss erringen können, der vorhin beschrieben wurde. Ohne es zu beabsichtigen, sorgte die SS durch Überstellungen von einem Lager zum anderen dafür, dass ein Erfahrungsaustausch unter den Gefangenen Früchte trug; Wörl gehörte der aus Dachau überstellten Gruppe an.

Eine weitere Folge war die Eindämmung und schliesslich die Ein-

stellung der Spritzungen. Da ich Schreiber des neuen Standortarztes Dr. Eduard Wirths wurde und infolgedessen die näheren Umstände, die dazu geführt haben, kannte, zitiere ich aus meinem Bericht, wie es dazu gekommen war:

«Wirths hat von Berlin Auftrag, das Fleckfieber um jeden Preis zu bekämpfen. Dieser Befehl wurde hauptsächlich deshalb gegeben, weil es auch auf die Truppe übergegriffen hat und weil man eine Ausbreitung der Seuche auf die ganze Umgebung befürchtet. Das hab' ich dem Briefwechsel entnommen.

Er versucht vor allem, das Lager läusefrei zu machen. Die Blöcke werden desinfiziert, das Waschen der Wäsche kontrolliert, ständige Läusekontrollen angeordnet. Er will sogar ein Plakat zeichnen lassen und berät sich mit mir über die Inschrift.

„Herr Doktor, darf ich noch etwas sagen?“

„Ja.“ – Er schaut mich fragend an. Er hat heute schon viel diktiert und dabei ein paar persönliche Bemerkungen eingeflochten, mich um meine Meinung gefragt, einmal hat er zu diktieren aufgehört und hat mich angeschaut, als ob er etwas sagen wollte, dann aber doch wieder weiterdiktiert. Jetzt lehnt er in seinem Sessel. Ich sitze auf der anderen Seite seines Schreibtisches, den Stenogrammblock auf den Knien.

„Das Wichtigste bei der Seuchenbekämpfung ist, dass sich die Häftlinge in den Krankbau trauen, wenn sie sich krank fühlen. Das Fleckfieber verbreitet sich doch dadurch, dass eine Laus das Blut eines Fleckfieberkranken auf einen Gesunden überträgt. Solange also Kranke im Lager herumlaufen, kriegen Sie das Fleckfieber nicht weg.“

„Natürlich. Aber warum gehen die Kranken denn nicht in den Krankbau? Selbstverständlich müssen sie isoliert werden. Sein Erstauen scheint echt. Weiss er also wirklich nicht, was im Krankbau vorgeht? Soll ich weiterreden?“ „Heraus mit der Sprache, Langbein.“

Die ganze Zeit hab' ich mir schon vorgenommen, einmal offen mit Wirths zu sprechen. Ich trau' ihm nicht zu, dass er mich der Politischen Abteilung ausliefert, dazu haben wir schon einen zu menschlichen Kontakt. Heute ist die Gelegenheit günstig.

„Ich müsste über Sachen sprechen, die kein Häftling im Lager wissen darf, Herr Doktor. Er darf zumindest nicht zugeben, dass er es weiss. Soll ich weitersprechen?“

„Ja.“ Er schaut mich gross an. Schwer lastet eine Pause im Zimmer.
„Sie haben nichts zu fürchtens

„Die meisten, die in den Krankenbau kommen, werden nicht geheilt, sondern gespritzt. Das weiss man im Lager. Vor allem jeder Fleckfieberverdächtige kommt dran. Wenn einer Fieber hat und Kopfweh, dann tut er alles, damit er nicht in den Krankenbau muss. Mit 40 Grad Fieber rücken sie in die Kommandos aus, werden, wenn’s nur irgendwie geht, von ihren Kameraden während der Arbeit irgendwie versteckt. So bleibt das Fleckfieber im Lager, und das können Sie nicht mit Befehlen ändern, Herr Doktor.“

Wir schauen uns noch immer in die Augen. Ich will sehen können, ob er wirklich überrascht ist ... nicht weiss, was im Lager geschieht.

„Sie haben vorhin gesagt, die Kranken werden gespritzt. Was meinen Sie damit?“ – Er schaut so drein, als ob er’s ehrlich meint mit der Frage.

„Sie bekommen eine Phenolinjektion ins Herz. Jeden Tag ein paar Dutzend. Und von Zeit zu Zeit wird der ganze Infektionsblock ins Gas geschickt, mit den Pflegern.“

„Nein!“

„Ende August hab’ ich’s selbst gesehene

„Da war ich noch nicht da.“

„Gespritzt wird aber täglich, heute auch noch.“

Er steht auf, geht mit langen Schritten auf und ab. Seine Stiefel knarren. Was wird jetzt kommen?

„Diese Methode der Krankheitsbekämpfung kann zu nichts führen. Solange die Häftlinge Angst vorm Krankenbau haben müssen, wird’s in Auschwitz Fleckfieber geben.“

Er bleibt beim Ofen stehen. „Weiss der Lagerarzt Dr. Entress von dem ..?“ – er zögert ein bisschen – „... von dem Spritzen?“

„Dr. Entress sucht aus, und Oberscharführer Klehr spritzt.“

„Nein!“ – Ich nicke nur noch einmal mit dem Kopf. Dann ist’s ruhig

im Zimmer. Ein Windstoss rüttelt am Fenster. ‚Wenn man sich nur auf jemanden verlassen könnte!‘ Es klingt, als ob er zu sich selber spricht.»

Als Wirths Entress deswegen befragte, redete dieser ihm ein, er suche nur unheilbare Tbc-Kranke zum Spritzen aus. Dass diese getötet werden, hält Wirths auf Grund des Befehls von Dr. Lolling für unvermeidlich, da sie unter Auschwitzer Verhältnissen nicht geheilt werden können, aber einen Ansteckungsherd bilden, solange sie leben. Gegen diese Argumentation bin ich machtlos. Ich muss also Wirths eindeutig beweisen, dass Entress nicht nur an Tuberkulose Erkrankte selektiert. Solange Bock (ein Grüner aus dem ersten Sachsenhausen-Transport) Lagerältester des Krankenbaus ist, bekomme ich keinen handfesten Beweis. Ich komme erst weiter, als Ludwig Wörl im März 1943 dessen Posten eingenommen hat, der von Monowitz zum Stammlager rückversetzt worden war. In meinem Buch schildere ich das Ergebnis meiner Zusammenarbeit mit ihm:

«Einige Tage später schickt mir Wörl den Beweis. Der verschwiegene Läufer Tadek (ein junger Pole) bringt mir ein Kuvert. Eine Fieberkurve ist drin und ein Zettel von Wörl. Auf dem Zettel steht kurz: ‚Reichsdeutscher, heute gespritzt, trotz meines Protestes. Ohne jede Untersuchung‘ – Aus der Fieberkurve entnehme ich: Es handelt sich um einen 62jährigen kriminellen Deutschen, gestern in den Krankenbau aufgenommen und gleich untersucht, Röntgen o. B., das heisst ohne krankhaften Befund. Diagnose: Fieberhafte Gastritis, also Magenkatarrh. Therapie: Bettruhe, Diät, Bolus alba.

Nachmittags bin ich bei Wirths. Er hat fertig diktiert, ich stehe aber nicht auf. – ‚Haben Sie wieder etwas, Langbein?‘

‚Jawohl, Herr Doktor‘ – und ich reiche ihm die Kurve. Meine Stimme hat belegt geklungen. Ich räuspere mich.

‚Was ist damit?‘

‚Der ist heute wegen unheilbarer Tbc von Dr. Entress zum Spritzen ausgesucht worden.‘

‚Wieso Tbc? Er hat doch keinen Lungenbefund. Das ist doch eine Gastritis.‘

„Herr Doktor, Sie haben mir nicht geglaubt, dass die Häftlinge, die zum Spritzen geschickt werden, vorher nicht von Dr. Entress untersucht werden. Diese Kurve ist der Beweis, dass ich recht habe. Und so ist es auch bei allen anderen. Nur sind die anderen keine Deutschen, und darum werden nicht gleich Kurven angelegt und Untersuchungen schriftlich festgelegt.“

„Aber ich habe doch dem Dr. Entress ausdrücklich befohlen .. .“
Dann stockt er. Er ist erregt. Er ärgert sich immer, wenn er spürt, dass seine Befehle übergangen werden. So weit ist's also gelungen. Wirths läutet.

„Herr Doktor, darf ich noch vorher .. .“ – da kommt der Spiess schon herein.

„Ontl, Dr. Entress soll herkommen, auf dem schnellsten Weg.“ Als Ontl draussen ist, fragt mich Wirths, was ich noch wollte. Ich sage, dass Entress sicher erraten wird, dass die Kurve von Wörl kommt, und ich kein Recht habe, Wörl in Gefahr zu bringen. Wirths sagt mir zu, dass weder Wörl noch mir etwas geschehen wird.»

Die Beschreibung dieser folgenreichen Unterredung schliesst mit den Worten: «Wie ich schon bei der Tür bin, sagt Wirths noch leise: „Ich muss euch beiden ja dankbar sein.“ – Am Gang stehen SSler. Man darf nicht sehen, dass ich mich freue. Mit ernster, dienstbeflissener Miene gehe ich an ihnen vorbei in mein Zimmerl. Am nächsten Tag wird nicht gespritzt, am übernächsten auch nicht. Sonst bleibt alles unverändert. Keine Andeutung, kein Wort.»

Briefe der polnischen Widerstandsbewegung beschreiben die Folgen: Während noch im November die Zahl der täglich Gespritzten mit 30 bis 60 angegeben worden war, steht in einem Ende April 1943 nach Krakau geschmuggelten Brief: «Injektionen etwa zehn täglich.» In der ersten Maihälfte wurde folgende Nachricht aus dem Lager geschickt: «Allgemeine Entspannung. Die Kranken bleiben bis zur vollständigen Ausheilung und Rückkehr ihrer Kräfte im Krankenbau.» Gleichzeitig wird um Calcium gluconicum gebeten, da auch Fälle mit offener Tbc behandelt werden können. «Wir haben schon etwa hundert Kranke»

mit diesem Leiden, heisst es in diesem Schreiben. Dr. Entress wurde später nach Monowitz versetzt, auch Klehr kam vom Stammlager weg.

Stanislaw Glowa, der als Schreiber des Blocks 20 die Zahl der durch Phenolinjektionen Ermordeten kannte, bezeugte, dass zwischen dem Frühling 1942 und Ende 1943 30.000 Menschen auf seinem Block auf diese Weise getötet worden sind. Stanislaw Klodziński schätzt die Zahl der so Getöteten auf 25.000 bis 30.000 und fügt hinzu, dass 90 bis 95 Prozent Juden waren. Ein namentlich nicht genannter polnischer Major, dessen Aufzeichnungen im November 1944 in den Vereinigten Staaten veröffentlicht worden sind, schreibt, dass ein «Arier» ernsthaft krank sein musste, um gespritzt zu werden, während 80 bis 90 Prozent der Juden, die in den Krankenbau kamen, auf diese Weise ermordet worden sind.

Dass ausnahmsweise auch Deutsche gespritzt wurden, hat die Abstellung dieser Tötungsart ermöglicht. Doch kam es auch später noch vor, dass Häftlinge mit Phenolinjektionen ins Herz getötet wurden. Der letzte Blockälteste von Block 20, Hans Sauer, beeidete folgende Aussage: «In einem mir bekannten Fall wurden auch reichsdeutsche Häftlinge gespritzt – etwa im Mai oder Juni 1944. Es handelte sich um acht bis zehn Kriminelle, die aus Breslau nach Auschwitz gekommen waren. Ich nehme an, dass es sich in diesem Fall um einen speziellen Auftrag gehandelt hat.»

Dass sich die Verbesserungen der Lebensbedingungen nicht auf das Stammlager beschränkt haben, bestätigt der Chronist des Krankenbaus im Männerlager von Birkenau, Désiré Haffner. Er schreibt, dass Anfang April 1943 das Schlagen verboten wurde. «Wenn auch dieses Verbot nur ein theoretisches ist, so muss man doch nur mehr ausnahmsweise derartigen Szenen voll Grausamkeit und Blutgier beiwohnen, wie wir sie früher gewohnt waren», schreibt Haffner. Er führt weiter an, dass damals eine primitive Waschanlage installiert, das Essen verbessert und ein Wäschewechsel alle zwei Wochen eingeführt wurde. Auch der Typhus wurde im Birkenauer Männerlager zurückgedrängt.

An den Totenzahlen lässt sich das Ergebnis dieser Verbesserungen

ablesen. Obwohl im Mai 1945 in dem eben belegten Zigeunerlager eine Typhusepidemie ausgebrochen war – «Sterblichkeit bis zu dreissig täglich», steht in einem Brief der Widerstandsbewegung –, sank der Prozentsatz aller Verstorbenen im Verhältnis zu allen Internierten von 15,4 im März 1943 auf 10,3 im April und 5,2 im Mai. Ein Absinken auf ein Drittel kann nicht nur auf die günstigere Jahreszeit zurückgeführt werden. Aus dem Frauenlager liegen keine Vergleichszahlen, sondern nur die Ziffern der Verstorbenen vor. Sie weisen dieselbe Tendenz auf: Im März starben 3991 Frauen, im April 1839, im Mai 1237. Stanislaw Klodziński spricht von einer «Normalisierung des Lazarettlebens in positivem Sinn» in den Jahren 1943 und 1944.

Man darf allerdings den relativen Wert von Begriffen wie «Besserung» und «Normalisierung» nicht aus den Augen verlieren. Nach wie vor wurde vor allem in den Krankenbauten der Arbeitslager selektiert. Über eine Zwischenstation im HKB des Stammlagers oder Birkenaus wurden die Opfer zur Gaskammer gefahren, wenn sie nicht unmittelbar dorthin gebracht wurden.

Robert Lévy berichtet, dass fast jeden Samstag Krankenüberstellungen aus den Aussenlagern – besonders aus den mörderischen Kohlengruben – in den HKB von Birkenau kamen. «Sehr viele Junge waren dabei», schreibt Lévy. Einzelne konnte man retten, die meisten fielen jedoch der nächsten Selektion zum Opfer. Die Jungen fragten, ob der Tod durch Giftgas schmerzvoll sei, Ältere schrieben Abschiedsbriefe, die die Adressaten nie erreichten. Und viele baten, der Welt später mitzuteilen, was geschehen ist.

Ich habe eine solche Überstellung in den HKB des Stammlagers beschrieben:

«Vor einem Block des Häftlingskrankenbaus steht ein Sanka. Krankentransport aus Gollerschau’, sagt der Pförtner. Da steigen sie auch schon aus dem Wagen. Immer wieder aufs Neue erschrickt man, wenn man diese wandelnden Gerippe sieht.

Als letzter geht einer, dem man den Tod schon an der Hautfarbe ansieht, an der spitzen, wächsernen Nase. Erbärmlich schwach ist er,

er kommt die drei Stufen, die zum Blocktor führen, nicht allein hinauf. Aber wie er zur Tür kommt, da klammert er sich mit seinen beiden Handskeletten an den einen, geschlossenen Flügel, panische Angst lese ich in seinen Augen, er will nicht hinein. Zuerst zerrt ihn der Pförtner. Aber es geht nicht. Er schreit ihn auf polnisch an. Er versteht nicht oder will nicht verstehen. Ich schau' auf Nummer und Winkel. Er ist Jude. Wer weiss, aus welchem Land, wer weiss, was seine Muttersprache ist. Ist er Handwerker oder Gelehrter gewesen, Kaufmann oder Schieber, früher, als er noch am Leben war? Jetzt steht er da und klammert sich mit aller Kraft der Kreatur, die nicht sterben will, an die Holztür. Der Pförtner schlägt ihm mit einem Holz auf die Finger; er lässt nicht los.»

Drastischer als alle ehemaligen Gefangenen schilderte der angeklagte Blockführer Baretzki dem Frankfurter Gericht in der harten, heftigen Sprechweise eines Volksdeutschen das Schicksal der aus den Aussenlagern nach Birkenau Überstellten:

«Die Sache mit den Muselmännern aus den Aussenlagern, ich will das einmal erklären: Es gibt da nur eine Verlegung und eine Überstellung. Gewöhnlich kommen die Kranken am Samstagmittag. Immer kommen sie zum Abschnitt B II d, die aus den Aussenlagern zurückkommen, sind sowieso krank. Montag werden sie dann dem Arzt vorgestellt. Die Häftlinge, die überstellt werden, die kommen gar nicht erst ins Lager. Da darf ich ja gar nicht das Tor aufmachen als Blockführer. Überstellt, das heisst doch in die Gaskammer.» Auf die Frage, ob sich die Kranken auskleiden mussten, antwortete Baretzki: «Ja, sie haben sich ausgekleidet, aber doch nicht im Lager. Wenn man die ins Lager hineinlässt, dann ist es ja schon passiert. Sie müssen sich das vorstellen, da kommt am Samstag ein Auto oder zwei Autos, da steht ein Mann am Tor, ein anderer Blockführer ist in der Blockführerstube, und der Posten hält einen Schein in der Hand. Das Auto hält direkt vor dem Tor, der Chauffeur sagt: ‚Da ist eine Verlegung‘, ich sperr' das Tor auf, das Auto fährt hinein, und da sind nun auf dem Auto zweierlei Sorten von Menschen. Der Fahrer wartet gar nicht, der kippt einfach,

und da liegen die zweierlei Menschen durcheinander. Wie soll man sie da ordnen? Wie soll man da alle Nummern herausfinden? Der Alte (der Lagerführer) frisst mich ja auf, wenn ich überstellte Leute ins Lager aufschreibe. Da rufe ich den Lagerältesten: ‚Danisch, lass sie alle stehen!‘ In den Block kommen die sowieso nicht hinein, die versauen ihn ja nur ganz. Sie kommen nur in den Waschraum. Hier kommen sie auch nur nachts hinein, bei Tag stehen sie wieder draussen. Erst am Montagmittag kriegen sie das erste Essen, denn sie werden erst Montag früh zur Verpflegung gemeldet. Die Leute, die überstellt sind, die bekommen auch dann kein Essen, denn sie leben ja praktisch nicht mehr.»

So hat Baretzki die Routinearbeit im Gedächtnis behalten, die während der Normalisierung der Zustände in den Krankenbauten weiterlief.

Im Herbst 1945 kam es zu den folgenreichsten personellen Veränderungen in der Lagerleitung. Ereignisse, die zu ihrer Auslösung beigetragen haben, sind mir bekannt geworden.

Als Reaktion auf die Forderung, eine immer höhere Zahl von in der Rüstungsindustrie eingesetzten Häftlingen zu melden, eine Forderung, die nach der Niederlage bei Stalingrad lauter und lauter wurde, verlangte der leitende Arzt aller Konzentrationslager in einem Rundschreiben von allen Standortärzten, die Sterblichkeit in den Lagern zu senken. Nach meinen Beobachtungen haben derlei Rundschreiben selten Änderungen mit sich gebracht. Wirths nahm jedoch den Befehl ernst, da dieser die Möglichkeit bot, sich gegen Massentötungen von Häftlingen einzusetzen, ohne dass er den Vorwurf fürchten musste, er sei den Gefangenen gegenüber zuwenig hart. Ich kannte den Befehl, beobachtete die Reaktion von Wirths und bemühte mich, ihm Unterlagen zu beschaffen, die ein wirkungsvolles Eingreifen ermöglichten.

Er durfte nicht nur auf die Berichte seiner Lagerärzte und SDGs angewiesen sein, das hat das Verhalten von Entress deutlich bewiesen. Damit künftig nicht Häftlingsfunktionäre in den Krankenbauten als seine Informanten bekannt werden und damit in Gefahr kommen, reg-

te ich an, dass jeder Lagerarzt oder SDG wöchentlich eine Meldung abzugeben habe, aus der ersichtlich ist, wie viele Tote an jedem Tag dieser Woche in dem ihm unterstehenden Lager gemeldet worden waren. Das brachte folgenden Vorteil: Wenn zum Beispiel im Stammlager täglich durchschnittlich zehn bis fünfzehn Todesfälle zu melden waren, an einem Wochentag die Todeszahl jedoch auf 75 hinaufschwellte, dann war nicht zu übersehen, dass an diesem Tag etwa 60 Tötungen vorgenommen worden waren. Aus summarischen Meldungen wäre das nicht abzulesen gewesen.

Die Politische Abteilung verfügte über ein Gefängnis im Keller des isolierten Blocks 11. Periodisch liess sie Gefangene an der Schwarzen Wand erschiessen, die am Ende des streng abgesperrten Hofes zwischen den Blöcken 11 und 10 errichtet war. Offiziell wurden die so Getöteten jedoch als in den Krankenbau verlegt und dort an irgendeiner Krankheit verstorben gemeldet. Ich machte den Standortarzt auf die Zacken aufmerksam, die bei den täglichen Todeszahlen im Stammlager durch diese Bunkerselektionen entstanden, und erklärte ihre Ursache. Das folgende Gespräch ist wieder meinem Bericht entnommen:

«Das geht doch nicht» – sagte der Standortarzt. «Für die Toten der Politischen Abteilung muss diese selbst die Verantwortung tragen. Warum wird mir das von Entress nicht gemeldet?»

«Ich glaube, Herr Doktor, Sie erfahren manches nicht.»

«Schreiben Sie mir die Tage mit den hohen Zahlen heraus.»

Aber das stimmt doch wirklich?»

«Jawohl.»

«Woher wissen Sie das?»

«Ich weiss es von Häftlingen, die es Ihnen gegenüber nicht wiederholen würden, keinem einzigen Angehörigen der SS gegenüber»

«Ich brauche aber einen Beweis»

«Es ist sehr schwer, in Auschwitz zu beweisen, dass gemordet wird.» Da fällt mir etwas ein. «Sie hätten den Beweis, Herr Doktor, wenn Sie sich das Totenbuch vom Stammlager geben liessen. Dort sind alle Toten mit Diagnose und Zeit des Todes eingetragen. Bei den

Toten von Block 11 gibt es weder Fieberkurven noch Krankengeschichten. Sie brauchen also nur Fieberkurven und Krankengeschichten verlangen, dann hätten Sie den Beweis

Wirths läutet. Er ist immer so schnell. Schon steht Ontl – der Spiess der Dienststelle – im Zimmer. ‚Ontl, ich möchte das Totenbuch vom Stammlager sehen, jetzt gleiche

Der Stein rollt. In welcher Richtung wird er rollen? Jetzt kommt ein Zusammenstoss mit der Politischen Abteilung. Ich höre noch, wie durchs Feldtelefon aus dem Stammlager Entress und Klehr zum Standortarzt befohlen werden. Heute Mittag hab’ ich wenig Appetit.›

Soweit mein Bericht. Der Rapportschreiber des Krankenbaus, Tadeusz Paczula, musste damals mit allen Totenbüchern ins SS-Revier kommen. Er erinnert sich, dass er dazu einen Handkarren benötigte; so viele Totenbücher waren schon vollgeschrieben. In meinem Bericht heisst es weiter:

«Es ist anscheinend wirklich zu einer Katastrophe gekommen. Gestern war mit Wirths nicht zu sprechen. Er war sehr nervös und kurz angebunden. Heute diktiert er mir ein Schreiben an Lolling, seinen Chef, in dem er um seine Versetzung von Auschwitz ansucht. Als Grund gibt er an, dass SS-Untersturmführer Grabner, der Leiter der Politischen Abteilung, sein Verhalten vor dem Kommandanten als ein für einen SS-Führer unwürdiges bezeichnet. Sicherlich im Zusammenhang mit den Totenmeldungen von Block 11.› Es kam zwar nicht zur Versetzung, der Konflikt zwischen Wirths und Grabner blieb jedoch bestehen.

Zur gleichen Zeit wurde durch einen Zufall ein Korruptionsverfahren ausgelöst. Nach Kriegsende schilderte der mit dessen Untersuchung betraute SS-Richter Dr. Konrad Morgen, wie es dazu gekommen war:

«Die Protektoratspolizei hat Goldschiebungen im Protektorat festgestellt. Die Spuren führten nach Berlin. Die Zoll-Fahndungsstelle Berlin-Brandenburg hatte Personen ermittelt, die im Konzentrationslager Auschwitz bedienstet waren, und das Verfahren an das SS- und

Polizeigericht in Berlin abgegeben. Dort erfuhr ich davon und zog nunmehr das Verfahren betreffs der Goldschiebungen an mich.»

Als Zeuge im Frankfurter Auschwitz-Prozess ergänzte Morgen: «Die Untersuchung gegen SS-Leute des Konzentrationslagers Auschwitz wurde durch ein Feldpostpäckchen ausgelöst. Es wurde wegen seines auffallend grossen Gewichtes beschlagnahmt und enthielt drei Goldklumpen, einen in der Grösse von zwei Fäusten und zwei kleinere. Es handelte sich um hochkarätiges Zahngold, welches ein Sanitätsdienstgrad, der in Auschwitz seinen Dienst versah, an seine Frau schickte. Auf Grund meiner Schätzungen entsprach diese Goldmenge etwa 100.000 Leichen, wenn man berücksichtigt, dass nicht alle Menschen Goldplomben tragen. Das Unfassbare war, dass der Täter solche Mengen unbemerkt beiseiteschaffen konnte.»

Es war nicht das erste Mal, dass eine solche Affäre platzte. Robert Mulka, der eine Zeitlang Gerichtsoffizier in Auschwitz war, erinnerte sich, dass bei einem Unterscharführer der Zahnstation im Hotel in Katowitz ein auffallend wertvoller Brillantring gefunden worden war. Der Unterscharführer, der sich damals auf Urlaub befand, wurde auf Mulkas Befehl durchsucht. In seinem Gepäck wurden Goldbarren gefunden. Mulka, der die allgemeine Korruptionierung der Wachtruppe durch Kanada gut kannte, hat keine besonderen Folgerungen daraus gezogen. Vor dem Frankfurter Gericht beschränkte er sich auf die Erklärung: «Wie er bestraft wurde, weiss ich nicht.»

Dr. Morgen aber nahm den Fall ernster und begab sich nach Auschwitz. Dort erfuhr er zwar schnell von der Massenvernichtung, sah aber keine Möglichkeit, das Verfahren in dieser Richtung auszuweiten. Dr. Gerhard Wiebeck, der ihm bei diesen Nachforschungen unterstellt war, bemühte sich später, den Frankfurter Richtern die Begrenzung der Kompetenzen dieser Kommission zu erklären: «Wir hatten Korruptionsdelikte und über die Generallinie hinausgehende Handlungen, zum Beispiel eigenmächtige Tötungen, zu bekämpfen.» Eingehender befragt, sagte dieser SS-Jurist: «Die Untersuchung der allgemeinen Tötungen war nicht gestattet. Ich hörte, dass die Juden-

vernichtung von Hitler mündlich befohlen worden war.» Dass SS-Richter einen derartigen Befehl ohne Weiteres für möglich hielten und sich allein durch einen Hinweis auf einen mündlichen Führerbefehl davon abhalten liessen, ein so umfangreiches, offenkundiges Verbrechen auch nur zu untersuchen, ist für die damaligen Zustände bezeichnender als lange Analysen.

Die Ermittlungen Morgens und seiner Gruppe ergaben, dass Grabner auch für Morde verantwortlich war, die «über der Generallinie» lagen: Die grossen Vergasungsaktionen von Juden wurden nach Berlin unter dem Zeichen SB gemeldet, der Abkürzung für «Sonderbehandlung». Dieser Begriff wurde als Umschreibung für Tötung verwendet. Daraus schloss Morgen, dass die Zentrale diese Tötungen wünschte. Die an der Schwarzen Wand Erschossenen wurden jedoch nicht mit dieser Tarnbezeichnung, sondern als eines natürlichen Todes verstorben gemeldet. Morgen folgerte daraus, dass ein Einverständnis der Zentrale für diese Tötungen nicht mit Sicherheit gegeben war. Zudem waren die meisten Opfer der Politischen Abteilung Polen, der mündlich erteilte Vernichtungsbefehl Hitlers sollte sich aber auf Juden beziehen. Morgen recherchierte daher wegen den Erschiessungen an der Schwarzen Wand. Im Verlauf dieser Tätigkeit kam er auch mit Dr. Wirths in Kontakt. 1946 gab er zu Protokoll:

«Der Standortarzt wies mit leuchtenden Augen darauf hin, wie von Beginn seiner Versetzung diese grossen Ziffern schlagartig heruntergegangen sind. (Damit sind die Totenzahlen gemeint. In seinem Arbeitszimmer hing eine grosse Tabelle, auf der Belegstärke und Todeszahlen in Kurven dargestellt waren. Die Unterlagen für diese Statistik arbeitete ich aus.) Dabei gab er mir aber gleichzeitig den Hinweis auf Grabner. Grabner hat ihm zugemutet, schwangere Polinnen zu töten. Das hatte der Arzt als unvereinbar mit seinen Berufspflichten abgelehnt. Der Arzt hatte nicht nachgegeben, und es kam zu einem Streit, der beim Kommandanten ausgetragen wurde, wobei weder Höss noch Grawitz (der ‚Reichsarzt-SS‘) etwas dazu sagten. Danach stand der Arzt wirklich in dem Moment, wo ich zufällig auf ihn zutrat, in einem furchtbaren Konflikt. Er sagte, was soll ich tun? Ich sagte ihm, das,

was Sie getan haben, absolute Verweigerung, ist vollkommen richtig, und morgen werde ich Grabner verhaften.»

Auch Dr. Wiebeck bestätigte: dass Wirths die Untersuchungskommission bei ihren Ermittlungen gegen Grabner unterstützt hat: «Der Standortarzt Dr. Wirths war ein Gegner von Grabner und führte gegen diesen ein Tagebuch. Bei der Evakuierung sagte er mir: ‚Wenn Sie Akten brauchen, kann ich Ihnen welche geben.‘»

Grabner wurde im Oktober 1943 abberufen und verhaftet. Dieser Schritt zog weitere nach sich: Am 11. November wurde im Standortbefehl 50/43 verlautbart, dass SS-Obersturmbannführer Arthur Liebehenschei den bisherigen Kommandanten Höss ablöst. Versetzt wurde auch der Vorgesetzte Grabners, der Gestapochef von Kattowitz, Dr. Rudolf Mildner, der bei den gefürchteten Standgerichten im Bunkerblock, die regelmässig mit Massenexekutionen endeten, den Vorsitz geführt hatte. Wirths nützte die Lage und erreichte auch die Versetzung von Dr. Entress, eines Vertrauensmanns Grabners.

Gleichzeitig mit diesem Kommandantenwechsel wurde eine Dreiteilung des Lagers vorgenommen, das sich zum grössten Komplex unter allen Konzentrationslagern entwickelt hatte. Das Stammlager wurde als Auschwitz I bezeichnet, der Lagerkomplex von Birkenau als Auschwitz II, und die stark angewachsene Zahl aller Arbeitslager bei verschiedenen Rüstungsbetrieben, nun in Monowitz zentralisiert, wurde als Auschwitz III zusammengefasst. Obwohl jedes dieser drei Lager einen eigenen Kommandanten erhielt, waren sie doch nicht ganz selbständig; Liebehenschei war sowohl Kommandant von Auschwitz I als auch Standortältester von Auschwitz und damit Vorgesetzter der Kommandanten von Auschwitz II und III. Die Politische Abteilung und das Sanitätswesen blieben wie bisher einheitlich für alle drei Lager. Häftlinge konnten von einem zum anderen Lager ohne die Formalitäten verlegt werden, die bei Überstellungen von einem KZ zu einem anderen üblich waren, auch ihre Kartei blieb zentralisiert. Später wurden Auschwitz I und II wieder zusammengelegt.

Der einschneidende Wechsel kann keinesfalls so erklärt werden,

eine ahnungslose Zentrale hätte erst durch Berichte der Untersuchungskommission von dem Verbrechen in Auschwitz erfahren. Dass es nicht so war, geht schon daraus hervor, dass zwar Grabner als Stündenbock verhaftet wurde, Höss jedoch zum Abteilungsleiter in der zentralen Verwaltung aller Konzentrationslager avancierte, obwohl die SS-Kommission nicht nur seine Mitverantwortung für die «über die Generallinie» hinausgehenden Massenmorde, sondern auch persönliche Verfehlungen aufgedeckt hatte; und dass der Vorgesetzte von Grabner, Mildner, eine leitende Stellung in Dänemark erhielt. Entress wurde zum Standortarzt von Mauthausen ernannt und endlich zum SS-Hauptsturmführer befördert; Wirths hatte sich beharrlich geweigert, ihn zur längst fälligen Beförderung vorzuschlagen.

Die Ursachen für die Versetzungen werden auf Nachrichten zurückgeführt, welche aus Auschwitz hinausgedrungen waren:

Stanislaw Dubiel, der als Häftlingsgärtner in der Villa Höss beschäftigt war, gab am 7. August 1946 zu Protokoll, dass er damals Bruchstücke eines Gespräches mitanhören konnte, welches Himmler mit Höss im Garten von dessen Villa geführt hatte. Himmler habe damals erwähnt, Höss müsse weg von hier, weil der englische Rundfunk zu viel über die Vernichtung von Gefangenen in Auschwitz berichte. Höss soll erklärt haben, er sei überzeugt, dass er durch seine Tätigkeit in Auschwitz seinem Vaterlande gute Dienste leiste. Diese Äusserung hat die Bibelforscherin Sophie Stipel mitangehört, die ebenfalls in der Villa Höss arbeitete.

Boger sagte am 5. Juli 1945 aus: «Als das Massensterben von Auschwitz im Herbst 1945 über das ahnungslose deutsche Volk hinausdrang in die Welt, wurden plötzlich Umbesetzungen in den Führerstellen im Lager und bei der Stapo Kattowitz (Dr. Mildner) vorgenommen.» Auch Grabner erwähnt im Krakauer Gefängnis, dass Höss aus «ausserpolitischen Gründen» nicht länger in Auschwitz bleiben konnte.

Liebehenschei leitete eine neue Epoche in der Geschichte von Auschwitz ein. Seine Reformen bezogen sich zuerst auf den Block 11, hatten

doch die willkürlichen Erschiessungen in diesem Block den Anstoss zu allen Veränderungen gegeben. Er stellte die periodischen Selektionen mit darauffolgenden Erschiessungen im Bunker ein. Exekutionen wurden zwar auch später durchgeführt, doch weiter weg vom Lager, in den Krematorien in Birkenau. Er liess die Stehzellen abreissen, die keinen Platz zum Sitzen oder Liegen boten und in die bis dahin Häftlinge strafweise eingeschlossen worden waren. Er erliess eine generelle Bunkeramnestie und liess später die Schwarze Wand abreissen. Er hob ferner den Befehl auf, jeden bei einem Fluchtversuch Ertappten zu erschiessen; unter dem Deckmantel dieses Befehls konnten Missliebige ohne Weiteres beseitigt werden, denn als Vorbereitung zu einer Flucht konnte man alles mögliche deuten. Von nun an sollten aufgegriffene Flüchtlinge, die im Bunker auf ihre Hinrichtung zu warten hatten, in ein anderes KZ überstellt werden. Im Krakauer Auschwitz-Prozess, in dem auch Liebehenschei angeklagt war, bezeugte der Pole Marian Bialowiejski, dass Liebehenschei der Politischen Abteilung verboten habe, Häftlinge ohne seinen Befehl in den Bunker zu sperren; ja er soll sogar den Angehörigen dieser Abteilung das Betreten des Lagers ohne seine ausdrückliche Genehmigung untersagt haben. Ein Gespräch, das ich einmal mit dem Kommandanten Liebehenschei führen konnte, hatte Folgen für das Lager. Es sei darum wiedergegeben. Bereits die Vorgeschichte war aussergewöhnlich:

Ich war im Bunker eingesperrt, als die Ablösung Grabners erfolgte. Sein Nachfolger, Hans Schurz, verfügte nach einer Intervention des Standortarztes meine Entlassung. Am Tag, bevor ich aus dem Bunker freikam, wurde Jozef Cyrankiewicz dorthin eingeliefert. Er ist denunziert worden, dass er seine Flucht vorbereite. Bei einer Durchsuchung wurde eine Perücke bei ihm gefunden, ein erdrückender Beweis. Über den Blockschreiber des Bunkers, Jan Pilecki, standen wir in Verbindung mit Jözek, wie Cyrankiewicz von uns, die wir in der Widerstandsbewegung zusammenarbeiteten, genannt wurde. Wir sandten ihm Nachricht von dem Kommandantenwechsel und den damit verbundenen Hoffnungen.

Eines Tages schrieb uns Jozek, dass Stanislaw Dorosiewicz zu ihm in den Bunker gekommen sei und ihn aufgefordert habe, mit ihm zu fliehen. Dorosiewicz, Blockältester auf Block 15, war ebenso bekannt wie gefürchtet. Da ihm als Vertrauensmann der Politischen Abteilung viele Spitzel unterstellt waren, wurde er «Spitzelcapo» genannt. Offenbar hatte er die Ursachen, die zur Ablösung Grabners geführt hatten, infolge seiner Verbindungen schneller erfasst als alle anderen und sah seine Vorzugsstellung gefährdet, wenn die Tätigkeit der Politischen Abteilung eingehender untersucht werden sollte. Zugang zu dem streng isolierten Bunker konnte er sich unschwer verschaffen. Damals wusste Jozek bereits, dass Dorosiewicz ihn verraten hatte. Da er dessen Angebot als Provokation auffassen musste, schrieb er uns, dass wir von seiner Mitteilung nach Gutdünken Gebrauch machen können. Bedenken wegen des Spitzels seien nicht nötig. Was folgte, habe ich in meinem Bericht beschrieben:

«Nach einem langen, nächtlichen Gespräch (mit Ernst Burger) haben wir uns entschieden. Das Risiko muss getragen werden. Schliesslich ist mir ja mein Leben wiedergeschenkt worden. Jetzt gehört's gar nicht mehr mir. Jozek muss gerettet werden!

Ich nütze gleich die erste Gelegenheit bei Wirths aus: ‚Herr Doktor, ich habe Ihnen neulich schon von den Spitzeln der Politischen Abteilung erzählt. Heute habe ich einen Fall, der klar zeigt, mit welchen Methoden sie arbeitens Und ich erzähle von Jozek und dem Blockältesten. ‚Solange die Spitzel mit solchen Methoden im Lager arbeiten, wird es immer Fluchtversuche geben. Die Spitzel sind's, die die Unruhe ins Lager tragen

Wirths hört sehr interessiert zu. Er sammelt anscheinend Material gegen die Politische Abteilung. ‚Schreiben Sie mir das alles auf einen Zettel auf, ganz formlos. Ich glaube, das wird Obersturmbannführer Liebehenschei interessierens Dann diktiert er seine Post weiter.

Wirths fährt weg, kommt gleich wieder. Er läutet. ‚Ich war beim Kommandanten. Er war mit Ihrem Bericht zufrieden. Er ist dagegen, dass im Lager mit Spitzeln gearbeitet wird. Er lässt Sie fragen, was Sie raten würden, jetzt mit dem betreffenden Spitzel zu machen‘.

Das ist besser, als ich gedacht habe. ‚Jetzt kann er noch nichts machen. Wenn er den Spitzel vernehmen lässt, wird der natürlich alles abstreiten, und die Politische Abteilung wird ihn selbstverständlich unterstützen. Das Gespräch ist nicht zu beweisen. Jetzt muss man warten und den Spitzel beobachten. Wichtig ist nur, dass inzwischen dem Polen nichts geschieht.‘

«Nein, der Kommandant hat sich seine Nummer aufgeschrieben.‘

Heute fällt’s mir schwer, ruhig hinter meiner Maschine zu sitzen und lange, fade Listen herunterzuklopfen. Am liebsten würde ich Zbyszek (einem Polen in unserem Kommando) und den anderen alles erzählen. Ich rede aber nichts. Und schreibe die Listen. Und denke an Jozek. Am nächsten Tag gibt es nur einen Gesprächsstoff im ganzen Lager. Mir erzählt es unser Läufer: ‚Der Blockowi (polonisierte Form von Blockältester, die allgemein gebraucht wurde) von 15 ist geflohen. Mit dem Juden aus Kanada, weisst du, dem Spitzel. Beide haben einen Unterscharführer der Politischen Abteilung, den sie gut gekannt haben, mitgenommen. Sie haben ihm gesagt, sie kennen eine Stelle in der Nähe des Lagers, wo Gold vergraben ist. Er hat sie über die Postenkette hinausgeführt, dann haben sie ihn am anderen Ufer der Sola erschlagen und sind weg.‘

Die SS hat Alarm. Die ganze Umgebung wird abgesucht. Wirths ist auch aufgeregt: ‚Haben Sie schon gehört?‘ Ich nicke nur mit dem Kopf. ‚Das ist doch der Spitzel, von dem Sie gestern diese Geschichte mit dem Polen gemeldet haben? Der, von dem ich dem Kommandanten berichtet habe?‘ – ‚Jawohl.‘ – ‚Also hat alles gestimmt‘ – ‚Jawohl.‘

In dem vom Museum von Auschwitz herausgegebenen Kalendarium steht unter dem 21. Dezember 1943, dass Dorosiewicz mit Hersz Kurcwajg geflohen ist und die Widerstandsbewegung eine dringende Warnung hinausgeschickt hat, weil sie befürchtete, dass Dorosiewicz seine Spitzeltätigkeit draussen fortsetzen und Kontakte, die mit dem Lager bestanden, aufdecken will. Dorosiewicz, der Kurcwajg ermordet hat, wurde nicht wieder ergriffen. In meinem Buch steht weiter:

«Nachmittag kommt der Unterscharführer Richter ganz nervös in unser Zimmer: «Langbein, nehmen Sie sofort Ihren Stenogrammblock, der Standortarzt ist beim Kommandanten und hat Sie telefonisch verlangt»

Jetzt gilt's. Der Unterscharführer in der Schreibstube führt mich gleich ins Kommandantenzimmer. Doppelte Türen, gepolstert.

„Häftling 60-5-55 meldet sich zur Stellen

Dunkle Möbel, ein dunkler, grosser Schreibtisch. Dahinter Kommandant Liebehenschei. Ihm gegenüber, mit dem Rücken zu mir, der Standortarzt. Ich spüre mein Herz. Meine Nerven sind doch nicht mehr ganz in Ordnung.

„So, da sind Sie also. Ihre gestrige Meldung war wertvoll für mich.“ Eine kleine Pause. Dann sagt Wirths: „Langbein, berichten Sie dem Kommandanten über die Spitzel im Lager, so wie Sie es mir gesagt haben.“ – «Ja, sprechen Sie».

„Obersturmbannführer, ich habe vorher eine Bitte.“ – „Welche?“ – „Darf ich so sprechen, als ob ich nicht Häftling wäre?“ Eine kleine Pause, nicht sehr lange. „Ja, sprechen Sie ganz frei von der Leber weg.“ – „Dann ersuche ich darum, mich nicht zu fragen, woher ich meine Informationen habe. Wir Häftlinge wissen viel, aber wir dürfen nichts wissen – „Interessiert mich auch nicht.“

„Dieser Spitzel hat dem Polen nicht nur jetzt zur Flucht geraten, sondern ihn auch schon früher durch Drohungen und Erpressungen so weit gebracht“ – „Dem Polen wird nichts geschehen. Ich werde mich selbst für den Fall interessieren“ – „Ich weiss nicht, ob Sie das verhindern können, Obersturmbannführer. Die Politische Abteilung hat viele verschiedene Methoden. Ich war selbst über zwei Monate im Bunker.“ – „Weswegen waren Sie im Bunker?“ – „Wegen Verdacht einer politischen Betätigung“. Er runzelt die Stirn. „Ich bin sicher, dass der Verdacht wieder auftauchen wird und dass sich genügend Aussagen finden werden, wenn die Politische Abteilung erfährt, dass ich Ihnen Meldung darüber gemacht habe, dass der Flüchtling von heute ihr Hauptspitzel war“ – «Sie vergessen, dass ich Lagerkommandant bin».

Er ist böse. Ich bin also im richtigen Geleise. ‚Sie kommen nicht mehr in den Bunker, solange ich hier bin. Hauptsturmführer, wenn mit ihm irgendetwas sein sollte, verständigen Sie mich sofort‘ – ‚Jawohl.‘ Wirths nickt mit dem Kopf.

Ich weiss nicht, ob ich noch länger bleiben soll. ‚Was haben Sie sonst vom Lager zu berichten? Sie sind doch gut informierte Es klingt nicht höhnisch. Und auch nicht gefährlich.

‚Darf ich wieder frei antworten?‘ Liebehenschei nickt.

‚Zwei Sachen sind besonders schlimm. Das eine sind die Spitzel. Sie halten das ganze Lager in Unruhe. Die meisten Fluchtversuche sind ihretwegen.‘ – ‚Und das zweite?‘

‚Das zweite ist die Herrschaft der Grünen im Lager. Lagerälteste, Blockälteste, Capos sind in der Regel Grüne. Und sie sorgen dafür, dass das Leben im Lager uns noch schwerer gemacht wird, als es ohnehin schon ist. Sie stehlen beim Essen, prügeln, schikanieren. Dadurch helfen sie auch mit, die Arbeitskraft der Häftlinge herabzumindern. Es gibt natürlich Ausnahmen, aber die Regel ist schlimm.‘

‚Sind Sie der Meinung, dass politische Häftlinge das Lager anders führen würden?‘ – ‚Jawohl.‘ Eine Pause. Wirths schaut mich an. Er nickt leicht mit dem Kopf, ist scheinbar zufrieden.

‚Ich brauche Sie nicht mehr.‘ – ‚Bitte wegtreten zu dürfen.‘

Ich informierte sofort Ernst von diesem Gespräch, der diese Information zu Jözek in den Bunker weiterleitete. Das war gut, denn Liebehenschei liess Cyrankiewicz zu sich kommen, der infolgedessen im gleichen Sinn sprach. Die Folgen stellten sich schnell ein. Darüber wieder aus meinem Bericht:

‚Eines Tages sagt mir Wirths, dass der Kommandant eine Nummernliste aller mir bekannten Spitzel haben will. Ich gehe sofort ins Lager und spreche mit Ernst.

‚Freilich geben wir ihm die Liste. Wenn man schon mit der Spitzelgeschichte anfangt, muss man sie auch durchführen. Durch die Liste vergrössert sich unser Risiko nicht. Höchstens wenn er dich fragt, woher du die Nummern hast.‘ – ‚Dann sag ich eben dasselbe wie letztesmal, dass ich darüber nichts sagen kann.‘

Auch Jözek ist einverstanden. Jözek (der inzwischen aus dem Bun-

ker entlassen wurde), Tadek (Holuj) und Ernst schreiben die Nummern zusammen. Paar Tage darauf wird ein Transport ins KZ Flossenbürg zusammengestellt, und alle von uns aufgeschriebenen Spitzel sind dabei. Ein Aufatmen geht durchs Lager. Niemand kann sich erklären, wieso es dazu gekommen ist, die Spitzel selbst am allerwenigsten. Sie versuchen alles, um aus dem Transport herauszukommen, aber alle Schliche sind vergebens. ‚Ausdrücklicher Befehl des Lagerkommandanten!‘ heisst es überall.»

Der Rapportschreiber Erwin Olszowka sagte über diese Vorgänge vor dem Frankfurter Gericht aus:

«Als im Winter 1945/44 der Hauptspitzel der Politischen Abteilung, Dorosiewicz, floh und auf der Flucht einen SS-Mann ermordete, wurden von dem neuen Lagerkommandanten keine Repressalien angeordnet. Lachmann von der Politischen Abteilung wurde zur Strafe versetzt. Damals bemerkte man anscheinend den schlechten Einfluss des Spitzelunwesens. Am 8. Februar 1944 wurde ein eigener Spitzeltransport nach Flossenbürg zusammengestellt.»

Bald nach meiner Vorsprache setzte Liebehenschei den ersten «roten» Lagerältesten ein: Ludwig Wörl, der diese Funktion erhielt, sorgte dafür, dass immer mehr Rote auch als Blockälteste eingesetzt wurden, wodurch das Prügeln durch Häftlingsfunktionäre eingestellt oder zumindest stark eingeschränkt wurde. Die Vorherrschaft der Grünen war im Stammlager gebrochen.

Jenny Spritzer, die in der Politischen Abteilung arbeitete, schreibt: «Eine kolossale Erleichterung ging durch alle Herzen, als eines Tages der Lagerkommandant Höss für einen höheren Posten nach Oranienburg abgerufen und durch Kommandant Liebehenschei ersetzt wurde. Liebehenschei war entsetzt über die Zustände in Auschwitz und schaffte sofort die Todesstrafe ab. Selbst die Erhängungsstrafe bei Flucht durfte nicht mehr erteilt werden; kein Häftling durfte weder bei Vernehmungen noch bei der Arbeit oder irgendwo geschlagen werden.» Wie die Autorin hinzufügt, wurde dieses Verbot allerdings nicht von allen eingehalten.

Artur Rablin, der sich als Kalfaktor des Lagerführers einen guten Überblick verschaffen konnte, beschreibt Lagerbesichtigungen durch Liebehenschei, die sich von den früheren unterschieden. Er besuchte die Küche, fragte zum Beispiel: «Wie schmeckt die Suppe?» und wünschte nicht, dass in seiner Gegenwart alle strammstanden.

Dieser Wandel hat sich infolge der Teilung von Auschwitz in drei Lager nicht überall gleichmässig ausgewirkt; am wenigsten in Birkenau, wo die Herrschaft der Grünen unangetastet blieb. Doch etwas war auch dort von der neuen Entwicklung zu fühlen.

Mathilde Hrabovecka, die das Frauenlager vom ersten bis zum letzten Tag kannte, sagte mir, dass damals die meisten deutschen Prostituierten, die bis dahin Schlüsselpositionen bekleidet hatten, abgelöst worden sind. «Zum Schluss waren fast keine ‚Schwarzen‘ mehr Anweiserinnen», fasste Hrabovecka ihre Erinnerungen zusammen. Die Prostituierten hatten, wie schon erwähnt, den schwarzen Winkel der Asozialen zu tragen.

Aus einer erhaltengebliebenen Statistik über das Quarantänelager in Birkenau ist in diesem Zeitabschnitt eine deutliche Verminderung der willkürlichen Tötungen abzulesen, eine Folge des Wechsels in der Führung dieses Lagerabschnittes. Schillinger, dem er anfangs unterstellt war, ist damals von Schwarzhuber in dieser Funktion abgelöst worden.

Dass sich Liebehenschei von Häftlingen beeinflussen liess, ist zwar aussergewöhnlich, aber nicht ohne Beispiel. Kogon berichtet, dass sich deutsche Capos beim Kommandanten von Buchenwald, Pister, gelegentlich mit Erfolg über SS-Männer beschwert haben, die Häftlinge misshandelt hatten.

Damals blühte etwas in Auschwitz auf, was vordem unbekannt war: Hoffnung. Die Lagerselektionen von Muselmännern unterblieben. Zwar wurden nach wie vor Tag für Tag Transporte an der Rampe selektiert, die Krematorien brannten ständig. Aber es entstand die Hoffnung, dass Auschwitz wenigstens für diejenigen den Charakter eines Vernichtungslagers verlieren könnte, die bereits ins Lager eingewiesen waren. Das wendete zusammen mit guten Nachrichten von den Fronten die Stimmung.

Der Schein trog. Darüber steht in meinem Bericht:

„Heute kommt der Läufer Tadek vormittags mit einem Briefel zu mir: ‚Gleich lesen!‘ Ernst lässt mir sagen, ich soll möglichst schnell ins Lager kommen.

„Was ist denn, Ernstl?“ – «Sie haben wieder einen Transport fürs Gas zusammengestellt. Lauter Juden. Sie haben sie derweil in die Badebaracke eingesperrt. Es sind über tausend. Versuch, dass du durch Wirths den Kommandanten erreichst. Vielleicht kann man’s noch verhindern‘.

Die ganze Zeit bin ich beim Fenster auf der Lauer, wenn Wirths, der auswärts ist, ins Revier kommt. Aber erst abends biegt sein feldmässig hellbraun gestrichener breiter Wagen in unsere Strasse ein. Lange läutet es nicht. Endlich. Schnell bin ich bei ihm, aber vor seinem Schreibtisch steht der Spiess und hat ihm die Unterschriftenmappe vorgelegt. ‚Schreiben Sie‘ – und er diktiert Belangloses. Ich muss schweigen und stenografieren, und im Bad sind tausend Menschen eingesperrt, die in den nächsten Stunden vergast werden sollen und leben wollen.

Nach dem Einrücken wartet schon Ernst auf mich auf der Lagerstrasse. ‚Hast du was machen können?‘ – ‚Nein, ich hab’ keine Gelegenheit gehabt.‘ ‚Sind sie schon weg?‘ – ‚Vor dem Appell waren die Lastautos hier. – Jetzt fängt’s also wieder an.‘

Überall sehe ich es an den Gesichtern: Der Tod ist wieder jedem nähergerückt. War es nur ein Traum, den wir in den letzten Wochen geträumt haben?

Am nächsten Tag spreche ich mit Wirths. Und er mit dem Kommandanten.

«Der Kommandant hat von dem Transport gewusst. Es war nicht hinter seinem Rücken, wie Sie glauben, Langbein. Die Aktion war direkt von Berlin befohlen. Vom Arbeitseinsatz. Dort liegt eine Meldung vor, dass zu viele nicht voll arbeitseinsatzfähige Häftlinge im Lager sind.‘»

Diese erste Lagerselektion nach längerer Pause kam auch im Frankfurter Auschwitz-Prozess zur Sprache. Der Rapportführer Oswald Kaduk bestätigte nachträglich die Mitteilung von Wirths:

«Liebehenschel hat sich damals in Berlin dafür eingesetzt, dass der

Transport nicht ins Gas geht, aber Berlin war dafür, dass er vergast wird. Die Selektion wurde durch den Arbeitsdienstführer Sell durchgeführt.»

Hofmann, der damals als Lagerführer für das Stammlager verantwortlich war, verteidigte sich in Frankfurt so:

«Es wurde keine Selektion in Abwesenheit von Liebehenschei durchgeführt, das ist unwahr. Es hat zwar in Block 2a eine Selektion stattgefunden, und 400 bis 500 Häftlinge wurden ausgesucht. Nachher fand aber eine Besprechung bei Liebehenschei statt, und auf Grund dieser Aussprache ist er nach Berlin gefahren, um die Vergasung zu verhindern. Er kam zurück und sagte mir: ‚Hofmann, diese Leute werden nicht vergast.‘»

Weiter sagte Hofmann: «Zur Zeit von Liebehenschei war die erste Selektion im Januar 1944, und dazu kam der Befehl von Berlin.» Hofmann erzählte mir nach seiner Verurteilung im Gefängnis von einem anderen Versuch Liebehenschels, den Gang der Vernichtungsmaschinerie zu verzögern. Er hat Schäden an der Rampe zum Anlass genommen, um nach Berlin zu melden, die Rampe müsse zuerst instandgesetzt werden, bevor neue Transporte nach Auschwitz geleitet werden können. Von der Zentrale wurde aber kein auch nur vorübergehender Stopp der Vernichtungsaktion zugelassen. Eine andere Massenmordaktion wurde ebenfalls unmittelbar von Berlin aus veranlasst. Am 8. September 1944 wurden 5.006 Juden aus Theresienstadt mit dem Vermerk «SB – sechs Monate» nach Auschwitz überstellt. Man brachte sie in einem gesonderten Lagerabschnitt in Birkenau unter, der so wie das Zigeunerlager als Familienlager geführt wurde; sie wurden keinen Arbeitskommandos zugeteilt, hatten Schreiberlaubnis – es wurde sogar verlangt, dass sie ihre Angehörigen verständigen – und konnten Pakete empfangen. Die Lebensbedingungen in Birkenau werden dadurch illustriert, dass trotz dieser bevorzugten Behandlung in sechs Monaten 1.140 Insassen dieses Familienlagers gestorben sind. Als die gesetzte Frist abgelaufen war, wurden die am Leben Gebliebenen am 9. März 1944 in den Gaskammern getötet. Nur etwa 70 jugendliche Häftlinge wurden von dieser Mordaktion ausgenommen.

Liebehenschei blieb nur ein halbes Jahr in Auschwitz. Ein neuerlicher Kommandantenwechsel verschlechterte das Lagerklima. Am 8. Mai 1944 erschien Höss wieder in Auschwitz und übernahm die Funktion eines Standortältesten. Drei Tage später löste Richard Baer Liebehenschei in der Funktion des Kommandanten von Auschwitz I ab. Die schnell folgenden Massnahmen liessen den Grund für diesen Wechsel erkennen: Höss setzte seine bewährten Helfer wieder in die Schlüsselstellungen im Vernichtungsapparat ein, aus denen sie entfernt worden waren. Am 16. Mai rollten die ersten drei Züge aus Ungarn an; die grösste Vernichtungsaktion begann, die der Juden aus Ungarn und Siebenbürgen, das damals zu Ungarn geschlagen worden war. Offenbar schien der Zentrale Liebehenschei nicht als der geeignete Mann für die reibungslose Abwicklung dieser beispiellosen Massentötung. «An manchen Tagen war es toll, was so alles angekommen ist», erinnerte sich Oswald Kaduk an diese Zeit. «Ich weiss, einmal um 10.30 Uhr waren es schon fünf Transporte.» Wie in den Anfangszeiten wurden wiederum neben den Krematorien Scheiterhaufen im Freien errichtet, auf denen Leichen verbrannt wurden; die Kapazität der Krematoriumsöfen reichte nicht aus.

Da in der letzten Kriegsphase die Rüstungsindustrie immer energischer Arbeitskräfte anforderte, die auf unzählige dichte Kränze um alle KZs bildenden Arbeitslager verteilt werden sollten, wurden diejenigen, die bei der Zugangsselektion als arbeitsfähig am Leben gelassen worden waren, «auf Eis gelegt», wie die SS es nannte. Sie hatten in dem Birkenauer Abschnitt B II c und in einem noch nicht fertig ausgebauten Lagerabschnitt von Birkenau auf ihren Weitertransport in eines der Arbeitslager zu warten. Da sie nicht in Auschwitz bleiben sollten, erhielten diese «aufs Eis» gelegten Gefangenen keine Auschwitzer Häftlingsnummern. Ihre Zahl kann daher nur geschätzt werden.

In dem neuen Lagerabschnitt wiederholten sich die unbeschreiblichen Zustände, die in der ersten Zeit im Birkenauer Frauenlager und später im Zigeunerlager so verheerende Folgen hatten. Der Mangel auch der primitivsten hygienischen Einrichtungen, das Fehlen von

Wasser, verursachten eine selbst für Auschwitzer Verhältnisse besonders hohe Sterblichkeit. Im Lagerjargon erhielt der neu belegte Lagerabschnitt den Namen «Mexiko». Die Internierten hatten weder Haftlingskleidung noch Lagerdecken bekommen. An sie wurden alle möglichen Decken verteilt, die in Kanada aus dem Gut der Deportierten gesammelt worden waren. Wenn sich die Insassen des Lagerabschnittes mit umgehängten Decken herumdrängten, erweckte das bunte Bild Assoziationen mit Mexiko.

Baer vertrat dieselbe Tendenz, wenn auch nicht mit der gleichen Energie wie seinerzeit Höss. Der SS-Hauptscharführer Paul Steinmetz, der in der Standortverwaltung das Wirken der verschiedenen Kommandanten gut beobachten konnte, kam zu dem Schluss: «Während unter Liebehenschei eine gewisse Besserung eingetreten war, wurden die Zustände unter Baer bald wieder so schlecht wie früher bei Höss. Das betraf nicht nur die Häftlinge, sondern auch die SS.»

Nicht alle Reformen Liebehenschels wurden jedoch rückgängig gemacht. Die Politische Abteilung konnte nach Abtransport ihrer wichtigsten Spitzel nicht mehr die unumschränkte Vormachtstellung erringen, die sie unter Höss gehabt hatte. Zwar wurden unter Baer wieder Grüne in Spitzenfunktionen eingesetzt, doch blieben wenigstens im Stammlager die Roten in Schlüsselpositionen. In Birkenau war die Herrschaft der Grünen nie gebrochen worden. Die Entwicklung an den Fronten hatte zur Folge, dass Brutalitätsakte von SS-Angehörigen und Capos nicht so häufig waren wie zur Zeit von Höss.

Dieser verliess Auschwitz am 29. Juli, nachdem die Ungarn-Aktion im Wesentlichen abgeschlossen war. Baer wurde auch Standortältester.

Auf einen zentralen Befehl wurden am 1. August die Insassen des Zigeunerlagers vergast. Über die Ausnahmen, die dabei gemacht wurden, gibt Regina Steinberg Folgendes an – sie hatte als Häftlingsschreiberin der Politischen Abteilung in diesem Lagerabschnitt den besten Überblick:

«Diejenigen Zigeuner wurden vorgeladen, die Frontkämpfer waren

und zu Ostern 1944 von der Front in das Lager eingeliefert worden waren. Broad (der die Politische Abteilung für diesen Lagerabschnitt leitete) fragte sie, ob sie sich sterilisieren lassen wollen, dann kämen sie frei. Wer sich dazu gemeldet hat, ist ins Stammlager verlegt worden, wurde sterilisiert und kam zu uns zurück. Am Vortag oder am Tag der Liquidierung wurden sie nach Auschwitz in Quarantäne verlegt.»

Ein von dieser Aktion Betroffener bekundete vor Gericht: «Vor der Liquidierung des Zigeunerlagers kamen wir, die bei der Wehrmacht gewesen waren, zur Sterilisierung nach Ravensbrück. Nachher sollten wir uns freiwillig zur Wehrmacht melden und sind auch 1945 in diese wieder aufgenommen worden. Die anderen wurden vergast. Ich bin noch im Jahr 1945 verwundet worden.»

Schon vorher gab es in Ausnahmefällen die Möglichkeit, sich durch eine Sterilisierung vom Lager freizukaufen. Eine Zigeunerin, mit einem Deutschen verheiratet, der an der Front stand, kam mit ihrem kleinen Kind nach Auschwitz. Das Kind wurde krank. Die Mutter versuchte zuerst alle möglichen Mittel, denn sie hatte Angst, in den Krankenbau zu gehen, der keinen guten Ruf hatte. Als sie sich aber nicht mehr zu helfen wusste, flehte sie Dr. Mengele im HKB an, ihrem Kind zu helfen, da ihr Mann die gleiche Uniform wie Mengele trage. Der SS-Arzt stutzte, stellte einige Fragen, untersuchte das Kind und verordnete ihm Medikamente, die auch halfen. Einige Zeit später liess er die Zigeunerin rufen, sagte, er hätte ihre Angaben überprüft und würde sich dafür einsetzen, dass sie mit ihrem Kind freigelassen werde, wenn sie sich unfruchtbar machen lasse. Der Frau blieb keine Wahl. Beide wurden tatsächlich aus dem Lager entlassen. Obwohl sie leben, ist beider Leben zerstört.

Die russische Front rückte näher. Im Juli 1944 befreiten russische Truppen Majdanek bei Lublin, das zweite KZ, das zum Vernichtungslager ausgebaut war. Überstürzt und kopflos hatte die Lagerführung sowohl die Evakuierung der Gefangenen, die nicht vorher getötet worden waren – vor allem der Deutschen –, als auch die Verwischung al-

ler Spuren der Massenvernichtung versucht, was ihr aber nicht gelang. Unter dem Eindruck dieses Fehlschlages, der den Alliierten einen Einblick in die Methoden der Menschenvernichtung gab, begann damals die Auschwitz Lagerführung mit Vorbereitungen zur Liquidierung des Lagers. Zuerst wurden diejenigen Unterlagen der Aufnahmeabteilung verbrannt, aus denen der Umfang der Vernichtungsaktion abgelesen werden könnte. Schon vordem war von der Zentrale angeordnet worden, russische und besonders polnische Häftlinge in andere Konzentrationslager zu überstellen, bei denen nicht durch die polnische Bevölkerung der Umgebung die Gefahr bestand, dass die Gefangenen Verbindung mit der Aussenwelt aufnehmen konnten. In der zweiten Jahreshälfte 1944 mehrten sich die Überstellungen von Polen.

Der Vernichtungsapparat, der für die Ungarn-Aktion und die daran anschliessende Ermordung der Insassen des Lodzer Ghettos maximal vergrössert worden war, wurde abgebaut, die Sonderkommandos reduziert, das heisst, die überflüssigen Häftlinge wurden getötet. In Kenntnis des ihnen drohenden Schicksals organisierten Gefangene dieses Kommandos einen verzweifelten Ausbruch. Sie konnten am 7. Oktober zwar ein Krematorium sprengen, nicht aber ihrem Schicksal entfliehen.

Noch immer rollten RSHA-Transporte nach Auschwitz. Am 3. November entschieden SS-Führer das letzte Mal an der Rampe mit einer Handbewegung über Leben oder Tod der Ankömmlinge. Dann wurde der Vernichtungsapparat, der mehr als zweieinhalb Jahre gearbeitet hatte, gestoppt. Ende November 1944 befahl Himmler die Zerstörung der Vernichtungsanlagen. Nur das Krematorium IV blieb intakt, damit die Leichen aus den Auschwitzer Lagern verbrannt werden konnten. In einer von einem Mitglied des Sonderkommandos verfassten Chronik, die im November 1933 bei einem Krematorium ausgegraben wurde, ist darüber zu lesen: «Heute, am 25. November, hat man begonnen, das Krematorium I abzureissen. Dann soll das Krematorium II abgetragen werden.» Diese Eintragung endet mit den Worten: «Jetzt gehen wir, die 170 übriggebliebenen Männer, zu unseren Frauen. Wir

sind überzeugt, dass man uns in den Tod führt. 30 Leute hat man ausgesucht, um sie im Krematorium IV zu belassen. – Heute, am 26. November 1944.»

Am 17. Januar 1945 zwang der Vormarsch der russischen Armeen die SS, die Evakuierung von Auschwitz zu befehlen. Bis zum 19. Januar war sie durchgeführt. Kranke und Pflegepersonal wurden zurückgelassen. Mit ihnen blieben einige zurück, die hofften, eher überleben zu können, wenn sie sich bei dem Trubel der Evakuierung im Lager versteckten, als wenn sie in der Winterkälte den Evakuationsmarsch mitmachten. Nach banger Tagen der Ungewissheit wurden die Zurückgebliebenen am 27. Januar von russischen Truppen befreit.

Auf den Evakuationsmärschen wurden alle, die nicht mehr weiterkonnten, erschossen. Die anderen wurden nach Mauthausen, Buchenwald oder andere Lager gebracht. Die letzte Phase in der Geschichte der Konzentrationslager, die mit den Todesmärschen von Auschwitz eingeleitet wurde, war durch eine Überfüllung der Lager, durch das Zusammenbrechen der Versorgung, durch ständige Evakuierungen und Todesmärsche charakterisiert. Weder die Evakuationsmärsche noch die Abschlussphase in der Geschichte der KZs, illustriert durch die Leichenberge Verhungerrter, die in Bergen-Belsen von den Alliierten angetroffen wurden, sind Gegenstand oder Hintergrund dieser Untersuchung. Sie schliesst mit dem Tag ab, an dem Auschwitz aufhörte, Konzentrationslager zu sein.

ZAHLEN

Dank des in Auschwitz praktizierten Systems, keine Häftlingsnummer zweimal auszugeben, ist ein recht genauer Überblick über diejenigen möglich geworden, die als Häftlinge in diesem Lager registriert waren, also entweder auf gewöhnlichem Weg eingewiesen oder – mit einem RSHA-Transport deportiert – an der Rampe als arbeitsfähig bezeichnet worden waren. Diejenigen, die unmittelbar von der Rampe weg zu den Gaskammern geführt wurden, bekamen keine Häftlingsnummer, wurden nirgends registriert. Wie viele es waren, kann daher nur geschätzt werden.

Die Unterlagen, die im Museum von Auschwitz gesammelt und verarbeitet wurden, ergeben: Es waren 405.000 Menschen, die in Auschwitz länger oder kürzer zu leben hatten. Dazu kommen noch einige Zehntausende, die in der Zeit der Ungarn-Aktion und nachher in Birkenau «aufs Eis» gelegt wurden, um auf ihre Überstellung in ein Arbeitslager irgendwo in Deutschland zu warten; sie blieben unregistriert, daher ist ihre Zahl nicht exakt zu rekonstruieren. Ferner sind etwa 50.000 Menschen – vorwiegend Polen aus der Umgebung – als Polizeihäftlinge im Block 11 des Stammlagers eingesperrt gewesen. Sie hatten dort das Standgericht abzuwarten. Nur diejenigen, die vom Gericht als Häftlinge ins Lager eingewiesen wurden, erhielten eine Nummer und sind daher auch in der Zahl von 405.000 enthalten. Die grosse Mehrheit, die sofort erschossen wurde, blieb unregistriert. Fast ganz genau waren von den 405.000 ein Drittel Frauen und zwei Drittel Männer.

Die Unterlagen erlauben, das Schicksal dieser Häftlinge kennenzulernen. 261.000 von ihnen sind in Auschwitz gestorben – ermordet worden. Die Zahl der Entlassenen kann man ausser acht lassen. Von Ausnahmen abgesehen, sind nur Polen, die sich als Volksdeutsche bekannten, und Deutsche, die sich zur SS-Sondereinheit Dirlewanger ge-

meldet haben, freigelassen worden. Noch geringer ist die Zahl derjenigen, denen eine Flucht aus Auschwitz glückte. Die allermeisten von denen, die das Vernichtungslager überlebten, sind in ein anderes Lager überstellt worden; sei es mit einem der zahlreichen Transporte, die immer wieder von KZ zu KZ geleitet wurden; sei es mit einem der Evakuierungszüge. Wie viele von ihnen auf diesen Todesmärschen oder in anderen Lagern umkamen, kann nur vage geschätzt werden. Geht man davon aus, dass etwa 60.000 «Auschwitzer» im Frühling 1945 die Freiheit wiedererlangten, so hat man keine zu niedrige Zahl angenommen.

Einzelne erhaltene gebliebene Dokumente geben über die nationale Zusammensetzung der Gefangenen Aufschluss. Zwei Schreiben der Widerstandsbewegung sind in Krakau aufbewahrt worden, die die Lagerstärke, nach Nationalität gegliedert, vom 11. Mai 1943 und vom 22. August 1944 mitteilen.

Am 11. Mai 1943 wurden 2,7 Prozent aller Gefangenen als Deutsche geführt. Bis zum 22. August 1944 ist dieser Prozentsatz auf 1,9 gesunken. Im Stammlager war er mit 5,6 am höchsten. In der Lagerverwaltung arbeiteten noch am meisten Deutsche. Oberschlesier, die sowohl polnisch als auch deutsch sprachen, wurden mit Versprechungen und Druck veranlasst, die Volksliste zu unterschreiben. Sobald sie das getan hatten, wurden sie als Deutsche geführt.

Nach der schmalen Oberschicht der Deutschen waren die Polen die einflussreichste nationale Gruppe. Ursprünglich bildeten sie die überwiegende Mehrheit. Nachdem Auschwitz zum Vernichtungslager ausgebaut worden war, sank der Prozentsatz der Polen. Im Mai 1943 betrug er noch 30,1, im August 1944 nur mehr 22,3. Zu diesem Zeitpunkt war er im Birkenauer Männerlager mit 29,5 am höchsten, im Frauenlager mit 18,6 am niedrigsten.

Die Zahl derjenigen, welche in Auschwitz den Judenstern zu tragen hatten, wuchs trotz der grossen Sterblichkeit gerade dieser Gruppe, die der schlechtesten Behandlung ausgesetzt war, infolge der ständigen RSHA-Transporte unaufhörlich. Am 11. Mai 1943 wurden 37,4 Prozent aller Gefangenen als Juden gemeldet, am 22. August 1944 bereits

64,6 Prozent; im Frauenlager 68,2 Prozent. In dieser Zahl sind weder die Juden, die in Mexiko «aufs Eis gelegt wurden», noch diejenigen, die in den Aussenlagern zu arbeiten hatten, inbegriffen. Der Prozentsatz der Juden in den Arbeitslagern lag wesentlich höher. So wird berichtet, dass in Jaworzno 80 Prozent aller Häftlinge Juden waren, in Günthergrube 95 Prozent.

Aus einer anderen, von der Widerstandsbewegung aus dem Lager geschickten Aufstellung können die Herkunftsländer der Juden nach dem Stand vom 2. September 1944 abgelesen werden. Bei den Männern stammen die meisten aus Polen, ihnen folgen die aus Ungarn und Frankreich Deportierten, dann die aus Holland und Griechenland. Im Frauenlager stehen die Deportierten aus der Slowakei an vierter Stelle nach den Jüdinnen aus Polen, Frankreich und Griechenland.

Von anderen nationalen Gruppen werden nur die zahlenmässig stärksten erwähnt: Am 11. Mai 1945 waren es die Tschechen mit 5,9 Prozent, am 22. August 1944 die Russen mit 9,4 Prozent; davon waren die meisten in Birkenau, im Stammlager sind an diesem Stichtag nur knapp über 5 Prozent Russen gezählt worden. Dass die Zahl der Tschechen so stark abgenommen hat – am 2. September 1944 waren es nur mehr 81 –, ist die Folge eines zentralen Befehls, die tschechischen Gefangenen in Lager mit besseren Lebensbedingungen zu überstellen. Das Regime wollte die Unruhe dämpfen, welche in der Tschechoslowakei durch die grosse Zahl der Totenmeldungen aus Auschwitz entstanden war. Aus den gleichen Gründen wurde auch die Überstellung der Franzosen befohlen. Sie wurde aber nicht so rigoros durchgeführt, denn am 2. September 1944 sind noch 325 Franzosen zum Appell in Auschwitz angetreten. Die Zahlen des letzten in Auschwitz abgenommenen Appells des Stammlagers und des Männerlagers Birkenau am 17. Januar 1945 sind ebenfalls erhalten geblieben. 2 Prozent der Häftlinge waren damals Franzosen, die Zahl der Tschechen hat sich auf 24 vermindert. Auch der Prozentsatz der Polen (8) und Russen (3) ist bis dahin sehr stark gesunken, eine Folge der vielen Überstellungen gerade von Angehörigen dieser nationalen

Gruppen in den Monaten vor der Evakuierung. Da Deutsche, die nicht zur Dirlewanger-Einheit eingezogen wurden, kaum in andere Lager überstellt worden waren – sie bildeten in den Augen der Lagerführung keine Gefahr; die meisten waren zudem in Positionen, in denen sie unentbehrlich schienen –, ist der Prozentsatz der beim letzten Appell gezählten Deutschen auf n gestiegen; noch Anfang Dezember 1944 wurden aus Mauthausen Deutsche nach Auschwitz überstellt.

Schliesslich kann man die Herkunftsländer der überlebenden Gefangenen auch aus einer Zusammenstellung ablesen, die nach der Befreiung von Auschwitz gemacht worden ist.

Der holländische Arzt Eduard de Wind, der bei den Kranken zurückgeblieben war, veröffentlichte die Nationalität von 2.690 Personen, die die russische medizinisch-gerichtliche Kommission passiert hatten. Damals gaben die Juden ihre Nationalität nach den Ländern an, aus denen sie deportiert worden waren, nachdem der Zwang weggefallen war, sich gesondert als Juden zu melden. Obwohl infolgedessen nicht mehr feststellbar ist, wie viele von diesen 2.690 zurückgebliebenen Kranken Juden waren, geht man wohl nicht fehl, wenn man die allermeisten als rassistisch Verfolgte bezeichnet. Fast 28 Prozent der Kranken waren Polen, mehr als 22 Prozent gaben die ungarische oder rumänische Staatsbürgerschaft an (die Juden aus Siebenbürgen bezeichneten sich wieder als rumänische Staatsbürger). Nicht ganz 13 Prozent waren französische, weniger als 12 Prozent tschechoslowakische Bürger. Fast 7 Prozent stammten aus der Sowjetunion, weniger als 6 Prozent aus Holland und mehr als 5 Prozent aus Jugoslawien. Die restlichen untersuchten Kranken gaben Griechenland, Belgien und andere Staaten als ihre Heimat an.

Es sind auch vereinzelte Angaben über die Belegstärke der verschiedenen Auschwitzer Lager erhalten geblieben. Am wenigsten schwankte die Belegstärke im Stammlager. Am 20. Januar 1944 wurde sie mit 18.437 und am 12. Juli desselben Jahres mit 14.386 ausgewiesen. Am 22. August 1944 war sie wieder auf 17.070 gestiegen. Nach meiner Erinnerung dürfte sie auch in der zweiten Jahreshälfte 1942

und im Jahr 1945 zwischen diesen Zahlen geschwankt haben und ist erst unmittelbar vor der Evakuierung durch Polentransporte in andere KZs drastisch gesunken.

Die Stärke der Birkenauer Männerlager – es gab deren längere Zeit hindurch mehrere, neben dem eigentlichen Männer- auch ein Quarantänelager und einen Lagerabschnitt, in dem der Krankenbau untergebracht war – schwankte zwischen 22.061 (am 20. Januar 1944) und 15.000 (diese abgerundete Zahl meldete die Lagerführung am 5. April 1944). Im Juli und August des gleichen Jahres wurden Zahlen über 19.000 genannt.

Beim letzten Appell am 17. Januar 1945 wurden im Stammlager und im Birkenauer Männerlager zusammen nur mehr 15.317 Häftlinge gezählt.

Grösser waren die Schwankungen im Frauenlager. Während am 20. Januar 1944 von der Widerstandsbewegung eine Stärke von 27.053 Frauen mitgeteilt wurde, ist diese Zahl bis zum 5. April 1944 auf 21.000 gesunken, um bis zum 12. Juli auf 31.406 und zum 22. August desselben Jahres auf 39.234 zu steigen.

Im Zigeunerlager waren insgesamt 10.849 Frauen und 10.094 Männer interniert. Nach den Schätzungen des Museums von Auschwitz sind von diesen weniger als 3.000 in andere Lager überstellt worden. Wie viele vor der Liquidierung dieses Birkenauer Lagerabschnittes gestorben waren, ist nicht mehr genau feststellbar.

In einem anderen Lagerabschnitt, der als Theresienstädter Familienlager geführt wurde, hatten 15.711 Juden aus der Tschechoslowakei sechs Monate auf ihren Tod zu warten. Vor der zweiten Vergasungsaktion am 11. und 12. Juli 1944 wurden etwa 3.000 in Arbeitslager überstellt.

Der Direktor des Museums von Auschwitz, Kazimierz Smolen, schätzt, dass etwa 120.000 Menschen in den verschiedenen Birkenauer Lagerabschnitten untergebracht waren. In diese Schätzung sind diejenigen, die in «Mexiko» ohne Auschwitznummer auf ihren Weitertransport in ein Arbeitslager zu warten hatten, miteinbezogen.

Die Belegstärke der Arbeitslager wuchs ständig. Am 20. Januar

1944 meldete Auschwitz III einen Stand von 13.288 Häftlingen. Bis zum April war er auf 15.000 gestiegen. Am 12. Juli 1944 betrug er 26.705 und dürfte bei der Evakuierung um weitere 10.000 höher gewesen sein. Im grössten Arbeitslager – Monowitz – waren am 20. Januar 1944 6.571 Häftlinge untergebracht, im Juni stieg diese Zahl auf 10.000, und im Dezember betrug sie etwa 10.500.

Im März 1944 konnte ich eine Statistik aus dem Lager schmuggeln, welche für jeden Monat die Prozentzahlen der verstorbenen Häftlinge im Verhältnis zur Belegstärke enthielt. Für das Jahr 1942 konnte ich diese Zahlen nur quartalsmässig aus den Vierteljahresberichten entnehmen, die ich in der Ablage einsehen konnte. Die Zahlen für das Jahr 1943 und die ersten drei Monate des Jahres 1944 fussen auf den Monatsberichten, die mir von Wirths diktiert worden waren. Die Totenzahlen hatte ich den in den Wochenmeldungen angeführten täglichen Todesziffern entnommen, die eine genaue Kontrolle ermöglichten.

Wie sich die Lebensbedingungen für die Häftlinge gestaltet haben, ist von diesen Zahlen deutlich abzulesen. Während im dritten Quartal 1942 in jedem Monat durchschnittlich 20,5 Prozent aller Internierten als verstorben gemeldet wurden, starben in den Monaten Juli, August und September 1943 im Durchschnitt je 3,6 Prozent. Im Oktober 1943 ist die niedrigste Sterblichkeitsrate (in dem Dokument, dessen Angaben bis zum März 1944 reichen) verzeichnet: 2,3 Prozent. Im vierten Quartal 1943 starben durchschnittlich in jedem Monat 4,8 Prozent aller Internierten, im gleichen Quartal des Vorjahres waren es 20,4 Prozent gewesen.

Für das erste Vierteljahr des Jahres 1944 kann man die Zahlen Monat für Monat vergleichen: Im Januar 1943 starben 19,1 Prozent, im Januar 1944 13,2. Im Februar betrug die entsprechenden Prozentsätze der Gestorbenen 25,5 und 6,1. Die Totenzahl vom Februar 1943 ist die höchste bekannt gebliebene. Für März lauten die Zahlen: 15,4 Prozent im Jahr 1943 und etwa 10 Prozent 1944 – die zuletzt genannte Zahl ist in dem Dokument als eine schätzungsweise angeführt, ich ha-

be es abgeschlossen, bevor ich alle Unterlagen für den Monat März in Händen hatte.

Bereits unter dem Kommandanten Höss hatten sich die Todeszahlen gegenüber dem Maximum, das in der schlimmsten Zeit von Auschwitz – der zweiten Jahreshälfte 1942 und den ersten beiden Monaten des Jahres 1945 – erreicht wurde, beträchtlich gesenkt. Die Auswirkungen der Reformen von Liebehenschel kommen deutlich zum Ausdruck. Sie wären noch eindeutiger sichtbar geworden, wenn nicht im Winter 1943/44 eine Fleckfieberepidemie im Frauenlager die Totenzahlen drastisch erhöht hätte. Im Juli 1943 wurden im Frauenlager 1.133 Tote gemeldet, im August 1.433 und im September 1.861. Im Oktober stieg die Totenzahl auf 2.269 an. Im Monat des Kommandanturwechsels – dem November 1943 – sank die Zahl zwar auf 1.603, schnellte jedoch im Dezember auf die an die schlimmsten Zeiten erinnernde Höhe von 8.931 empor. Ferner ist nur die Totenzahl für die erste Hälfte des Januar 1944 erhalten geblieben: Sie betrug 2.661.

Die hohe Totenziffer im März 1944 ist eine Folge der Tötung der Angehörigen des ersten Transportes, der im Theresienstädter Familienlager untergebracht worden war und der auf Grund eines zentralen Befehls sechs Monate nach der Überstellung ermordet wurde.

Die Widerstandsbewegung hatte eine Tabelle nach Krakau geschickt, die sowohl die monatlichen Todeszahlen im Frauenlager für den Zeitraum vom Februar 1943 bis Mitte Januar 1944 enthält als auch anzeigt, wie viele im Lager gestorben und wie viele in den Gaskammern getötet worden sind; denn die Zahlen sind unterteilt: Über vier verschiedenen Rubriken steht: Polinnen, andere Arierinnen, Jüdinnen und – in deutscher Sprache – «Gas». Bei der folgenden Wiedergabe wurden zwei offensichtliche Rechenfehler, welche zusammen lediglich eine Differenz von 40 ergeben, berichtigt.

In diesen elfeinhalb Monaten sind im Frauenlager 19.761 Frauen gestorben und 11.930 vergast worden. Der Einfluss der Jahreszeit sowie der Fleckfieberepidemie Ende 1943 wirkt sich bei den Zahlen der

Verstorbenen krass aus: Im September und Oktober gab es mit 690 und 724 die niedrigsten Todeszahlen. Im März 1943 betrug die Totenzahl 2.189, und im Dezember stieg sie gar auf 4.684 und betrug noch in der ersten Januarhälfte 1944 1961. Für Dezember steht auch unter der Rubrik «Gas» die grösste Zahl: 4.247. Für die Monate Mai, Juni, Juli und November ist in dieser Rubrik ein Strich gezogen; offenbar wurden in dieser Zeit keine Lagerselektionen durchgeführt.

21,7 Prozent aller als im Lager verstorben Gemeldeten waren Polinnen. Auch diese Rubrik weist grosse Schwankungen auf. In den Monaten Februar bis April waren mehr als 39 Prozent aller Verstorbenen Polinnen, während dieser Prozentsatz in den Monaten September bis November auf 4,3 sank. 37,8 Prozent der Toten waren «andere Arierinnen». Ihr Anteil an der Zahl aller im Lager Verstorbenen war in den relativ günstigen Monaten September und Oktober am höchsten: Er betrug 72 Prozent. In dieser Zeit wurden «Arierinnen»-Transporte, in denen sich keine Polinnen, aber sehr viele Russinnen befanden, nach Auschwitz geleitet.

Der Prozentsatz der im Lager gestorbenen Jüdinnen betrug 40,3. Deren Sterblichkeit war am Ende der Berichtsperiode am höchsten. Sie betrug in den Monaten November 1943 bis Mitte Januar 1944 54,2 Prozent. Zu dieser Zahl wird man diejenigen hinzuzurechnen haben, welche in der Rubrik «Gas» angeführt sind, denn Jüdinnen fielen den Lagerselektionen als erste zum Opfer. Demnach wären 60 Prozent aller Verstorbenen oder Ermordeten Jüdinnen. Es sind zwar keine Zahlen erhalten geblieben, die angeben, wie viele Jüdinnen, Polinnen und «andere Arierinnen» damals im Frauenlager interniert waren, trotzdem sprechen diese Ziffern eine deutliche Sprache.

Einzelne, zufällig erhalten gebliebene Statistiken bieten die Möglichkeit, sowohl die unterschiedliche Behandlung von Juden und «Ariern» als auch die unterschiedlichen Lebensbedingungen in den Jahren 1942 und 1943 abzulesen.

Mit vier Judentransporten aus der Slowakei, die zwischen dem 17. und dem 29. April 1942 nach Auschwitz gebracht wurden, als RSHA-

Transporte noch keiner Zugangsselektion unterworfen, sondern alle ins Lager eingewiesen wurden, sind zusammen 2845 Personen nach Auschwitz gekommen. Am 15. August desselben Jahres waren von ihnen nur mehr 182 am Leben. Obwohl ein exakter Zahlennachweis darüber fehlt, kann nicht bezweifelt werden, dass das Schicksal der anderen RSHA-Transporte, die in der ersten Phase zur Gänze ins Lager eingewiesen wurden, ähnlich war. Da damals viele Transporte aus der Slowakei nach Auschwitz geleitet wurden, haben die Überlebenden dieser Deportationszüge Zeiten im Lager durchmachen müssen, die viele von ihnen geprägt haben. Wenn man später über das Verhalten von Slowakinnen der ersten Transporte lesen wird, soll man sich an diese Daten erinnern.

Am 27. Januar 1943 trafen 230 französische «Arierinnen» in Auschwitz ein; am 10. April 1943 lebten von ihnen noch 73, am 3. August des gleichen Jahres 57. Die Chronistin dieses Transportes, Charlotte Delbo, hebt hervor, dass eine so geringe Sterblichkeit im Frauenlager «einzig in dessen Geschichte» war. Sie sieht die Ursache dieser Ausnahme darin, dass es sich um politische Gefangene handelte, die einander kannten und Solidarität übten.

Der Unterschied ist eindeutig: Von den im April 1942 deportierten Juden sind innerhalb der ersten vier Monate 93,6 Prozent gestorben, von den im Januar 1943 deportierten französischen «Arierinnen» waren nach mehr als sechs Monaten 24,8 Prozent am Leben. Dass sich auch das Schicksal von privilegierten Deutschen in Auschwitz von dem unterschied, welches diese Häftlingsgruppe in anderen Lagern zu erwarten hatte, beweist unser Transport: Wir sind – 17 Mann – im August 1942 von Dachau überstellt worden. Innerhalb der ersten Monate starben sechs von uns an Seuchen, die vor keiner Häftlingsgruppe halt machten.

Diese Zahlen beweisen auch, dass für alle Deportierten die ersten Wochen und Monate die schlimmsten waren: Von unserem Transport ist nachher niemand mehr gestorben. Von der Gruppe der Französischen kamen in den ersten zweieinhalb Monaten in Auschwitz 68,3 Prozent

ums Leben. In den nächsten knappen vier Monaten starben von den Überlebenden der Anfangszeit nicht ganz 22 Prozent. Man darf annehmen, dass auch die Sterblichkeit bei den Slowaken, welche die furchtbare Anfangszeit überlebt haben, weit geringer geworden ist.

Eine vom Museum von Auschwitz bearbeitete Statistik gibt darüber Auskunft, in welcher Beziehung die Sterblichkeit zu der Dauer des Lageraufenthalts stand. Sie nennt die wöchentliche Sterblichkeitsrate von Juden, die zwischen dem 15. April und dem 17. Juli 1942 in 15 Transporten deportiert worden waren.

In der ersten in Auschwitz zugebrachten Woche starben von diesen 5,06 Prozent. In den nächsten Wochen stieg dieser Prozentsatz schnell – er betrug für die zweite Woche 5,32, für die dritte 6,2 und erreichte seinen Höhepunkt in der vierten in Auschwitz zugebrachten Woche mit 11,32 Prozent. Dann blieb die Sterblichkeit etwa gleich hoch: Sie betrug in der fünften Woche 11,04 Prozent, in der sechsten 10,75 und in der siebenten 10,45. Konnte man die schrecklichste Anfangszeit überleben, dann stiegen die Chancen, wie die Statistik beweist: In der achten Woche betrug die Sterblichkeit 7 Prozent, in der neunten 8,7 Prozent. Dann sank sie schnell: In der zehnten Woche betrug sie 6,1, in der elften 4,75, in der zwölften 3,3 und später unter 2 Prozent.

Der Pole Wojciech Barez, der vom ersten bis zum letzten Tag in Auschwitz interniert war und dem wertvolle Beobachtungen zu verdanken sind, sagte: «Es ist Tatsache, dass die meisten Häftlinge im Lager innerhalb der ersten drei Monate nach ihrer Ankunft umkamen. Die Ursache dafür war, dass sich auf den unvorbereiteten Menschen das Zermürbende des Systems mit ungeheurer Gewalt auswirkte und den Menschen gewissermassen geistig zermalmte, so dass er für den nahen Tod fertig war. Nach drei Monaten entstand so etwas wie eine Widerstandsfähigkeit nach einer Impfung, wenigstens in geistiger Hinsicht.»

Schliesslich geben auch Zahlen über diejenigen Aufschluss, die bei der Evakuierung von Auschwitz als krank, nicht marschfähig – oder aber, weil sie sich versteckt hielten – zurückgelassen worden sind.

Im Frauenlager blieben damals 4.428 Frauen und Mädchen und 169 Knaben zurück. Die russischen Truppen haben dort am 27. Januar rund 4.000 Personen angetroffen, die anderen sind in den zehn Tagen zwischen Evakuierung und Befreiung erschossen worden, gestorben oder aus dem Lager entwichen. Im Krankenbau des Birkenauer Männerlagers befanden sich am Tag der Befreiung rund 1.880 Menschen, im Stammlager 1.200. In Monowitz sind 850 Marschunfähige zurückgeblieben, von denen 200 in den zehn Tagen zwischen KZ und Freiheit, die Primo Levi eindringlich beschreibt, starben. In Fürstengrube blieben 250 Kranke zurück, die bis auf etwa zwei Dutzend noch nach dem 27. Januar von einem Kommando der SS niedergemetzelt wurden. In Jaworzno blieben 600 zurück. Bei der Beschiessung des Lagers sind einige umgekommen, die meisten wurden bereits am 19. Januar von russischen Truppen befreit. Die Zahl der in Blechhammer Zurückgebliebenen und Befreiten ist nicht feststellbar.

Durch den Einmarsch der russischen Truppen erhielten also mindestens 7650 Menschen in den Auschwitz Lager ihre Freiheit. Aber viele konnten sich dieser Freiheit nicht mehr erfreuen. Funktionäre des polnischen Roten Kreuzes zählten am 6. Februar 1945 in den verschiedenen Spitälern nur 4.880 Überlebende von Auschwitz, die Differenz beträgt also 2.770. Wie viele davon in den ersten zehn Tagen der Freiheit gestorben sind – die Kostumstellung wirkte sich oft verheerend aus – und wie viele aus eigener Kraft inzwischen den Weg in die Heimat angetreten hatten – was vor allem für Polen nahelag –, ist nicht festzustellen. Eine russische gerichtsärztliche Kommission fand 536 Leichen vor; in 474 Fällen stellte sie Tod infolge totaler Erschöpfung fest. Das Massensterben hörte nicht so schnell auf: Am 28. Februar wurden 222 ehemalige Häftlinge in einem gemeinsamen Grab bestattet. Leo Vos berichtet, dass von den in Blechhammer Befreiten noch 82 gestorben sind.

Das sagen die erhalten gebliebenen Zahlen über das Schicksal der 405.000 aus, die als Häftlinge in Auschwitz interniert waren. Weit hö-

her ist die Zahl derjenigen, die unmittelbar nach ihrer Ankunft in Auschwitz selektiert und in einer der grossen Gaskammern ermordet worden sind. Da diese Deportierten nicht registriert wurden, kann ihre Zahl nur mehr geschätzt werden. Teilzahlen liegen zwar vor. So hat Georges Wellers errechnet, dass von den 61.098 Juden, die zwischen dem 29. Juli 1942 und dem 11. August 1944 aus Frankreich nach Auschwitz kamen, 47.976 oder 78,5 Prozent der Zugangsselektion zum Opfer gefallen sind. Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt Danuta Czech, die berechnete, dass 76,6 Prozent der aus Griechenland deportierten Juden unmittelbar nach der Ankunft in den Gaskammern getötet worden sind: Von insgesamt 54.533 Deportierten wurden nur 8025 Männer und 4732 Frauen als Häftlinge ins Lager eingewiesen. In 57 Deportationszügen aus Holland sind 51.130 Personen in der Zeit zwischen dem 17. Juli 1942 und dem 5. September 1944 nach Auschwitz gebracht worden; 18.408 wurden als arbeitsfähig mit einer Häftlingsnummer versehen, 64 Prozent sofort mit Giftgas getötet.

Da sich diese Angaben jedoch nur auf einen kleinen Teil der RSHA-Transporte beziehen, muss auf Schätzungen zurückgegriffen werden, wenn man eine Vorstellung vom Umfang der Vernichtungsaktion bekommen will.

Nur in der Aufnahmeabteilung der Politischen Abteilung wurden Durchschläge der Meldungen nach Berlin aufbewahrt, aus denen die Zahl der bei den Selektionen an der Rampe für den Tod Bestimmten hervorging. Die Durchschläge wurden zwar von der SS vernichtet, als sie mit einer Evakuierung von Auschwitz rechnen musste. Aber Kazimierz Smolen und Erwin Bartel, die als Häftlinge in dieser Abteilung gearbeitet hatten, haben vor der Vernichtung der Unterlagen Berechnungen angestellt. Sie kamen damals auf Zahlen, die zwischen drei und vier Millionen lagen. Rudolf Vrba hat sich vor seiner Flucht im April 1944 bemüht, sich ein Bild über den Umfang der Vernichtungsaktion zu machen, denn er wollte die Welt davon in Kenntnis setzen. Da er zuerst an der Rampe gearbeitet hatte, sich auch später als Schreiber in Birkenau einen überdurchschnittlich guten Überblick verschaf-

fen konnte und über ein aussergewöhnlich gutes Zahlengedächtnis verfügt, ist seine Schätzung beachtenswert. Er kam auf eine Zahl von eindreiviertel Millionen. Die umfangreichsten Vernichtungsaktionen, denen unter anderem die ungarischen Juden und die Insassen des Lodzer Ghettos zum Opfer gefallen sind, setzten allerdings erst nach Vrbas Flucht ein.

Auch SS-Angehörige haben sich dazu geäußert. Höß gab bei seiner Vernehmung in Nürnberg eine Zahl von zweieinhalb Millionen an, schwächte diese Angabe aber später ab. Ob sich seine Schätzung auf die Zeit bezieht, in der er als Kommandant das Lager geführt hat, oder auf die gesamte Zeit, bleibt unklar. Der Lagerarzt Doktor Friedrich Entress gab am 50. Juli 1945 in Gmunden zu Protokoll, es seien zwei bis zweieinhalb Millionen Menschen in Auschwitz getötet worden. Auf Vorhalt räumt er ein, es könnten auch fünf Millionen gewesen sein. Da Entress nach seiner Versetzung von Auschwitz im Herbst 1945 mit diesem Lager keinen Kontakt mehr hatte, kann sich seine vage Schätzung wohl nur auf die Zeitspanne beziehen, in der er selbst dort tätig war.

Der Leiter der Politischen Abteilung, dem auch die Aufnahmeabteilung unterstand, die als einzige die Zahlen der unmittelbar bei der Ankunft Vergasten fixieren durfte, Maximilian Grabner, gab am 16. September 1945 in Wien zu Protokoll: «Es war eine solche Anzahl von Toten, dass ich jede Übersicht verlor und heute nicht mehr sagen kann, wie viele ermordet wurden. Es waren aber mindestens drei Millionen, solange ich Leiter der Politischen Abteilung Auschwitz war.» Grabner wurde etwa zur gleichen Zeit wie Entress im Oktober 1943 von Auschwitz versetzt. Auch der Oberscharführer dieser Abteilung, Wilhelm Boger, wurde im Jahr 1945 nach der Zahl der Opfer von Auschwitz gefragt. Er gab sie mit mehr als vier Millionen an. Zwei Jahrzehnte später hat er allerdings diese Aussage wesentlich abgeschwächt. Pery Broad wurde im März 1946 nicht wie die eben Genannten als Beschuldigter, sondern als Zeuge zum gleichen Thema vernommen. Er, der ebenfalls in der Politischen Abteilung tätig war, gab damals die Gesamtzahl der Vergasten mit zweieinhalb bis drei Millionen an. Alle

diese Angaben wurden unmittelbar nach Kriegsende gemacht, als das Gedächtnis noch ungetrübt und keiner der Befragten durch andere Schätzungen oder Berechnungen beeinflusst war. Da die Aussagen unabhängig voneinander gemacht wurden, ermöglichen sie Schlüsse auf die tatsächliche Zahl der Opfer von Auschwitz.

Den manchmal vorgebrachten Einwand, Tötungen in einem derartigen Umfang wären rein technisch unmöglich gewesen, entkräftete bereits Höss. «Es wäre nicht einmal schwierig gewesen, noch mehr Menschen zu vernichten», sagte er im Nürnberger Gefängnis zu dem amerikanischen Psychologen Gilbert. «Das Töten war leicht. Man brauchte nicht einmal Wachmannschaften, um sie in die Gaskammern zu treiben; sie gingen einfach hinein, weil sie annahmen, sie würden dort duschen, und statt des Wassers stellten wir Giftgas an. Das Ganze ging sehr schnell.» Grössere Schwierigkeiten bereitete das Verbrennen der Leichen, das mehr Zeit benötigte. Wenn die Gaskammern maximal ausgenützt wurden, sind daher im Freien neben den Krematorien Scheiterhaufen errichtet worden, auf denen Leichen verbrannt wurden; die SS wollte die Aktion nicht durch die Kapazität der Verbrennungsöfen beschränken lassen.

Der unglaubliche Umfang der Tötungen und die unsicheren und kaum bekannten Schätzungen von Personen, die diese aus erster Hand anstellen konnten, führten nachträglich zu Kombinationen und Berechnungen, die viel stärker voneinander abwichen als die Schätzungen derjenigen, die selbst in Auschwitz waren. Dadurch wurde die Unsicherheit über die Gesamtzahl der im Vernichtungslager Auschwitz Ermordeten vergrössert, nicht selten mit Absicht.

Schliesslich sei noch auf eine groteske Folge der Bürokratie hingewiesen: Sie bot Juden, die vom Nationalsozialismus nicht bloss wegen ihrer Abstammung, sondern ebenfalls wegen einer gegen ihn gerichteten politischen Aktivität verfolgt wurden, bessere Überlebenschancen als den nur aus rassistischen Gründen Verfolgten. Ein Jude, der wegen irgendwelcher politischen Delikte nach Auschwitz geschickt wurde,

kam nicht mit einem RSHA-Transport, sondern mit einem der vielen Transporte, die aus deutschen Gefängnissen nach Auschwitz dirigiert worden sind. Er musste daher bei der Einlieferung keine Selektion passieren. Ihn begleitete ein Gestapo-Akt, während die mit einem RSHA-Transport nach Auschwitz Deportierten ohne Akt eingeliefert wurden. Wenn er später im Lager wegen körperlicher Schwäche einer Selektion zum Opfer fiel, so wurde er von der Politischen Abteilung aus der Reihe der für den Tod Bestimmten herausgezogen. Bevor Selektierte zur Gaskammer gefahren wurden, kamen ihre Nummern in diese Abteilung. Wer dort einen Akt hatte, wurde von der Liste gestrichen.

Ein Bekannter von mir hat diesem Umstand sein Leben zu verdanken. Der Wiener Pepi Meisel wurde von der Kommunistischen Partei, deren Mitglied er war, aus der belgischen Emigration nach Österreich geschickt, um sich dort – mit falschen Papieren als Fremdarbeiter getarnt – politisch zu betätigen. Er fiel bald Spitzeln in die Hände. Der Akt, der ihn begleitete, als er nach Auschwitz kam, enthielt Hinweise auf seine politische Tätigkeit. Meisel war zwar vor Lagerselektionen gesichert, doch unterlag es keinem Zweifel, dass früher oder später von der Wiener Gestapo ein Todesurteil für ihn nachfolgen würde. Wir verhalfen Meisel zur Flucht, die glückte.

Eduard de Wind erzählt von einem holländischen Jazztrompeter, Lex van Weren, der ebenfalls dem Umstand, dass er als Jude mit Akt nach Auschwitz eingeliefert worden war, sein Leben zu verdanken hatte. Ob er die gesamte KZ-Zeit überleben konnte, gibt der Bericht von de Wind nicht an. Anton van Velsen berichtet von Wilhelm Schwed aus Wien, den derselbe Sachverhalt vor dem Vergasungstod gerettet hat. Später wurde Schwed allerdings an der Schwarzen Wand erschossen.

Der Respekt vor Akten konnte den deutschen Nationalsozialismus sogar zeitweise hemmen, Menschen wie Ungeziefer zu vertilgen.

DIE GEFANGENEN

UNTER DER GEWALT DES LAGERS

In einer soziologischen Studie über Konzentrationslager schreibt H.G. Adler, der diese Lager selbst kennengelernt hat: «Die Probleme des Nationalsozialismus stellen nichts anderes dar als einen extremen – es sei zugegeben: einen wahnsinnig extremen – Sonderfall für Zustände oder doch Möglichkeiten, die zumindest latent, oft aber manifest in der modernen Gesellschaft über die ganze Erde hin angetroffen werden ... Ohne Grausamkeit und ohne Vermassung ist das Konzentrationslager gar nicht möglich, beide müssen systematisch zur Geltung gelangen, damit es bestehen und erst zu dem werden kann, was es ist, zur Stätte der unbedingten und letzten Unterjochung jenseits der Grenze allen lebens würdigen Daseins.»

Adler verweist schliesslich auf das nationalsozialistische Führerprinzip, «das sich bis in die Konzentrationslager fortsetzte und sich gerade hier wegen der Geschlossenheit ihrer Gesellschaft am reinsten ausgebildet hat. Die ‚positiven‘ Herrschaftsstufen der freien SS setzten sich als ‚negative‘ Herrschaftsstufen bei den versklavten Gefangenen fort.»

Olga Lengyel, die ihre Erfahrungen in Birkenau gesammelt hat, greift diesen Gedanken auf: «Das grösste Verbrechen, welches die Nazis an den Gefangenen begingen, war vielleicht nicht deren Vernichtung in den Gaskammern, sondern ihr – oft erfolgreiches – Trachten, sie nach ihrem eigenen Bild zu formen, sie zu schlechten Wesen zu machen.»

Weil die SS alle nur erdenklichen Mittel zur Verfügung hatte, konnte sie sogar die Grenze verwischen, mit welcher sie die Menschen in Auschwitz voneinander getrennt hat: den elektrisch geladenen Stacheldraht. Der grüne Capo Willi Brachmann – keineswegs einer der schlimmsten – möge vorerst als Beweis für die verwischte Grenze zwischen Häftlingen und Bewachern dienen: Wenn Brachmann ein Vierteljahrhundert später vor Gericht von den Mitgefangenen sprach,

die seinem Kommando unterstellt waren, gebrauchte er wie selbstverständlich den Ausdruck «Meine Häftlinge».

Dass auch von der anderen Seite her fließende Übergänge zwischen den beiden so scharf voneinander getrennten Menschengruppen in Auschwitz entstanden, zeigt die Schranken, welche einem totalitären System selbst dort von der menschlichen Natur gesetzt werden, wo es seine Herrschaft am uneingeschränktesten etabliert hat. Vorderhand möge der SS-Mann Pestek, der mit einem Häftling geflohen war und nach Auschwitz zurückkam, um weiteren zur Flucht zu verhelfen, als Nachweis für das Überschreiten der von der Führung der SS gesetzten Grenze genügen.

Eine Folge der Berührung der zwei so entgegengesetzten Menschengruppen an der Grenzlinie war, dass Häftlinge sogar in eine Sondereinheit der SS eingegliedert wurden; nach der Theorie der SS verfügten Deutsche selbst als Häftlinge über «Führerqualitäten». Diese Eigenschaften schienen ihr in der Praxis am ehesten bei Gewohnheitsverbrechern ausgebildet zu sein. Darum rekrutierte sie deutsche Grüne für die Einheit Dirlewanger. Die andere Folge war, dass manche SS-Angehörige wegen Häftlingsbegünstigung bestraft, in Einzelfällen deswegen sogar ins Lager eingeliefert wurden.

Beschreibt man Menschen in Auschwitz, so muss man daher die Mahnung Benedikt Kautskys beherzigen: «Nichts ist falscher als eine einfache Schwarzweisszeichnung.» Da Extreme im menschlichen Verhalten unter den Bedingungen eines Vernichtungslagers Gegenstand dieser Betrachtung sind, wurde der Schilderung von solchen Menschen, welche sich in ihren Reaktionen von dem unterschieden, was von ihnen erwartet wurde, mehr Platz eingeräumt als der Beschreibung von naheliegenden Reaktionen. Das gilt für die Gefangenen, sofern sie sich als verlängerter Arm ihrer Unterdrücker missbrauchen liessen. Der Hinweis Olga Lengyels auf die Verantwortung der Herren der Lager auch für Verbrechen, welche dort ihre Knechte begangen haben, behält seine Gültigkeit. Das gilt auch für die Bewacher, bei denen ebenfalls Ausnahmen – also menschliche Regungen den Häftlingen gegenüber – mehr interessieren als die Regel.

Jeder, der in das Milieu eines nationalsozialistischen Konzentrationslagers versetzt wurde, erlitt einen Schock, den die Lagerführung bewusst verstärkte, indem sie Zugänge besonders brutal behandelte. Der Schock, den die Konfrontation mit einem Vernichtungslager auslöste, war noch nachhaltiger.

Wenngleich ich bereits in Dachau das System der SS kennengelernt hatte, obwohl ich mit guten Freunden zusammen nach Auschwitz kam, dort Gesinnungsgenossen traf, die mich mit den Besonderheiten eines Vernichtungslagers vertraut machten, so erschütterte mich trotzdem die erste Begegnung mit dem Vernichtungsapparat stark. In Dachau hatte ich Hoffnung, das Lager zu überstehen. In Auschwitz habe ich diese Hoffnung schnell verloren. Als Schreiber in den Krankenbauten da und dort erhielt ich eindrucksvollen Anschauungsunterricht: In Dachau sprachen wir von einem schlechten Tag, wenn zehn oder mehr Tote zu melden waren. In Auschwitz schrieben wir an sieben Schreibmaschinen in Tag- und Nachtschicht nur Totenmeldungen.

Der Schock war bei denen unvergleichlich stärker, die nicht von einem anderen KZ, sondern aus der Freiheit nach Auschwitz gebracht wurden; die allein, ohne Freunde, mit allem fertig werden mussten; die nicht privilegiert waren wie wir Deutsche oder Österreicher; die bei der Einlieferung an der Rampe brutal von ihrer Familie getrennt wurden, deren Schicksal sie bald erfahren mussten.

Dazu kommt, dass Lagererfahrene kaum jemandem helfen konnten, der unter der Schockeinwirkung litt. Und das nicht nur deswegen, weil man in Auschwitz wenig Gedanken für Dinge frei hatte, die einen nicht unmittelbar betrafen; ein Heer von Spitzeln machte es riskant, mit jemandem, den man nicht gut kannte und der noch über keine Lagererfahrung verfügte, offen zu sprechen. Eine unbedachte Äußerung oder Reaktion konnte nicht nur den Neuling, sondern auch den Informanten in Lebensgefahr bringen. Offiziell durfte ein Häftling nichts von dem Apparat der Massenvernichtung wissen, darüber zu reden war tabu. Gerade dann, wenn ein ratloser Zugang Hilfe am nötigsten gehabt hätte, blieb er schrecklich isoliert.

Der Zugangsschock, den aus rassischen Gründen Verfolgte am schmerzlichsten erlitten hatten, wurde nachträglich viele Male beschrieben: so von Dr. Erwin Toffler, der als Achtzehnjähriger im Frühling 1944 eingeliefert wurde: «Ich dachte, dass ich träume ... Noch heute kommt mir das Ganze als hässlicher Traum vor. Die Selektion, der Lärm, der Rauchgeruch machten mich wach, es war mir klar geworden, dass ich an der Endstation meines Lebens angekommen bin.»

Zdenka Fantlová kam im Oktober 1944 als junges Mädchen von Theresienstadt nach Auschwitz, von wo sie nach einigen Wochen in ein Arbeitslager überstellt wurde. Sie schreibt:

«Auschwitz war für mich ein so schrecklicher Schock, dass meine Erinnerungen daran und an alles, was ich dort erlebt habe, wie mit einem Nebelschleier zugedeckt sind. Während meines ganzen Aufenthaltes dort war es mir, als ob mir jemand auf den Kopf geschlagen hätte. Lange Zeit konnte ich nicht fassen, dass das, was ich erlebte, Realität war.» Ihre Reaktion beschreibt Fantlová folgendermassen: «Ich hörte auf zu denken und zu fühlen. Das war die einzige Hilfe, die die Natur uns gab, damit unsere Gesundheit erhalten bleibe.»

Eduard de Wind fasst seine Erfahrungen aus eigenem Erleben und aus seiner Tätigkeit als Arzt, der viele Leidensgefährten behandelt hat, mit der Feststellung zusammen, dass meist die allerersten Eindrücke vergessen wurden: «Es war eine Schock-Phase, in der eine tiefe Regression der ganzen Persönlichkeit stattfand. Für eine kurze Periode lebten die Häftlinge in einer Art Traumzustand.»

Grete Salus wurde wie Fantlová im Oktober 1944 von Theresienstadt nach Auschwitz deportiert. Unmittelbar nach ihrer Befreiung hat sie ihre ersten Eindrücke im Vernichtungslager aufgezeichnet: «Als wir aus dem Wagen herausgesprungen waren, schlug es auch schon über uns zusammen, und wir schwammen dahin, halb bewusstlos, irgendetwas Furchtbarem entgegen, das wir nur ganz tief in unserem Unterbewusstsein empfanden. Jetzt rollte alles ab, in atemberaubender Schnelligkeit. Nur einiges blieb gleich Blitzlichtern haften, alles ande-

re drang nicht ins Bewusstsein.» Den schwersten Schock, den die Zerreißung der Familien auf der Rampe auslöste, beschreibt Salus so: «Zuerst war ich noch mit meinem Mann zusammen. Man tat und sprach Sinnloses, letztes Anklammern an etwas Wirkliches, Vertrautes. Meine Freundin verteilte Schokolade, mein Mann nahm ein Stückchen, sagte: ‚Ich komme gleich, laufe nur mal schnell zum Wagen zurück, um meinem kranken Freund die Schokolade zu bringens Das waren die letzten Worte, die ich von ihm hörte, ich sah ihn zum letzten Male.»

In zahlreichen Schilderungen wird dasselbe beschrieben, was Salus als ersten Eindruck vom Lager mit den Worten zusammenfasst:

«Schneller, schneller, schneller – noch immer gellt es in meinen Ohren, dieses Wort, das uns von nun an Tag und Nacht hetzte, vorwärtspeitschte und uns nie zur Ruhe kommen liess. Laufschrift – das war die Parole, im Laufschrift essen, schlafen, arbeiten und im Laufschrift in den Tod ... Ich fragte oft Menschen, die dasselbe erlebt, nach ihren Eindrücken bei der Ankunft in Auschwitz. Die Mehrzahl konnte nicht viel darüber erzählen. Fast alle sagten, wir waren ja ganz verblödet und halb betäubt, wie wenn man uns auf den Kopf geschlagen hätte. Sie empfanden alle das Licht der Scheinwerfer als quälend, den Lärm unerträglich.»

Auch Albert Menasche beschreibt, wie das Wort «schnell!» von Anfang an alles überschattete. Max Mannheimers Eindruck: «Bewegung – dalli – scheint die Lagersprache zu sein.» Norbert Fryd spricht von einer «neuen Existenz vom Ruck-Zuck-Typus».

Hanna Hoffmann hat folgende Erinnerung an ihre Ankunft in Auschwitz im Dezember 1945 behalten: «Die Tür (des Waggons) wird weit aufgerissen. Draussen laufen gestreifte Gestalten hin und her. Sie zerren uns aus dem Waggon heraus, stossen, schlagen, rufen: ‚Gepäck liegen lassen! Schneller, schneller, aufgain zu fünef!‘ Draussen flüstert mir ein Gestreifter zu: «Nicht aufs Auto steigen, geht ins Gas!’ und laut: «Schnell in die Autos!’ Einer nach dem anderen wird gepackt, ins Auto geschmissen. Es wird uns keine Zeit zum Überlegen gelassen.»

Auch Edith Bruck, als Zwölfjährige im Frühling 1944 mit einem Ungarn-Transport eingeliefert, beschreibt, wie polnische und slowakische Jüdinnen beim Scheren der Haare Ratschläge gaben. Sie sollen nicht angeben, dass sie jünger als 16 oder älter als 45 Jahre wären, lautete ihr zwischen gebrüllten Befehlen heimlich erteilter Rat. Ihren Zustand beschreibt Bruck mit den Worten: «Ich war wie betrunken, es gelang mir nicht, meine Gedanken auf irgendetwas zu richten.»

Elie Wiesel erinnert sich an einen ähnlichen Vorgang. Ein Häftling fragte ihn, als er an der Rampe mit seinem Vater den Waggon verlassen hatte, wie alt er sei.

„Noch keine fünfzehn.“

„Nein, achtzehn.“

„Nein“, erwiderte ich. „Fünfzehn.“

„Dummkopf, hör, was ich dir sage.“ – Dann fragte er meinen Vater nach seinem Alter, der antwortete:

„Fünfzig Jahre.“

Noch wütender geworden, sagte der andere: „Nein, nicht fünfzig. Vierzig. Verstehen Sie? Achtzehn und vierzig.“ – Er verschwand in der Nacht.»

Nina Weilova, die aus Theresienstadt nach Auschwitz deportiert wurde, erinnert sich, dass ihnen tschechische Häftlinge zuflüsterten: «Nicht krankmelden, sonst kommt ihr in die Gaskammern», als sie ihnen aus den Waggons helfen mussten.

Furmański schildert seine erste Nacht im Lager:

«Es ist kennzeichnend, dass ich in dieser Nacht nicht an mich gedacht habe, keine Erinnerung an die Vergangenheit plagte mein Gemüt. Ich war das Objekt eines teuflischen Versuches, der mit mir – ja in mir vorgenommen wurde. Ich dachte, dass es bloss eine individuelle Reaktion meinerseits wäre, aber die Kameraden bestätigten mir, dass auch sie sich im gleichen Zustand befunden hätten.» Furmański begründet diese Leere: «Ich glaube, dass die Vielzahl der furchtbaren Eindrücke, auf einen so kurzen Zeitraum – einen Tag – zusammengedrängt, uns vollkommen erdrückt hat. Ein furchtbar schweres Gewicht lag auf uns und in uns. Es bedurfte langer Zeit, bis wir uns von diesem Druck befreit hatten.»

Julien Unger fixiert seine ersten Impressionen vom Lagerleben in Birkenau im Jahr 1943: «Selbst die Dinge, die das Leben ein wenig erleichtern könnten – Suppe, Bad etc. –, werden hier Anlass für Leiden und Dramen.» Die Ursache dafür sieht er in der «Verachtung des Menschen, die herrscht und alle Gemeinschaft beendet». Eugen Kogon resümiert: «Schrecken macht den durchschnittlichen Menschen hilflos und überwältigt oft auch starke Persönlichkeiten für kürzere oder längere Zeitspannen.»

Für alte Häftlinge stellten hilflose, verstörte, desorientierte Neuankömmlinge ein Bild des Jammers dar, das selten Mitleid, weit häufiger Verachtung der Überlegenen, Unverständnis der Abgestumpften, ja sadistischen Spass provozierte.

Ich erinnere mich an die Ansprache, die uns Neuankömmlingen der Lagerälteste von Dachau, Karl Kapp, hielt. Kein SS-Mann war anwesend, als er uns im Bad herrisch und drohend, im Vollgefühl seiner Macht und unserer Ohnmacht, unsere Zukunft so ausmalte, als ob er der SS angehörte. Dabei war Kapp selbst als politischer Gegner des Nationalsozialismus inhaftiert worden und wusste, dass wir – österreichische Spanienkämpfer – gegen den Nationalsozialismus gekämpft hatten.

Oskar Betlen beschreibt, wie der junge polnische Stubenälteste Tadek ihnen, die im Herbst 1942 aus Buchenwald nach Auschwitz überstellt worden waren, als alle Juden in Auschwitz konzentriert wurden, eine Begrüßungsansprache hielt, die Hände an den Hüften, die Beine gespreizt: «Das hier ist Auschwitz!» Betlen fügt hinzu: «Er hat es irgendwie geniesserisch gesagt, als wäre er stolz auf das Lager, in dem Zehntausende seiner Landsleute ermordet worden sind.» Tadeks Ansprache lautete: «Man hat euch darum hergebracht, dass ihr hier krepieret. Wer das Maul aufmacht oder nicht Ordnung hält, der geht umso eher durch den Kamin.»

Ich habe eine Szene aus dem Frühling 1944 beschrieben, als die ersten Transporte ungarischer Juden nach Auschwitz gebracht wurden. Eine Gruppe von Zugängen wurde damals dem Block 4 im Stammlager zugeteilt, wo mein Freund Ernst Burger Blockschreiber war:

«Ich gehe mit Ernst in den Keller, in dem der grösste Teil der Neuzugänge untergebracht ist. Gerade unterhält sich ein Capo mit ihnen. Wir hören zu. Er fragt sie nach Ungarn aus, wie es draussen aussieht. Dann fragt ein Ungar:

„Können Sie mir sagen, wo meine Eltern und meine Frau sind? Ich habe mich von ihnen bei der Ankunft verabschiedet. Sie wurden auf einen Lastwagen verladen. Ein Herr von der SS hat gesagt, dass die Alten von uns und die Frauen auf die Wagen sollen, damit sie nicht so weit gehen müssen. Hier habe ich sie aber noch nicht sehen können

„Du blöder Hund, die wirst du auch nicht mehr sehen. Deine Frau singt schon längst Halleluja. Deine Eltern haben Husten, sie haben nämlich ein bisschen zu viel Gas geschluckt“.

Der Capo schaut sich triumphierend um. Er glaubt sicher, dass er einen köstlichen Witz gemacht hat. Der Jude lächelt schief, ungläubig.»

Traf jemand auf Bekannte, die schon länger im Lager waren, dann konnte es ausnahmsweise so zugehen, wie Marc Klein es beschreibt:

«Am Abend unserer Ankunft im Lager suchten mich französische Berufskollegen, die schon längere Zeit im Stammlager inhaftiert waren, in der Quarantäne auf, um Nachrichten über Frankreich zu erfahren. Sie eröffneten uns vorsichtig das schreckliche Geheimnis von Birkenau. Einige Kameraden beschworen uns allerdings, diesen finsternen Gerüchten keinen Glauben zu schenken. Viel später erst begriff ich, dass diese Ermutigungen nur fromme Lügen waren.»

Wie Klein schreibt, hat es Wochen und Monate gedauert, bis sie langsam den Zweck der Zugangsselektion begriffen hatten.

Hatte man den Zugangsschock überwunden, dann war man dem Lagerleben der Namenlosen ausgeliefert, die in die Blocks gepfercht wurden. Jean Améry beschreibt die Folgen der «Kompression von Menschenmassen in engstem Raum»: Die Opfer wurden «physisch, da sie einander ständig sahen, rochen, berührten, entindividualisiert

und zur opaken fleischlichen Masse gemacht». Die Folge: «Wir waren einander nichts als Überdruß.»

Jenny Spritzer sagt dasselbe: «Das Lager machte schlecht und egoistisch, und wer sich nicht mit den Ellbogen half, ging unweigerlich zugrunde, es sei denn, dass man grosses Glück hatte und einem durch Protektion geholfen wurde.»

Elie A. Cohen hat an sich und anderen beobachtet, dass der Wille zu überleben alle anderen Gedanken zurückgedrängt hat. Ihn interessierte das Schicksal seiner Mitgefangenen nicht. «Der Selbsterhaltungstrieb ist sehr stark», stellt Cohen fest. Nur zu schnell konnte man zu einem Menschen werden, der in extremer Art im «Hier und Jetzt» lebt, wie Eduard de Wind es formuliert; der «nur in der Gegenwart, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft» lebt, wie Grete Salus schreibt. Viktor Frankl berichtet über einen sich stets wiederholenden Stossseufzer, den jeder von uns noch in Erinnerung haben dürfte: «Wieder ein Tag vorbei!»

Der namenlose Häftling konnte nirgends auch nur eine Minute allein sein. Eine nervöse, hastende, stets nach Essbarem jagende Menge umgab ihn überall und ständig. Louise Alcan beschreibt, wie sie nachts auf die Latrine schlich, um dort das Alleinsein zu geniessen: «Ich bleibe dort, um mich an der Ruhe und Einsamkeit zu erfreuen. Die Umgebung ist vielleicht nicht gerade ideal, aber wir sind im Lager, und ich habe keine Wahl.» Der nie abreissende Lärm der allzu vielen in einem Block Zusammengepferchten beansprucht die Nerven bis zur Grenze des Erträglichen. «Achthundert nervöse Frauen, auf einem kleinen Raum zusammengepresst, erzeugen permanente Unruhe. Das Einzige, was ich an dem Appell schätze», schreibt Alcan weiter, «ist die Ruhe.»

Désiré Haffner hatte die Kraft, die Folgen der Vermassung in Birkenau, wo sie am schlimmsten war, aus der Distanz eines Mediziners zu beschreiben:

«Schnell stumpfen die Gefühle der Unglücklichen ab, und ein Zustand der Gewöhnung und Gleichgültigkeit gegenüber den Leiden stellt sich ein. Man kann bei ihnen die Feststellung bestätigt finden, dass der Organismus seine Aufnahmefähigkeit für Reize von ausser-

gewöhnlicher Heftigkeit leicht verringert, wenn sich diese regelmässig und in derselben Stärke wiederholen. Der Tod von anderen, selbst die Wahrscheinlichkeit des eigenen nahen Todes, beeindruckt nicht mehr. Die Menschen wenden nicht einmal mehr den Kopf hin, wenn sie Schreie von Erwürgten hören, und ich habe welche gesehen, die selbst als sie Erhängungen zusehen mussten, dabei gegessen haben.»

Viktor Frankl bestätigt diese totale Abwertung: «Leidende, Kranke, Sterbende, Tote – all das ist ein so geläufiger Anblick nach einigen Wochen Lagerleben, dass es nicht mehr rühren kann.»

Die Erzählung von Teddy Pietrzykowski, einem Polen des ersten Transportes, bekräftigt diese Beobachtung. Teddy, der im SS-Revier arbeitete, konnte aus einer Bodenluke dieses Gebäudes Vergasungsaktionen im gegenüberliegenden alten Krematorium beobachten. «Als ich das das erste Mal sah, schmerzte es mich körperlich», sagte mir Teddy. «Das zweite und das dritte Mal auch noch, aber nicht mehr so. Später habe ich nicht mehr zugeschaut.»

Die Alltäglichkeit des Todes bewirkte, dass man kaum daran dachte, dass man sterben müsse, sondern nur noch, wie.

«Man führte Gespräche darüber», schreibt Jean Améry, «wie lange es wohl dauere, bis das Gas in der Gaskammer seine Wirkung tut. Man spekulierte über die Schmerzhaftigkeit des Todes durch Phenolinjektionen. Sollte man sich einen Schlag über den Schädel wünschen oder den langsamen Erschöpfungstod im Krankenbau?» Améry resümiert: «Für den Häftling hatte der Tod keinen Stachel: keinen, der wehe tut, keinen, der zum Denken anreizt. Hieraus erklärt sich vielleicht, dass der Lagerhäftling zwar quälende Furcht vor bestimmten Sterbensarten, kaum aber eigentliche Todesangst gekannt hat.»

Judith Sternberg-Newman bestätigt das mit knappen Worten: «Ich fürchtete Tod weniger als Schläge.»

Ich bin mir der Abstumpfung meiner Gefühle schauernd bewusst geworden, als mein Freund Hiasl Neumeier an Fleckfieber gestorben war. Wir sind miteinander von Dachau nach Auschwitz überstellt wor-

den. Er wurde Blockältester auf dem Infektionsblock und infizierte sich dort. Bevor unser Kommando in der Frühe zur Arbeit ausrückte, besuchte ich ihn täglich, seit er krank geworden war. Als ich eines Morgens in seine Stube kam, sagte mir der Pfleger, dass Hiasls Leiche im Waschraum liege – da er Blockältester war, ist sie nicht sofort in die Leichenkammer geschafft worden. Im Waschraum sah ich Hiasls Leiche, in ein Leintuch gehüllt. «Ich bin ganz leer, nicht traurig, sondern leer», beschreibe ich später meine Empfindungen; und mich packte damals Angst: «Nur nicht stumpf werden – sage ich zu mir selber.»

Ohne eine Art Hornhaut, welche die Gefühle überdeckte, konnte man in Auschwitz nicht existieren. Leicht vergass man, dass ein Neuankommling noch keine schützende Hornhaut hatte. Seine Fassungslosigkeit, Gefühlsausbrüche und Entsetzen erregten daher häufig Spott und Verachtung.

Hatte man die erste, schwerste Zeit überstanden, Lagergesetze kennengelernt und Verbindungen angeknüpft, dann wurde man langsam ein «alter Häftling». Demonstrativ hervorgekehrte Härte und seelische Primitivierung – wie Kogon es ausdrückt – kennzeichnen diesen Typ. Er hat sich in den Lagern mit langer Tradition und grösserem Prozentsatz von bereits jahrelang internierten Deutschen eindeutiger ausgebildet als in Auschwitz, wo sich dieser Typ infolge des ständigen Wechsels nicht so deutlich entwickeln konnte.

Ein ungeschriebenes Gesetz in allen Lagern besagte, dass Neuzugänge zu schwerer körperlicher Arbeit eingeteilt wurden, während «alte Nummern» eher auf ein gutes Kommando rechnen konnten. Die SS musste die Einhaltung dieses Grundsatzes nicht rigoros überwachen; das Gesetz wurde von der Häftlingshierarchie selbst respektiert. Mit einem guten Kommando erhielt man gleichzeitig auch eine bessere Unterkunft in Blocks, die nicht so dicht belegt waren, auf die mehr Essen entfiel und in denen weniger geprügelt wurde.

Mindestens so wichtig war, dass man sich einen besseren Häftlings-

anzug beschaffen konnte, wenn man in einem guten Kommando war und eine alte Nummer trug. Dass das Wort «Kleider machen Leute» im KZ grössere Bedeutung hatte als irgendwo sonst, mag folgende Episode illustrieren, die Georges Wellers beschrieben hat:

Wellers, der Pfleger im Monowitzer Krankenbau war, wollte einem Freund helfen, der sich noch auf der untersten Stufe der Lagerhierarchie befand. Sorgfältig gekleidet besuchte er ihn auf dessen Block. Er spielte den grossen Herrn, rauchte ostentativ, obwohl das einem gewöhnlichen Häftling streng verboten war, stellte sich in der Gangmitte auf, so dass ihn jeder um Entschuldigung zu bitten hatte, der vorbeigehen wollte, kurz, er tat alles, damit die Stubendienste sicher bemerken, welche Bekannte sein Freund hatte; denn er wusste, dass in ihren Augen ein Schein des Glanzes, den er als Prominenter verbreitete, auf seinen armen Freund zurückfiel. Tatsächlich ist dessen Ansehen nach diesem Besuch spürbar gestiegen.

Wer einen sauberen, ungeflickten Anzug besass, geputzte Schuhe trug, stets rasiert war, den respektierte bis zu einem gewissen Grad auch die SS. Als Schreiber des Standortarztes konnte ich mir das alles beschaffen, denn die SS war daran interessiert, dass sich Häftlinge, die mit ihnen bei der Arbeit in Kontakt kamen, sauber halten. Ich hatte auf meinen Häftlingsrock eine Brusttasche angenäht, das stillschweigend anerkannte Privileg eines Schreibers. Ging ich – des Eindrucks, den diese Kleidung vermittelte, bewusst – durch das Lager, dann war ich vor willkürlichen Stänkereien auch der rabiatesten Häftlingsfunktionäre ziemlich sicher, vor denen sich jeder, der aus der grauen Masse nicht herausragte, sehr hüten musste. Ein Massanzug konnte in Auschwitz das Leben bewahren helfen.

«Alte Nummern» verband eine gewisse Solidarität. Alfred Wetzler schildert (unter dem Pseudonym Jozef Länik), wie ein Blockältester in Birkenau zögerte, gegen einen Häftling mit einer niedrigen Nummer vorzugehen, der ihm respektlos begegnet war, und es schliesslich unterliess, «weil er sich sonst alle älteren Häftlinge zu Feinden gemacht hätte».

Nur zu oft blickten alte KZ-Hasen verachtungsvoll auf diejenigen herab, die für den gnadenlosen Kampf ums Dasein am schlechtesten gerüstet waren. Primo Levi sagt darüber: «Die soziale Struktur des Lagers ist drauf begründet, dass die Privilegierten die Nichtprivilegierten unterdrücken.» Benno Bettelheim schreibt: «Die Angst davor, in die untermenschlichen Schichten abzusinken, war ein starker Ansporn dafür, einen Klassenkampf gegen sie zu führen.»

Immer wieder war ein Argument zu hören, mit dem «Alte» ihre Härte gegenüber «Neuen» begründeten: «Jetzt ist es hier ein Paradies. In den Jahren 1940 und 1941 haben wir ganz anders leiden müssen. Warum sollt ihr es jetzt besser haben?» So wie Erich Altmann diese Begründung im Gedächtnis behalten hat, werden es andere auch gehört haben.

Frau de Wind hatte im Versuchsblock unter slowakischen Jüdinnen zu leiden, die dort als Stubenälteste eingesetzt waren. «Es ging ihnen scheusslich, und nun finden sie, dass sie es auch für uns scheusslich machen müssen. ‚Wenn du damals in Birkenau gewesen wärst, würdest du schon lange nicht mehr leben‘, das sagen sie, und darum müssen wir alle ihre Rohheiten aushalten. Immer das System des Abreagierens.»

Kogon deutet die häufige Prahlerei mit dem früher Erlittenen so, dass die Alten durch Herabminderung der Neuen «die KL-Klassenüberlegenheit zu wahren» suchten.

Benedikt Kautsky schreibt, dass der Häftling, der einen Persönlichkeitswandel durchzumachen hatte, einmal akklimatisiert, «aggressiv, streitsüchtig, misstrauisch – in ärgeren Fällen hinterlistig» wird. Und er ergänzt: «Da die überwiegende Mehrzahl der Häftlinge diese Eigenschaften annimmt, muss sich auch der Friedfertige auf seine Hinterfüsse stellen, sonst könnte er sich nicht behaupten.»

Dazu kommt eine Tendenz, welche Psychologen beobachtet haben, die selbst das KZ kennengelernt hatten: Werden Menschen auf unbestimmte Zeit in streng geführten Lagern festgehalten, dann stellt sich eine Art Reduzierung der Psyche des Internierten auf das Stadium ei-

nes Kindes ein. So wie ein Kind den Befehlen eines strengen Vaters völlig ausgeliefert ist, so hat der Häftling stets vor der Laune des allmächtigen SS-Mannes zu zittern.

Diejenigen, die behaupten, dass Gefangene infolge ihrer totalen Abhängigkeit im KZ dazu neigen, ihre Bewacher zu dämonisieren, haben nicht ganz unrecht. «Sie sahen in der SS einen allmächtigen Gegner und behaupteten, sie sei nicht einmal menschlich», konstatiert Bruno Bettelheim auf Grund seiner vor Kriegsbeginn in Dachau und Buchenwald gesammelten Erfahrungen. Er weist auf den Nutzen einer so schematischen Vereinfachung hin: «Damit wurde es möglich, sich zu unterwerfen, ohne sich zu erniedrigen.» Bettelheim geht noch weiter: Das stereotype Bild erlaube es dem Häftling, «sich unterwürfig mit der grossen Macht der SS zu identifizieren. Der Häftling konnte sich dann der begrenzten Sicherheit erfreuen, die durch völlige Unterwerfung zustande kommt, und konnte an der Macht der SS auf Umwegen teilhaben.»

Elie A. Cohen behauptet auf Grund seiner Auschwitz-Erfahrungen, dass sich der Gefangene mit dem Unterdrücker identifiziere. Hass und Liebe, Verachtung und Bewunderung vermischen sich. Auch andere Psychologen, die das KZ kennenlernen mussten, kamen zu ähnlichen Schlussfolgerungen. Eugen Kogon spricht von einer Freund-Feind-Angleichung: «Die gegensätzlichen Typen entwickeln Ähnlichkeiten in der primitiven Denkweise, im Fühlen, im äusseren Drillverhalten, im Ton, in der Korruption.»

Mancher, der das KZ überlebt hat, wird vielleicht solche Folgerungen entrüstet zurückweisen. Jeder kann sicherlich Beispiele anführen, die eine Allgemeingültigkeit dieser Thesen widerlegen. Aber haben wir nicht auch viele gegensätzliche Beispiele in der Erinnerung bewahrt? Nicht nur Capos und Blockälteste, nicht bloss korrumpierte Kriminelle ahmten die SS sowohl in Brutalität und Willkür als auch im Äusseren nach. Wie viele trugen gern Breecheshosen und Stiefel, falls sie imstande waren, sich so eine Kleidung zu organisieren, ko-

pierten den bellenden Befehlston der SS und bemühten sich angestrengt, in ihrem Bereich als kleine Führer aufzutreten? Ich erinnere mich an einen jungen Juden, der infolge seiner Zuteilung zu einem guten Kommando die Möglichkeit genutzt und sich enggeschnittene Breecheshosen und Stiefel beschafft hatte und sichtlich stolz auf sein zackiges, militärisch-strammes Auftreten war, obwohl er die Nazis glühend hasste. Dieser Typ, der sich unbewusst anzugleichen bestrebt war, übernahm von dem Herrn auch dessen Verachtung jeder Schwäche. Der Aggressionstrieb wurde gegen den Schwächsten gerichtet.

Wie weit sich die nationalsozialistische Herrenmoral durchsetzen konnte, mag eine von Tadeusz Borowski beschriebene typische Szene beleuchten: Nach der Essenausgabe wird der begehrte Nachschlag verteilt.

«Mit dem Ende des Kochlöffels zeigt der Capo auf die, die Nachschlag bekommen sollen. Nur die, die besser arbeiten, die Kräftigeren, die Gesünderen, erhalten einen zweiten Schlag. Ein kranker, ein schwacher Mensch hat kein Recht auf eine weitere Schüssel Brennesselsuppe. Es darf kein Tropfen verschwendet werden, nicht an Leute, die sowieso durch den Kamin wandern werden.»

Seweryna Szmaglewska spricht von einer «eigenartigen Umkehr der Begriffe; alles, was schwach, unbeholfen und krank ist, wird verfolgt, gestossen, getreten». Und zwar nicht nur von der SS, sondern auch von vielen Gefangenen.

Tadeusz Borowski berichtet mit schonungsloser Offenheit, wie sich die Wut der Häftlinge, die an der Rampe Schmutz, Kot und Leichen der Deportierten aus den Waggons zu räumen hatten, gegen die Deportierten richtete. «Die Rampe geht dir auf die Nerven, du kriegst Wut, und die Wut kannst du am besten an den Schwächeren auslassen.»

Elie Wiesel hat in den Buna-Werken gemeinsam mit seinem Vater gearbeitet. Als sich einmal die Gefangenen bei der Verladung von Dieselmotoren ungeschickt anstellten, erregten sie damit den Zorn ihres Capos Idek derart, dass dieser mit einer Stange auf sie einschlug. Dabei traf er den Vater von Wiesel.

Wiesel selbst versuchte, sich aus dem Bereich der Stange zu halten. Er, damals ein Knabe, schildert seine Empfindungen so: «Wenn ich in diesem Augenblick Hass empfand, so nicht gegen den Capo, sondern gegen meinen Vater», der durch seine Ungeschicklichkeit den Wutausbruch Ideks ausgelöst hatte. Wiesel fragt sich: «Was hat das Leben im Konzentrationslager aus mir gemacht?»

Die Assimilation an das von der SS genormte Leben führte zu Auswüchsen, die für Aussenstehende schwer verständlich bleiben. Die Lagerälteste Gerda Schneider war als Kommunistin lange Jahre in Haft gewesen, bevor sie nach Auschwitz kam. Viele bezeugen, dass sie ihre Funktion mutig ausgenutzt hat, um Leidensgefährten zu helfen. Anna Palarczyk, die ihr als Blockälteste unmittelbar unterstellt war, bestätigt das, fügt jedoch hinzu: «Sie war seit 1933 in Haft und nicht mehr normal, sie hat geschlagen.»

Wie es dazu kommen konnte, mag ein anderes Beispiel veranschaulichen: Margit Teitelbaum war Stubenälteste auf Block 23. Einmal fehlte beim Appell jemand aus ihrer Stube. Die SS wütete. Es stellte sich heraus, dass sich eine holländische Jüdin in einen Strohsack verkrochen hatte, Teitelbaum erhielt – weil sie als Stubenälteste für alle Insassinnen ihrer Stube verantwortlich war – vor allen Angetretenen 23 Peitschenhiebe auf das Gesäss. Die Holländerin wurde erschossen.

Derartige Methoden haben häufig ihren Zweck erfüllt: Die Vorgesetzten haben mit allen Mitteln die Disziplin, für die sie verantwortlich gemacht wurden, durchzusetzen versucht. Das von der Lagerführung bevorzugte Mittel, das sich am besten bewährt hatte, waren eben Prügel. Katarina Princz erzählte mir, dass eine Blockälteste einmal ihre Kusine geschlagen hatte, weil sich diese – völlig erschöpft und krank – beim Appell versteckt hatte. «Hat sie nicht recht getan?» – schloss sie ihre Erzählung ab. Diese Bemerkung kann nur derjenige verstehen, der die Methoden der SS kennengelernt hat.

Wie sehr dieses System, einen Bindenträger für seine ihm Unterstellten verantwortlich zu machen, die Denkweise alter Häftlinge be-

einflusst hat, zeigt eine Episode aus dem Prozess gegen den Lagerältesten von Dachau, Karl Kapp. Unter anderem wurde ihm vorgeworfen, dass er einen Häftling, der sich im Lager versteckt hatte, der SS als fluchtverdächtig meldete, worauf dieser – wie vorausszusehen war – erschossen wurde. Im Herbst 1960 sagten etwa ein Dutzend ehemaliger Dachauer Häftlinge mit grosser Lagererfahrung vor einem Münchner Gericht übereinstimmend aus, dass «angesichts der rücksichtslosen Repressalien, die das ganze Lager im Fall des Fehlens eines Häftlings zu dulden hatte und in Hinblick auf die in einem Fluchtversuch somit zum Ausdruck kommende grosse Unkameradschaftlichkeit» das Vorgehen des Lagerältesten zu rechtfertigen sei, wie in der Urteilsbegründung unter Bezugnahme auf eben diese Aussagen zusammengefasst steht. In der Anklageschrift war noch die wohlbegründete Ansicht vertreten worden, der versteckte Häftling wäre voraussichtlich am Leben geblieben und mit einer Lagerstrafe davongekommen, wenn Kapp etwa gemeldet hätte, er sei eingeschlafen.

Weil die SS mit Deutschen, die lange Haftjahre hinter sich hatten, häufig ähnliche Erfahrungen gemacht hatte wie mit Kapp und weil es ihrer Herrenrasse-Theorie entsprach, hatte sie deutschen Häftlingen die schon erwähnte Sonderstellung eingeräumt. Werner Krumme, der aus Breslau als politischer Gefangener nach Auschwitz deportiert worden war und bereits im ersten Haftmonat eine leitende Position im Arbeitseinsatz bekleidete, sagte über die Vorzugsstellung der Deutschen knapp und summarisch: «Die wenigen Deutschen im Lager wurden gebraucht.»

Ella Lingens schreibt, dass jeder deutsche weibliche Häftling, der nicht zu alt und körperlich halbwegs beisammen war, nach der ersten Woche im Lager Vorarbeiter werden konnte. Die Deutschen sollten durch zusätzliche Ernährung, bessere Unterbringung und Pflege im Fall einer Erkrankung korrumpiert werden. «Selbst im Konzentrationslager sollten wir uns als Glieder des Herrenvolkes fühlen», betont Lingens.

Höss berichtet: «(Die Reichsdeutschen) sassen fast ausnahmslos in

‚gehobenen‘ Stellen, hatten dadurch alles, was sie für des Leibes Notdurft brauchten. Was sie auf reellem Weg nicht bekamen, ‚besorgen‘ sie sich.› Höss beschreibt auch die Quelle, die derartige Besorgungen ermöglichte: «Nach dem Anlaufen der Judenaktionen gab es praktisch nichts mehr, was man sich hätte nicht besorgen können. Und die gehobenen Funktionäre hatten auch die nötige Bewegungsfreiheit dazu.»

Als im Frühling 1943 allen Häftlingen in Auschwitz ihre Nummer in den linken Unterarm eintätowiert wurde, blieben die Deutschen davon ausgenommen. Offenbar rechnete die SS nur bei ihnen mit der Möglichkeit einer Entlassung. Diese Tätowierungen wurden in keinem anderen Lager befohlen.

Die Polen wurden von der Lagerführung keineswegs begünstigt. Die bevorzugte Position, die sie in Auschwitz eingenommen haben, ist ihrer nationalen Solidarität, die auch über starke politische Gegensätze hinaus wirkte, und ihrer Lagererfahrung zu danken. Das war nicht von Anfang an so: Die erste Zeit war für sie die schlimmste. Aber schon im Jahr 1941 «war alle Aufmerksamkeit der SS auf die russischen Kriegsgefangenen gerichtet, mehrere Wagen voll von Leichen wurden täglich aus dem Lager geführt», sagt Tadeusz Paczula. Dadurch wurde anderen das Leben erleichtert, ja häufig gerettet; und diese anderen waren in der Hauptsache eben Polen. Wladyslaw Fejkiel resümiert: «1941 und 1942 waren die schlimmsten Jahre für die Polen. Später kamen die Juden, dann hatten die Polen mehr Ruhe.»

Die Lagerführung spielte mit Bedacht Deutsche gegen Polen aus. Ein Grund mehr, warum zwischen diesen beiden im Lager tonangebenden nationalen Gruppen so schwer gute Beziehungen aufkommen konnten. Selbst denjenigen Deutschen, die als politische Gegner ins KZ gekommen waren, fiel das häufig schwer, wie Wladyslaw Fejkiel schreibt:

«Sie begingen den gleichen Fehler, dessen sich auch die Polen häufig schuldig machten: sie generalisierten. Ihrer Meinung nach musste jeder Pole, ob er wollte oder nicht, ein Faschist beziehungsweise vom Faschismus infiziert sein. Ebenso sahen die Polen in einem ihnen freundschaftlich gesinnten deutschen Kommunisten häufig den Feind

und setzten einfach voraus, dass man mit ihm nicht Freundschaft schliessen und zusammenarbeiten dürfe.»

Viele Polen haben unter der Drohung, sonst zugrunde gehen zu müssen, in Auschwitz deutsch gelernt; denn in ein gutes Kommando konnte man in der ersten Zeit nur kommen, wenn man diese Sprache einigermaßen verstand. Später hatte sich das Polnische als zweite Lagersprache durchgesetzt. Thomas Geve, der aus Berlin als halbes Kind nach Auschwitz deportiert worden war, berichtet, dass auf seinem Block alles nur polnisch verkündet und ins Russische übersetzt wurde. Wer in Unkenntnis von Verlautbarungen gegen diese versties, hatte mit harten Strafen zu rechnen. Nichtverstehen galt nicht als Entschuldigung. Geve musste daher notgedrungen Polnisch lernen.

Antisemitismus, von der SS mit allen Mitteln verbreitet, konnte bei den Polen an eine Tradition anknüpfen. Antisemitische Tendenzen wurden bei ihnen dadurch gefördert, dass sie um ihre hart erkämpfte Vorzugsstellung fürchten mussten, wenn die allgemeine Diskriminierung der Juden, die es diesen anfangs unmöglich gemacht hatte, in gute Kommandos zu kommen, nachgelassen hätte. Häufig werden daher die Polen im Lager pauschal als Antisemiten verurteilt. So schreibt Benedikt Kautsky von einem «handfesten Antisemitismus der Kriminellen und Asozialen» und von polnischen Verbrechern und Faschisten, die er als «erbarmungslos antisemitisch» charakterisiert. Henry Bulawko bezeichnet die meisten polnischen Häftlinge als «geborene Antisemiten», bei denen Patriotismus und Deutschenhass nicht die Aversion gegen Juden vermindern konnten. Dr. Aron Bejlin konnte nicht vergessen, dass ihm polnische Ärzte in Birkenau beteuert hatten, sie würden noch zehn Jahre in Auschwitz bleiben, wenn es Hitler gelänge, Europa judenrein zu machen. Krystyna Zywułska erinnert sich, wie ihr einmal eine Gefangene sagte, dass die Methoden zwar furchtbar seien, die Judenfrage in Polen jedoch durch sie gelöst werde. «So paradox es klingen mag, wir verdanken das Hitler», beendete diese

Polin das Gespräch. Dass Verallgemeinerungen falsch sind, hat Fejkiel mit Recht festgestellt. Konnte man Polen näher kennenlernen – was allerdings nicht einfach war –, so erfuhr man, dass manche Polen den Antisemitismus energisch und mutig bekämpften, ohne allerdings deswegen die festgeschmiedete nationale Solidarität zu gefährden.

Im Krankenbau, wo sich die grössten Möglichkeiten boten, den Mitgefangenen zu helfen, machten sich die Auswirkungen des Antisemitismus unter den Häftlingen am deutlichsten spürbar. In der Erinnerung von Vilo Jurkovic war die polnische Häftlingshierarchie im Krankenbau anfangs «gegen alle» und nur pro-polnisch. «Der Antisemitismus stand bei dieser Anti-Gesinnung in der Praxis oft an erster Stelle, da er ein guter Blitzableiter war», schreibt Jurkovic. Igor Bistic lernte ihn als Schreiber im HKB kennen – er war wie Jurkovic mit einem der ersten RSHA-Transporte aus der Slowakei im Frühling 1942 nach Auschwitz deportiert worden. «Im Krankenbau waren als Pfleger und Schreiber Angehörige der polnischen Intelligenz untergebracht. Sie gaben uns zu verstehen, dass wir nicht erwünscht sind, weil sie in uns ihre Verdränger sahen», beschrieb Bistic Jahrzehnte später seine Situation als einer der ersten Juden im Personal des HKB. Er hat seinen Vorgesetzten nicht vergessen, der ihn mehr als einmal geschlagen hat, einen Polen namens Szary. Bistic hob jedoch hervor, dass sich mehrere Polen im HKB stets kameradschaftlich verhalten haben, und nannte ausdrücklich Doktor Adam Zacharski, Tadeusz Paczula und Jurek Czubak. Ich habe diese Menschen ebenfalls schätzen gelernt.

Ella Lings berichtet von einer polnischen Pflegerin, die sagte, sie sei gegen Juden eingestellt, benachteilige sie jedoch nur deswegen nicht, weil sie die SS nicht bei der Ausrottung der Juden unterstützen wolle.

Tadeusz Holuj hat folgende Szene im HKB des Stammlagers beschrieben, die sich abgespielt hat, nachdem die SS wieder einmal Kranke für den Tod ausgesucht hatte: «,Mach dir keine Sorgen, das sind doch alles nur Juden’, sagte der kleine, untersetzte Stubenälteste und teilte die Margarine in winzigste Portionen auf. ,Die brauchen ja

sowieso nichts mehr. Warum die Kranken noch füttern, die ja sowieso in die Gaskammern wandern werden. Es ist besser, man isst das allein', verkündete er offen. ‚Aber, aber, Herr Stubenältester, lassen Sie sie doch noch etwas beissen, versuchte Kamioner, der Blockfriseur, ein polnisch-französischer Jude, zu opponieren, als er den Stubenältesten später rasierte und ihm das Gesicht mit einem irgendwie ergaterten Kölnischwasser einrieb. ‚Kamioner, du wirst auch bald Abraham wiedersehen, du Rindvieh', lachte der Stubenälteste.

Kamioner wurde nachdenklich und verstummte. Das war ein schwerer Tag für ihn. An diesem Tag hatte er zwei Verwandte und elf Bekannte verloren, die er noch vor dem Abtransport rasieren sollte. Das konnte er nicht. ‚Ich habe noch ein viel zu weiches Herz', sagte er, als er einige Leichtkranke bestach, diese Pflicht für ihn zu tun.»

Holuj beschreibt ein Gespräch zwischen dem Blockschreiber Felek und Kamioner:

«‚Ihr Juden habt Christus ans Kreuz geschlagen, und deshalb lastet der Fluch auf euch, mein Kamionerchen – und zwar in alle Ewigkeit. Dies ist die Sühne dafür', sagte Felek ruhig und ernst. Kamioner entrüstete sich: ‚Ich bin ein einfacher Jude, und Sie sind Rechtsanwalt. Sie haben die Universität besucht und sagen so hässliche Dinge. Das ist doch nicht wahr ...' Er wollte noch schärfer werden, doch er bekam es mit der Angst zu tun. Er wollte sich keiner Gefahr aussetzen. So seufzte er nur und begann lächelnd eine französische Anekdote zu erzählen. Kamioner war ein Philosoph. In Polen geboren, in Frankreich erzogen, erfasste er mit seinem klaren, durchdringenden Verstand die ganze Widerwärtigkeit der Lage, in der ein Teil der Häftlinge die Massenvernichtung der Juden im Lager rechtfertigte und sich sogar darüber freute, dass ‚Hitler diese unangenehme Sache erledigte'. An ihrer Stelle selbstverständlich. Er versuchte seiner ‚arischen' Kundschaft auf seine Art zu erklären: ‚Na und wenn schon, uns kleine Juden wird man ausrotten, aber an die grossen kommen sie nicht heran. Die sind in England und in Amerika und werden eines Tages Auskunft über uns verlangen'.»

Als im März 1943 die Politische Abteilung eine polnische Verschwörung unter dem Personal des Krankenbaus im Stammlager aufgedeckt haben wollte und damit den Standortarzt zu beeindrucken trachtete, kam es zu folgendem Gespräch zwischen Dr. Wirths und mir:

„Sehr viele Polen gibt es im Revierpersonal, Langbein.“

„Jawohl.“

„Das ist eine Clique, da hilft einer dem anderen. Glauben Sie nicht, dass die Polen eine Geheimorganisation im Revier haben?“

„Sicher nicht, Herr Doktor. Dass einer dem anderen hilft, ist doch natürlich. Ich helfe auch jedem anständigen Wiener, wenn ich nur kann.“

Er schaut mich an, schweigt. Ich weiss jetzt schon, wie ich mit ihm reden muss. Kameradschaft schätzt er.

Dann: „Jedenfalls gibt es zu viele Polen im Revierpersonal. Das muss anders werden“

„Darf ich einen Vorschlag machen, Herr Doktor?“ – Er nickt. – „Es ist bei jedem Pfleger so, dass er seinen Landsleuten mehr hilft als anderen, das ist selbstverständlich. Aber es sind nicht alle Nationen im Pflegepersonal vertreten. Können nicht zum Beispiel auch Franzosen und Tschechen als Pfleger herangezogen werden?“

„Gut. Bringen Sie mir Nummern, ich werde sie dann anfordern.“

Ich sehe, dass ihm der Vorschlag gut gefällt. So traue ich mich noch weiter: „Können nicht auch Juden ins Pflegepersonal kommen? Es sollen doch auch die kranken jüdischen Häftlinge gesund werden, auch die braucht man doch für den totalen Arbeitseinsatz. Es gibt im Lager eine ganze Reihe von jüdischen Ärzten. Kann man diese nicht probeweise in den Krankenbau aufnehmen und die, die etwas taugen, zum Personal nehmen?“

Ich habe sehr schnell gesprochen, ich habe nämlich an seinem Gesicht bemerkt, dass ihm das nicht mehr so gut gefällt. Jetzt unterbricht er mich: „Da müssten aber die Krankenstuben so belegt werden, dass die jüdischen Häftlingsärzte keine Arier behandeln. Denn das ist unmögliche Die letzten Worte betont er besonders.“

„Jawohl, Herr Doktor, das kann man ja leicht so einrichten.“

Er denkt nach. Dann gibt er sich einen Ruck. „Schreiben Sie: An den Arbeitseinsatzführer, mit einem Durchschlag an die Kommandantur. Ich ersuche um Feststellung sämtlicher jüdischer Häftlinge, die von Beruf Arzt sind, und um deren Überstellung in den Häftlingskrankenbau.“ Nach einer Pause: „Schreiben Sie noch dazu: In Durchführung des Befehls des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes – suchen Sie die Nummer von diesem Befehl heraus, Sie wissen ja, welchen ich meine –, dass die Arbeitskraft der Häftlinge möglichst ausgenutzt wird.“»

Damals wurden Tschechen, Franzosen und Angehörige anderer Nationen Pfleger. Die Monopolstellung der Polen im HKB war gebrochen. Wenn auch mehr als einmal jüdische Ärzte, auf Grund dieses Befehls dem Personal eines Krankenhauses zugeteilt, nicht zu einer medizinischen Tätigkeit herangezogen wurden, sondern zu irgendwelchen Schmutzarbeiten, weil es Sanitäter der SS und antisemitische Vorgesetzte im HKB nicht anders wollten, so wurde damals trotzdem grundsätzlich der Weg frei, der schliesslich selbst jüdische Ärzte auf einflussreiche Posten führte.

Dr. Golse, am 20. Juli 1945 mit einem RSHA-Transport von Frankreich nach Auschwitz deportiert, schildert, wie er nach zwei Tagen Quarantäne «infolge eines aussergewöhnlichen Glücksfalls» dem HKB in Birkenau als Arzt zugeteilt wurde, während die anderen Männer seines Transportes, welche die Selektion passiert hatten, ohne Rücksicht auf ihren Beruf zur Arbeit in einem Bergwerk eingeteilt wurden. Bald war es Regel, dass auf der Rampe Ärzte und Apotheker herausgezogen wurden.

Selbstverständlich bildeten die Juden, die aus sehr unterschiedlichem Milieu stammten, sich beruflich, weltanschaulich und ihrer Sprache nach unterschieden und die auch nicht die gleiche religiöse Bindung verband, keine homogene Gruppe. Benedikt Kautsky schreibt: «Eine Komplikation erfuhren die Verhältnisse dadurch, dass im Krieg Juden der verschiedensten Nationen (in den Lagern) zusammentrafen, die nun statt Solidarität Feindseligkeit gegeneinander empfanden. Bei der

Sucht des Lagers zu generalisieren, standen jetzt die ‚Polnischen‘ den ‚Deutschen‘, die ‚Holländischen‘ den ‚Französischen‘, die ‚Griechischen‘ den ‚Ungarischen‘ gegenüber. Da konnte es leicht vorkommen, dass der eine Jude gegen den anderen Argumente gebrauchte, die von denen der Antisemiten nicht gar so weit entfernt waren.»

Auch Elie A. Cohen stellt fest, dass Antisemitismus, den man bei Juden auch im normalen Leben beobachten kann, in Auschwitz erst recht fühlbar wurde. Ihm, der selbst aus Holland stammte, fiel der Antagonismus der holländischen gegen die polnischen Juden auf.

Die Lagerführung zog deutsche Juden vor allem wegen ihrer Sprachkenntnis vor. Juden, die weder deutsch noch eine slawische Sprache kannten, hatten es am schwersten, also die meisten aus Griechenland und Italien stammenden. André Lettich hat auf dem Block 7 des Birkenauer HKB, auf den die für den Tod Bestimmten verlegt wurden, beobachtet, welche Wirkung diese Differenzierung selbst dort noch ausübte. Juden aus Deutschland, die auf diesem Block gemeinsam mit ihren Leidensgefährten aus anderen Ländern auf die Gaskammern zu warten hatten, verlangten vom Pflegepersonal eine bevorzugte Behandlung und drohten, sich bei der SS zu beschweren, wenn dem nicht Rechnung getragen würde.

Max Mannheimer schreibt: «Die holländischen Juden sterben wie die Fliegen. Die Juden aus Polen sind am widerstandsfähigsten. Vielfach Handwerker oder Arbeiter. Auch körperlich sind sie besser dran. Nicht so verweichlicht wie die Holländer oder Tschechoslowaken.» Mannheimer stammt aus der Tschechoslowakei. Die slowakischen Juden waren so wie die polnischen das Klima gewohnt und brachten durch ihr bisheriges Leben bessere Voraussetzungen mit als zum Beispiel die Juden aus Griechenland, denen der Lagerwinter schwer zusetzte.

Juden aus Frankreich hatten ebenso wie französische «Arier» noch gegen zusätzliche Schwierigkeiten anzukämpfen, denn die nationalsozialistische Propaganda von den degenerierten Franzosen hat auch bei vielen Gefangenen gewirkt. Georges Wellers weist auf einen anderen Grund einer allgemeinen Abneigung hin: Polen konnten die Passivität

Frankreichs während Hitlers Überfall auf ihr Land nicht vergessen. Die schnelle Niederlage Frankreichs im Frühling 1940 hat das Ansehen der Franzosen vollends zerstört. So wurde Julien Unger von einem slowakischen Juden folgendermassen begrüsst: «Dass ich nun eine Nummer mit 30.000 am Arm habe, verdanke ich euch Franzosen. Ihr habt viel gesprochen, aber als es galt zu handeln, habt ihr Schweinereien mit Mädchen gemacht. Der Krieg gegen euch war schon gewonnen, bevor er begann.»

Grete Salus, die aus der Tschechoslowakei stammt und deren Muttersprache deutsch ist, hat in Erinnerung behalten, wie unkameradschaftlich sich viele tschechische Jüdinnen gegenüber ihren Leidensgefährtinnen aus Ungarn verhalten haben. Die Lagerleitung bevorzugte die deutsch sprechenden Tschechinnen.

Mit allen Vorbehalten, die gegen jede Verallgemeinerung am Platz sind, sei der Ruf verschiedener «arischer» nationaler Gruppen kurz angedeutet. Tschechen, die es schon aus sprachlichen Gründen leichter hatten als zum Beispiel Franzosen, hatten einen guten Ruf, Russen galten als misstrauisch und wild, der Ruf der Jugoslawen – und vor allem der Jugoslawinnen, denn es waren nicht viele Männer dieser Nationalität in Auschwitz – war ausserordentlich. Dabei mag sowohl die grosse Sympathie für das so tapfer kämpfende Volk als auch die Tatsache eine Rolle gespielt haben, dass viele ins KZ eingeliefert wurden, weil sie im Verdacht standen, mit Partisanen zusammengearbeitet zu haben. Die Bindung einer Kampfgemeinschaft war bei ihnen spürbar, allerdings waren die politischen Gegensätze zwischen den im Abwehrkampf stehenden Gruppen ebenfalls im Lager vorhanden. Französinen gaben in der Untergrundorganisation des Frauenlagers den Ton an.

«Wer hat, dem wird gegeben, und wer nichts hat, dem wird genommen. Die schwerste und schmutzigste Arbeit wurde dem Schwächsten zugeschanzt, der zum Ausgleich auch am wenigsten Ruhe und die geringsten Gratifikationen bekam. Die leichteste und sozial am höchsten gewertete Arbeit hatten die kräftigeren Häftlinge zu verrichten, die

meist obendrein noch Zulagen und Gelegenheit zur Beschaffung ausser-tourlicher Rationen erhielten.»

Dieses Lagergesetz, das Benedikt Kautsky so formuliert hat, bevorzugte Jugendliche gegenüber Älteren. Jugendliche konnten sich nicht nur physisch leichter auf die Lagerbedingungen umstellen; sie nahmen auch eher die Herrenmoral an, die verlangt, vor Vorgesetzten schneidig strammzustehen und auf jeden Befehl laut und knapp mit «Ja-wohl!» zu reagieren, und die voraussetzt, dass man bei Durchführung von Befehlen Unterstellte mitleidslos zu treten bereit ist. Eine allgemeine Demoralisation bewirkte bei Älteren häufig, dass sie sich völlig gehenliessen, während sich bei Jüngeren eher eine Annahme der SS-Moral einstellte, die besagt, alles Schwache sei zu verachten. Ein junger, sportlicher Typ, der sich so umstellte, war bei der Lagerführung gut angeschrieben. Es war zum Recht der Jungen geworden, die Alten zu beleidigen, zu schlagen und zu verdrängen, wie David Rousset festgestellt hat. Jeder Respekt vor dem Alter war geschwunden. Als einmal Oszkar Betlen in Monowitz einen jungen Burschen ermahnte, zu Alten nicht so roh zu sein, erhielt er die Antwort: «Die sollen wir respektieren? Die haben ja selbst nicht so viel Anstand, ihren Rotz nicht an der Jacke ihrer Nachbarn abzuwischen!»

Suzanne Birnbaum beschreibt polnische und slowakische Mädchen, die stolz darauf waren, dass ihnen französische, holländische oder ungarische «Damen» unterstellt waren, wesentlich älter als sie selbst, die sie kraft ihrer Funktion herumkommandieren konnten. Elie Wiesel porträtiert einen jungen Tyrannen: «Edek war unser Herr, unser König: der Capo. Dieser junge Pole mit den roten Backen und den Bewegungen eines wilden Tieres liebte es, seine Sklaven zu überraschen und vor Angst aufheulen zu lassen. Selbst ein Jüngling, machte es ihm Spass, über die Erwachsenen solche Macht zu haben.» Vilo Jurkovic, der zweieinhalb Jahre in Auschwitz sass, glaubt, dass wohl jedem Jungen, dem mit zwanzig oder noch weniger Jahren Macht eingeräumt worden war, diese zu Kopf gestiegen sei. «Sie lebten vom Ruhm eines Vorgesetzten», meint Jurkovic.

Je jünger einer ins Vernichtungslager gestossen worden war, desto schutzloser war er solchen Einwirkungen ausgesetzt. Elie Wiesel berichtet von einem Kind namens Jankel, der kleine Prinz genannt: «Gut genährt und warm gekleidet, wanderte der kleine Prinz zwischen den Baracken umher und rief Neid, Furcht oder Mitleid hervor.» Er besass die Gunst der allmächtigen Blockältesten, «er hatte über ein Volk von Greisen geherrscht, er hatte ihnen sein Gesetz aufgezwungen, seine Launen, seinen Willen. Seine Macht veranschaulichte das Grotteske der Lage: Tausende von Männern zitterten vor einem Kind, das sich nur amüsierte.»

Feinstein hat in Birkenau einen Vater und dessen Sohn bei der Brotverteilung beobachtet. Der völlig heruntergekommene Vater zitterte am ganzen Körper, der etwa achtzehnjährige Sohn war noch etwas besser bei Kräften. Der Junge schlang seine Brotportion gierig hinunter, während der Vater sein Stück an die Brust presste. Kaum hatte der Junge sein Brot hinuntergewürgt, blickte er sich hastig um, entriss seinem Vater dessen Portion und stopfte sie sich in den Mund. «Der ganze Mensch war Kinnbacken, die kauten. Der Alte stiess mit letzten Kräften einen Schrei aus. Der Blockälteste kam und nahm beide mit sich. Sie kamen nicht mehr zurück.» Feinstein nimmt an, dass der beobachtende SS-Mann diese Szene als Bestätigung der nationalsozialistischen Untermenschentheorie ansehen musste. Er konnte wohl gar nicht auf den Gedanken kommen, dass das KZ Menschen so umformen konnte wie diesen Sohn.

Georges Wellers hat den Block in Monowitz kennengelernt, in dem Jugendliche zwischen 15 und 18 Jahren untergebracht waren. Nirgends wurde so viel wie dort gestohlen, jedes Gefühl einer Solidarität fehlte, berichtet Wellers. In Auschwitz, wo der Begriff «alt» nur negativ war, zählte man viel früher zu den Alten als im normalen Leben. Wladyslaw Fejkiel versuchte die Grenzen der Begriffe «jung» und «alt» unter Auschwitzer Bedingungen zu definieren:

«Es ist bekannt, dass die Lebensreserven junger Menschen immer grösser sind als diejenigen der älteren. Als jung erachte ich solche, die

das fünfunddreissigste Jahr noch nicht überschritten haben. In unserer Lage hielten Menschen zwischen 18 und 30 Jahren am besten durch. Ich überzeugte mich davon, dass Häftlinge unter sowie über dieser Altersgrenze grundsätzlich früher Zeichen der Hungerkrankheit aufwiesen. Es scheint, dass in unserem Breitengrad Menschen vor dem achtzehnten Lebensjahr körperlich noch nicht vollwertig sind.»

Ein Berufskollege Fejkiels, Eduard de Wind, bezeichnet einen fünf- undvierzigjährigen Gefangenen als «für Lagerbegriffe sehr alt».

Aus einigen wenigen Unterlagen lässt sich die Alterszusammensetzung der Gefangenen ablesen. So ist das Buch erhalten geblieben, in dem Gefangene mit Angabe ihres Geburtsdatums verzeichnet stehen, die in den Bunker eingeliefert wurden. Von 2137 in diesem Buch eingetragenen Häftlingen waren 48,8 Prozent unter 30 Jahre alt, 3,3 Prozent über 50 Jahre, davon sieben Gefangene sogar älter als 60 Jahre. Ein deutscher Jude, der bereits 75 Jahre alt war, wurde in den Bunker eingeliefert und dort erschossen. Er wurde nicht mit einem RSHA-Transport nach Auschwitz deportiert, sonst wäre er zweifellos gleich der Selektion an der Rampe zum Opfer gefallen.

932 Personalbogen des Aussenlagers Blechhammer sind erhalten geblieben. Da dieses Lager erst am 1. April 1944 dem KZ Auschwitz eingegliedert worden war, als die Möglichkeiten, am Leben zu bleiben, auch für Ältere gestiegen waren, sind Rückschlüsse auf andere Lager und andere Zeiten nur mit Vorsicht gestattet. Der jüngste Gefangene war 14, der älteste 38 Jahre alt. Die Altersgruppe zwischen 20 und 25 Jahren war am stärksten vertreten, Menschen dieses Alters hatten die grössten Überlebenschancen. Mehr als 64 Prozent waren jünger als 33 Jahre und nur 10 Prozent älter als 45.

Eine andere Altersstatistik erlaubt gültigere Schlüsse als die beiden eben erwähnten, die einen zufällig zusammengeführten Personenkreis umfassen. Im Rahmen des grossen Auschwitz-Verfahrens in Frankfurt wurden 244 Überlebende dieses Lagers vernommen. In der Regel wurden solche Zeugen geladen, die infolge ihrer Position mehr als ein

durchschnittlicher Häftling gesehen hatten, also zu den Lagererfahrenen zählten. Mehr als 68 Prozent waren zur Zeit ihrer Internierung unter 35 Jahre alt, also nach dem Massstab Fejkiels jung: 45,5 Prozent waren damals sogar jünger als 30 Jahre. Bei den Deutschen und Österreichern unterschied sich die Alterszusammensetzung deutlich: Von den 78 Zeugen, die in einem Alter von mehr als 33 Jahren nach Auschwitz deportiert worden waren, gehören 23 zu diesen nationalen Gruppen, während nur 16 deutsche und österreichische Zeugen jünger als 35 Jahre waren, als sie Auschwitz kennenlernten. Ihre Lebenschancen wurden durch das Alter ungleich weniger gemindert als die des Durchschnitts. Viele Polen mit jahrelanger Lagererfahrung zählten in Frankfurt zu den jüngsten Zeugen; denn zahlreiche polnische Studenten und Mittelschüler aus den ersten Transporten haben sich dank ihrer Intelligenz und Sprachkenntnisse am besten im Lager halten können.

Die Lagerführung ging bei ihrer Bevorzugung der Jungen manchmal so weit, dass sie zu ihren Gunsten Ausnahmen im Vernichtungsprogramm zuließ, demzufolge alle Arbeitsunfähigen zu töten waren. Es wurden Versuche unternommen, für noch nicht arbeitsfähige Jugendliche Maurerschulen einzurichten, sie also erst arbeitsfähig zu machen. Massgebend dafür dürfte auch der Mangel an Maurern gewesen sein. Gefangene nehmen das Verdienst in Anspruch, Initiative für die Errichtung von Maurerschulen ergriffen zu haben. Dass Burschen in so jungem Alter ins Lager und nicht sofort in eine Gaskammer kamen, lag jedoch sicher ausserhalb der Möglichkeiten auch des prominentesten Häftlings. Die erste Maurerschule wurde in Birkenau im Juni 1942 eingerichtet, wie sich Adolf Weiss erinnert, der damals als Zwanzigjähriger in diese Schule kam. Tausend Burschen im Alter zwischen 15 und 25 Jahren, alle Juden, die meisten aus der Slowakei und aus Frankreich, waren mit ihm dort. Capo war ein polnischer Jude, der Mundek gerufen wurde, die Vorarbeiter waren «Arier». In zwei Baracken wurde richtiggehend Unterricht erteilt.

Weiss erinnert sich an das Ende dieser Schule: Da ein Capo einmal hundert Mann zum Kartoffelabladen brauchte, wurden ihm hundert

Schüler zugeteilt, unter ihnen auch Weiss. Als sie von der Arbeit zurückmarschierten, fanden sie die Baracken, in denen die Schule eingerichtet war, halbleer. Hohen SS-Führern war im Verlauf einer Lagerbesichtigung die Maurerschule gezeigt worden. Offenbar konnten sie von dem Wert dieser Einrichtung nicht überzeugt werden, denn die Hälfte der Schüler wurde unmittelbar nach dieser Inspektion zur Gaskammer gebracht und dort getötet, die restlichen Schüler wurden am nächsten Tag verschiedenen Kommandos zugeteilt. Weiss kam damals zu einem Baukommando.

Der Pole Czeslaw Kempisty war 15 Jahre alt, als er im Winter 1942/43 im Stammlager in eine Maurerschule kam, in der ebenfalls regelrechter Unterricht, und zwar von einem polnischen Professor, erteilt wurde, während ein deutscher grüner Capo die Schule leitete. Die Zusammensetzung der Schüler war gemischt. Nach Beendigung wurden sie beim Bau der Lagererweiterung eingesetzt. Dieser schweren Arbeit waren viele Jugendliche nicht gewachsen. Kempisty ist wegen Krankheit früher aus der Schule ausgeschieden.

Thomas Geve wurde im August 1943 als Vierzehnjähriger einer Maurerschule im Stammlager zugeteilt. Das Alter seiner Mitschüler gibt er mit 13 bis 18 Jahren an. In «diesem einzigen Asyl für Jungen», wie Geve es nennt, befanden sich vierhundert Burschen aus Russland, der Ukraine, der Tschechoslowakei, aus Deutschland, Österreich und Polen. Ausdrücklich erwähnt Geve Zigeunerburschen aus der Tschechoslowakei und Juden aus Griechenland und Polen. Alle Lehrer bis auf einen waren Juden, die auch wegen ihrer Sprachkenntnisse dafür ausgewählt worden waren.

In Monowitz wurde ebenfalls eine Maurerschule eingerichtet, in der hundert bis zweihundert Burschen im Alter von 9 bis 16 Jahren drei Monate lang ausgebildet wurden. Dann kamen sie zu entsprechenden Kommandos, während die Schule mit anderen Jugendlichen aufgefüllt wurde. Sie unterstand leitenden Ingenieuren der IG-Farben-Werke und wurde von dem deutschen politischen Häftling Eduard

Besch geleitet, von dem Wassermann sagt, dass er geschlagen haben soll, während andere ihn in sehr guter Erinnerung behalten haben.

Einzelne Kinder wurden als Lagerläufer eingesetzt und als eine Art Sehenswürdigkeit bevorzugt. Daneben wurden tagaus, tagein Kinder aller Altersstufen in unübersehbar grosser Zahl in den Gaskammern getötet.

Am deutlichsten wirkte sich die «Schwäche», die manche SS-Angehörige Kindern gegenüber zeigten, bei der Liquidierung des Theresienstädter Familienlagers aus. Damals hat der wegen seiner Brutalität gefürchtete Blockführer Stefan Baretzki zusammen mit anderen beim Lagerführer um das Leben der Jugendlichen gebeten. Als er später vor Gericht nach den Motiven dafür befragt wurde, antwortete der primitive Volksdeutsche: «Wir hatten ja in dem Lager nichts zu tun, aber wir sind immer hingegangen. (Die Kinder) spielten dort ein Kindertheater, und wir waren an die Kinder schon gewöhnt.»

Maurice Cling, der im Jahr 1944 fünfzehnjährig ins Lager eingeliefert wurde, ist beim ersten Schneefall völlig erschöpft bei der Arbeit zusammengebrochen und war entschlossen, nicht wieder aufzustehen. Aber ein Capo, der ihn bisher brutal behandelt hatte, zeigte erstaunlicherweise plötzlich Mitleid und rettete ihn. Cling blieb bis zur Evakuierung im Revier, geschützt durch die Weisung des deutschen Capos: «Schickt mir diesen Kleinen nicht ins Krematorium, tötet ihn mir nicht!» Cling schreibt seine Errettung der Sympathie des Capos zu. Er konnte nicht wissen, dass damals die Vergasungen bereits eingestellt waren. Trotzdem bleibt die Haltung des Capos bemerkenswert; auch brutale Typen empfanden Jugendlichen gegenüber viel eher Mitleid als mit Alten.

Zu allem anderen kam hinzu, dass in Auschwitz alles unberechenbar war, nichts war ausgeschlossen, vom logischen Standpunkt ausblieb – selbst aus der Perspektive der Vernichter gesehen – vieles unerklärlich. Niemand war vor Überraschungen sicher. Ausnahmsweise konnten sich diese auch positiv auswirken.

Häftlinge, die mit dem Vernichtungsapparat unmittelbar in Berüh-

rung gekommen waren, wurden nachher als Geheimnisträger getötet – das war Regel. Aber die Schreiberinnen der Politischen Abteilung, der Bunkeralfaktor, die Pfleger, die bei der ersten Probevergasung die Leichen aus den Bunkerzellen zu schaffen hatten, blieben am Leben. Wojciech Barez, einer dieser Pfleger, der damals seine Tötung erwartet hatte, sagte: «Auch später habe ich noch oft erfahren, dass es bei der SS immer wieder Überraschungen und Inkonsequenzen gab.»

Damit, dass auch dem Lagererfahrenen nichts ausgeschlossen erschien, kann vielleicht auch die Naivität erklärt werden, mit der mancher «alte» Häftling Versprechungen von SSiern Glauben geschenkt hat.

Staszek Slezak kann als Beispiel dafür gelten. Der im Jahr 1920 geborene Tscheche hatte als Fachmann den Röntgenapparat zu warten, mit dem Dr. Horst Schumann seine Sterilisationsexperimente in Birkenau durchführte. Schumann hatte ein so gutes Verhältnis zu diesem Häftling, dass er manchmal sein Frühstück mit ihm teilte. Artur Rablin, der kurzfristig auch für Schumann zu arbeiten hatte, wunderte sich über «die grosse Herzlichkeit zwischen den beiden». Slezak vertraute Schumann «grenzenlos», wie Rablin sich erinnert, dem Slezak sagte, dass er es Schumann verdanken müsse, wenn er jemals aus dem Lager herauskommen sollte, denn dieser setze sich für seine Entlassung ein. Rablin, der das Schicksal der Geheimnisträger fürchtete, suchte und fand einen Weg, um von der gefährlichen Arbeit in unmittelbarer Nähe der Menschenversuche wegzukommen, und riet seinem Freund Slezak, ebenfalls das Kommando zu wechseln. Der vertraute jedoch den Versprechungen Schumanns mehr als dem Rat seines Freundes. Als Slezak endlich zur Kenntnis nehmen musste, dass nichts aus seiner Freilassung werden würde, war es schon zu spät, sich aus dem Kommando zu entfernen; die Politische Abteilung vereitelte einen Versuch. Anfang Januar 1945 wurde Slezak mit anderen Geheimnisträgern – polnischen Capos des Sonderkommandos – nach Mauthausen überstellt und dort erschossen. Durch die Wahl dieses umständlichen Weges wollte die SS offenbar das Ende der Geheimnisträger in Dunkel hüllen.

Leo Vos, der mit anderen holländischen Juden im Arbeitslager Blechhammer in Oberschlesien interniert war, berichtet, dass die im April 1944 erfolgte Angliederung dieses Lagers an Auschwitz zuerst Verbesserungen gebracht hat: Der Appell wurde gekürzt, und die Häftlinge konnten daher etwas länger schlafen, die Essenausgabe wurde besser organisiert und die Wäsche häufiger gewechselt. Erst später merkten die Gefangenen von Blechhammer, dass diese Angliederung sie in den Bereich eines Vernichtungslagers gebracht hatte.

Es war typisch für den «alten» Häftling, dass er sich vor jeder Veränderung fürchtete. Grete Salus hat den vom Lagerleben gezeichneten Typ gut beobachtet:

«Ihre Lebensbedingungen waren durch die Kenntnisse aller Lager-schliche erträglich, sie hatten nur Angst vor einer Veränderung, da sie dann auf unbekanntem Boden wieder neu beginnen mussten. Natürlich gab es Gaskammern, den Tod, aber der konnte ihnen fast gar nichts anhaben. Den Tod hier kannten sie, und dank ihrer Erfahrungen und Beziehungen konnten sie sich oft einen Aufschub erwirken und auch hoffen, ihm zu entgehen. Aber der Tod, der bei einer Veränderung ihrer wartete, den kannten sie nicht, dem waren sie ohne Wissen ausgeliefert, wie alle anderen.»

Adelaide Hautval berichtet von den Opfern des Versuchsblocks 10, denen nie gesagt wurde, welchem Zweck die an ihnen vorgenommenen Versuche dienen sollten, und die daher alles nur Denkbare befürchten mussten: auch, dass an ihnen künstliche Befruchtungen vorgenommen würden und sie Monstren das Leben würden schenken müssen. Zu dieser Angst kamen noch die Schmerzen der Eingriffe hinzu. Und trotzdem: «Der Instinkt der Lebenserhaltung ist im menschlichen Wesen derart stark verankert, dass die meisten Frauen von Angst vor einer Überstellung nach Birkenau erfüllt waren und diese Hölle hier vorzogen, welche ihnen wenigstens eine Hoffnung liess: Vielleicht lassen sie uns nachher am Leben.’ Nur eine Gruppe von Jüdinnen, bei denen bereits einmal ein Eingriff vorgenommen worden war, verweigerte einen zweiten Eingriff und zog dem eine

Überstellung nach Birkenau vor, wo ihnen ihre Vernichtung bevorstand», schreibt Hautval und fügt hinzu: «Mit viel Sympathie denken wir an ihren Mut.»

Frau de Wind, die als «Kaninchen» auf diesem Versuchsblock war, schrieb ihrem Mann, der sich im Lager befand, heimlich einen Brief, in welchem das weitere Schicksal dieser Frauen erwähnt wird:

«Gestern war ein besonderer Tag. Wir sind weit hinausmarschiert und kamen auch in die Nähe von Birkenau. Dort hatte ich Lotte Spittel und auch die anderen Mädchen gesehen, auch die französischen Kommunistinnen, die sich geweigert hatten, sich den Versuchen zu unterziehen. Sie wurden vor drei Wochen mit siebzig anderen überstellt. Es ist grässlich, die Frauen in Birkenau zu sehen. Wie haben sie sich verändert! Ganz kahl und barfuss, um den Leib nichts als ein Stück Jute, mit einem Strick zusammengebunden. Das sind keine Frauen mehr, das sind geschlechtslose Wesen.»

Johanna Nachemstein gab schlicht zu Protokoll: «Ich probierte nicht zu protestieren (als sie zu Experimenten herangezogen wurde), denn ich wusste von meinen Kolleginnen, dass alle vier oder sechs Wochen ein Transport zur Vergasung ging. Ich wollte dadurch mein Leben verlängern oder retten.»

Als am 5. März 1945 von der Zentrale befohlen wurde, je Tausend polnische Häftlinge nach Buchenwald, Flossenbürg, Gross-Rosen, Neuengamme und Sachsenhausen zu überstellen, die gesund, voll arbeitsfähig und schon längere Zeit im Lager waren, weil aus Sicherheitsgründen der Prozentsatz der lagererfahrenen Polen in Auschwitz vermindert werden sollte, und als damals alle guten Kommandos nach Polen mit niedrigen Nummern durchkämmt wurden, kam es zu zahlreichen Reklamationen von bestochenen Kommandoführern. Alle möglichen Schliche wurden damals – und später, als sich die Polenüberstellungen aus Auschwitz mehrten – angewandt, weil jeder aus dem Überstellungstransport reklamiert werden wollte. Darüber schrieb auch Höss:

«Obwohl die allgemeinen Verhältnisse in Auschwitz doch wirklich

alles andere als gut waren, wollte kein polnischer Häftling gern nach einem anderen Lager überstellt werden. Sobald ihnen bekannt wurde, dass sie überstellt werden sollten, setzten sie alles in Bewegung, um davon ausgenommen, zurückgestellt zu werden. Als 1945 der generelle Befehl kam, dass alle Polen nach Lagern im Reich zu überführen seien, wurde ich überschüttet mit Unabkömmlichkeitsgesuchen von Seiten aller Betriebe. Keiner konnte die Polen entbehren. Es musste einfach zwangsweise, prozentual der Austausch vorgenommen werden.»

Zu den Gründen, die Salus angeführt hat, kam bei Polen hinzu, dass in Auschwitz die Hoffnung bestand, Verbindung mit ihrer Heimat auszubauen; ferner das Wissen, dass sich in keinem anderen Lager die Polen einen ähnlichen Vorzugsplatz in der Lagerhierarchie erkämpfen konnten wie in Auschwitz. Aber auch nicht wenige Tschechen und Franzosen haben erreicht, dass sie aus den Überstellungstransporten herausreklamiert wurden, als von der Zentrale befohlen worden war, die Angehörigen dieser Nationen in weniger gefährdete Lager zu überstellen. Als die Österreicherin Ella Lingens im November 1944 nach Dachau überstellt wurde, fühlte sie zuerst – wie sie schreibt – nichts als Angst und Bedrückung. Trennung von lieben Freunden und die Notwendigkeit, wieder von vorne anzufangen, verursachten diese Gefühle.

Der Deutsche Werner Krumme war für wehrunwürdig erklärt und nach Auschwitz eingewiesen worden, weil er sich geweigert hatte, sich von seiner jüdischen Frau scheiden zu lassen. Mit dem Tod seiner Frau in Auschwitz war die Ursache seiner Wehrunwürdigkeit weggefallen, und Krumme wurde von der deutschen Wehrmacht reklamiert. Mit einigem Erfolg bemühte er sich, der eine Vorzugsposition im Arbeitseinsatz hatte, seine Entlassung hinauszuzögern.

Simon Laks und René Coudy berichten, dass sich der volksdeutsche Chef der Birkenauer Lagerkapelle, Kopka, keineswegs freute, als er in die Quarantäne verlegt wurde, da seine Freilassung bevorstand. In beiden Fällen handelte es sich allerdings um krasse Ausnahmen: Sowohl Krumme als auch Kopka hatten im Lager alles, was einem Prominen-

ten dort zur Verfügung stand. Beide hatten aus sehr verständlichen Gründen keine reine Freude daran, nach der Haft in der deutschen Wehrmacht zu dienen.

Zalman Kleinmann bezeugte, wie er sich mit anderen Halbwüchsigen aus dem Theresienstädter Familienlager in einen Transport hineingeschwindelt hatte, der Auschwitz verliess. Ana Novac bezeichnet ihren Abtransport nach drei Wochen Lageraufenthalt als den schönsten Abmarsch ihres Lebens. H.G. Adler, der den Schrecken beschrieb, den in Theresienstadt jeder Transport ins Ungewisse verbreitet hat, ergänzte: «Nur wenn man etwa in Auschwitz angelangt war, verlor der Transport seinen lähmenden Schrecken, seinen fast transzendentalen Charakter, denn nun wusste man die Möglichkeit oder Gewissheit des Verderbens.» Adler hatte ähnlich wie Novac im Jahr 1944 im Schatten der Krematorien von Auschwitz einige Wochen auf den Weitertransport in ein Arbeitslager zu warten.

Jeder Massstab aus dem normalen Leben muss im Vernichtungslager versagen. Das war Auschwitz: Gaskammern, Selektionen, die Prozessionen menschlicher Wesen, die wie Gliederpuppen in den Tod gehen – und die David Rousset als das Schrecklichste bezeichnet; und Kanada mit seinem unerschöpflichen Überfluss auch noch im letzten Kriegsjahr. Die Schwarze Wand und die Blutspur auf der Lagerstrasse, welche den Weg des Wagens nachzeichnet, auf dem Erschossene zum Krematorium gefahren wurden; die Anonymität des Todes, die kein Märtyrertum aufkommen lassen wollte; und Saufgelage von Gefangenen mit ihren Bewachern. Auschwitz lehrte einen empfindsamen Menschen wie Grete Salus gestehen: «Ich kann kein Heldenepos des Menschen schreiben, so gern ich es auch täte. Ja, ich kann nur sagen, nie soll der Mensch so viel aushalten müssen, wie er aushalten kann, und nie soll ein Mensch sehen müssen, wie dieses Leiden höchster Potenz nichts Menschliches mehr hat.»

Verhungern war in Auschwitz ebenso alltäglich wie der Anblick vollgefressener Capos. Es gab Seuchen aller Art, von Noma, der Krankheit, die Wangen von Kindern durchlöchert, bis zum Heckfie-

ber, der Auschwitzer Lagerkrankheit; die Aussicht, Auschwitz anders als durch den Kamin zu verlassen, musste vom Verstand verneint werden; und trotzdem war die irre Hoffnung nicht ganz zu töten: Vielleicht erlaubt eine Kette von Zufällen mein Durchschlüpfen, mein Überleben. Töten war für den, der die Uniform der SS oder auch nur die Binde eines Funktionshäftlings trug, eine belanglose Kleinigkeit, nicht der Rede wert, wenn die Laune gerade danach war. Und im gleichen Auschwitz wurde ein nie endender Kampf um das Leben von Freunden, von anonymen Schicksalsgefährten ausgefochten, ein Kampf, der trotz zermürbender Fehlschläge, trotz offener Hoffnungslosigkeit nie abbrach. Zu Auschwitz gehört die Widerstandsbewegung, die den Terror bekämpfte und dabei Erfolge hatte, und wiederum sei Grete Salus zitiert: «Ein jeder von uns hat etwas getan, was zumindest an seiner Menschenwürde rührte.» Gibt es einen Auschwitzer, der diesen Satz in Zweifel ziehen kann? Abgestumpftsein gegen Tod und Leiden, gieriges Greifen nach jeder Möglichkeit eines Genusses, Absterben, während man noch am Leben ist; und sich aus freien Stücken zusätzlichen Gefahren aussetzen, Schmuggel von Medikamenten ins Lager – das alles zusammen war Auschwitz. Mancher konnte in Auschwitz Champagner trinken, und keiner wusste am Morgen, wie der Tag enden würde. Unmenschliche Strafen wegen Bagatellen – wenn einer zum Beispiel nicht einen Respektabstand von drei Schritten vor einem schlechtgelaunten SS-Mann einhielt –, aber es gab SSler, die mit Häftlingsfrauen Verhältnisse eingingen; man konnte SS-Führer bestechen und hatte sich vor guten Freunden in Acht zu nehmen, denn jeder konnte zum Verräter werden, wenn er Foltern der Politischen Abteilung ausgesetzt war. Auschwitz war nur zu oft von einer Wolke zugedeckt, die einen Geruch mit sich führte, süßlich fad, von verbranntem Menschenfleisch.

Nichts war in Auschwitz unvorstellbar, kein Extrem zu krass. Alles war möglich, buchstäblich alles.

Hier lebten Menschen, solange sie nicht getötet wurden. Wie lebten sie? Wie wurden sie mit dem Leben in Auschwitz fertig?

DER MUSELMANN

Dem Gesetz von Auschwitz zufolge – den Schwächsten das härteste Los zu bereiten – bestanden im Birkenauer Frauenlager die schlimmsten Verhältnisse. Sie werden von Pelagia Lewińska beschrieben:

«Kein Licht. Die Blöcke sind niemals beleuchtet. Bewegung und Lärm herrschen wie in einem Bienenkorb. Man hört Frauenstimmen in verschiedenen Sprachen – polnisch, französisch, tschechisch, russisch –, denen jede Energie und jeder Gefühlston fehlt. Da und dort sieht man den Schimmer von kleinen, brennenden Kerzen. Diese Beleuchtung erlaubt nicht einen allgemeinen Überblick, doch kann man die grossen Dimensionen der Baracke wahrnehmen, die durch Gebälk so unterteilt ist, dass Bretter in drei Etagen übereinanderliegen, jede einzelne von einem Meter Höhe. Die Lebewesen kommen aus ihnen wie aus Verschlagen heraus. Die Baracke gleicht einer riesigen Scheune von 24 Metern Länge und 10 Metern Breite. Keine Decke; ein Dach deckt sie unmittelbar. An Stelle von Brettern ist der festgetretene Erdboden mit ungleich grossen Ziegeln belegt. Der Block wurde nach dem Grundsatz konstruiert, soviel wie möglich Platz zum Schlafen zu schaffen. Das Gebälk, in drei Stockwerken entlang der Mauern und in der Mitte der Baracke errichtet, welche die Pritschen tragen, füllt das Innere völlig aus und lässt zwischen den Kojen nur einen schmalen Gang frei. Holzbalken unterteilen die Baracke der Länge nach in Kojen, von denen jede etwa zwei Meter breit und tief ist, während ihre Höhe nicht mehr als einen Meter beträgt. Sie bietet nur dreien Platz, wenn man sich ein bisschen freier bewegen will, ohne seine Nachbarin zu stossen, falls man sich umdrehen möchte. Auf einer Fläche von vier Quadratmetern ist es nicht einfach, für mehr Platz zu schaffen. Trotzdem sind die Blöcke, wo man 800 bis 1.000 Personen unterbringen musste, dermassen vollgestopft, dass sieben oder

acht Frauen in einer Koje zu liegen haben. Da der Boden des untersten Stockwerks unmittelbar von den am Boden liegenden Ziegelsteinen gebildet wird, hat man wie in eine Hundehütte hineinzukriechen. Man liegt dort auf den feuchten Ziegeln und ist völlig jeder Luft beraubt. Das oberste Stockwerk berührt das Dach; im Winter lässt es Wasser durch, und im Sommer rösten die Köpfe. Als einzige Schlafunterlage hat man Papierstrosäcke mit ein bisschen Holzwolle. In jeder Koje sind höchstens drei Strosäcke und eine Decke ... Wenn man zur höchstgelegenen Schlafstelle steigt, hat man die unteren Kojen als Trittbretter zu benutzen. Man ist furchtbar eingengt. Es ist dunkel. Man klettert zu seiner Liegestatt. Man hat in dieser engen Koje sein ganzes Leben zu organisieren, das sich übrigens auf Essen und Schlafen reduziert.»

Als Lewińska in dieses Lager eingewiesen wurde, bestand es bereits fünf Monate, während der die allerschlimmsten Mängel schon überwunden worden waren. 15.000 Frauen sind als erste im August 1942 in dieses Lager verlegt worden. Désiré Haffner beschreibt das Aussehen der Insassinnen:

«Ihr skelettartiges Aussehen, die rasierten Schädel, ihre blutbeschmierten Körper, ihre schuppige Haut, all das zwang zu einer Anstrengung, wollte man erkennen, dass es sich um Frauen handelte. Das Fehlen jeder Hygiene machte sich bei ihnen noch fühlbarer als im Männerlager durch den intensiven Geruch, der ihren Blöcken entströmte, dem Geruch von Tausenden Frauen, die sich seit Monaten nicht waschen konnten. Ihre Arbeit ist so schwer wie die der Männer, und in der Regel sind sie noch schlechter gekleidet. Meist sieht man sie mit unbedecktem Kopf und nackten Füßen, manchmal nackt.»

Seweryna Szmaglewska hat den Ausmarsch der Arbeitskolonnen aus dem benachbarten Birkenauer Männerlager beobachtet:

«Aus dem Tor ergiessen sich immer neue Fünferreihen. Jetzt reisst der Capo die Mütze vom Kopf und schreit in Richtung der marschierenden Kolonne: ‚Mützen ab!‘ und begibt sich im Laufschrift zu den SS-Männern. Es liegt fast etwas Beschämendes in dem Anblick der

kahlgeschorenen Köpfe der wehrlosen Gefangenen, die gehorsam an einigen waffentragenden Deutschen vorbeimarschieren; es liegt etwas ungemein Widerwärtiges in der Gestalt des Capos, der strammsteht und, die Mütze an die gestreifte Hose gepresst, Meldung erstattet. Das zweite Tor wird geöffnet, und eine Kolonne nach der anderen marschiert hinaus. Und wieder der Capo, und wieder Fünferreihen, immer wieder dasselbe. Alle sind gleich mager, gleich schwarz. Die kahlgeschorenen Köpfe gleichen einer dem anderen – und überall die ausgestreckten Finger an der Hosennaht. Die mechanisch ausgeführten Bewegungen der Menschen greifen an die Kehle. So marschieren sie, wie ein grosses, lebloses Heer, zur letzten Parade. Immer neue Kolonnen strömen aus dem Lager. Man kann sie mühelos zählen. Die ersten tausend sind vorbei, zwei-, zehntausend. Sie marschieren, marschieren. Wenn dort dein Vater, Bruder oder Sohn vorbeikommen würde, du würdest ihn nicht erkennen, so gleichen ihre ausgemergelten Gestalten einander. Ein Junge hat dasselbe zerfurchte Gesicht wie ein alter Mann.»

Noch unter der Wirkung des Zugangsschocks wurde der namenlose Ankömmling in einer Welt, die sich so sehr von der früheren unterschied, einem gnadenlosen Kampf ums nackte Dasein ausgesetzt.

«Nur überleben, überleben, darin besteht alles, und die Formen des Überlebens sind extrem und ekelhaft, sie sind den Preis des Lebens nicht wert», schreibt Franciszek Jazwiecki rückblickend. Trotzdem zwang der Instinkt, einen Weg zum Überleben zu suchen.

In der Quarantäne, von Julien Unger mit einer Menagerie voll von wehrlosen Tieren verglichen, die von Dompteuren ohne jedes Mitgefühl einer Dressur unterworfen werden, begann der Kampf um einen Nachschlag der Lagersuppe, um Wasser, einen besseren Liegeplatz, ein Stück Decke, kurz, um das Elementarste. Das Ergebnis dieser Dressur beschreibt Max Mannheimer, der Anfang Februar 1943 von Theresienstadt in die Birkenauer Quarantäne gekommen war: «Dr. Beck aus Ungarisch-Brod liegt mit hohem Fieber auf der untersten

Pritsche. Zum Appell schleppen wir ihn heraus. Wir stützen ihn. Am nächsten Tag liegt er im Sterben. Zwei Mithäftlinge versuchen dem Sterbenden die Schuhe auszuziehen. Er hat gute Schuhe. Schuhe bedeuten viel. In diesem Schlamm. In dieser Kälte. Die Häftlinge stossen einander. Der Stärkere gewinnt. Wenige Minuten später lebt Dr. Beck nicht mehr. Wir sagen Kaddisch (ein jüdisches Totengebet). Er wird vor den Block gelegt. Beim Appell mitgezählt. Er ist nicht der einzige. Ihm folgen mehrere aus anderen Blocks. Ein Leichenkommando kommt. So geht es jeden Tag. Jetzt weiss ich, was Quarantäne bedeutet: ein Sieb mit grossen Löchern.»

Nicht nur die Fussbekleidung der Sterbenden war begehrt. «Ich habe gesehen, dass nackten Todeskandidatinnen die Decken mit den Worten weggerissen wurden: ‚Du brauchst sie nicht mehr‘», schreibt Ella Lingens.

Als im Frühling 1944 die Flut der Juden aus Ungarn, in dem nicht ausgebauten Lagerabschnitt Mexiko zusammengepfercht, ihr weiteres Schicksal abzuwarten hatte, entwickelte sich dort – wie Carl Laszlo beschreibt – ein unerbittlicher Kampf, «wer die Nacht sitzend und wer liegend zu verbringen hatte. Die mehr oder minder schlechte Körperlage, der ständige Zwang zur Aufmerksamkeit gegen diebische Unternehmungen – gerichtet auf Schuhe oder Brotreste – und die verbrauchte Luft» raubten dem Schlaf seine Funktion, Kräfte zu regenerieren. Tausend Menschen mussten in einer Baracke, die höchstens für 300 Platz zum Liegen geboten hätte, auf dem nackten Betonboden ohne Pritschen oder Stroh hausen.

Sehr schnell sah der Lagererfahrene einem Zugang an, ob dieser überleben kann oder zugrunde gehen würde – der Arzt Robert Waitz, der in Monowitz neu ins Lager Eingelieferte gut beobachten konnte, schätzt, dass man es in acht bis zehn Tagen erkennen konnte. Wessen Wille unter der Last des Lagers brach, dem war der nahe Tod bald ins Gesicht geschrieben.

Die zerstörten Menschen wurden in Auschwitz «Muselmänner» genannt. Der Ausdruck wurde später auch in anderen Lagern gebraucht.

Bevor ich nach Auschwitz kam, hatte ich ihn in Dachau nicht kennengelernt. Dort sagte man zu Heruntergekommenen in bayrischer Mundart «Kretiner».

Ärzte haben eine präzise Beschreibung des Zustandes der Muselmänner gegeben. Wladyslaw Fejkiel, der unter den Häftlingsärzten wohl über die reichste Lagererfahrung verfügt, hat deren Krankheitsbild nachgezeichnet:

«Was die Krankheitssymptome des Aushungerns anbelangt, so kann man sie in zwei Perioden einteilen. Die erste ist durch Abmagern, Muskelschwäche und fortschreitende Abnahme der Bewegungsenergie gekennzeichnet. Während dieser Zeit trat noch keine tiefere Schädigung des Organismus auf. Ausser der Langsamkeit ihrer Bewegungen und der Entkräftung hatten die Kranken keine Symptome aufzuweisen. Abgesehen von einer gewissen Erregbarkeit und der typischen Gereiztheit äusserten sich auch keine psychischen Veränderungen.

Eine Grenze zwischen dem ersten und dem zweiten Stadium war schwer festzustellen. Bei den einen kam der Übergang allmählich, bei anderen sehr schnell. Schätzungsweise kann man feststellen, dass das zweite Stadium begann, wenn der Hungernde ein Drittel seines Normalgewichts verloren hatte. Neben dem weiteren Abmagern begann sich sein Gesichtsausdruck zu verändern. Der Blick wurde trüb, das Gesicht nahm einen gleichgültigen, gedankenlosen und traurigen Ausdruck an. Die Augen waren verschleiert, die Augäpfel tief eingefallen. Die Haut nahm eine blassgraue Farbe an, bekam ein dünnes, papierernes, hartes Aussehen und schälte sich. Sie war sehr empfänglich für alle Arten von Ansteckung, besonders für Krätze. Die Haare wurden struppig, matt und brachen leicht. Der Kopf wurde länglich, Jochbein und Augenhöhlen traten deutlich in Erscheinung. Der Kranke atmete langsam, sprach leise und mit grosser Anstrengung.

Je nach der Dauer des Hungerns zeigten sich kleinere und grössere Ödeme. Erst traten sie an den Augenlidern und Füßen auf und verlegten die Stellen ihres Auftretens je nach der Tageszeit. Morgens, nach der Nachtruhe, beobachtete man sie am deutlichsten im Gesicht.

Abends an Füßen, Unter- und Oberschenkeln. Die Ödeme entwickelten sich mit zunehmendem Hungern und verbreiteten sich bei Leuten, die viel stehen mussten, nacheinander auf Unterschenkel, Oberschenkel, Gesäss, Hodensack und sogar auf den Bauch. Zu den Schwellungen kam Durchfall hinzu, Durchfall ging auch oft der Entwicklung der Schwellungen voran.

In dieser Periode wurden die Kranken allem gegenüber gleichgültig, was um sie herum geschah. Sie schlossen sich von allen Banden ihrer Umgebung aus. Konnten sie sich noch bewegen, so geschah dies in verlangsamtem Tempo, ohne die Knie zu biegen. Als Folge von Untertemperatur, die sich gewöhnlich um 36 Grad hielt, zitterten sie vor Kälte.

Wenn man eine Gruppe von Kranken von Weitem beobachtete, hatte man den Eindruck von betenden Arabern. Daher stammt auch der für die Hungerkranken im Lager übliche Name: Muselmänner.»

Janina Kowalczykowa hat weibliche Muselmänner (psychisch und physisch heruntergekommene Frauen wurden im Lagerjargon ebenso genannt) im Krankenbau beobachtet: «Ausgehungerte, geschwächte, ständig frierende Kranke scharten sich mit Vorliebe um den Ofen der Krankenbau-Baracken, oder vielmehr um den längs durch die Baracke verlaufenden gemauerten Rauchfangkanal. Oft sassen die Kranken auf diesem Kanal wie auf einer Bank. So entstanden auf der hinteren Schenkelfläche und auf dem Gesäss schwere Verbrennungen, sogar dritten Grades. Die Kranken spürten manchmal diese Verbrennungen überhaupt nicht.

Ich habe einen Fall gesehen, wo einer Kranken im schweren Hungerzustand nachts die Fusssohlen durch Ratten derart abgenagt wurden, dass auf ihrer Oberfläche nur die sorgfältig präparierten Sehnen übrig blieben. Die Betroffene reagierte überhaupt nicht. Nach dem Anlegen eines Verbandes lebte sie noch zwei Tage lang.»

Der polnische Professor Jan Olbrycht hat das Ergebnis seiner Beobachtungen im Krankenbau des Stammlagers publiziert:

«Apathie und Schläfrigkeit (traten ein), Verlangsamung und Abschwächung des gesamten Lebensprozesses, insbesondere des psychischen. Solche Kranke sahen und hörten schlecht, Apperzeption, Assoziation, der Gedankengang und überhaupt jedes Reagieren war bei ihnen verlangsamt, daher auch langsames Ausführen von Befehlen, was irrtümlicherweise als Zeichen passiven Widerstandes aufgefasst wurde und den Grund zu bestialischen Quälereien von Seiten der SS-Männer und (Häftlings-) Funktionäre bildete.»

Désiré Haffner hat die Muselmänner im Birkenauer Männerlager beschrieben: «Im Aussehen der Häftlinge machte eine extreme Magerkeit den stärksten Eindruck. In einigen Tagen verloren sie 10, 20, 50, ja 40 Kilo. Eine totale Reduktion der Muskeln begleitete diese auffallende Abmagerung. Die Augen sind tief in die Augenhöhlen eingesunken. Die Jochbögen treten hervor, die Wangen sind hohl, die Kinnladen vorspringend. Die Gliedmassen sind zu blossen Knochen geworden, die mit einer welken, runzligen, schuppigen Haut von graugelblicher Farbe bedeckt sind, der Brustkorb zu einer Wespentaille, die Rippen springen vor mit eingesunkenen Zwischenrippenräumen, der Bauch ist hohl. Die Gesässmuskeln bleiben die einzigen Muskelmassen, die noch bestehen und eine gewisse Färbung bewahrt haben; Darmaustritt ist häufig. Das Gewicht dieser kachektischen Erwachsenen schwankt zwischen 25 und 35 Kilo.

Der schnelle Gewichtsverlust ist zusammen mit diesem raschen Muskelschwund eindrucksvoll. Bald können wir unsere Kameraden, die wir nur einige Tage nicht gesehen haben, nicht mehr erkennen.»

Otto Wolken, der im Birkenauer Quarantänelager als Häftlingsarzt eingesetzt war, konnte Aufzeichnungen retten, denen man Grösse und Gewicht von sieben Häftlingen entnehmen kann: Ein Internierter, der 156 Zentimeter gross war, wog 28 Kilo, ein anderer mit 167 Zentimetern Grösse hatte ein Gewicht von 34,5 Kilo, bei einem dritten wurden 171 Zentimeter gemessen und 35,5 Kilo gewogen.

Die weiteren Daten: 173 Zentimeter und 39 Kilo, 175 Zentimeter

und 59,5 Kilo, schliesslich zwei Häftlinge, die 180 Zentimeter gross waren und 56,5 und 45 Kilo wogen. Eine polnische Kommission, die in Auschwitz im Mai 1945 zurückgelassene Kranke untersucht hat, gab das Gewicht einer im Jahr 1914 geborenen, 160 Zentimeter grossen Frau mit 25 Kilo, das einer anderen, 155 Zentimeter grossen Frau mit 25 Kilo an. Es ist anzunehmen, dass sowohl Wolken als auch die polnische Kommission extreme Fälle aufgezeichnet haben. Sie waren aber nicht selten.

Der holländische Arzt Eduard de Wind beschreibt ebenfalls den Muselmann: «Ich sah junge Menschen in wenigen Tagen in einen Zustand totaler Apathie verfallen. Ein holländischer Arzt wurde zufällig in die Ferse getreten. Er bekam eine leichte Entzündung, legte sich ins Bett und starb nach vier Tagen, ohne deutliche Krankheitssymptome zu zeigen. Dies kann man eine Art von Selbstmord nennen.»

Aron Bejlin fasst seine Beobachtungen so zusammen:

«Das Stadium eines Muselmannes ist das letzte der Unterernährung. Es ist sehr interessant zu beobachten, wie ein Mensch, der diese Phase erreicht, ständig vom Essen zu reden beginnt. Es gibt zwei Themen, welche die Häftlinge von Auschwitz als Tabu betrachteten: die Krematorien und das Essen.

Das Reden vom Essen vermehrt auf dem Weg der bedingten Reflexe die Produktion von Magensäure und damit den Hunger. Deswegen soll man nicht von Speisen reden. Wenn jemand die Kontrolle über sich verliert und immer wieder beginnt, von Mahlzeiten zu sprechen, die er zu Hause gegessen hat, so war das das erste Zeichen, dass er zum Muselmann wird. Wir wussten, dass dieser Mann bald nicht mehr reagieren und sich nicht mehr für seine Umgebung interessieren und auch keine Befehle befolgen wird. Seine Bewegungen werden langsam werden, sein Gesicht maskenartig, Reflexe werden sich nicht mehr einstellen, er wird seine Notdurft unter sich lassen, ohne davon Kenntnis zu nehmen. Er wird sich selbst nicht mehr von seinem Strohsack erheben, er wird bewegungslos liegenbleiben – kurz, er wird ein Muselmann werden, ein auf geschwollenen Beinen stehender Leichnam. Wenn man zum Appell heraustreten musste, stellten wir sie mit

erhobenen Händen an die Wand, und es war nur mehr ein Gerippe mit einem grauen Gesicht, welches sich gegen die Wand lehnte und sich nicht bewegte, denn es hatte seinen Gleichgewichtssinn verloren.»

Auch Fejkiel erwähnt die typische Sucht, hemmungslos vom Essen zu phantasieren: «Leben zeigte sich bei den Muselmännern nur beim Anblick von Essen beziehungsweise wenn Augen oder Ohren einen Eindruck erhielten, der den Gedanken an Essen wachrief.» Täglich hatten kräftige Häftlinge die Suppenkübel von der Küche zum Krankenbau zu tragen. Einmal warfen sich Dutzende Muselmänner «wie Heuschrecken» auf die Essenträger. Die Kessel stürzten um. «Über das mit Erde vermischte Essen machten sich die ausgehungerten Angreifer her und schlürften es im Liegen. Nach kurzer Zeit war die Lagerstrasse nicht nur vom Essen, sondern auch vom Schmutz saubergeleckt», hat Fejkiel beobachtet.

Kitty Hart hat eine ähnliche Szene im Frauenlager im Gedächtnis behalten: «Beim Transport war Suppe verschüttet worden. Die Häftlinge legten sich flach auf den Boden und leckten das Ausgeschüttete von der kotigen Erde auf. Andere durchstöberten die Abfälle nach Kartoffelschalen.»

Tadeusz Paczula erinnert sich: «Ein Professor der Warschauer Handelshochschule – ein sehr sympathischer Häftling – bat einmal, als es Zuteilung von Hauskäse gab, in dem es von Würmern wimmelte, so dass im wahren Sinn des Wortes der Käse lief und auch die ärgsten Hungerleider auf diesen Leckerbissen verzichteten, ihm diese Beilage zu schenken. Er verzehrte sie mit grösstem Appetit, ohne auf das lebende Inventar zu achten.»

Fejkiel hat einen Juristen nicht vergessen, «in dessen Strohsack wir nach seinem Tode zwei dicke Bündel mit den verschiedensten von ihm erdachten Kochrezepten versteckt fanden».

Max Mannheimer hatte sich einmal bereits dem Stadium eines Muselmannes sehr genähert und konnte durch Glücksfälle dem Leben wiedergewonnen werden. Ohne Rückhalt beschreibt er seinen damaligen Zustand: «Ich esse die Kartoffeln mit der Schale. Diejenigen, die

noch die Kraft besitzen, die Kartoffeln zu schälen, behalte ich besonders im Auge. Ich bettle um ihre Kartoffelschalen. Ich esse sie. Nein, ich esse sie nicht. Ich verschlinge sie gierig. Wie ein Vieh. Als ob ich Angst hätte. Vielleicht vor dem Neid der übrigen Schalenesser. Ich schäme mich – und beobachte scharf, wer Kartoffeln schält.»

Primo Levi schreibt: «Ich weiss sehr wohl um die Nichtigkeit dieser Hungerphantastereien, kann mich aber dem Allgemeingesetz nicht entziehen, und so tanzen mir die Makkaroni vor den Augen, die Freunde und ich im Sammellager in Italien eben zubereitet hatten, als uns plötzlich die Nachricht traf, dass wir am nächsten Tag hierher fahren würden, und wir waren gerade dabei, die Makkaroni zu essen (sie waren so gut und gelb und fest) und liessen sie dann stehen, wir Dummköpfe, wir Trottel: hätten wir das geahnt! Und sollte uns das noch einmal passieren ... Was für eine Absurdität; ist irgendetwas sicher auf dieser Welt, dann dieses: Es wird uns nicht noch einmal passieren.»

«Vierzehn Tage nach meiner Einlieferung habe ich schon den regelrechten Hunger, den chronischen Hunger, den die freien Menschen nicht kennen, der nachts Träume hervorruft und der in allen Gliedern unseres Körpers wohnt», schreibt Levi an anderer Stelle.

«Schon ist mein eigener Körper nicht mehr mein: der Bauch ist gedunsen, die Glieder sind verdorrt, das Gesicht ist am Morgen geschwollen und am Abend ausgehöhlt.» Gewissermassen als Refrain sagt Levi: «Wer könnte wähen, einmal keinen Hunger zu haben? Das Lager ist der Hunger. Wir selber sind der Hunger, der lebende Hunger.»

Elie Wiesel: «Ich hatte keinerlei anderes Interesse als das für meine tägliche Suppe und das Stück altes Brot. Brot, Suppe – das war mein ganzes Leben. Ich war Körper; vielleicht sogar noch weniger: ein ausgehungertes Magen.»

Albert Menasche: «Wir waren praktisch wilden Tieren gleich. Unsere einzige Beschäftigung war, Schlägen mit den Knüppeln zu entgehen und, vor allem, Nahrung zu bekommen. Unsere grösste Begier war, die Qual des Hungers zu beenden.»

Henry Bulawko schildert, wie einmal drei griechische Juden im Aussenlager Jaworzno einem Hund Knochen abgejagt hatten.

Die Ärztin Lucie Adelsberger zum gleichen Thema: «Wer wirklich Hunger kennt, weiss, dass er nicht nur eine vegetative animalische Sensation des Magens ist, sondern eine nervenzerrüttende Pein, ein Anschlag auf die gesamte Persönlichkeit. Hunger macht bösartig und verdirbt den Charakter. Vieles bei den Häftlingen, was einem Aussen-seiter mit Recht ungeheuerlich erscheint, wird verständlich und zum Teil entschuldbar aus der Perspektive des Hungers.» Adelsberger gesteht, dass sie vor Hunger wie ein kleines Kind geweint hat.

Wie tief man sinken kann, wenn zu dem chronischen Hunger des Muselmannes noch der Heiss hunger des Rekonvaleszenten hinzukommt, hat Maria Elzbieta Jezierska beschrieben: «Paula hat Typhus überstanden, liegt im Krankenbau und ‚schaut mit einem entsetzlichen, fressenden, mörderischen Neid‘ auf diejenigen, die sich eine Schüssel Suppe organisieren konnten. Totschlägen und Besitzerin einer Schüssel werden!’ – das sind ihre Gedanken.» «Paula fühlt einen fürchterlichen Hass in sich aufsteigen, den ungeheuren Neid eines Bettlers», setzt Jezierska ihre Beschreibung fort, die man so nicht erfinden kann: «Sie fühlt die verschwitzten, heissen, ekelhaften Typhusleiber, die zusammen mit ihr auf diese nur für einen Menschen bestimmte Pritsche geworfen worden waren. Jetzt hebt sie den Kopf: Wenn ihr doch endlich verrecken wolltet!

Es ist wahr, vor ein paar Wochen war sie wie eine von diesen. Sie brummte ebenso die ganzen Nächte lang kläglich vor sich hin. Ebenso floss an ihr Schweiß und Urin herab, ebenso war auch sie wehrlos gegen Wanzen. Aber dann verlor sie das Bewusstsein. Und diese Niederträchtigen verlieren es nicht. Wozu brauchen diese noch Essen? Und sie bewachen es wie die Gesundesten.

Paula blickt mit rasender Wut auf die spitze Nase der Novak, die unnatürlich nach oben ragt, wie bei einer Toten. Die Novak hat unter dem Strohsack in der Kopfgegend eine Schachtel, in der sie Brot sam-

melt. Die Suppe frisst sie selber, obgleich Paula sie gewarnt hat, sie werde ihr schaden. Aber sie frisst, obwohl sie Durchfall hat; dazu verdrückt sie dann den Strohsack.

Paula bohrt ihren Blick in das kaum noch lebende Profil der Frau, deren schmutzige Fersen sie unter den Achseln hat. Jede Nacht erwartet sie: Vielleicht ist es schon soweit? Immer schwächer wird die Novak. Keine Rede mehr davon, dass sie zum Kübel aufsteht. Die Novak kann nicht einmal mehr ihren Körper heben – eines nur kann sie: die Portion Brot in die Schachtel tun. Dabei leuchten ihre Augen im wilden Fieber.

Die eingefallenen Augen der Novak blitzen auf bei der Ausgabe von Brot, die Hand streckt sich wie eine rote Wurzel heraus, um das Brot zu fassen. Sie hält es, sie drückt es mit einer zärtlichen Bewegung an die Brust, mit solcher Zärtlichkeit wie eine Mutter ihr Kind; und so fest wie die Klaue eines Habichts. Paula schaut wie verhext auf dieses Brot einer anderen und kann ihre Augen während des ganzen Tages nicht abwenden. Zum ersten Mal hat die Novak das Brot nicht in die Schachtel getan. Dazu hat sie keine Kraft mehr.

Schon ist's Abend, und die Novak ist noch nicht tot. Paula blickt sich schnell um. Nein, niemand sieht's. Vorsichtig rückt sie näher an die Novak heran, horcht... Nein, bestimmt ist sie nicht mehr bei Bewusstsein. Vorsichtig, vorsichtig berührt sie das Brot, versucht es aus der Hand der Sterbenden zu ziehen. Aber die Finger sind im Totenkampf so fest verschlossen, dass es unmöglich ist, die Schnitte herauszubekommen. Paula zittert, flucht in Gedanken unflätig, zerrt immer stärker an der Hand, im Angesicht des Todes dem Befehl des Lebens gehorchend ...

Sie fühlt, wie der Körper neben ihr langsam erkalte. Endlich! Paula ruft die Nachtwache, welche die Leiche herunterzerrt. Sie bekommt die Schachtel. Das Brot in ihr ist verschimmelt. Paula isst trotzdem alles, was nicht völlig grün ist. Zwei Tage später stirbt sie unter schrecklichen Schmerzen. Unter ihrem Strohsack zogen die Nachbarrinnen eine Schachtel mit einigen nicht gegessenen Brotrationen hervor. Sie waren nicht verschimmelt.»

Judith Sternberg-Newman hat gesehen, wie man Sterbenden Brot

gestohlen und es gegessen hat, selbst wenn es mit Exkrementen beschmutzt war. Sie gesteht, dass sie unter dem Körper einer eben Verstorbenen deren versteckte Brotration hervorgezerrt hat.

Gisella Perls Erfahrungen als Häftlingsärztin in Mexiko lauten folgendermassen «Nach der Essenausgabe hatte ich immer am meisten zu tun. Es waren blutige Köpfe zu verbinden, gebrochene Rippen zu behandeln, Wunden zu reinigen. Ich arbeitete und arbeitete, obwohl ich nur zu genau wusste, dass es hoffnungslos war, denn morgen würde dasselbe von vorne beginnen, selbst die Patienten würden wahrscheinlich dieselben sein.»

Tadeusz Borowski hat beschrieben, wie Menschen jenseits aller Grenzen getrieben werden konnten:

«Zwanzig Russen werden in Birkenau erschossen. Alle Häftlinge haben anzutreten und der Exekution zuzusehen. Ferner wird ihnen strafweise das Abendessen entzogen. ‚Achtung! Fertig! Feuer!‘ sagte der Kommandant, ohne seine Stimme zu erheben. Die Karabiner bellten los, die Soldaten sprangen einen Schritt zurück, um nicht von den zerschmetterten Köpfen bespritzt zu werden. Die Russen schwankten und fielen wie schwere Säcke klatschend auf die Steine, beschmierten sie mit Blut und verspritztem Gehirn. Die Karabiner über die Schulter werfend, entfernten sich die Soldaten rasch auf den Wachturm zu, die Leichen wurden provisorisch unter den Stacheldraht gezerrt, der Kommandant setzte sich mit seinem Gefolge in einen Skoda, der sich, Gaswolken ausstossend, rückwärts zum Tor hinausshob.

Kaum war der graumelierte, braungebrannte Kommandant abgefahren, als die schweigende Menge, die immer nachdrücklicher gegen den Weg vorgedrungen war, mit unheilvollem Geknurr losbrach, auf die blutigen Steine losstürzte, tosend dort aufbrodelte und unter den Knüppeln der Block- und Stubenältesten, die aus dem ganzen Lager herbeigerufen worden waren, rasch wieder in die einzelnen Blocks auseinanderstob. Ich stand etwas abseits vom Exekutionsplatz und konnte mich nicht rechtzeitig hinzudrängen, aber als man uns am

nächsten Morgen wieder zur Arbeit hinaustrieb, versicherte mir ein heruntergekommener Jude aus Estland, der mit mir zusammen Rohre schleppte, den ganzen Tag lang voll Eifer, dass Menschenhirn tatsächlich so delikat sei, dass man es ohne zu kochen essen könne, einfach roh.»

Borowskis Definition lautet: «Wirklichen Hunger hat man erst dann, wenn man einen anderen Menschen als etwas Essbares betrachtet.»

Der Schmerz, den chronischer Hunger verursacht, blieb bis zuletzt das alles beherrschende Gefühl. Jacques Furmański berichtet von einem Kameraden, der bei einer Selektion zum Tod bestimmt wurde und nichts anderes zu sagen hatte, als um ein Stück Brot zu bitten: «Das einzige, was mir bleibt, ist essen! Essen! Satt sterben!»

War die Zahl der ins Krematorium Gefährten so gering, dass es unökonomisch gewesen wäre, eine grosse Gaskammer mit Zyklon-B zu füllen, dann wurden die Opfer erschossen. Ein Mitglied des Sonderkommandos hat eine solche Erschiessung beschrieben. In seinen später ausgegrabenen Aufzeichnungen steht:

«Aus irgendeinem Lager brachte man eine Gruppe ausgehungertes, abgemagerter Juden. Sie zogen sich auf dem Hof aus. Zum Erschiessen gingen sie einzeln. Sie waren furchtbar ausgehungert und flehten, man möge ihnen für den kurzen Augenblick, den sie noch zu leben hatten, ein Stück Brot geben. Man brachte viel Brot herbei.

Ihre ermatteten und von entsetzlichem Hunger erloschenen Augen flammten im wilden Freudenrausch auf: mit beiden Händen ergriffen sie das Brotstück und verschlangen es gierig, während sie über die Stiege zum Erschiessen gingen.»

Was war schwerer zu ertragen, Hunger oder Durst? Diese Frage stellte sich den in Birkenau internierten Namenlosen. Im Stammlager war die Wasserversorgung so, dass man zwar um einen Waschplatz kämpfen musste, aber seinen Durst stillen konnte. Kazimierz Smolen sagt sach-

lich und knapp: «Die sanitären und hygienischen Bedingungen im Stammlager Auschwitz waren jämmerlich, aber die Bedingungen in Birkenau waren wahrhaft hoffnungslos.» Simon Laks schildert den Zustand im Männerlager Birkenau im Sommer 1942, als es erst wenige Monate belegt war: «Es gab kein Wasser im Lager. Eine einzige Pumpe funktionierte, aber nur für die Küche. Wollte man einen Tropfen haben, musste man mit Brot bezahlen.»

Am 16. August 1942 wurde das Frauenlager in den Birkenauer Lagerabschnitt Bla verlegt. Hilda Horakova beschrieb die erste Zeit dort: «Es gab nur einen Brunnen. In diesen waren Leichen hineingefallen. Wir haben die Toten hinuntergedrückt, um Wasser herausnehmen zu können.» Anna Palarczyk erinnert sich an diesen Brunnen, der zur Küche gehörte. Es waren allerdings nicht Tote in den Brunnen gefallen. Nachts schlichen von Durst gequälte Frauen hin, obwohl es ihnen verboten war. Es kam vor, dass eine Geschwächte bei dem Versuch, heimlich Wasser zu schöpfen, in den Brunnen fiel und ertrank. Anna Palarczyk, die Mitte August 1942 deportiert worden war, hat sich das erste Mal vor Weihnachten waschen können. Das war nur deshalb möglich, weil eine Freundin einen Kessel Wasser organisieren konnte.

Dounia Ourisson-Wasserstrom, die einen Monat vor Palarczyk nach Auschwitz gekommen war, schreibt: «Zuerst habe ich mich mit Tee gewaschen, das war irgendeine bräunliche Flüssigkeit. Im Winter habe ich mich mit Schnee gewaschen.»

Am 27. Januar 1943 wurden Französisinnen in das Frauenlager eingeliefert, das damals fast ein halbes Jahr lang bewohnt war. Unter ihnen befand sich auch Maria-Claude Vaillant-Couturier, die über die Wasserversorgung in Nürnberg aussagte: «Bei unserer Ankunft gab es für 12.000 Häftlinge nur einen einzigen Wasserhahn, das Wasser war nicht trinkbar und floss nur ab und zu. Da sich dieser Wasserhahn in den Waschräumen für Deutsche befand, konnte man sich ihm nur nähern, wenn man an einer Wache vorbeiging, die aus deutschen Verbrecherinnen bestand, die uns entsetzlich schlugen. Es war daher fast unmöglich, sich zu waschen oder die Wäsche zu reinigen. Mehr als

drei Monate vergingen, ohne dass wir reine Wäsche anziehen konnten. Wenn es Schnee gab, liessen wir den Schnee schmelzen, um uns waschen zu können. Später im Frühling benützten wir auf unserem Weg zur Arbeit dieselbe Wasserlache am Strassenrand zum Trinken und zum Waschen unserer Hemden und Hosen. Dann wuschen wir uns die Hände in diesem schmutzigen Wasser.»

Marie-Elisa Nordmann-Cohen bestätigt: «Während einiger Monate haben sich die meisten von uns nicht gewaschen, wenn es nicht mit Schnee oder Regenwasser möglich war.» Charlotte Delbo, die mit demselben Transport nach Auschwitz eingeliefert worden war, erinnert sich exakt: «Die auf Block 26 blieben, hausten dort 67 Tage, ohne sich waschen zu können.» In dieser Zeit bekam ein Häftling nur zweimal täglich einen Achtelliter Kräutertee zu trinken.

Zofia Litwińska sagte unmittelbar nach Kriegsende aus: «Ich wurde zum Reinigen der Latrinen eingeteilt. Die Latrinen mussten wir mit den Händen waschen. Um diese Arbeit riss man sich, weil man sich dabei selbst etwas waschen konnte.»

Kitty Hart fand noch im April 1945 folgende Zustände vor: «Beim Ausgang wurde etwas zum Trinken ausgeschenkt. Es war schon lange her, dass ich das letzte Mal getrunken hatte, und ich war schrecklich durstig. Endlich kam ich an die Reihe, und man goss mir etwas in meine Menageschale. Es war ein faulig riechendes, dunkles, blaubraunes Gebräu aus Kräutern. Ich roch daran, kostete und bekam Brechreiz. Zwei Mädchen neben mir berieten: ‚Sollen wir heute trinken, oder sollen wir uns damit waschen?‘ Sie beschlossen, eine Portion gemeinsam auszutrinken und sich mit der anderen zu waschen. Mich warnten sie, nicht zu viel zu trinken, weil man sonst Durchfall bekäme.»

Nachdem sie das Lager kennengelernt hatte, sah Kitty Hart nur einen Weg, um zu Wasser zu kommen: «In der Sauna gab es Wasser, aber hier hatten nur Prominente Zutritt. Wenn ein gewöhnlicher Häftling in die Sauna wollte, wurde er verprügelt und hinausgeworfen. Ich begriff, dass man vor allem besser gekleidet sein musste, wenn man Eindruck machen und nicht als gewöhnlicher Häftling angesehen wer-

den wollte.» Wie sollte aber ein schmutziger, stinkiger Häftling zu guter Kleidung oder zu einem Kommando, in dem man sich dergleichen organisieren konnte, kommen? Der Teufelskreis konnte nur ausnahmsweise durchbrochen werden.

Wie es im Zigeunerlager aussah, hat Hermine Horvath beschrieben: «Da es kein Wasser gab, kam es oft vor, dass die Fiebernden den Urin tranken. Aus den Kübeln, in welche wir die Notdurft verrichteten, bekamen wir später das Essen. Sie wurden vorher ausgewaschen.»

Im Birkenauer Quarantänelager sah es selbst im Frühling 1944 nicht viel anders aus. André Blécourt schildert, wie er sich nachts aus seiner Baracke geschlichen hat, um mit Genuss Wasser aus einem benachbarten Graben zu trinken, in den uriniert worden war und in dem tote Ratten lagen.

Als im Frühling 1944 der Birkenauer Lagerabschnitt Mexiko belegt wurde, herrschten dort Zustände, die diejenigen in der Anfangszeit des Frauenlagers womöglich noch übertrafen. Katalin Vidor beschreibt folgende Szene:

«„Mein Gott, wenn es nur nicht regnete‘, bricht es aus Zoska hervor. «Nein, es soll nur nicht aufhören‘, wirft eine Frau ein, schöpft mit den Händen Wasser aus einer Pfütze und schlürft es herunter. Eine Gruppe Frauen wäscht sich in den Pfützen. Denn es gibt nur eine Art von Wasser: das, welches der Himmel beschert.»

Der Blockführer Stefan Baretzki schilderte dem Frankfurter Gericht in seiner primitiven Ausdrucksweise die Zustände in diesem Lagerabschnitt: «Im Mexikolager waren einige tausend Frauen. Die haben auf dem reinen Boden geschlafen, sie hatten nicht einmal eine Decke. Nur ein Fass Wasser am Tag wurde hingetragen. Ich habe vom Arbeitseinsatz den Befehl bekommen, ein Fass Wasser hinzubringen. Die Leute von der Kapelle haben das Wasser hineingetragen. Da drinnen waren Jüdinnen aus der Slowakei (offenbar Funktionshäftlinge), die haben uns gebeten: «Bringen Sie uns doch noch mehr Wasser!‘ Aber das war für mich schwer. Ich kann erst wieder zu Mittag Wasser bringen, wenn es niemand bemerkt, wenn die anderen Posten fort sind.

Die Aufseherinnen in Mexiko waren einverstanden, dass ich Wasser bringe. Und hie und da habe ich Mittag noch Wasser gebracht. Dafür haben sie den Aufseherinnen Zigaretten gegeben, ich habe keine genommen.» Später ergänzte mir Baretzki, dass die Lagerälteste Cyka die Aufseherinnen bestochen hatte. Er gab auch an, warum diese Zustände nicht abgestellt wurden: «Wenn ich mit dem Schutzhaftlagerführer Schwarzhuber darüber gesprochen habe, da hat er mir immer nur gesagt: ‚Das geht Sie doch nichts an, Sie müssen endlich einmal begreifen, dass das Juden sind!‘»

Henryk Porebski, dem die Wartung der elektrischen Installationen in Birkenau oblag, macht auf eine Ursache des chronischen Wassermangels im dortigen Lagerkomplex aufmerksam. Da die vier grossen Krematorien viel Wasser benötigten, installierte die Bauleitung Pumpen, die die Krematorien vorrangig zu versorgen hatten.

Professor Zunker wurde im März 1941 beauftragt, das Wasser in Auschwitz zu untersuchen. Er kam zu dem Ergebnis, dass es ungeeignet sei und nicht einmal zum Mundspülen verwendet werden dürfe. Die Wachmannschaft erhielt daher Mineralwasser in genügenden Mengen geliefert. Unter dem 31. August 1942 hat der Lagerarzt Johann Paul Kremer in sein Tagebuch notiert: «Wasser ist verseucht, dafür trinkt man Selterswasser, das unentgeltlich verabfolgt wird (Mattoni).»

Chronischer Hunger und Durst, die Trennung von den Angehörigen, die, wie man bald erfuhr, für immer war, die völlige Hoffnungslosigkeit, aus der Mühle von Auschwitz niemals herauszukommen – das machte den Menschen zum Muselmann, den Jean Améry so beschreibt: «Der sogenannte Muselmann, wie die Lagersprache den sich aufgebenden und von den Kameraden aufgegebenen Häftling nannte, hatte keinen Bewusstseinsraum mehr, in dem Gut oder Böse, Edel oder Gemein, Geistig oder Ungeistig sich gegenüberstehen konnten. Er war ein wankender Leichnam, ein Bündel physischer Funktionen in den letzten Zuckungen.»

Auch Vilo Jurkovic hat das Bild des Muselmannes nachgezeichnet: «Das war ein bis auf Haut und Knochen abgemagerter, ausgemergelter, sich kaum noch dahinschleppender Mensch, ohne Willen und Kraft, mit Nasenausfluss, der über Mund und Kinn hinunterrann, ein schmutziger, in Fetzen gehüllter Mensch, oft völlig verlaust, in der Regel mit starkem Durchfall und einer dementsprechenden Verfärbung der Wäsche, mit eingefallenen oder hervorquellenden Augäpfeln – ein wahres Bild des Elends, der Schwäche, der Hoffnungslosigkeit und des Entsetzens!»

Der SS-Arzt Hans Münch hat bei Muselmännern nicht nur eine vollkommene Gleichgültigkeit gegenüber der Umwelt, sondern auch eine erschütternde Vertrauensseligkeit festgestellt, wohl die Ursache dafür, dass manche sich von den durchsichtigen Manövern der Lagerführung, wenn sie bei einer Selektion für den Tod bestimmt wurden, täuschen liessen. Die Unterwürfigkeit, die manchmal bei Muselmännern sichtbar wurde, erklärt der amerikanische Psychologe Martin Wangh als eine Folge der allgemeinen Devitalisierung.

Benedikt Kautsky beschreibt, woran man voraussehen konnte, dass jemand zum Muselmann absinkt:

«Begann einmal die körperliche Reinlichkeit nachzulassen, dann war das der sicherste Beweis dafür, dass Gefahr in Verzug war. Namentlich im Winter wurde das Waschen als überflüssiger Kalorienverlust angesehen, man sträubte sich gegen frische Luft im Block, man ging mit den Kleidern ins Bett. Gewöhnlich traf diese Verwandlung damit zusammen, dass der Häftling jeder vermeidbaren körperlichen Anstrengung auswich, der Gang wurde langsam, schleppend, der Arbeitsaufwand wurde auf ein Minimum herabgesetzt. Dieses verdreckte, vertierte, faule Individuum war natürlich Zielscheibe aller möglichen Rohheiten und Witze; es war auch wirklich für einen Stubendienstler oder Vorarbeiter schwer, sich mit ihm auseinanderzusetzen, da er nur auf die stärksten Druckmittel reagierte.» Kautsky setzt fort: «Es gab viele, die nachts nicht aufstanden, um ihre Bedürfnisse zu verrichten. Die Zahl der krankhaften Bettnässer war infolge des hohen Wassergehalts der Nahrung ausserordentlich gross; aber nicht ge-

ring war auch die Zahl derer, die es aus mangelnder Selbstbeherrschung wurden.»

Auch andere Gründe hemmten Gefangene häufig, nachts die Latrinen aufzusuchen. Leo Diamant führt einen an: «Mehrere Male habe ich morgens die Leichen von Häftlingen gesehen, die nachts von den Posten auf den Wachttürmen erschossen worden waren, als sie den Block verließen, um die Aborte aufzusuchen. Aus diesem Grunde haben wir dann unsere Notdurft in das Essgefäß verrichtet, damit man im Block bleiben konnte.»

Kautsky hat wie viele andere die Beobachtung gemacht, dass sich zahlreiche Intellektuelle derart vernachlässigt haben; «aber es wäre natürlich falsch, in diesem Nachlassen der körperlichen Selbstdisziplin nur ein Merkmal der Intellektuellen zu sehen». Bei ihnen fiel ein Verfall zum Muselmann mehr auf als bei anderen, daher konnte es zu Verallgemeinerungen kommen, die Kautsky mit Recht ablehnt.

Und der Tod der Muselmänner? Jakob Laks schildert lakonisch: «Ein Bekannter von mir ist an einem Morgen beim Anziehen der Hose gestorben.» Maria-Claude Vaillant-Couturier dazu: «Der Organismus war derart geschwächt, dass man starb, wie eine Uhr stehenblieb.» Die Reaktion der Überlebenden beschrieb sie so: «Sie hat aufgehört zu leiden. Aber wir müssen sie jetzt bis zum Lager tragen.»

Jurkovic begründet, warum der Muselmann statt Mitleid Verachtung und Ekel zu spüren bekommen hat. «Der Muselmannzustand war der Schrecken der Häftlinge, weil keiner wusste, wann ihn selbst das Schicksal eines Muselmannes treffen würde, eines sicheren Kandidaten der Gaskammer oder einer anderen Todesart.» Dazu kommt, dass sie den Zorn der anderen häufig provozierten: «Diese Erscheinungen waren Kreaturen im letzten Stadium des Menschseins, wenn sie nur noch wie unvernünftige Tiere handelten.» Sie reagieren nur mehr, wenn man sie heftig anbrüllt, hat Viktor Frankl beobachtet. «Aber auch das versagt oft – und dann heisst es wirklich mit aller Macht an sich halten, um nicht zuzuschlagen. Denn die eigene Gereiztheit wird angesichts der Apathie der anderen ins Unermessliche gesteigert.»

Jedem, der mit ihnen zu tun hatte, bereiteten sie immer neue Schwierigkeiten. Sie verkrochen sich bei Zählappellen, obwohl sie hätten wissen müssen, dass alle Angetretenen so lange bei dem Appell zu stehen hatten, bis der letzte Fehlende gefunden war.

Julia Skodová hatte sich bereits bedenklich dem Stadium eines Muselmannes genähert, als sie einem Kommando zugeteilt wurde, das im Stabsgebäude unter ungleich günstigeren Bedingungen untergebracht war. Damals konnte sie sich das erste Mal im Keller dieser Unterkunft in der Frühe duschen – man legte Wert darauf, dass Häftlinge, die während ihrer Arbeit mit der SS in Berührung kamen, sauber waren. «Es verschlägt uns den Atem. Aus Duschen rauscht warmes Wasser. Und sogar regulierbares. Nein, diese Herrlichkeit kann man nicht beschreiben. So muss sich ein Blinder fühlen, der durch ein Wunder das Licht der Augen wiedererhält.» Den ersten Tag an der neuen Arbeitsstelle beschreibt sie so: «Ein einziger Tag verging, mit Hunger zwar, aber ohne Schläge, ohne gejagt zu werden, ein Tag, an dem ich nicht ständig nass vom Regen war, nicht verbrannt von einer unbarmherzigen Sonne. Dieser einzige Tag genügte, dass ich wieder zum Menschen wurde, dass ich die Leiden der anderen erfassen konnte, nicht nur die eigenen.»

Skodová beschreibt diesen Wandel: «Wir fangen an, uns wie Menschen zu fühlen. Körperlich geht es uns unvergleichlich besser. Umso schwerer und häufiger bedrücken uns seelische Depressionen. Solange der Mensch an nichts anderes als an Hunger und Schmutz denken kann, solange man von Durst und Schmerz gepeinigt wird, solange man die elementarsten menschlichen Bedürfnisse nicht befriedigen kann, sind Begriffe wie ‚Eltern‘, ‚Heimat‘, ‚Wald und Blumen‘ irgendwo tief im Bewusstsein verborgen und drängen nur ganz selten zur Oberfläche. Wenn du aber dein Brot schon gegessen hast und in deinem Bett liegst, in dem es keine Flöhe und Läuse gibt, dann kommt all das an die Oberfläche des Bewusstseins und beginnt dich zu quälen. Bisher habe ich hier nie geweint. Meine Augen blieben bei all dem

Elend und dem Schrecken, die ich hier erlebt habe, trocken. Wenn ich jetzt in einem Bett liege, werde ich von Weinen geschüttelt.»

Pelagia Lewińska brachte die Energie auf, sich vor dem Abgleiten zum Tod eines Muselmannes zu bewahren. Sie schreibt: «Die Häftlinge hatten jetzt (nach der Tagesarbeit und einem stundenlangen Appell) endlich Zeit, sich auszuruhen. Und gerade in diesem Moment musste man an seine Reinigung denken. Es ist dunkel, regnet, die schmutzige Lagerstrasse ist schlüpfrig, man sinkt bei jedem Schritt ein. Die Latrinen mit den Wasserhähnen (die später im Frauenlager installiert worden waren) befinden sich auf der anderen Seite des Lagers, wir sind ganz zerschlagen.

Man muss sich erheben, aufstehen. Nur wenige sind einer solchen Anstrengung fähig. Wenn man nicht auch den Drang spüren würde, zur Latrine zu gehen, würde nicht eine von uns die erforderliche Kraft finden. Aber für uns bedeutete das noch etwas mehr; ein Willensakt mit dem Ziel, der Schwierigkeiten Herr zu werden; sich imstande zu zeigen, diese kleine Anstrengung zu unternehmen; eine Probe von offenkundigem, eindeutigen Widerstand abzulegen. Von unserer Seite handelte es sich um einen Protest, der sagen sollte: Wir lassen uns nicht gehen ...

Was mich betrifft, so bedeutete die Tatsache, dass ich mich zwang, meine Schuhe zu reinigen, einen Beweis dafür, dass ich immer noch Herr meiner selbst geblieben war. Meistens war die Mühe, die ich mir dabei gab, völlig vergebens. Am nächsten Morgen waren meine Schuhe schon nach einigen Schritten so schmutzig wie am vergangenen Abend. Trotzdem bewies ich jeden Abend mit meinen gereinigten Schuhen meinen ungebrochenen Willen. Wenn wir halbtot vor Müdigkeit ins Lager marschierten, dann begann ich, meine Schuhe zu putzen.»

In Monowitz waren zwar Waschmöglichkeiten – wenn auch ungenügende – vorhanden, die Häftlinge erhielten jedoch weder Handtuch noch Seife. «Die Mehrheit wusch sich nur selten und sehr summarisch», beschreiben Wellers und Waitz die Folgen.

Primo Levi berichtet: «Nach einer Woche Gefangenschaft ist mir

jedes Sauberkeitsbedürfnis abhandengekommen. Ich schlendere gerade durch den Waschraum; da steht Steinlauf, mein fast fünfzigjähriger Freund, mit nacktem Oberkörper und reibt sich mit geringem Erfolg (er hat keine Seife), aber mit grösster Energie Hals und Schultern ab. Steinlauf sieht mich, begrüsst mich, und sofort fragt er mich streng und ohne Umschweife, warum ich mich nicht wasche. Warum sollte ich mich denn waschen? Wäre mir vielleicht damit geholfen? Würde ich damit jemandem besser gefallen? Würde ich damit einen Tag, eine Stunde länger am Leben bleiben? Im Gegenteil, kürzer würde ich leben, denn Waschen ist Arbeit, ist Vergeudung von Energien und Kalorien. Weiss Steinlauf denn nicht, dass nach einer halben Stunde unter den Kohlsäcken kein Unterschied mehr zwischen ihm und mir sein wird?» Levi, der zur Überzeugung gekommen ist, dass sie alle bereits zu sterben begonnen haben, lehnt das Ansinnen Steinlaufs ab. Aber dieser erteilt dem jungen Italiener eine regelrechte Lektion: «Es tut mir leid, dass ich inzwischen seine klaren und aufrechten Worte vergessen habe, die Worte des ehemaligen k. u. k. Unteroffiziers Steinlauf, Inhaber des Eisernen Kreuzes 1914 bis 1918», schreibt Levi weiter. «Und es tut mir leid, dass ich sein unsicheres Italienisch und seine einfache Redeweise des guten Soldaten jetzt in meine eigene Sprache des ungläubigen Menschen übersetzen muss. Aber dies war ihr Sinn, den ich weder damals noch später vergessen sollte:

Eben darum, weil das Lager ein grosser Mechanismus ist, der uns zu Tieren herabwürdigen soll, dürfen wir keine Tiere werden; auch an diesem Ort kann man am Leben bleiben und muss deshalb den Willen dazu haben, schon um später zu berichten, Zeugnis abzulegen; und für unser Leben ist es wichtig, alles zu tun, um wenigstens das Gerippe, den Rohbau, die Form der Zivilisation zu bewahren. Wenn wir auch Sklaven sind, bar allen Rechts, jedweder Beleidigung ausgesetzt und dem sicheren Tod verschrieben, so ist uns doch noch eine Möglichkeit geblieben, und die müssen wir, weil es die letzte ist, mit unserer ganzen Energie verteidigen: die Möglichkeit nämlich, unser Einverständnis zu versagen. Wir müssen uns also selbstverständlich das Gesicht

ohne Seife waschen und uns mit der Jacke abtrocknen. Wir müssen unsere Schuhe einschwärzen, nicht, weil es so vorgeschrieben ist, sondern aus Selbstachtung und Sauberkeit. Wir müssen in gerader Haltung gehen, ohne mit den Holzschuhen zu schlurfen, nicht als Zugeständnis an die preussische Disziplin, sondern um am Leben zu bleiben, um nicht dahinzusterben.»

Nicht jeder, den der erste Schock niederzu werfen drohte, ist rechtzeitig einem Steinlauf begegnet. Der empfindsame Beobachter Primo Levi begründet eindeutiger, als es ein anderer tun könnte, warum der Muselmann – die Leitfigur von Auschwitz – am Beginn einer Schilderung zu stehen hat, die Menschen im Vernichtungslager zum Thema hat:

«Sie, die Muselmänner, die Verlorenen, sind der Nerv des Lagers: sie, die anonyme, die stets erneuerte und immer identische Masse schweigend marschierender und sich abschuftender Nichtmenschen, in denen der göttliche Funke erloschen ist und die schon zu ausgehöhlt sind, um wirklich zu leiden. Man zögert, sie als Lebende zu bezeichnen; man zögert, ihren Tod, vor dem sie nicht erschrecken, als Tod zu bezeichnen, weil sie zu müde sind, ihn zu fassen.

Sie bevölkern meine Erinnerung mit ihrer Gegenwart ohne Antlitz; und könnte ich in einem einzigen Bild das ganze Leid unserer Zeit einschliessen, würde ich dieses nehmen, das mir vertraut ist: ein abgehärmter Mann mit gebeugter Stirn und gekrümmten Schultern, von dessen Gesicht und Augen man nicht die Spur eines Gedankens zu lesen vermag.»

DER HÄFTLING UND DER TOD

Dem Muselman war im Vernichtungslager sein Schicksal vorgezeichnet: Periodisch wurden diejenigen, die nicht mehr stramm marschieren konnten, Bandagierte, Abgemagerte, deren Arbeitsfähigkeit zweifelhaft schien, kurz, die Muselmänner, selektiert.

Niemals liess die Lagerführung offiziell etwas über den Zweck dieser Selektionen und das Schicksal der Selektierten verlauten. Wenn sie überhaupt einen Grund bekanntgab, schützte sie eine Überstellung in ein anderes Lager oder ähnliches vor. Da es häufig derartige Überstellungen gab und jeder Lagerführer bestrebt war, bei einer solchen Gelegenheit Häftlinge abzuschieben, die das Lager belasteten – also auch Muselmänner –, konnten Zweifel über den Zweck einer Selektion entstehen; kaum bei den Lagererfahrenen, die alle Massnahmen nüchtern aus Distanz beobachten konnten; viel eher bei unmittelbar Betroffenen. Für die galt das, was Katalin Vidor mit den Worten beschreibt: «Wenn der Mensch einen Grad der völligen Hilflosigkeit erreicht hat, beginnt er zu hoffen: vielleicht doch nicht ..., vielleicht ... vielleicht...»

Als ich Ende 1942 als Rekonvaleszent im HKB des Stammlagers lag, beobachtete ich durchs Fenster, wie Selektierte behandelt wurden. In meinem Bericht habe ich festgehalten:

«Plötzlich Lärm. Das bekannte Gebrüll der Capos, der gefürchtete Befehlston der SS. Ich gehe zum Fenster.

Vor meinem Fenster ist der Stacheldrahtverhau. Zwischen Block und Draht ist nur wenig Platz. Da werden jetzt Menschen zusammengetrieben. SSler brüllen. Capos laufen geschäftig vor ihnen herum und schlagen mit ihren Prügeln wahllos in die Masse der sich Zusammendrängenden.

Sicher haben sie wieder die Muselmänner zusammengefangen. Das ist schon öfters geschehen. An solchen Tagen sucht der Rapportführer,

wenn die Kommandos in der Früh ausmarschieren, alle die heraus, die ihm beim Marschieren auffallen, nicht mehr voll arbeitsfähig erscheinenden. Das ist ein schwarzer Tag fürs Lager.

«Alles ausziehen!»

Jetzt müssen sie sich in der Kälte nackt ausziehen. Schreien und Schlagen hilft nach.

Sicher wissen die meisten, was mit ihnen geschehen wird. Ich seh's an den Gesichtern. Da ist einer, der zieht sich, wie er sich unbeobachtet glaubt, heimlich schnell wieder an – jetzt hat ihn auch schon ein Capo erwischt. Schläge und Schreien höre ich durchs Fenster. Jeder will als letzter ausgezogen sein, vielleicht hoffen sie in ihrer Angst, dass sie sich damit ihrem Schicksal entschwindeln können.

«Flotter, flotter! Wird's!» – Breitbeinig steht der SSler im Hintergrund.

Jetzt sind sie alle ausgezogen. Armselige Gerippe. Ihre Nummern werden aufgeschrieben, und sie werden in den Block hineingejagt. Die Sonne scheint, und der Schnee glitzert. Vom Dach tropft es lustig herunter. Vor meinem Fenster ist's leer. Nur lange Haufen schmutziger Häftlingsanzüge liegen entlang der Mauer. Dann höre ich Schritte und gedämpfte Stimmen auf dem Gang. Ich schaue hinaus. Nackt stehen sie jetzt hier in langen Reihen angetreten. Der Schreiber von unserem Block geht von einem zum anderen, vergleicht Name und Nummer – er hat die Karteikarten in der Hand – und schreibt jedem mit Tintenstift seine Häftlingsnummer auf die Brust. Die Leichen in Auschwitz haben die Nummer auf die Brust geschrieben. Die hier zählen schon als Leichen, und Ordnung muss sein. (Ende 1942 waren noch nicht allen Häftlingen ihre Nummern eintätowiert worden.)

Wie sie mich anschauen, diese frierenden Skelette, als ob ich ihnen helfen könnte, als ob ich schuld wäre an dem, was jetzt kommen wird. Schnell mache ich die Tür wieder zu.

Wie muss so einem Menschen sein? Nackt auf einem Gang stehen und warten, bis man auf einen Lastwagen verladen wird, der einen zur Gaskammer führt.

Aber ich höre keinen Wagen vorfahren. Jedesmal, wenn ich über den Gang auf den Abort muss, stehen sie noch da. Einige hocken apathisch herum, anderen flackern die Augen. Hoffen sie noch, suchen sie einen Ausweg? Immer wieder werden die Sitzenden aufgeschreckt: Es muss Platz sein auf dem Gang. Morgen war es, nach dem Frühappell, als sie vorm Fenster zusammengetrieben wurden. Jetzt ist es Abend. Über Tag haben sie nichts zu essen bekommen, warum denn auch noch. Trinken können sie nur aus der Wasserspülung der Klosette.

Jetzt liegen schon viele. Sie sind zu schwach, um sich noch vor den Schlägen zu fürchten, die sie aufjagen sollen. Vor meiner Tür liegen drei nebeneinander. Ich muss über sie steigen, wenn ich hinaus will. Einer ist tot, die neben ihm leben noch. Nur wenig unterscheiden sich die drei.»

Die SS hatte den Häftlingen das Gefühl einer völligen Ohnmacht aufgezwungen. Aus vielen Beschreibungen der Mittel, der sie sich zu diesem Zweck bediente, sei nur eine Szene herausgegriffen, die Hanoch Hadas dem Frankfurter Gericht geschildert hat:

«Ich war damals im Kommando Strassenreinigung und lud bei der Küche Abfälle auf einen Rollwagen. Der Blockführer Bartzki ging durch das Lager, rief einen Häftling zu sich und gab ihm eine Ohrfeige. Der Häftling wollte sein Gesicht schützen und hob die Hand. Bartzki brüllte ihn an: «Was, du willst einen SS-Mann schlagen?» und prügelte auf ihn los, trat ihn, nachdem der Mann hingefallen war, und legte einen Schaufelstiel über dessen Hals, trat auf den Schaufelstiel und wippte so lange, bis der Häftling tot war.»

Man durfte nicht einmal die Hand zum Schutz heben, wenn ein SS-Mann einen schlagen wollte. Muselmänner waren ausserstande, an Gegenwehr auch nur zu denken. Kogon bemerkt dazu: «Widerstand von ihnen erwarten hätte geheissen, ihren seelischen Zustand verkennen; sie konnten einfach nicht mehr.» Dazu kommt, dass Mitgefangene, die als Schreiber, Pfleger oder in anderer Funktion mit Selektierten in Kontakt kamen und von diesen mit Fragen bestürmt wur-

den, meist die Täuschungsversuche der Lagerführung unterstützten. Wellers berichtet, wie er so wie viele seiner Kollegen vom Krankenbaupersonal in Monowitz auf die Frage: «Man führt uns doch nicht ins Krematorium?» geantwortet hat, sie kämen in ein anderes Lager zur Erholung. «Das ist ganz sicher», hat Wellers diese Notlüge bekräftigt und sich nachträglich gefragt, ob es besser gewesen wäre, den Opfern die Wahrheit zu sagen und ihnen damit in den letzten Stunden jede Hoffnung zu rauben.

Auch dem, der den gewissen Tod vor Augen hat, ist es nicht gleichgültig, wie er zu sterben hat. Dass die SS imstande war, dem Ende unbeschreibliche Qualen vorausgehen zu lassen, wenn sie sich durch einen Akt von Ungehorsam provoziert fühlte, wusste jeder Häftling aus reicher Erfahrung.

Jacques Furmański erwähnt seinen Abschied von einem Freund, der einer Selektion zum Opfer gefallen war. Früher hatte dieser ihm gegenüber immer wiederholt: «Mich kriegen sie nicht. Sie werden meine Haut teuer bezahlen, ich werde zu sterben wissen.» Nun drückte er ihm die Hand und sagte: «Betrag dich gut, Alter, halt dich tapfer.» – «Ich bleibe stumm, erstarrt, der schrecklichsten Verlegenheit meine Lebens preisgegeben», beschreibt Furmański diesen Augenblick. «Ich weiss nichts zu antworten. Ich fühle in mir die gebieterische Notwendigkeit zu sagen: «Verteidige dich, zeig zumindest etwas, wir werden mitmachen!» Aber während er vor mir steht, fühle ich, dass er schon weit von uns entfernt ist, dass er schon davongegangen ist und an nichts mehr denkt.»

Die meisten Opfer der Selektionen waren Juden, ja zu manchen Selektionen hatten nur sie anzutreten. Deshalb wird manchmal das Phänomen, dass sich Unzählige ohne Versuch einer Gegenwehr, wissend in den Tod führen liessen, als typisch jüdisch beschrieben. Ich stimme mit Georges Wellers überein, der die Tatsache, dass sich die allermeisten «wie die Schafe» zur Vernichtung treiben liessen – wie nachträglich oft geschrieben wird –, als eine für nationalsozialistische Konzentrationslager typische bezeichnet. «Arier» haben sich in der gleichen Situation nicht anders verhalten, sie ist nur bei ihnen nicht so häufig eingetreten.

Ein polnischer Offizier, der häufig als Häftling beim Verladen Selektierter helfen musste, hat deren Haltung mit den Worten charakterisiert: «In der Regel behielten die Opfer relative Ruhe. Niemals vergessen sie zu sagen: Vergesst nicht die Vergeltung!» Er erinnert sich an ein Brüderpaar, von denen einer selektiert wurde. Sein Bruder tötete ihn, um ihm die Fahrt auf dem Lastwagen zur Gaskammer zu ersparen.

Vergesst nicht die Vergeltung, und vergesst nicht die Opfer – das mögen bei vielen, die noch zu denken imstande waren, die letzten Gedanken gewesen sein. So konnte man einmal in einer Birkenauer Baracke, aus der gerade Opfer einer Selektion herausgetrieben worden waren, die Lastwagen zu besteigen hatten, in ungarischer Sprache lesen: «Andreas Rappaport – lebte 16 Jahre.» Die Worte waren mit Blut an die Wand geschrieben.

Vereinzelte Fälle von Gegenwehr, Fluchten vor dem Gaskammertod, Demonstrationen angesichts der Mörder sind überliefert worden. So hat Erich Altmann das Ende von Meilech Herschkowitz festgehalten, einem ehemaligen Theaterdirektor. Als Herschkowitz selektiert wurde, wandte er sich an einen SS-Mann, der ihn von gelegentlichen Sonntagsaufführungen im Block kannte, mit der Frage: «Ich bin in die Selektion gekommen und soll verbrannt werden. Können Sie mir nicht helfen?»

Der SS-Mann erwiderte: «Da kann ich nichts machen.»

«Glauben Sie nicht, Herr Unterscharführer» – setzte Herschkowitz fort – «dass, wenn ich sterben muss, ich doch wohl eine Kugel verdient hätte?»

«Du hast recht», war die Antwort des Unterscharführers, der seinen Revolver zog und Herschkowitz erschoss. «Das geschah im Januar 1944 in Birkenau», schliesst Altmann.

Eduard de Wind erinnert sich an einen italienischen Juden, der aus dem Block ausbrach, in dem Selektierte auf ihren Abtransport zu warten hatten, und sich in das Kommando «Bauhof» schwindelte. Dort trug er den ganzen Tag Zementsäcke, um seine Arbeitskraft unter Beweis zu stellen, und wurde vom Vorarbeiter wegen seines Eifers gelobt. Aber der Lagerarzt liess ihn trotzdem wegschaffen und den

Blockältesten bestrafen, weil er den Ausbruch aus dem Isolierblock nicht verhindert hatte.

Andere Fluchten sind glücklicher verlaufen. Ella Lingens beschreibt, wie sich eine Jüdin aus dem Krankenblock schlich, als dort eine Selektion angekündigt war, und in einen anderen Block wollte, dem keine Selektion drohte. Die Blockälteste wagte aber nicht, während der Blocksperrung eine Blockfremde einzulassen. So versteckte sich die Flüchtige unter Leichen, die vor der Baracke in einem Haufen lagen, und musste dort im Winter vier bis fünf Stunden bleiben, bis die Selektion vorüber war.

Eine sechzehnjährige Französin hat beschrieben, wie sie mit einer Freundin aus dem Block 25 geflohen ist, in welchem selektierte Frauen auf ihren Abtransport in die Gaskammer zu warten hatten. Da sie sehr mager war, konnte sie zwischen den Stäben der vergitterten Fenster durchschlüpfen. «Es mag seltsam scheinen, dass wir eine ganze Nacht gewartet haben, bevor wir diese verhältnismässig leichte Flucht versucht haben», schreibt sie, «aber wir hätten es zu keinem anderen Zeitpunkt machen können, ohne sogleich bemerkt und denunziert zu werden, weil zu erwarten war, dass uns eine Blokowa oder Stubowa gesehen hätte oder andere Gefangene, die es uns hätten nachmachen wollen, und dann wäre alles gescheitert.»

Im Männerlager Birkenau ereignete sich Ende 1942 folgende Episode:

Auf Block 8 hausten Vater und Sohn Bentschkowski. Der Vater – etwa 45 Jahre alt – war Besitzer einer kleinen Textilfabrik in Paris, sein zwanzigjähriger Sohn war dem Vater, der von Tag zu Tag an Kraft verlor, Trost und Stütze. Eines Abends kam der Junge mit blutendem Gesicht und dem Kopf voller Beulen von der Arbeit zurück. Er war nicht einmal imstande, sein Brot zu essen, so übel war er zugerichtet worden. Als am nächsten Tag nach dem Morgenappell wie gewöhnlich «Arbeitskommandos formieren!» befohlen wurde, schleppte sich der junge Bentschkowski zur Baracke zurück, wo er zusammenbrach; er vermochte nicht mehr anzutreten. Sein Vater wollte ihn nicht

verlassen und legte sich neben ihn auf die Erde. Ein Gefangener, der als Dachdecker eine gute Beobachtungsmöglichkeit hatte, beschreibt, was folgte: «Plötzlich hörte ich markerschütternde Schreie und gleich darauf den Ruf «Sch'mah Jisrael!» Ich sah, wie man die herumliegenden Menschen wie leblose Dinge auf Wagen verlud. Unter ihnen waren Vater und Sohn – meine Nachbarn in der Baracke. Der Vater hielt den zerschundenen Kopf seines Sohnes in den Händen und rief so laut, dass es im leeren Lager widerhallte: «Sch'mah Jisrael! Sch'mah Jisrael!» – Höre, Israel! Und nun geschah etwas, das ich zum ersten Mal erlebte. Als die Todgeweihten auf dem Lastwagen lagen und der Abtransport begann, fielen andere Stimmen ein in den Ruf, der die fast erloschenen Menschen noch einmal belebte. Man sah, wie sich Arme reckten, wie hilflose Körper für einen Augenblick in die Höhe taumelten. Uns, die sie auf dem Dach sahen, riefen sie zu: «Rächt uns, wenn ihr einmal könnt!» Einer im Lastwagen fing zu singen an, und mitten im Menschenknäuel knieten Vater und Sohn und umarmten sich.» Vielen Frauen blieb eine Szene unvergesslich: Französinnen, die auf einem Lastwagen zur Gaskammer gefahren wurden, stimmten die Marseillaise an. Diese Demonstration eines ungebrochenen Willens unmittelbar vor dem Tod war aussergewöhnlich.

Tadeusz Paczula hat das Ende eines Ingenieurs Popper in Erinnerung bewahrt, eines «Mannes von grosser Kultur», der mit einem RSHA-Transport aus der Slowakei gekommen war. In der Anfangszeit, als alle Juden der Strafkompagnie zugeteilt wurden, kam Popper mit Phlegmonen von dort in den Krankenbau. Eines Tages wurde befohlen, dass alle jüdischen Häftlinge ohne Rücksicht auf ihren Gesundheitszustand aus dem HKB zu entlassen sind. Popper verabschiedete sich von Paczula mit den Worten: «Tadek, morgen früh leb' ich nicht mehr ...» Paczula fand keine Trostworte. «Wir wussten beide, dass dies die Wahrheit ist», schrieb er nachträglich. «Als am nächsten Tag die SS-Männer begannen, die Häftlinge der Strafkompagnie zu misshandeln, warf sich Popper auf einen der SS-Männer, der seine Waffe zog und ihn erschoss.»

Das waren Ausnahmen von der Regel. Die Regel war, dass die tödlich Erschöpften sich – eine graue Masse – stumpf dorthin führen liessen, wohin die allmächtige SS sie dirigierte. David Rousset wurde folgende Begebenheit berichtet: Selektierte, die um ihr Schicksal wissen, werden zur Gaskammer eskortiert. Ein alter Mann, den seine Beine nicht mehr tragen können, setzt sich unterwegs nieder. Ein Begleitposten brüllt ihn an: «Wenn du nicht weitergehst, knalle ich dich über den Haufen!» Hastig stiess der Alte hervor: «Nein, töten Sie mich nicht, ich gehe schon!» und reihte sich wieder in den Zug zur Gaskammer ein. Jede Minute des armseligsten Lebens behält ihren Wert.

Als die Birkenauer Familienlager liquidiert werden sollten, war die Situation anders. Tausende, die einander kannten, da sie lange Zeit gemeinsam interniert waren, und die körperlich in nicht so schlechter Verfassung waren wie Muselmänner, erfuhren, dass sie getötet werden sollten. Wenn auch die SS ihre Aktionen mit allen Mitteln zu tarnen trachtete, so konnte der wahre Zweck denen nicht verborgen bleiben, die lange in unmittelbarer Nachbarschaft der Gaskammern hatten leben müssen. Im Theresienstädter Familienlager rief ein jüdischer Blockältester namens Bondy in tschechischer Sprache dazu auf, die Lastwagen nicht zu besteigen, wie von der SS befohlen worden war. Bondy wurde von Capos niedergeschlagen, die von der Lagerführung aus anderen Birkenauer Lagerabschnitten zu dieser Liquidierungsaktion ins Familienlager kommandiert worden waren. Bondy galt als ein «harter» Blockältester, der auch Ohrfeigen austeilen konnte. Ota Popel soll damals ebenfalls versucht haben zu warnen und das gleiche Schicksal wie Bondy erlitten haben. Auch bei der Liquidierung des Zigeunerlagers musste die SS ihre volle Brutalität anwenden; alle Manöver, die Zigeuner zum willigen Besteigen der Lastwagen zu bewegen, schlugen fehl.

Ähnlich wie die zum Tod in den Gaskammern Selektierten verhielten sich diejenigen, die in den Krankenbauten zum Tod durch Giftinjektionen bestimmt wurden. Der Sanitäter Klehr, der mehr Menschen durch solche Spritzen ermordet hat als irgendein anderer SS-Mann,

erklärte das nachträglich fachmännisch dem Gericht: «Die wussten, was ihnen bevorstand, aber sie wehrten sich nicht. Die waren ja völlig entkräftet. Nur das Skelett war noch da.»

Auch hier blieben Ausnahmen in Erinnerung. Der Blockschreiber Stanislaw Glowa berichtet von einem Russen, der im Sommer 1942 in einem Gefangenenwagen ins Lager und dort gleich zum Block 20 und in das Zimmer geführt wurde, in dem sich Klehr mit Häftlingen befand, die ihm beim Spritzen zu assistieren hatten. Glowa hörte Klehr schreien und lief hin. «Ich sah, dass Klehr mit der Spritze in der Hand auf dem Mann sass», bezeugte Glowa. Der Russe hatte den Hocker gepackt und ging mit diesem auf Klehr los, worauf er zu Boden geworfen wurde, wie Glowa später erfuhr. Josef Farber erinnert sich an einen Pfleger, der von Klehr zum Spritzen ausgesucht worden war und schrie: «Ich bin gesund!» – «Später haben wir seine Leiche weggetragen», schliesst Farber lakonisch.

Pery Broad, als Mitglied der Politischen Abteilung bei den Bunkersektionen anwesend, beschreibt das Verhalten der dort für den Tod Bestimmten: «Aus der überfüllten, engen Zelle strömt einem ein würgender Gestank entgegen. Ein Gefangener ruft «Achtung!», und mit teilnahmsloser Miene nehmen die ausgemergelten Gestalten in ihren schmutzigen blau-weissen Lumpen in einer Reihe in der Zelle Aufstellung. Mit der Gleichgültigkeit von Menschen, deren Lebenswille bereits gebrochen ist, lassen sie die folgende Prozedur über sich ergehen, die sie vielleicht schon einige Male glücklich überstanden haben und die über Leben und Tod entscheidet.»

Sechsmal habe ich diese Prozedur miterlebt. Meine erste Konfrontation mit der Kommission: «Ich habe die Wagen von Block 11 schon wegfahren sehen und die Blutspuren, die sie im Lager hinterliessen. ‚Es muss ja nicht so schlimm sein.‘ Will ich mich selber mit Lügen trösten? Weiss ich nicht am besten, dass Auschwitz schlimm ist, fürchterlich schlimm? Wieviel Totenmeldungen der hier Ermordeten habe ich nicht selbst geschrieben mit der Todesursache ‚Lungenentzün-

„dung‘ oder ‚Herzmuskelschwäche‘! Werden meine Leute zu Hause auch so einen Zettel bekommen?“

Nach der ersten Bunkerselektion war ich mit dem Ablauf dieser Prozedur schon vertraut. Ich beschreibe ihn so:

«Jakob (der Bunkeralfaktor) sagt uns schon beim Frühstück, dass wir heute gut auskehren sollen. Ich weiss, was das bedeutet. Das letzte Brot und die Zwiebel, die ich von Robert bekommen habe, teile ich in dreizehn Teile. ‚Heb’s lieber auf. Die, die übrigbleiben, haben dann mehr davon.‘ Wir essen trotzdem gemeinsam.

Dann das Warten. Die letzten Stunden für die meisten. Wenn dreizehn Menschen mit angespannten Nerven in einem so kleinen Raum zusammengepfercht sind, wird einem jeder zuwider. Allein sein! Der Schlüssel dreht sich im Schloss. Überlaut klingt’s in der stillen Zelle.

„Zelle acht, belegt mit dreizehn Häftlingen. – Häftling 60-3-55.“ Der Lagerführer schaut auf seine Liste. Dann deutet er mit der Hand: Beiseite treten, bleibt.

Hinter mir einer, der eine Flucht geplant hat. Verzweifelt und kindisch. Nie wäre er hinausgekommen. Ein junger Bub, ganz heruntergekommen. „Hinaus!“

Dann ein Fünfzehnjähriger, ein Jude aus Warschau. Er hat in seinem Kommando aus einer Feldflasche Kaffee getrunken, hat nicht gewusst, dass sie einem SSler gehört. Jetzt muss auch er hinaus. Er hat vom Sterben wie ein Alter gesprochen. Auch jetzt wird er nicht blass.

Noch einer, noch einer.»

Pery Broad schreibt über die Erschiessungen im Hof des Blocks: «Ein ausgesucht starker Gefangener des Reinigerpersonals (zweifello Jakob) bringt im Laufschrift die ersten beiden Opfer. Er hält sie an den Unterarmen fest und drückt sie mit dem Gesicht gegen die Wand. ‚Prosto!‘ (geradeaus) kommandiert jemand, falls sie die Köpfe seitwärts drehen (womit Broad indirekt bestätigt, dass die meisten Exekutierten Polen waren). Obwohl diese wandernden Skelette, von denen manch einer monatelang in den stinkenden Kellerzellen ein Dasein

fristete, wie man es keinem Tier zumuten würde, kaum noch auf den Beinen stehen können, rufen viele von ihnen in dieser letzten Sekunde: ‚Es lebe Polen!‘ oder ‚Es lebe die Freiheit!‘»

Ota Fabian, der als Leichenträger bei zahlreichen Erschiessungen anwesend sein musste, berichtet, dass einige Polen beteten, die Nationalhymne sangen oder Parolen riefen – Fabian blieben davon «Es lebe die Freiheit!» und «Ihr kommt auch dran!» im Gedächtnis.

Eine Zeitlang war ich in einer Zelle eingesperrt, deren Luftschacht in der Nähe der Schwarzen Wand in den Hof mündete. Ich konnte daher die Schüsse zählen, habe aber nur einmal einen Ruf gehört. Er war russisch, ich konnte bloss «Stalin» verstehen. Ich hatte mir zurechtgelegt, «Es lebe ein freies Österreich! Nieder mit dem Faschismus!» zu rufen, denn ich wollte mich nicht stumm erschiessen lassen. Dass das Echo einer solchen letzten Demonstration dürrtig bleiben musste, ja vielleicht ganz ausbleiben würde, war mir klar. An die Möglichkeit eines aktiven Widerstandes habe ich nicht gedacht. Da die Opfer einzeln oder zu zweit in den Hof geführt wurden, wo mehrere bewaffnete SS-Männer sie erwarteten, wäre jeder Widerstand schnell überwunden worden. Zudem wirkte die Tatsache hemmend, dass nackte Opfer Mördern in Uniform gegenüberstanden.

Einmal kam es zu einem Versuch von aktivem Widerstand, den der Pole Alfred Woycicki schildert: «Am 28. Oktober 1942 wurde ein Transport aus Lublin erschossen, er bestand aus 200 Personen. Zu dieser Gruppe wurden 80 Häftlinge aus dem Lager dazugenommen. Alle wurden auf Block 11 gebracht, und dort wurde ihnen befohlen, sich auszuziehen. Sie lehnten das ab. Es kam zu einem Aufstand auf dem Gang. Der Block wurde gesperrt. Lagersperre wurde befohlen. Etwa um 3 Uhr nachmittag kam eine grosse Gruppe von SS-Männern zum Bunker. Die Exekution wurde durchgeführt. Die Rollwagen, auf denen die Leichen zum Krematorium gebracht wurden, hinterliessen auf der Lagerstrasse eine Blutspur.»

Wladyslaw Fejkiel berichtet ebenfalls von diesem Versuch. Der polnische Militärarzt Dr. Henryk Suchnicki und Genio Obojski, ein

junger, starker Bursche aus Warschau, wurden eines Tages mit anderen Häftlingen aufgerufen und in den Block 11 geführt. Suchnicki, der wie alle erfahrenen Häftlinge wusste, was dieser Aufruf zu bedeuten hatte, verabschiedete sich sehr gefasst von seinen Freunden und sagte dabei: «Mit mir werden sie nicht so leicht fertig. Die Hurensöhne werden schon sehen!» Er und Obojski sollen sich auf die SS-Männer gestürzt haben. Im Lager hörte man Maschinengewehrschüsse. So wurde diese Aktion von der SS beendet. Im vom Museum von Auschwitz zusammengestellten Kalendarium ist diese Episode unter dem 28. Oktober 1942 verzeichnet.

Während die Mehrheit der Opfer von Lagerselektionen Juden waren, wurden an der Schwarzen Wand in erster Linie Polen erschossen – Offiziere und Vertreter der Intelligenz dieses Volkes.

Es wird nie mehr zu klären sein, ob es sich bei der sogenannten «Budy-Revolve» im Oktober 1942 um einen verzweifelten Aufstandsversuch oder um eine willkürliche Metzerei gehandelt hat. Da kein Häftling überlebt hat, ist man auf die Beschreibung von SS-Angehörigen angewiesen. Die ausführlichste gab der SS-Rottenführer Pery Broad. In Budy war damals die Strafkompagnie der Frauen untergebracht, die Funktionen mit deutschen Prostituierten besetzt, Jüdinnen der Kompanie zugeteilt; nach der Erinnerung Broads stammten sie vorzugsweise aus Polen und der Ukraine, Höss glaubt, es seien in der Mehrzahl Französinen gewesen. Ihre Behandlung muss, selbst an Auschwitzer Massstäben gemessen, aussergewöhnlich schlecht gewesen sein.

Broad, der am Morgen nach dem Massaker mit anderen Mitgliedern der Politischen Abteilung nach Budy beordert worden war, um dessen Ursache zu untersuchen, schildert den Anblick, der sich dort geboten hat: «Auf dem Platz hinter und neben dem Schulgebäude (in welchem die SK untergebracht war) liegen kreuz und quer Dutzende verstümmelter und blutverkrusteter Frauenkörper. Sie sind alle nur mit schäbigen Häftlingshemden bekleidet. Zwischen den bereits Toten winden sich Halbtote. Ihr Stöhnen mischt sich mit dem Brummen gewaltiger

Fliegenschwärme, die über klebrigen Blutlachen und zerschmetterten Schädeln kreisen, zu jenem eigentümlichen Singen, das sich die Ankömmlinge zuerst nicht zu erklären vermochten. Mehrere Leichen hängen in verkrampfter Stellung in dem Stacheldrahtzaun. Andere sind offensichtlich aus dem noch geöffneten Bodenfenster herausgestürzt worden.»

Bei Vernehmungen von Überlebenden will Broad die Ursache des Gemetzels erfahren haben: SS-Posten hätten die deutschen Funktionshäftlinge aufgestachelt, die Jüdinnen zu schlagen. Die Folge war, «dass die deutschen Anweiserinnen in ständiger Furcht des bösen Gewissens lebten, einmal bei günstiger Gelegenheit der strafenden Rache der Gepeinigten zum Opfer zu fallen». Der Exzess soll schliesslich durch eine deutsche Prostituierte – Broad nennt ihren Namen: Elfriede Schmidt – und einen Wachposten der SS, der mit ihr ein Verhältnis hatte, ausgelöst worden sein.

Der Leiter der Politischen Abteilung, Maximilian Grabner, gab ebenfalls zu Protokoll, dass damals einige kriminelle weibliche Häftlinge verbotene Beziehungen zu Wachmännern der SS aufgenommen hätten. «Da sie befürchteten, durch einen jüdischen Häftling verraten zu werden, inszenierten sie eine Revolte und rotteten bei dieser Gelegenheit den Grossteil der Belegschaft (jüdische Frauen) aus.»

Höss erinnert sich an dieses Gemetzel: «Wie die Grünen die französischen Jüdinnen zugerichtet hatten, zerrissen, mit der Axt erschlagen, erwürgt hatten – einfach grauenhaft.»

Die SS schloss diesen Zwischenfall ihrer Tradition entsprechend ab: Die noch lebenden Jüdinnen ermordete sie an Ort und Stelle, sechs deutsche Funktionshäftlinge wurden am 24. Oktober durch Phenolinjektionen getötet. Damit hatte sich die Lagerführung die peinliche Aufgabe erspart, Meldung wegen Dienstvergehens der Wachmannschaft zu erstatten.

All diese Episoden stellen Ausnahmen von der Regel dar, die besagt: Die allermeisten, die zur Gaskammer, zur tödlichen Spritzung, zur Schwarzen Wand geführt wurden, folgten ihren Mördern widerstands-

los. In ihrem Verhalten war kein Unterschied auf Grund der Nationalität oder Haftart der Opfer festzustellen. Zu den für dieses Phänomen massgebenden und bereits erwähnten Gründen hat Eugen Kogon noch weitere angeführt: Ein religiöser Mensch würde sich durch das Blut anderer in seinen letzten Stunden befleckt fühlen; ein von politischem Verantwortungsbewusstsein getragener dürfte durch das ihm bekannte System von Repressalien seitens der SS, das stets auch Unbeteiligte traf, zurückgehalten worden sein. Schliesslich meint Kogon, dass «Masse niemals Willen besitzt, es sei denn, er würde ihr von aussen oder von Einzelnen in ihren Reihen gegeben», und dass jede Panik Verstandes- und Willens-hemmend wirkt.

Als im Januar 1944 nach der zeitweiligen Einstellung der Lagerselektionen durch den neuen Kommandanten Liebehenschei alle Juden neuerlich zu Selektionen anzutreten hatten, hat Dr. Alfred Klahr – ein führender Kommunist aus Österreich, der den Judenstern tragen musste – die Leitung der Widerstandsorganisation bestürmt, einen allgemeinen Aufstand auszulösen, damit die aufs Neue eingeleitete Vernichtung der jüdischen Häftlinge nicht widerstandslos vor sich gehe. Obwohl Klahrs Meinung bei uns Gewicht hatte, haben wir seinen Vorschlag verworfen. Eine allgemeine Erhebung hätte keine Chancen gehabt, da die russische Front damals noch sehr weit entfernt und die polnischen Partisanengruppen in den Bergen der Umgebung schwach waren. Wohl wäre es möglich gewesen, einige SS-Männer in den Tod mitzunehmen, aber mit Sicherheit war mit einer grausamen Ausrottung aller Häftlinge zu rechnen, also auch derjenigen, die von dem Aufstand nichts ahnten und sich an ihm nicht beteiligt hätten. Wir konnten nicht die Verantwortung für derartige Konsequenzen übernehmen. Dass schliesslich 60.000 Menschen ihre Internierung in Auschwitz überlebt haben, darunter auch Juden, bestätigt nachträglich die Richtigkeit unserer Entscheidung. Ein gutes Gewissen hatte ich deswegen weder damals noch nachher. Es ist bezeichnend, dass ich diese Episode, die sich mir gut eingepägt hat, in meinem Bericht nicht niedergeschrieben habe.

So schwer es war, auch nur den Gedanken an eine Auflehnung gegen die Herren, die den Vernichtungsapparat souverän bedienten, aufkommen zu lassen, so oft waren Häftlinge bemüht, Bekannte vor der Vernichtung zu retten.

Häufig geschah das durch Bestechung von SS-Angehörigen. Robert Waitz berichtet, wie ein an chronischer Nierenentzündung Erkrankter aus einem zur Vergasung bestimmten Transport herausgeschwindelt wurde, nachdem der SDG von Monowitz, Neubert, mit 100 Dollar bestochen worden war. Jan Trajster erinnert sich an ein ähnliches Vorkommnis: Ein aus Frankreich deportierter Jude namens Zawadzki wurde von Neubert für 50 Dollar und einen Liter Schnaps von der Vergasungsliste gestrichen. Leon Stasiak konnte in Monowitz einen Nordafrikaner namens Siradien retten, indem er einem SS-Mann 10 Dollar gab. Offenbar war in Monowitz Bestechung üblich. Aber auch in Birkenau war das möglich. Barbara Pozimska verdankt ihr Leben einem bestochenen SS-Mann, der sie aus dem Todesblock herausholte. Nur wer Zugang zu den Schätzen von Kanada hatte, konnte auf diese Art Bekannten helfen.

Carl Laszlo beschreibt, wie er einem Freund geholfen hat, dessen Sohn zu retten. Der Sohn war zusammen mit anderen Selektierten in einem isoliert gehaltenen Block festgesetzt. Laszlos Freund war es gelungen, einen Brillanten ins Lager zu schmuggeln. Mit dem Stein verschaffte sich Laszlo Zutritt zu diesem Block. «Der Blockälteste war ein Pole, der Blockschreiber ein österreichischer Jude; ich bat sie beide, mit mir in ihren Raum zu kommen, und schlug ihnen dann vor, den Knaben für den Brillanten freizugeben. Sie schienen überhaupt nicht überrascht zu sein, sondern betrachteten den Stein genau, nickten einander zu, und nach etwa zehn Minuten begleitete ich den Jungen zu seinem Vater.» Laszlo hat auch erfahren, wie die Blockfunktionäre das arrangieren konnten. Sie haben auf der Lagerstrasse einen anderen Häftling beim Kragen gepackt, und die Zahl war wieder komplett. Damit ist die furchtbare Problematik aufgezeigt, die mit vielen individuellen Rettungsaktionen unvermeidlich verbunden war.

Jacques Furmański konnte mit Hilfe eines Blockältesten einen gefährdeten Freund vorübergehend in einen «Arier» verwandeln, damit er nicht zur Selektion antreten musste. «Ich zittere vor Angst, dass der Betrug aufgedeckt wird. Wir alle kennen die Bestrafung: man nimmt alle ohne Unterschied fest. Die Verantwortung ist schrecklich. Im Augenblick hatte ich mir das Risiko nicht klargemacht.»

Von den Millionen in Auschwitz Ermordeten sind die allermeisten niemals ins Lager gekommen, sondern wurden unmittelbar nach ihrer Auswaggonierung zu den Gaskammern eskortiert.

Die Tarnungsmassnahmen der SS bei der Deportierung der Juden waren gut eingespielt. Von den Lagern, wo die Opfer zur «Umsiedlung nach dem Osten» einwaggoniert wurden, bis zu den Gaskammern, denen das Aussehen von Duschräumen gegeben worden war, war alles perfekte Täuschung. Rudolf Vrba, der lange an der Rampe zu arbeiten hatte, gibt darüber Aufschluss: «Die Behandlung der Ankömmlinge durch die SS war unterschiedlich. Es kam darauf an, in welchem Zustand der Transport in Auschwitz ankam. Es hing aber auch von der Laune der beteiligten SS-Leute ab. Traf ein Transport ein, bei dem unterwegs schon zirka zehn bis fünfzehn Prozent der Häftlinge verstorben waren, dann gab es nicht mehr viel zu verheimlichen. Man konnte dann den Neuangekommenen nicht mehr mit Höflichkeit imponieren. Infolgedessen ging die SS gegen solche Leute brutal vor. Gewann die SS den Eindruck, dass die Neuangekommenen noch nicht ahnten, was sie in Auschwitz erwartete, so ging man relativ höflich vor.»

Dr. Sigismund Bendel, der das Sonderkommando überlebt hat, erinnert sich, dass noch im Juni 1944 der SS bei aus dem Ghetto von Lodz Deportierten die Täuschung gelungen ist. Als sie zum Krematorium geführt wurden, teilte ihnen Hauptscharführer Moll mit, dass sie nun baden sollen und nachher ein warmer Kaffee auf sie warte. Auf diese Mitteilung hin klatschten die Opfer Beifall. Als sich einige Kinder nicht auf später vertrösten liessen und riefen, dass sie Durst hätten,

veranlasste die SS, dass ihnen Wasser gebracht wurde. «Die Täuschung blieb bis zum letzten Augenblick erhalten», betont Bendel.

Viel leichter mussten Deportierte, die nicht aus Polen, sondern aus entfernten Ländern und nicht erst Mitte 1944, sondern in den Jahren 1945 und 1942 nach Auschwitz gebracht wurden, den Täuschungsmanövern erliegen. Wohl kursierten Gerüchte über Vergasungseinrichtungen, die alliierten Sender berichteten darüber, trotzdem klangen diese Berichte so unwahrscheinlich, dass man sie nicht glauben wollte. Berliner Juden bezeugten viele Jahre später, dass sie zwar über den englischen Rundfunk von der Vernichtung der Juden gehört und in diesem Zusammenhang auch das erste Mal das Wort «Vergasung» vernommen hatten, bevor sie im März 1945 nach Auschwitz deportiert wurden, «aber wir haben es nicht geglaubt. Man munkelte ja manches. Doch das ganze Ausmass war einfach unvorstellbar».

Selbst jüdische Zwangsarbeiter im Lager Blechhammer, das nicht weit von Auschwitz entfernt war, konnten trotz des harten Anschauungsunterrichts, der ihnen schon erteilt worden war, Gerüchte von Gaskammern und Massenvernichtung nicht glauben, die im Jahr 1943 zu ihnen gedrungen waren. Dazu kommt, dass jüdische Funktionäre, die Kenntnis von der Vernichtungsmaschinerie erhalten hatten, ihr Wissen nicht Weitergaben. Das trifft sowohl auf die Mitglieder der Leitung der jüdischen «Selbstverwaltung» in Theresienstadt als auch auf die Verantwortlichen der jüdischen Organisation in Ungarn zu. Beide Leitungen haben durch Flüchtlinge aus Auschwitz detaillierte Kenntnis davon erhalten, was in Auschwitz vor sich ging. Sie haben aber geschwiegen, auch als die Deportationen aus Theresienstadt und Ungarn nach Auschwitz begannen. Der Judenälteste des Lodzer Ghettos, Rumkowski, ging sogar weiter: Er hat mit Eifer Zweifel an der Glaubwürdigkeit von Gerüchten genährt, die von einer Massenvernichtung sprachen.

Daher waren Juden aus dem Lodzer Ghetto noch Mitte 1944 so ahnungslos, wie Bendel es beschrieben hat; deshalb erweckte in den aus Ungarn Deportierten der Name Auschwitz «keine Erinnerung und keine Angst», als sie ihn auf dem Bahnhofsgebäude lasen, wie Elie

Wiesel schreibt; deswegen hatten sie keine Ahnung, welches Schicksal auf sie da wartete, wie Krystyna Zywułska bezeugt; darum betraten sie arglos die Gebäude mit den so auffallend hohen Schornsteinen, wie Paisikovic berichtet. Der Lagerarzt Dr. Entress, der oft genug an der Rampe war, bevor er im Oktober 1945 von Auschwitz weg versetzt wurde, gab zu Protokoll, dass nach seinem Eindruck «manche Transporte, die aus dem Osten kamen, bereits bei der Ausladung in Auschwitz wussten, was ihnen bevorstand. Es gab daher schreckliche Szenen». Bei anderen ist das Täuschungsmanöver offenbar gelungen.

So berichtet Thomas Geve, dass ungarische Jüdinnen im Frühling 1944 in Birkenau verzweifelt nach dem Kinderlager fragten. Als sie bei der Zugangsselektion von ihren Kindern getrennt wurden, sagte die SS zur Beschwichtigung, die Kinder würden in einem separaten Kinderlager untergebracht. Obwohl die Frauen täglich Flammen aus den Schornsteinen der nahegelegenen Krematorien schlagen sahen und vom Geruch von verbranntem Menschenfleisch verfolgt wurden, wollten sie die Wahrheit nicht glauben. Da es manchmal vorkam, dass Kinder am Leben gelassen wurden, sahen sie das als Anzeichen dafür an, dass die Lügen der SS doch wahr sein könnten.

Nur ausnahmsweise konnten Häftlinge, die an der Rampe mit Neuankömmlingen in Berührung kamen, diese informieren. Das strenge Sprechverbot wäre zu umgehen gewesen, da man nicht neben jeden Häftling einen Aufpasser stellen konnte. Aber der Häftling konnte die Reaktion des Angekommenen nicht voraussehen. Es ist vorgekommen, dass Personen durch hastig hervorgestossene, knappe Mitteilungen über Gaskammern und Massenmord so verstört wurden, dass sie SS-Posten fragten, ob wirklich Menschen vergast werden. Da die an einem möglichst reibungslosen Ablauf der Selektion an der Rampe interessierte SS häufig kein barsches Wesen an den Tag legte, während die Häftlinge, die die Waggons zu räumen hatten, zur Eile angetrieben wurden, waren solche Fragen möglich. Der Warner hatte mit einem grausamen Tod zu rechnen, wenn die Lagerführung davon erfuhr. Da-

zu kommt noch eine Überlegung, auf die Tadeusz Borowski hinweist: «Es ist ein ungeschriebenes Gesetz des Lagers, dass man Menschen, die in den Tod gehen, bis zum letzten Augenblick belügt. Das ist die einzig zulässige Form von Mitleid.»

Nur jemand, der das ihn erwartende Schicksal nicht bloss ahnte oder befürchtete, sondern genau kannte, hätte den verzweifelten Versuch wagen können, unmittelbar vor den Gaskammern Widerstand zu leisten. Die SS hatte vorgesorgt, dass jeder derartige Versuch vergeblich bleiben musste. Das Terrain war mit elektrisch geladenem Stacheldraht umzäunt, auf den Wachttürmen standen Posten hinter Maschinengewehren, alle Phasen von der Auswaggonierung bis zum Eintritt in die Gaskammer wurden in Hast abgewickelt, ständig wurden die Opfer angetrieben, so dass weder Zeit noch Gelegenheit für eine Verständigung blieb. Es gab nur die Möglichkeit, einen oder den anderen Henkersknecht mit in den Tod zu nehmen, sobald man sicher war, dass man ermordet werden sollte.

Zu solchen Verzweiflungsakten ist es gekommen. Am bekanntesten wurde die Rebellion von Juden, die am 25. Oktober 1943 aus dem Lager Bergen-Belsen nach Auschwitz überstellt wurden. Die 1.700 Juden – Höss gab in Nürnberg zu Protokoll, dass sie vorwiegend aus dem Osten stammten –, erkannten ihre Situation, als sie von der Rampe zu einem Krematorium eskortiert wurden. Was folgte, beschrieb Höss folgendermassen: «Ein Transport aus Belsen war eingetroffen, und nachdem ungefähr zwei Drittel, es handelte sich meist um Männer (in den Gaskammern waren – ist eine Lücke im Text sinngemäss zu ergänzen), brach bei dem noch im Auskleideraum befindlichen letzten Drittel eine Meuterei aus. Drei oder vier der SS-Unterführer betraten mit ihren Waffen den Raum, um das Ausziehen zu beschleunigen, da die Häftlinge des eigenen Verbrennungskommandos nicht fertig werden konnten. Dabei wurde die Lichtleitung abgerissen, die SS-Männer überfallen, einer erstochen und alle ihrer Waffen beraubt. Da es nun in diesem Raum völlig dunkel war, entstand eine wüste Schiesserei der

am Ausgang befindlichen Posten und der drin befindlichen Häftlinge. Bei meinem Eintreffen liess ich die Türen schliessen, den Vergasungsvorgang der ersten zwei Drittel beenden und ging dann mit Handscheinwerfern und den Posten in den Raum, und wir drängten die Häftlinge in eine Ecke, wo sie dann einzeln herausgeführt und in einem Nebenraum des Krematoriums mit Kleinkaliber auf meinen Befehl erschossen wurden.»

Damals wurde der berüchtigte Rapportführer Schillinger so schwer verletzt, dass er auf dem Transport zum Lazarett in Kattowitz starb, und der SS-Unterscharführer Wilhelm Emmerich verwundet, so dass er nach der Entlassung aus dem Spital hinkte. Eine Tänzerin soll einem SS-Mann den Revolver entrissen haben, als dieser die Zögernde gewaltsam entkleiden wollte, besagen Gerüchte. Zelman Lewental schrieb, dass ein junger Jude diese Rebellion ausgelöst hat.

Andere Verzweiflungsakte bei den Gaskammern sind nicht so ausführlich dokumentiert. Am 25. Mai 1944 sind einige hundert ungarische Juden ausgebrochen und versuchten, sich im Gehölz der Umgebung der Gaskammern und in Gräben zu verbergen. Drei Tage später erfolgte ein weiterer Ausbruchsversuch. Beide Male hat die Wachmannschaft alle Flüchtigen bei Scheinwerferbeleuchtung aufgespürt und erschossen. Die Widerstandsbewegung berichtete darüber nach Krakau.

Efraim Stiebelmann hat einmal folgendes beobachtet: «Es traf ein Transport aus Lodz ein, und Mengele wählte aus, wer zur Arbeit und wer ins Gas sollte. Eine Frau mit einem Mädchen von 13 bis 14 Jahren wollte sich von ihrem Kind, das ins Gas sollte, nicht trennen. Mengele gab dem Posten Befehl, der Frau das Kind mit Gewalt wegzunehmen. Die Frau sprang darauf auf den Posten los, biss ihn und zerkratzte ihm das Gesicht. Daraufhin hat Mengele die Pistole gezogen und Frau und Kind erschossen. Ich habe das genau gesehen.» Stiebelmann hat auch die Folgen dieser Tat kennengelernt: «Daraufhin schickte Mengele auch die Leute dieses Transports, die schon zur Arbeit ausgewählt waren, ins Gas mit dem Bemerken: ‚Weg mit der Scheisse!‘»

Krystyna Zywulska erinnert sich an etwa 300 junge Jüdinnen, die aus Majdanek überstellt worden waren. In Auschwitz wurden sie zuerst in den Stand aufgenommen, in der Nacht jedoch zu einer Gaskammer gefahren. Sie dürften Widerstand geleistet haben, was Zywulska nicht nur Äusserungen dieser Mädchen, mit denen sie vorher sprechen konnte, entnommen hat, sondern auch der Tatsache, dass ein SS-Mann nach dieser Aktion mit einem verbundenen Auge gesehen wurde.

Wie viele ähnliche verzweifelte Versuche gab es, von denen kein Zeuge berichten kann?

In einer Chronik, die ein Mitglied des Sonderkommandos bei einem der Krematorien vergraben hat, sind Akte von Widerstand und stolzem In-den-Tod-Gehen vermerkt. Allerdings wird dort auch geschildert, wie manchmal der Widerstandswille im letzten Augenblick gebrochen wurde. Ende 1942 planten junge Juden aus Przemysl, sich auf ihre Mörder zu stürzen, und hatten bereits Dolche in ihren Ärmeln versteckt. Ein Doktor, der im gleichen Transport war, verriet diesen Plan der SS. Nachdem ihm ein Posten zugesichert hatte, dass sein Leben und das seiner Frau dadurch gerettet werde, beruhigte dieser Doktor die jungen Männer, die sich daraufhin auszogen, ohne von den vorbereiteten Waffen Gebrauch zu machen. Nachdem alle im «Duschraum» waren, trieb die SS den Doktor und dessen Frau ebenfalls hinein. Dann wurde die Tür zur Gaskammer geschlossen.

Der Lagerführer Franz Hofmann, der häufig Aufsicht über Vernichtungsaktionen geführt hatte, sagte summarisch am 24. Oktober 1961 darüber: «Es kam selbstverständlich unter den für den Tod ausgesuchten Häftlingen zu Unruhen. Ich musste dann eingreifen, um Ruhe und Ordnung wiederherzustellen.»

Der Gedanke, seinem Leben – und damit allen Qualen und Demütigungen – selbst ein Ende zu setzen, lag in Auschwitz nahe. Bruno Bettelheim, der Vernichtungslager nicht aus eigener Anschauung kennt, hat den Begriff des Selbstmords sehr weit gefasst und die Fügsamkeit der Häftlinge, die sich widerstandslos zu den Gaskammern führen liessen, als «eine Form des Selbstmordes, die keine Energie verlangte, wie

sie sonst nötig ist, um sich für den Selbstmord zu entscheiden und ihn zu planen», bezeichnet. Bettelheim meint: «Psychologisch gesehen verübten die meisten Häftlinge in den Vernichtungslagern Selbstmord, indem sie widerstandslos in den Tod gingen.»

Ich habe Bedenken, diese These zu unterstützen. Denn ich habe zu häufig beobachtet, wie sich Muselmänner auf alle nur denkbare Art – trotz der offensichtlichen Aussichtslosigkeit – vor Selektionen zu drücken versuchten oder bemüht waren, ihr Aussehen zu bessern, zum Beispiel, indem sie einander Ohrfeigen gaben, um die Wangen zu röten. Erst wenn alle Bemühungen versagt hatten, liessen sie sich stumpf in den Tod führen.

Weitet man den Begriff «Selbstmord» nicht so aus wie Bettelheim, dann haben sich in Auschwitz weniger Selbstmorde ereignet, als man annehmen könnte. Carl Laszlo schreibt, dass Selbstmorde im Lager zu den grössten Seltenheiten gehört haben, «vielleicht, weil es allzu feige gewesen wäre». Der Psychiater Matussek berichtet, dass zehn Prozent der von ihm befragten Überlebenden angaben, im Lager Selbstmordgedanken gehabt zu haben. Hannah Arendt führt die Seltenheit der Selbstmorde in den Konzentrationslagern, die sie als erstaunlich bezeichnet, auf die «Zerstörung der Individualität nach Ermordung der moralischen und Vernichtung der juristischen Person» zurück. Diejenigen, die ihre Beobachtungen darüber im KZ selbst gemacht haben, drücken das konkreter aus. Wladyslaw Fejkiel begründet die geringe Zahl der Selbstmorde so: «Diese Tatsache findet im systematischen Hungernlassen ihre Erklärung. Der hungernde Mensch ist dem Problem des Todes gegenüber gleichgültig und ist nicht fähig, einen Selbstmordversuch zu begehen. Die wenigen mir aus Auschwitz bekannten Fälle von Selbstmord wurden von Häftlingen begangen, die eher nicht ausgezehrt waren.»

Benedikt Kautsky erklärt dasselbe Phänomen anders: «Eine auffallende Beobachtung, die ich nicht nur an mir selbst machte, sondern die mir von verschiedenen Kameraden bestätigt wurde, ergab, dass sich an einem Punkt, an dem man aus körperlichen oder moralischen Gründen zusammenbrechen zu müssen glaubte, der Selbsterhaltungstrieb

in die Form des Trotzes kleidete. «Du wirst doch den Schweinen nicht den Gefallen tun und dich umbringen!» Das war ein Argument, das man nicht nur anderen, sondern viel wirkungsvoller sich selbst gegenüber anwendete.»

Georges Wellers ergänzt diese Betrachtung Kautskys mit dem Hinweis, dass sich seinen Beobachtungen nach viele – abgesehen von persönlichen Motiven – deswegen ans Leben klammerten, um später Zeugnis ablegen zu können. Simon Laks bestätigt das für seine Person: «Ich hatte den festen Entschluss gefasst, nicht freiwillig in den Tod zu gehen, was auch immer geschehen möge. Ich wollte alles sehen, alles durchmachen, alles erfahren, alles in mich aufnehmen. Zu welchem Zweck, da ich doch niemals Gelegenheit finden sollte, der Welt das Ergebnis meiner Entdeckungen entgegenzuschreien? Einfach deshalb, weil ich mich nicht ausschalten wollte, nicht den Zeugen ausschalten, der ich sein konnte.»

Kautsky hat offenbar mehr den politisch bewussten Häftling vor Augen, wenn er die Gründe für die geringe Zahl der Selbstmorde untersucht, Fejkiel eher den durchschnittlichen. Die Argumente ergänzen und überschneiden einander. Wo die Begegnung mit dem Tod zum Alltag gehörte, verlor die Suche nach dem Tod alles Besondere, das sonst verführen mag.

Trotzdem machten Gefangene ihrem Leben selbst ein Ende – in den ersten Jahren der völligen Hoffnungslosigkeit häufiger als gegen Kriegsende. Ihnen bot sich eine Form des Selbstmordes an, die am sichersten war und die geringste Energie erforderte: das «In-den-Draht-Gehen». Vor dem elektrisch geladenen Stacheldraht, mit dem die Lager umzäunt waren, befand sich eine Todeszone. Wer sie betrat, auf den wurde von den Wachttürmen geschossen. Wenn man nicht getroffen war, tötete die Berührung mit dem Verhau sicher. Tadeusz Paczula erwähnt, dass man in der ersten Zeit in Auschwitz bei langem Appellstehen nach erschöpfender Arbeit häufig Schüsse hörte, die denen galten, die in den Draht gegangen waren. Selbstmörder erweckten damals «keinerlei Aufsehen, niemand wunderte sich, niemand bedau-

erte jemanden, die allgemeine Gleichgültigkeit liess kein Gefühl aufkommen».

Josef Neumann hatte später, als der Vernichtungsapparat in Auschwitz schon aufgestellt war, in Birkenau täglich die Umzäunung der Lagerabschnitte abzugehen: Als Leichenträger musste er die Leichen sammeln. Er sagte darüber: «Es waren in der Regel Selbstmörder, die über Nacht in den Zaun gelaufen sind. Die Zahl war verschieden. Bei holländischen Transporten war sie sehr hoch. Ich erinnere mich, dass sie einmal auf dreissig gestiegen ist. Bei slowakischen Transporten war sie geringer, vielleicht fünf bis zehn. Der Durchschnitt dürfte bei acht bis zwölf täglich gewesen sein. Meistens waren es neue Häftlinge, die in den Draht gelaufen sind, aber auch solche, die schon länger im Lager waren.»

Neumann musste sich auf sein Gedächtnis verlassen, als er zwanzig Jahre später diese Zahlen nannte. Der Arzt Otto Wolken hat im Lager eine Statistik geführt, die er verbergen konnte. Sie bezieht sich auf das Quarantänelager, wohin die von Neumann und anderen als besonders selbstmordanfällig charakterisierten Zugänge eingewiesen wurden, und auf die Periode zwischen dem 20. September 1943 und dem 1. November 1944. Von insgesamt 1902 als verstorben gemeldeten Häftlingen ist nur bei zweien Tod durch elektrischen Strom und bei einem durch Strangulierung angegeben. Die anderen Todesarten, die Wolken in seinen Aufzeichnungen vermerkt hat, deuten nicht auf Selbstmord hin. Es ist allerdings möglich, dass sich Neumanns Angaben auf eine Zeit vor dem Herbst 1943 beziehen; denn auch Simon Laks und René Coudy berichten, dass man in Birkenau im Sommer 1942 in der Nacht häufig Schüsse hören konnte. Sie beschreiben, wie Polen mit niedriger Nummer damals reagiert haben, wenn Juden aus dem Lagerorchester sich das Leben genommen haben: «Als eines Tages die Zahl der Musiker, die am Abend vorher Selbstmord verübt hatten, höher war als gewöhnlich, rief uns einer dieser Herren zusammen und sagte: «Hurensöhne, ich warne euch, wenn ihr weiter in den Draht rennt, bringe ich euch alle um wie Hunde!»»

Angaben über Selbstmorde im Theresienstädter Familienlager widersprechen einander. Während Jehuda Bacon sich erinnert, dass dort die Zahl der Freitode unmittelbar nach der Überstellung nach Auschwitz ebenfalls hoch war, jedoch später absank, schreibt Hanna Hoffmann, die ihre Beobachtungen als Erwachsene und nicht als Kind wie Bacon gemacht hat, dass nur Einzelne in den Draht gegangen sind. Erst als die Liquidierung dieses bis dahin privilegierten Sonderlagers bevorstand, «verloren manche die Nerven und machten ihre Drohung (Selbstmord zu begehen) wahr».

In Einzelfällen war die unmittelbare Ursache von Selbstmorden bekannt. Der Arzt Aron Bejlin wurde in Birkenau von einem eben ins Lager gekommenen holländischen Berufskollegen gefragt, wo er seine Frau und seine Kinder wieder treffen könne, von denen er bei der Ankunft getrennt worden war. Bejlin sagte dem Holländer die Wahrheit, die dieser anfangs nicht glauben konnte. Als er sich jedoch von der Richtigkeit überzeugen musste, da hat er den elektrisch geladenen Zaun berührt. Vera Alexander erinnert sich an eine ungarische Jüdin, die ihr kleines Kind mit sich ins Lager schmuggeln konnte. Als dieses ihr von der SS abgenommen wurde, ist sie in der Nacht in den Draht gegangen.

Auch andere Formen von Selbstmord wurden überliefert: Ein holländischer Arzt nahm Gift, das er bei sich versteckt ins Lager hatte schmuggeln können, wie sich Maurice Schellekes erinnert. Pery Broad schreibt über die russischen Kriegsgefangenen, die im Winter 1941/42 Birkenau aufzubauen hatten: «Der Hunger liess die Menschen wahn-sinnig werden. Leiterwagenweise wurden jeden Abend die Toten in das Krematorium nach Auschwitz gefahren. Die Halbtoten, die diese unbeschreiblichen Qualen nicht mehr zu ertragen vermochten, krochen freiwillig auf die Wagen und wurden dann wie das Vieh totgeschlagen.»

Auch nachdem die erste, furchtbarste Periode des Lageraufbaus abgeschlossen war, sind vereinzelt Fälle von Selbstmord in dieser Form registriert worden. Charlotte Delbo hat Frauen beobachtet, die freiwillig

lig in den Block 25 gingen, wo die Opfer von Lagerselektionen auf ihren Abtransport in eine Gaskammer zu warten hatten. Wenn ein SS-Mann in den sonst streng verschlossenen Block zur Inspektion ging, schlüpfen sie hinter ihm in den Todesblock. Ein tschechischer Häftling hat sich zweimal zu Selektierten geschwindelt, weil er sterben wollte. Beide Male retteten ihn Freunde. Er hat die Lagerzeit überlebt.

Dounia Ourisson-Wasserstrom hat folgende Erinnerung aufbewahrt: «Einmal bin ich durch eine Baracke gegangen, in der die Leichen lagen, die alle nackt waren. Da sah ich, dass sich zwischen den Toten etwas rührte. Es war auch nicht nackt, sondern hatte etwas an. Es war ein junges Mädchen, und es bewegte sich noch. Ich habe es auf die Lagerstrasse herausgezogen und gefragt: ‚Wer bist du?‘ Sie antwortete, sie sei eine griechische Jüdin aus Saloniki. ‚Wie lange bist du hier?‘ – ‚Ich weiss nicht.‘ – ‚Warum bist du hier?‘ Da sagte sie: ‚Mit den Lebenden kann ich nicht mehr leben. Ich will mit den Leichen zusammensein‘. Ich habe ihr ein Stück Brot gegeben.» Knapp beendet Frau Wasserstrom den Bericht: «Am Abend war sie tot.» Zwei Jugoslawinnen sollen in Budy Selbstmord begangen haben, indem sie in die Jauchegrube sprangen, in der sie ertranken.

Kann man noch als Selbstmord bezeichnen, was Feinstein beschreibt? Eines Tages rückte die Strafkompagnie nicht zur Arbeit aus, sondern hatte vor dem Block angetreten stehen zu bleiben. Der Blockführer Eckardt befahl dem Blockältesten, bis zum Abend fünfzig Tote abzuliefern, weil Platz für Neuzugänge gebraucht werde. Der Capo Emil – ein bekannter Mörder mit grünem Winkel – fragte daraufhin die Wartenden, ob jemand nicht mehr leben wolle. «Freiwillige hierher! Ich mache es schnell, sauber und ohne Schmerzen!» Feinstein schreibt, dass einige Dutzend daraufhin zu Emil gingen. «Der erste ist ein junger Bursch von sechzehn Jahren aus Prag. Er beugt sich über einen Hocker und sagt sanft: «Capo, mach es aber schnell!» – Ein Schlag mit dem Knüppel ins Genick des Kindes. – «Der Nächste!»» Das ereignete sich im Februar 1945.

Besondere Umstände verursachten manchmal den Freitod von Häftlingen, die durch gute Positionen im Lager gesichert waren. Die

deutschen Capos Reinhold Wienhold und Walter Walterscheid haben im Bunker Selbstmord begangen. Offenbar hatten sie Foltern der Politischen Abteilung zu befürchten. Als am 27. Oktober 1944 der Fluchtversuch eines der Leiter der Widerstandsbewegung, des Österreicherers Ernst Burger, und dreier Polen verraten worden war, nahmen alle Gift, das sie sich vorsorglich beschafft hatten, offenbar in der Erkenntnis, dass niemand voraussehen kann, ob er nicht unter den unmenschlichen Folterungen der Politischen Abteilung zusammenbrechen werde. Die SS, die Wert auf Verhöre mit den beim Fluchtversuch Ertappten legte, liess sofort allen den Magen auspumpen. Nur bei den Polen Zbigniew Raynoch und Czeslaw Duzel kamen diese Bemühungen zu spät. Die Lagerälteste des Krankenbaus im Frauenlager, Orli Reichert, verübte im Sommer 1945 einen Selbstmordversuch. Nachdem sie von Freundinnen zum Leben zurückgerufen worden war, entschuldigte sie sich damit, dass sie nicht mehr den Tod ständig mitansehen könne.

Vielleicht gibt Anna Sussmann die klarste Antwort auf die Frage, warum die Zahl der Selbstmorde überraschend gering war – und damit die deutlichste Widerlegung der eingangs erwähnten These von Bettelheim. Sie lag im Jahr 1944 im Krankenbau und hatte Selektionen zu fürchten, von denen in erster Linie Jüdinnen betroffen wurden. Sie beschreibt ihre Gefühle dabei: «Mein Herz sagte ehrlich und bewusst: ‚Lieber sollen sie mich nehmen als eine andere‘, und zur gleichen Zeit brach der Wunsch durch, noch einmal Glück zu haben und noch nicht ins Gas zu kommen. ‚Nur nicht erwischt werden!‘, rief es leidenschaftlich in meinem Inneren. ‚Wie konnte es kommen, dass ich zur gleichen Zeit zwei Wünsche hatte? Dabei war ich damals in einer Verfassung, in der ich den Tod als willkommenen Freund begrüsst hätte.‘ Unmittelbar vorher war ihr nach einer Entbindung ihr Kind weggenommen und ermordet worden.

In einem Dokument, das Zelman Lewental bei einem Krematorium vergraben hat, sind folgende Sätze zu entziffern: «Was sie nicht unterscheidet, ist die Tatsache, dass jeder im Unterbewusstsein vom seeli-

schen Lebenswillen, vom Bestreben, zu leben und zu überleben, beherrscht wird. Der Mensch redet sich selber ein, dass es ihm nicht um das eigene Leben gehe, dass es ihm nicht um die eigene Person gehe, sondern nur um das Wohl der Allgemeinheit. Er möchte aus einem oder dem anderen Grund überleben, aus einer oder der anderen Hinsicht, und zu diesem Zweck erfindet er Hunderte von Ausflüchten. Und die Wahrheit ist die, dass man um jeden Preis leben möchte ...»

Eines bestätigen aber alle, die Bombardierungen in Auschwitz durch alliierte Flieger mitgemacht haben: Die Gefangenen fürchteten sie nicht, obwohl sie keine Unterstände aufsuchen durften. Elie Wiesel ist nicht der einzige, der beschreibt, wie ein Bombardement der Buna-Werke die Häftlinge frohlocken liess, obwohl ihre Baracke dadurch erschüttert wurde und eine Bombe, die diese getroffen hätte, den Tod von Hunderten zur Folge gehabt hätte. «Jede Bombe, die explodierte, erfüllte uns mit Freude, gab uns Vertrauen an das Leben zurück», schreibt Wiesel. Beim Bombenangriff auf die Buna-Werke am 20. August 1944 sind 58 Häftlinge getötet und zahlreiche verwundet worden, erinnert sich Erich Kohlhausen. Krystyna Zywulska bezeichnet den ersten Fliegeralarm, der im Frauenlager zu hören war, als «schönste Musik». Als das erste Mal die unmittelbare Umgebung des Lagers bombardiert wurde und die Baracken erzitterten, beteten die Gefangenen, dieses Bombardement möge so lange wie nur möglich dauern.

MUSIK UND SPIELE

Der Tod war ebenso alltäglich wie chronischer Hunger, Blutspuren auf einer Lagerstrasse fielen nicht sonderlich auf – und in demselben Lager wurden Konzerte gegeben. Als Auschwitz aufgebaut wurde, gehörte es bereits zur Tradition der nationalsozialistischen Konzentrationslager, aus Häftlingen eine Kapelle zu bilden. Sie hatte beim Aus- und Einmarsch der Arbeitskolonnen Märsche zu spielen, nicht nur, weil die SS auf pseudomilitärischen Anstrich des Lagerbetriebes Wert legte; die Kolonnen sollten auch deswegen militärisch stramm und exakt ausgerichtet in Fünferreihen durch das Tor marschieren, damit sie leicht abgezählt werden konnten. Dazu war Marschmusik eine gute Unterstützung.

Bereits am 6. Januar 1941 haben Häftlinge mit Instrumenten, die sie sich von zu Hause schicken lassen durften, Musikproben im Block 24 aufgenommen. Da damals das Lager mit Polen belegt war, unter denen sich genügend qualifizierte Musiker befanden, setzte sich das Orchester aus Polen zusammen.

Dem Prestigebedürfnis der Lagerführung entsprach es, die Kapelle nicht bloss im Lager nach dem Morgen- und vor dem Abendappell spielen zu lassen, sondern sie auch zu Konzerten heranzuziehen, die meist sonntags vor der Villa des Kommandanten abgehalten wurden. Da die Kapelle dafür üben musste, wurde ihr ein Proberaum in Block 24 eingeräumt. Aus den Proben wurden bald Konzerte für die Häftlinge. Tadeusz Borowski schildert eine solche Probe:

«Direkt unter dem Puff (in Block 24) ist der Konzertsaal. Es war ziemlich voll und laut hier, die Zuhörer standen an den Wänden entlang, die Musiker stimmten ihre Instrumente, jeder sass dort, wo es gerade Platz gab, verstreut über den ganzen Saal. Gegenüber dem Fenster ist ein kleines, erhöhtes Podium, der Küchencapo (zugleich

Kapellmeister) kletterte da hinauf, die Kartoffelschäler und der Kerl von der Rollwaage (das habe ich vergessen, die Musiker schälen sonst Kartoffeln und bedienen die Loren) fingen an zu spielen.»

Jerzy Brandhuber beschreibt die Wirkung eines Konzertes: «Am Sonntagabend, im Hintergrund die Küche, ein Mansardengebäude mit einem Blumengarten daneben – an den Pulten das Orchester. Häftlinge in weissen Anzügen mit roten Tressen. Ein grosses Symphonieorchester. Ein so arbeitsames Orchester wie nirgends sonst – Pausen nur zum Notenumblättern. Und rundherum eine Menge wie in einem Kurort, eine Menge, nur dass sie weiss-blau ist. Eine über die ganze Breite der Strasse stehende Menge.

Und dann gab es inoffizielle Konzerte. Wenn es am Sonntag regnete, dann ging das Orchester nicht hinaus zum Spielen. Im Musiksaal Stille. Nur etliche Personen sitzen oder stehen verloren im Saal.

Am Klavier ein Ungar, ein Klaviervirtuose, Jude. Als Jude ist es ihm nicht erlaubt, im Orchester zu spielen. Also spielt er allein, wenn der Musiksaal leer ist. Eigentlich spielt er für sich. Er sitzt in einem schäbigen Anzug, in dem weiss-blauen. Spielt und spielt – und ich vergesse beim Hinausschauen durchs Fenster, ich sehe nicht die roten Mauern, ich sehe die Kameraden nicht, die draussen gehen. Er spielt Mozart, Beethoven, Schubert, Bach. Und dann spielt er plötzlich den Trauermarsch von Chopin. Und wenn er aufhört, sitzt er ohne eine Bewegung, die Hände auf den Tasten. Wir verstehen uns alle.»

Die Worte, mit denen Brandhuber diese Beschreibung abschliesst, habe ich häufig auch von anderen gehört: «Das war der einzige Moment, in dem ich das Lager um mich vergessen hatte.» Thomas Geve schreibt, dass es keinen anderen Ort geben kann, wo man die Wirkung der Musik tiefer empfinden könnte. Er war dreizehn Jahre alt, als er in Auschwitz Konzerten zuhörte. Mehr als einmal bin ich in diesem Probesaal gestanden und habe deutlicher als jemals vor- oder nachher die Kraft der Musik gefühlt, die davon kündete, dass es ausserhalb von Auschwitz eine menschliche Welt gab; die den Gesichtern der Lau-

scheden individuelle Züge zu verleihen, die die einen ständig umgebende stumpfe graue Masse aufzulösen vermochte; die einen vor dem Ertrinken im Alltag des Vernichtungslagers zu bewahren half.

Unvergessen bleibt der polnische Schlagzeuger Czeslaw Sowul. Jede Regung seines stets lebendigen Gesichts verbreitete Humor. Mit seinen immer paraten Spässen hat er bei der SS eine gewisse Narrenfreiheit erreicht, die er geschickt nutzte.

Der Ruhm des Auschwitzer Orchesters liess die Führer der anderen Lager nicht ruhen. Bald spielten auch im Männer- und Frauenlager Birkenau, in Monowitz, in Gollerschau – das über mehr als 20 Musikinstrumente verfügte und Konzerte für die Truppe veranstaltete – und in Blechhammer Kapellen. Berühmt wurde ein im Zigeunerlager zusammengestelltes Orchester.

Die anschaulichste Schilderung verdankt man den Mitgliedern der Birkenauer Lagerkapelle Simon Laks und René Coudy. Da in Birkenau nicht so viele polnische Musiker zur Verfügung standen, galt dort das von Brandhuber erwähnte Verbot, Juden in die Kapelle aufzunehmen, nicht. Ihr Capo musste allerdings «Arier» sein. Die beiden beschreiben ihn so: «Seine Funktion hatte er auf Grund seiner angeblich-deutschen Nationalität erhalten. Natürlich schikanierte er uns (die jüdischen Musikanten) ständig, gab uns die unwahrscheinlichsten Befehle und verbitterte unser Leben, das ohnedies schon schwer genug war.»

Das Birkenauer Orchester wurde im Sommer 1942 gegründet. «Der Kern unserer Kapelle bestand aus etwa 15 Häftlingen, die man aus Auschwitz I geschickt hatte, wo es schon seit Langem ein grosses Orchester gab. Sie hatten Nummern zwischen 2.000 und 16.000 und waren deshalb über uns Neulinge absolute Herren. Die meisten von ihnen machten unbegrenzten Gebrauch von ihrer Macht.» In der ersten Zeit waren die Mitglieder des Orchesters auch den periodischen Lagerselektionen unterworfen. Die im Lauf der Zeit eingetretenen Änderungen werden in folgender Beschreibung von Laks und Coudy deutlich: «Unser prächtiges Musikzimmer ist ein Wallfahrtsort für die SS sowie für die Prominenten des Lagers geworden. Fast jeden Abend ertönen

in unserem Block fröhliche Weisen; man singt, man tanzt. Mit Pomp feiert die SS Geburtstage. Sie trinken Schnaps, die Häftlinge servieren.» Dass Häftlinge diesen Schnaps auch zu organisieren hatten, schreiben die Autoren erst gar nicht; es versteht sich für einen «Auschwitzer» von selbst.

Auch im Frauenlager von Birkenau wurde eine Kapelle zusammengestellt. Da die Lagerführerin Mandel besonders musikliebend war, konnte dieses Orchester eine Jüdin zur Kapellmeisterin bekommen, Alma Rosé. Ihr Vater war Konzertmeister der Wiener Philharmoniker gewesen und hatte das weltbekannte Rosé-Quartett geleitet. Alma setzte die Familientradition fort. Sie heiratete einen Holländer und wurde aus diesem Land im Jahr 1945 deportiert. In Auschwitz kam sie auf den Versuchsblock 10. Als dort die Geburtstagsfeier einer Prominenten vorbereitet wurde, suchte man jemanden, der Geige spielen konnte. Rosé meldete sich. Ihr virtuoses Spiel beeindruckte die zur Feier erschienenen Aufseherinnen so stark, dass sie der Lagerführerin von ihr erzählten. Diese liess Rosé ins Frauenlager verlegen und setzte sie als Dirigentin des Orchesters ein.

Alma Rosé blieb selbst in Auschwitz mit ganzer Seele Künstlerin. Sie hat aus der Frauenkapelle ein Orchester gemacht, auf dessen Programm Verdi und Chopin, Strauss und Tschaikowski standen. Unerbittlich instrumentierte und probte sie. Stets suchte sie neue Noten und Instrumente. Sie «dirigiert ruhevoll, als sähe sie nichts um sich her. Sie ist beherrscht, ihre graziösen Bewegungen scheinen nur der Musik hingegeben», schreibt Seweryna Szmaglewska. Alica Jakobovic, die als Lagerläuferin bei Proben zuhören konnte, versichert, dass sie nie Musik so geliebt hat wie damals, als Alma Rosé gespielt hat. Manea Svalbovä findet für ihre Freundin Rosé folgende Worte: «Sie lebte in einer anderen Welt. Ihre Liebe und ihre Enttäuschung, Leid und Freude, ihre ewige Sehnsucht und ihr Glauben, das bedeutete ihr die Musik, die hoch über der Lageratmosphäre schwebte.» – «Sie war nicht nur eine berühmte Künstlerin, sondern auch eine wunderbare Kameradin», bemerken Laks und Coudy.

Lucie Adelsberger ist eine Beschreibung der Frauenkapelle zu ver-

danken: «Die Musik war so etwas wie das Schosshündchen der Lagerleitung, und die Mitwirkenden wurden sichtlich protegiert. Ihr Block war noch gepflegter als der von Schreibstube oder Küche, das Essen reichlich, und die Mädels von der Frauenkapelle waren adrett angezogen mit blauen Tuchkleidern und Kappen. Die Musiker hatten viel zu tun. Sie spielten beim Appell auf, und die Frauen, die erschöpft von der Arbeit heimkehrten, mussten im Takt zur Musik marschieren. Zu allen offiziellen Anlässen wurde die Musik bestellt, zu den Ansprachen der Lagerführer, zu Transporten und wenn einer gehängt wurde. Dazwischen diente sie der Unterhaltung der SS und der Häftlinge im Krankenbau. Im Frauenkonzentrationslager spielte jeden Dienstag- und Freitagnachmittag die Kapelle im Revier, unbeirrt von allen Ereignissen und Selektionen ringsum.»

Obwohl Alma Rosé in einer wesentlich weniger günstigeren Position war als ihr Kollege im Stammlager, der polnische Küchencapo Nierychlo, hat sie nicht so servil wie er um die Gunst der Lagerführung geworben. Im Gegenteil: Es kam vor, dass sie bei einem Konzert mitten im Stück abklopfte, weil sich SS-Aufseherinnen laut miteinander unterhielten und lachten. Als sie von Freundinnen aufmerksam gemacht wurde, dass sie deswegen bestraft werden könne, erwiderte sie lediglich: «So kann ich nicht spielen.» Die Aufseherinnen haben diese Rüge des Häftlings Rosé still zur Kenntnis genommen.

Manea Svalbova vergleicht Rosé mit einem Vogel, der sich nicht daran gewöhnen kann, in einem Käfig festgehalten zu werden, und der sich immer wieder die Flügel blutig stösst. Das Lager griff auch nach dieser sensiblen Künstlerin, die im Barackenmeer von Birkenau in einer Welt der Musik wie auf einer Insel lebte. Alma Rosé ist am 4. April 1944 gestorben. Noch tags zuvor war sie gesund. Um ihren Tod ranken sich Legenden. Die einen vermuten, sie habe sich vergiftet. Rosé hatte oft das Theresienstädter Familienlager besucht. Als dessen Insassen wenige Wochen vorher vergast wurden, war sie gebrochen. Andere wollen wissen, dass sie von eifersüchtigen Häftlingsfunktionärinnen vergiftet worden sei.

Auch in den Lagern, in denen keine Kapelle aufspielte, übte Musik ihre Wirkung aus. Lex van Weren, der mit anderen Juden aus Holland zur Kohlengrube Jawischowitz überstellt worden war, wo besonders schwere Arbeitsbedingungen herrschten, wurde vom Lagerältesten aus dem Arbeitskommando herausgezogen, als dieser entdeckte, dass van Weren – Jazztrompeter von Beruf – auf dem Waldhorn blasen konnte, das sich der Lagerälteste organisiert hatte. Zur Weihnachtszeit musste Lex für den Rapportführer den ganzen Abend lang «Stille Nacht, heilige Nacht» blasen. Zur Belohnung wurde er als Stubendienst eingeteilt und brauchte nicht in die Grube einzufahren. Von den dreihundert Juden, die mit van Weren gleichzeitig nach Jawischowitz gekommen waren, lebten nach einiger Zeit nur mehr fünfzehn. Unter ihnen Lex van Weren, dem seine Kunst und das Waldhorn das Leben gerettet hatten.

Seweryna Szmaglewska erzählt von einer fünfzehnjährigen Griechin – Alegri mit Namen –, die eine wunderbare Stimme hatte. Häufig wurde sie während der Arbeit von Vorgesetzten aufgefordert zu singen. «Alegri beginnt zu singen, und das erste Wort ihres Liedes, das nun über die Teiche und Wiesen Oberschlesiens dahinzieht, ist ‚Mama‘. Es klingt genauso, wie es bei uns in Polen alle Lippen aussprechen, es hat den gleichen Akzent, an den das polnische Ohr gewöhnt ist. Und in dem Refrain des griechischen Liedes kehrt dieses Wort, in dem der Ruf, die Sehnsucht und die Liebe liegen, immer wieder», schreibt Szmaglewska.

Auch eine andere griechische Weise hat sich Szmaglewska eingeprägt: «Alegri singt noch ein anderes Lied. Es beginnt mit den Worten ‚o thalme chasis‘, was angeblich bedeutet: ‚Oh,kehr zurück!‘ Ein Lied der Sehnsucht. Das Wort ‚nostalgia‘ kehrt einige Male wieder. Dieses Lied ist aussergewöhnlich melodisch, und seine Halbtöne der Trauer und Sehnsucht sprechen zu uns allen.» Alegri ist in Auschwitz gestorben; ihr konnte die Musik nicht das Leben retten.

Zofia Posmysz beschreibt eine Frau, die im Aussenlager Budy wegen ihrer schönen Stimme die «Sängerin» genannt wurde. Sie musste

den Wachleuten der SS deren Lieblingslieder vorsingen. «Einmal gab ihr ein Posten, ein Lette, den Rest seiner Mittagssuppe, und dann riet er ihr, sie soll, um ihren hellen Teint zu erhalten und sich gegen die starke Sonne zu schützen, das Gesicht mit Urin waschen. Ein anderes Mal fragte sie ein Rottenführer, wie alt sie sei und aus welchem Grund sie sich in Auschwitz befinde.» Posmysz gibt zu verstehen, wie aussergewöhnlich ein derartiges persönliches Interesse an einem Häftling war. Obwohl sich die «Sängerin» in der Strafkompagnie befand, wurde ihr die schwerste Arbeit erlassen. Dafür musste die Polin den deutschen Text der Lieder lernen und in den Arbeitspausen singen.

Auch der italienische Sänger Emilio Jani wurde seiner Stimme wegen bevorzugt. Er hat deshalb seinem Erlebnisbericht den Titel gegeben: «Mich hat meine Stimme gerettet».

So stark mich die Konzerte in Block 24 mit ihrem klassischen Programm beeindruckt haben, wenn ich an Musik in Auschwitz denke, dann kommen mir auch banale Lieder ins Gedächtnis. Die aussergewöhnliche Situation, in der ich sie hörte, hat wohl zu dem tiefen Eindruck beigetragen. Ich hatte in einer Bunkerzelle auf mein Schicksal zu warten. In einer anderen Zelle war eine Zeitlang ein Deutscher eingesperrt, der zu singen pflegte, wenn uns die Geräusche von Türen und Schlüsseln verraten hatten, dass kein SS-Mann im Keller war. Offenbar stellte er sich bei seinem Gesang unmittelbar an seine Zellentür, denn seine Stimme war gut zu hören. Schmachkend und schluchzend sang er immer wieder: «Hast du da oben vergessen auf mich.» Seither kann ich diese Melodie nicht hören, ohne die Atmosphäre des Bunkers von Auschwitz gegenwärtig zu haben. Als ich in den Bunker eingeliefert wurde, hat mich eine simple Schlagermelodie gepackt wie kaum jemals ein ernstes Musikstück. Ich schreibe darüber:

«Jetzt haben sie mich am Kragen, und ich bin ganz wehrlos. Ein Radio grölt durchs Fenster herein, über mir muss die Wachstube sein.

Werd' ich hier lebend herauskommen? Was werde ich noch alles durchmachen müssen, bis es soweit ist?

Ich geh' auf und ab. Ich war doch immer darauf gefasst, dass es einmal so kommt. Dass ich etwas riskiere, hab' ich immer gewusst. Wenn vier Millionen in Auschwitz gestorben sind, werd' ich auch zu sterben wissen. Langsam kriecht der Schatten des Gitterfensters an der Mauer weiter.

Ich setz' mich hin. Schwer wird's schon werden. Der Lautsprecher spielt ein neues Lied. Zuerst leise einschmeichelnde Takte, dann eine Frauenstimme. Es klingt so, als ob sie ganz nahe wäre: ‚Franzl, ganz Wien lässt dich grüssen .. .' – Ganz Wien lässt dich grüssen! Mir wird heiss. Ich leg' mich auf die Decken.

Wahrscheinlich ist es ein ganz gewöhnlicher Schmachtfetzen, aber mir ist's, als hätte ich während des Liedes Abschied genommen.»

In Auschwitz wurde nicht nur musiziert, es wurde auch Sport betrieben. Schon im Frühling 1941 sind im Stammlager Fussballspiele ausgetragen worden. Tadeusz Borowski beschreibt einen Fussballplatz in einem Birkenauer Lagerabschnitt, der unmittelbar an die Krematorien grenzte. Dort hat auch Jehuda Bacon – damals ein Kind – gespielt, einmal spielte der gefürchtete Blockführer Stefan Baretzki mit. Siegfried Halbreich erzählt von Fussballmatches im Monowitzer Erziehungslager. Selbstverständlich haben sich nur besser genährte Häftlinge sportlich betätigen können. Marc Klein erinnert sich an Fussballschlachten wohlgenährter Prominenter. Häufig schauten dabei SS-Leute zu.

Selbst im Hof des Krematoriums wurde gespielt. Miklos Nyzsli beschreibt ein Match, in welchem SS gegen SK – also Bewacher gegen Häftlinge des Sonderkommandos – angetreten waren. Die Zuschauer erregten sich, lachten und schrien wie auf jedem anderen Sportplatz der Welt, schreibt Nyzsli.

Am nachhaltigsten forderte die SS den Boxsport. Teddy Pietrzykowski – ein polnischer Amateurboxer – war wohl der bekannteste Boxer im Stammlager. An einem arbeitsfreien Sonntag im Frühling 1941 haben einmal deutsche Capos miteinander geboxt, SSler schauten zu. Nachdem der Capo Walter – ein Berufsboxer – seine Partner erledigt hatte, wurden neue gesucht.

«Wer mit Walter boxt, bekommt Brot», wurde gelockt. Teddy hat sich gemeldet und Walter zum Aufgeben gezwungen. Walter hat Teddy nicht nur Brot, sondern auch Margarine und Wurst gegeben und dafür gesorgt, dass Teddy in ein «nahrhaftes» Kommando kam – in den Kuhstall. Die SSler hatten Feuer gefangen, organisierten richtige Boxhandschuhe, der Kommandoführer der Küche, begeisterter Zuschauer, belohnte Teddy nach jedem Kampf mit einem Kessel Suppe. «Insgesamt habe ich in Auschwitz vielleicht gegen dreissig oder vierzig Personen geboxt», schätzt Teddy. SS-Männer schauten regelmässig zu und schlossen Wetten ab. Als Teddy im Frühling 1943 einem Transport nach Neuengamme zugeteilt wurde, gab ihm der Kommandoführer der Küche Boxhandschuhe mit. Tatsächlich hat Teddy auch in Neuengamme Boxkämpfe absolviert. Vielleicht war es ein Kampf des Capos Walter gegen Teddy, den Tadeusz Borowski beschreibt. Er schildert das Gespräch von Zuschauern, als ein deutscher Capo namens Walter mit einem Polen in der alten Wäscherei boxte: «Schau mal hin, auf dem Kommando legt er (eben Capo Walter) einen Muselman mit einem Schlag um, wenn er will, und hier – drei Runden und nichts. Hat auch noch eins in die Fresse gekriegt. Offenbar zuviel Zuschauer, was?»

Auch im Aussenlager Janina wurden Boxkämpfe veranstaltet, die das Steckenpferd des Lagerführers Kleemann waren, wie sich Max Kasner erinnert. Im Sommer 1944 schauten einmal auch die Herren der Grubenleitung einem Boxkampf zu. Der Rapportführer Wilhelm Claussen, der für den Sportbetrieb der Truppe verantwortlich war, rühmte sich in amerikanischer Haft, wie er den Boxsport der Häftlinge im Jahr 1944 gefördert habe: «Ich persönlich sass doch bei fast jeder Veranstaltung bei ihnen. War es nicht ein Aufatmen, als ich mich selbst an den Boxring stellte?», suchte er sich schön zu machen. Für die Akteure unter den Häftlingen brachten solche Kämpfe sehr konkrete Vorteile – zusätzliches Essen.

Später organisierte die Lagerführung auch Filmvorführungen. Ich habe Zarah Leander das erste Mal in Auschwitz gesehen. Allerdings

ist mir der überfüllte Raum und die beklemmend schlechte Luft darin deutlicher in Erinnerung geblieben als die Schauspielerin oder der Film. Thomas Geve beschreibt die Wirkung eines Filmes auf ihn, der als halbes Kind in Auschwitz war. Die so ganz andere Welt voll Eleganz und das im Film dargestellte Familienleben haben auf ihn den stärksten Eindruck gemacht. Er wäre zwar als Jude von solchen Vorführungen ausgeschlossen gewesen, aber durch die Protektion eines deutschen Kriminellen konnte er zuschauen. Karten wurden damals nur an Deutsche und Polen ausgegeben, erinnert sich Geve. Marc Klein schliesst seine Schilderung eines Filmbesuches mit den Worten ab: «Wie wenig braucht der Mensch, um sich von den Ängsten der ihn umgebenden Welt zu lösen, und wenn diese noch so grausam sind!» Nur bei Louise Alcan ist eine andere Reaktion auf Filmvorführungen nachzulesen. Sie schreibt, dass die Hälfte der weiblichen Häftlinge von Rajska den Besuch einer Filmvorführung verweigert hätten.

Der Lagerführer Hössler, der der Vorführung selbst beiwohnte, habe nachher die Frauen gefragt, ob sie nun zufrieden wären. Alcan glaubt, dass Hössler damit die Häftlinge verhöhnen oder von gefährlichen Gedanken ablenken wollen. Ich glaube das nicht. Manchmal werden hinter jeder Massnahme der SS teuflische Absichten vermutet. Meiner Erfahrung nach sollte das Raffinement der SS nicht überschätzt und ihre durch totale Abstumpfung entstandene Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit sowie die Auswirkung eines bürokratischen Schematismus nicht unterschätzt werden. Ich glaube, dass Filmvorführungen, Sportveranstaltungen und auch Konzerte organisiert wurden, weil jede Lagerführung einem gewissen Prestigebedürfnis nachgegeben hat, keine wollte vor der anderen zurückstehen. Filme und Vorführapparate standen für die Truppenbetreuung zur Verfügung, es kostete also keine zusätzliche Mühe, wenn sie auch für das Lager eingesetzt wurden.

Ein Beispiel kenne ich genau: In den Häftlingsunterkünften wurden eines Tages Plakate angeschlagen, auf denen gross eine Laus abgebildet war. Daneben stand in Deutsch und Polnisch:

«Eine Laus – dein Tod.» Häufig wird dieses Plakat als Gipfel der Verhöhnung bezeichnet, da die SS den Häftlingen in vielfältiger Form immer wieder den Tod bereitete, vor dem das Plakat warnen sollte. Ich kenne seine Entstehungsgeschichte: Der Vorgesetzte des Standortarztes drängte auf energische Bekämpfung der Fleckfieberepidemie in Auschwitz, die auf Truppe und Zivilbevölkerung übergegriffen hatte. Da diese Krankheit von Läusen übertragen wird, musste die Läuseplage beseitigt werden. Der Standortarzt wollte dafür die Mithilfe der Gefangenen gewinnen und fragte mich eines Tages, ob man nicht ein Plakat entwerfen soll, das zur Bekämpfung der Läuse aufruft. Ich bejahte das, weil ich damit einen weiteren Gefangenen in unser gutes Kommando bringen wollte. Tatsächlich gelang es auf diesem Weg, den polnischen Künstler Zbigniew Raynoch – allgemein Zbyszek genannt – als Zeichner ins Kommando zu bekommen. Zuerst hatte er dieses Plakat zu entwerfen, später wurden ihm andere zeichnerische und graphische Aufgaben übertragen. Zbyszek blieb bei uns. Das Plakat hat also einem Gefangenen geholfen.

Fussball, Boxkämpfe, Zarah Leander hinter elektrisch geladenem Stacheldraht, Beethovenkonzerte von Häftlingen für Häftlinge im Vernichtungslager – mag sein, dass mancher, der davon erfährt, nicht begreifen kann, dass die Opfer bereit waren, in Auschwitz Musik zu hören und Filme zu sehen. Wer das nicht billigt, müsste eigentlich konsequent den Gefangenen vorwerfen, dass sie nicht Selbstmord begangen haben. Denn der Instinkt des Überlebens lässt einen überall, wo es nur möglich ist, nach Ablenkung suchen.

Für die graue Masse der Parias gab es freilich weder Kino noch Sport oder Konzerte.

KANADA

Das «Organisieren» – wie das Aneignen von fremden Gütern, die noch nicht verteilt waren, genannt wurde – gehörte zur Tradition der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Es bot der Wachtruppe die willkommene Möglichkeit, sich zu bereichern; die Gefangenen mussten organisieren, wenn sie nicht untergehen wollten.

Jean Améry beschreibt das Dilemma, vor welches sich jeder gestellt sah: «Man musste stets rasiert sein, aber strengstens war verboten, Scherzeug zu besitzen, und zum Barbier kam man nur einmal in vierzehn Tagen. Es durfte am Zebragewand bei Strafe kein Knopf fehlen, wenn man aber bei der Arbeit einen verlor, was unvermeidlich war, dann gab es praktisch kaum die Möglichkeit, ihn zu ersetzen.»

Georges Wellers zählt die Alternativen auf, die ein Häftling hatte, wenn ihm seine Mütze abhandenkam. Er musste entweder selbst eine von einem Kameraden stehlen oder einen Freund haben, der eine solche Position innehatte, dass er eine Mütze organisieren konnte. Ohne Mütze war ein Häftling Prügel und Strafen ausgesetzt, die sein Ende bedeuten konnten.

Aus der Perspektive eines Blockältesten sieht dasselbe Problem etwa so aus, wie es Emil Bednarek schilderte: «Über Nacht stahlen sich die Häftlinge gegenseitig die Schuhe oder schnitten die Knöpfe von den Mänteln ab. Sie schlugen sich auf den Stuben gegenseitig blutig. In solchen Fällen schlug ich beide Teile. Wenn die Häftlinge ausmarchierten und ein SS-Mann bei der Blockführerstube feststellte, dass jemand an seinem Mantel keine Knöpfe hatte, dann wurde der Blockälteste geholt und bekam Prügel.»

Die Praxis, die sich aus dem System des Organisierenmüssens herausbildete, beschreibt anschaulich Primo Levi, der seine Erfahrungen ebenso wie Améry und Wellers in Monowitz gesammelt hat: «Laut

Lagerordnung müssen die Schuhe jeden Morgen gefettet und gewichst werden, und jeder Blockälteste ist der SS gegenüber dafür verantwortlich, dass die gesamte Belegschaft seines Blockes diese Vorschrift befolgt. (In Levis Buch wird das ungebräuchliche Wort «Baracke» verwendet, weil der Übersetzer den Lagerjargon anscheinend nicht beherrschte.) Demnach sollte man annehmen, dass jeder Block von Zeit zu Zeit Schuhfett zugeteilt bekommt. Doch so ist das nicht; der Mechanismus ist ein ganz anderer. Nun muss vorausgeschickt werden, dass jeder Block abends ein Quantum Suppe erhält, das bedeutend mehr ist als die Summe der regulären Rationen; der Überhang wird nach dem Ermessen des Blockältesten verteilt, der ihm zunächst die Gaben für seine Freunde und Schützlinge entnimmt und sodann die geschuldeten Diäten für den Ausfeger, die Nachtwachen, die Läusekontrolleure und alle anderen Prominentenfunktionäre des Blocks. Was dann noch übrig ist (und jeder gewissenhafte Blockälteste richtet es so ein, dass immer etwas übrig ist), dient eben für den Einkauf.

Alles andere versteht sich von selbst: Diejenigen Häftlinge, denen sich in Buna die Gelegenheit bietet, ihren Essnapf mit Fett oder Maschinenöl zu füllen (oder auch mit anderem; jede schwärzliche und fettige Substanz wird als geeignet befunden), klappern abends nach der Rückkehr die Blocks ab, bis sie einen Blockältesten gefunden haben, dem dieser Artikel ausgegangen ist oder der sich einen Vorrat anlegen will. Im Übrigen hat fast jeder Block seinen eigenen Lieferanten, mit dem ein Tagessold unter der Voraussetzung vereinbart wurde, dass er das Fett immer dann liefert, wenn der Vorrat zur Neige geht.»

Wie jeder Blockälteste – auch der gewissenhafteste – gezwungen war zu organisieren, soll ein weiteres Beispiel aus dem Stammlager zeigen. Dort waren die Häftlinge in gemauerten Häusern untergebracht. Die Blockführer kontrollierten stets, ob alles sauber war; auch ob die Wände in den Stuben und Gängen nicht abgeschabt waren. Fand er sie zerkratzt, dann befahl er Strafexerzieren, Essenentzug oder ähnliches.

Im Lager hatte alles schnell zu geschehen: In der Früh musste man

trachten, möglichst als erster in den Waschraum zu kommen, um dort Platz zu finden. Zum Appell hatte man rasch anzutreten, denn den letzten drohten Prügel. Bei der Essenausgabe war es vorteilhaft, vorne in der Reihe einen Platz zu finden, dann hatte man grössere Aussicht auf Nachschlag. Auf einem Block lebten bis zu tausend Häftlinge. Die Gänge waren eng. Bei dem ständigen Geschiebe und Gedränge, eine Folge des ewigen Hetzens und Jagens, verkratzen und verschmutzten die Gangwände rasch. Ein guter Blockältester hatte dafür zu sorgen, dass sein Block neu ausgemalt wurde, bevor es zu Bestrafungen kam. Offiziell fasste er jedoch niemals Farbe. Er konnte sie ohne Weiteres organisieren, es gab genügend Arbeitskommandos, denen Farbe zugeteilt wurde. Aber der Blockälteste brauchte Zahlungsmittel. Ihm stand nur eines zur Verfügung: die Rationen, die auf den Block kamen.

De Wind beschreibt, wie ein Block, der dem Krankenbau neu zugeteilt worden war, gestrichen wurde: «Die Farbe für die Betten und die Türen wurde mit Brot und Margarine bezahlt, welche die Kranken dafür weniger bekamen.» Dergleichen geschah keineswegs heimlich. Der Rapportführer Oswald Kaduk erwähnte einmal vor dem Frankfurter Gericht als Beispiel Folgendes: «Wenn ein Blockältester sich bei der Blockführerstube meldet, um das Lager zu verlassen, und sagt: «Ich möchte zu den Malern, um Farbe für meinen Block zu organisieren», dann hab' ich ihn hinausgelassen.»

Ein Blockältester, der den ihm Anvertrauten Schikanen und Strafen ersparen wollte, hatte ferner den Blockführer zu bestechen. Wurde dieser vom Blockältesten «in Verpflegung» genommen, dann konnte man auch mit ihm reden. Unter diesen Umständen war die Versuchung für einen Blockältesten sehr gross, nicht nur für Zwecke, die allen dienten, etwas von den Lebensmittelrationen abzuzweigen, sondern auch für sich und seine Günstlinge.

Mit schonungsloser Offenheit schreibt der ehemalige deutsche Blockälteste Emil de Martini, dass von den Lebensmittelrationen vom Blockältesten angefangen bis zum Blockfriseur so viel hängen blieb,

dass diese genug hatten. «Es gab auch Blockälteste, die noch ihren Blockführer an diesem Raub teilhaben liessen und ihm bei jeder Portionsausgabe auf Kosten der Häftlinge 4 bis 5 Pakete Margarine zu steckten.» Dem Blockältesten der Strafkompagnie, Emil Bednarek, wurde vorgeworfen, dass er einen Wecken Brot auf fünf oder gar auf sechs Mann aufgeteilt habe statt auf vier. Wieso das möglich wurde, erklärt eine Bemerkung de Martinis: «Wer es wagte, gegen einen Capo oder Blockältesten Beschwerde zu führen, ging unweigerlich durch den Kamin.»

Derselbe Blockälteste, der bedenkenlos die Rationen kürzte, hat voll ehrlicher Empörung hart zugegriffen, wenn auf seinem Block ein Brotdieb ertappt wurde: Denn die Moral des Lagers besagte, dass bereits verteiltes Brot nicht mehr organisiert werden darf. Vergreift sich jemand daran, dann wird er als Kameradschaftsdieb verfolgt.

Rudolf Vrba schildert die Zustände auf Block 18, wo häufig Brotdiebstähle vorkamen: «Wir lebten unter Wölfen, in einem Rudel verhungerner, erbarmungsloser Wölfe.» Vrba beschreibt, wie die Selbstjustiz in Aktion trat: Es war Nacht. «Plötzlich erhob sich eine Klage der Verzweiflung und ein Schrei: ‚Mein Brot ... mein Brot!‘ Wir hörten das Schlurfen von einem halben Dutzend Füßen, einen dumpfen Schlag, ein Gewirr leiser Verwünschungen und einen Aufschrei, der erstickt wurde und in ein Stöhnen überging. Dann – Stille. Verschwommen sah ich in dem engen Gang zwischen den Kojen eine Gestalt mit dem Gesicht nach unten liegen. In der Koje unter mir beugte sich ein älterer Häftling hinaus und beobachtete alles mit stiller Neugier. Ich fragte ihn: ‚Was geht vor?‘

‚Irgendein gemeines Schwein hat einem Muselmann das Brot gestohlen. Der arme Teufel war zu schwach, um aufzustehen und es sich zurückzuholen.‘

‚Und was dann? Haben die anderen ihn verprügelt?‘

‚Totgeschlagen haben sie ihn – natürlich. Es hat doch keinen Zweck, einen solchen Schweinehund nur zu verprügeln. Das war das

Gesetz im Block 18. Wenn ein Mann deine Verpflegung stahl, wurde er umgebracht. Warst du nicht kräftig genug, das Urteil selbst zu vollstrecken, gab es Henker. Es war eine brutale Justiz, aber sie war gerecht, denn einen Mann seiner Verpflegung zu berauben war Mord.»

Doch auch die härteste Selbstjustiz konnte Diebstahl nicht völlig eindämmen. Manche haben das Stehlen zur Perfektion ausgebildet, wie Olga Lengyel schreibt: «Mütter aus angesehenen Familien, die niemals fähig gewesen wären, sich auch nur das Geringste anzueignen, stehlen hier ohne die geringsten Skrupel.» Ihr wurde einmal von der Frau eines der reichsten ungarischen Industriellen ein Löffel gestohlen. «Nur wer eine ausserordentliche moralische Stärke besass, konnte in Birkenau die volle Kontrolle über seine Instinkte behalten», resümiert Lengyel. Auch Macha Ravine hat Frauen, die seinerzeit einen würdigen Platz in der Gesellschaft eingenommen hatten, verbissen um Kleiderfetzen raufen gesehen. Der Pole Jozef Stemler berichtet von einem Staatsanwalt, der einem Bauern dessen Brot gestohlen hatte. Ich erinnere mich an Geistliche, die ebenfalls zu Brotdieben wurden.

Eugen Kogons Beobachtungen gelten nicht bloss für Buchenwald: «Es hat genug Direktoren und höhere Staatsbeamte gegeben, die als KL-Gefangene, auch wenn sie es nicht gerade unbedingt nötig hatten, über kartoffelschalengefüllte Eimer herfielen, um sich Essensreste zu ergattern, oder die gar Brotdiebe wurden.»

Nicht nur die allgemeine Demoralisation und der nackte Kampf ums Dasein brachte die Menschen so weit: «Kann man überhaupt verstehen, was es bedeutet, einen Schnupfen zu haben ohne ein Taschentuch, Durchfall, ohne ein Stück Papier zu besitzen?» Diese Frage Erich Altmanns mag andeuten, unter welchem Zwang diejenigen standen, die sich an der Habe ihrer Kameraden vergriffen haben.

In Auschwitz steigerte sich die Korruption, das System des Organisierens, das alle Lager beherrscht hat, ins Unvorstellbare; denn im Vernichtungslager gab es Kanada. In den Effekten der deportierten Ju-

den, die diesen an der Rampe abgenommen worden waren, befanden sich – offen und öfter noch verborgen – Wertgegenstände aller Art. Solange das Gepäck nicht sortiert und registriert war, konnte sich jeder unkontrolliert aneignen, was ihm gefiel, Häftling ebenso wie SS-Angehöriger. Er musste sich nur Zugang zu Kanada verschaffen und einen Weg ausfindig machen, um die angeeigneten Güter wegzubringen. Dabei waren SS-Angehörige und Häftlinge aufeinander angewiesen: Der organisierende Häftling musste den SS-Mann bestechen, um vor seiner Kontrolle sicher zu sein, der SSler, der sich in Kanada etwas aneignen wollte, benötigte dazu Gefangene, denn er konnte nicht selbst unbemerkt in den Bergen von Gütern wühlen und aus wählen. Otto Graf, der zeitweise in der Devisenabteilung der Standortverwaltung arbeitete, gab vor einem Wiener Gericht eine eindrucksvolle Beschreibung der Zustände. Er war damit beschäftigt, das Geld zu sortieren und zu zählen, das den Ankommenden an der Rampe abgenommen wurde. «Das Geld ist kofferweise hereingekommen, es war mit den Füßen in die Koffer hineingetreten worden», sagte Graf. Wie leicht man zugreifen konnte, bevor die Koffer vollgestampft waren, kann man sich vorstellen.

Die Möglichkeiten waren freilich sehr unterschiedlich. Ein Wachposten auf dem Turm musste mit Abfällen vorliebnehmen, während ein SS-Mann, der kraft seiner Funktion Zutritt ins Lager hatte, Mittel und Wege fand, um an Kanada heranzukommen. Ein Häftling aus einem Kommando, das mit Kanada in Berührung kam, konnte zugreifen, wenn er geschickt genug war, alle Mitwisser zu beteiligen. Wer in Kommandos wie zum Beispiel SS-Küche oder Schlachthaus arbeitete, vermochte sich in den Besitz von Tauschobjekten zu setzen, mit deren Hilfe er sich Güter aus Kanada beschaffen konnte. Wer in der Kiesgrube oder beim Strassenbau zur Arbeit eingeteilt war, blieb von der Organisation ausgeschlossen. Wer auf Grund seiner Funktion Bewegungsfreiheit hatte, konnte sich Schleichwege eröffnen, die auch zu Kanada führten. Dem namenlosen grauen Häftling, der sich nie der Kontrolle seiner Vorgesetzten entziehen konnte, waren alle Wege

dorthin versperrt. Während diese verzweifelt die Abfälle nach Ge-
niessbarem durchsuchten, verschmähten Prominente, die an der Quel-
le sassen, die Lagerkost.

Das soziale Gefälle, das ich in Dachau und Neuengamme kennen-
lernte und das den Funktionär aus der grauen Masse der Namenlosen
weit heraushob, schrumpft zur Bedeutungslosigkeit zusammen, ver-
gleicht man es mit dem Unterschied zwischen einem Prominenten in
Auschwitz und einem Muselmann.

Höss beschreibt die Zustände in Auschwitz: «Für das Lager ent-
standen durch die Juden-Wertsachen nicht abzustellende ungeheure
Schwierigkeiten. Demoralisierend für die SS-Angehörigen, die nicht
immer so stark waren, um sich den Verlockungen der leicht zu errei-
chenden jüdischen Wertsachen zu entziehen. Auch die Todesstrafe
und schwerste Freiheitsstrafen konnten nicht genug abschrecken. Den
Häftlingen eröffneten sich durch die Juden-Wertsachen ungeahnte
Möglichkeiten. Die meisten Fluchten sind wohl damit in Verbindung
zu bringen. Durch das leicht zu erlangende Geld oder Uhren, Ringe
usw. wurde mit SS-Angehörigen und Zivilarbeitern alles eingehan-
delt. Alkohol, Rauchwaren, Lebensmittel, falsche Papiere, Waffen
und Munition waren das Alltägliche. In Birkenau verschafften sich die
männlichen Häftlinge nachts Zugang ins Frauenlager, sie erkaufte
sich sogar einige Aufseherinnen. Dadurch litt natürlich auch die all-
gemeine Lagerdisziplin. Die im Besitz von Wertsachen waren, konnten
sich bessere Arbeitsplätze, konnten sich die Zuneigung der Capos und
Blockältesten erkaufen, ja sogar Daueraufenthalt im Revier mit bester
Versorgung. Trotz schärfster Kontrolle konnten diese Zustände nicht
abgestellt werden. Das Judengold wurde dem Lager zum Verhängnis.»
In dieser anschaulichen Schilderung fehlt nur der Hinweis darauf, dass
die allgemeine Korruption deshalb nicht eingedämmt werden konnte,
weil auch der Kommandant mit beiden Händen zugegriffen hat.

Ota Kraus und Erich Kulka beschreiben aus der Sicht des Häftlings
die Auswirkungen Kanadas in Birkenau, wo sie am stärksten waren,
grenzten doch die Baracken, in denen Kanada untergebracht war, un-

mittelbar an diesen Lagerkomplex: «In den Kleidungsstücken und Schuhen, die von den vernichteten jüdischen Transporten zurückblieben, waren viele kostbare Sachen verborgen. Die Kanada-Häftlinge, die die Gegenstände sortierten, brachten insgeheim und unter Gefahr grosse Kostbarkeiten ins Lager. Dort erhielten sie dafür Lebensmittel, Kleidung, Schuhe, Alkohol und Zigaretten, die von Zivilangestellten und SS-Leuten ins Lager geschmuggelt wurden. Einen Häftling, der organisierte, erkannte man auf den ersten Blick. Er war besser gekleidet und besser ernährt. Das allerdings nutzten die SS-Leute und die Häftlingsvorgesetzten aus. Sie verfolgten solche Organisatoren, kontrollierten und erpressten sie. So bildete sich ein regelrechtes Bestechungssystem auf Grund des Faustrechts. In ihren Arbeitskommandos hielten sich die Capos ganze Gruppen von Häftlingen, die für sie organisieren mussten. Wenn man den Häftling beim Organisieren erwischte, nahm ihn der Capo niemals in Schutz, im Gegenteil, er leugnete, mit ihm in irgendeiner Verbindung gestanden zu haben.

Die SS ging mit strenger Miene von Block zu Block und nahm zum Schein Durchsuchungen vor. Der einzige und ausschliessliche Zweck ihrer Besuche war die Erpressung der Blockältesten, die ihnen alles liefern mussten, was sie wünschten. Wollte der Blockälteste diesen Wünschen nachkommen, musste er auf jene Häftlinge Druck ausüben, die die Sachen für die SS-Leute beschaffen konnten; dafür gab er ihnen einen vorteilhaften Platz im Block, teilte ihnen mehr Essen zu und ging mit ihnen besser um. Drohte einem Häftling Gefahr, dass über ihn Meldung erstattet würde, konnte er sich durch seine Beziehungen retten. Die SS hatte unter den Häftlingen Vertrauensleute, die gegen eine Bestechung vermittelten, dass eine Meldung unterblieb. Diese Korruption ging so weit, dass eine Meldung aufgehoben werden konnte, wenn sie schon beim Lagerkommandanten selbst angelangt war, falls man über genug Gold und Geld verfügte.»

Albert Menasche, der dem Kommando zugeteilt worden war, welches an der Rampe die Gepäckstücke der Deportierten zu sammeln und zu verladen hatte, berichtet von regelrechten zwischen Häftlingen

und Wachposten abgeschlossenen Pakten: Gold, Juwelen und ähnliche Wertgegenstände, die die Häftlinge an der Rampe fanden, waren den Posten abzugeben, wofür diese gestatteten, dass sich die Gefangenen Lebensmittel und Kleidungsstücke behielten.

Stefan Baretzki sagte vor Gericht aus: «Als Blockführer musste ich turnusweise zur Rampe gehen, wenn ein Transport ankam. Ich hatte nur die Häftlinge des Kanada-Kommandos hinzubringen und konnte dann praktisch Weggehen. Ich bin aber nicht weggegangen, denn es gab ja dort etwas zu organisieren. Ich hatte ja Hunger wie die Häftlinge auch.»

Dass es den Posten nicht nur ums Essen ging, schilderte demselben Gericht Rudolf Gibian, der dem Kanada-Kommando angehört hatte. Er hatte eines Tages erfahren, dass seine Mutter mit einem Transport angekommen war. Nachdem er sie gefunden und kurz gesprochen hatte, suchte er unter den Habseligkeiten, die sein Kommando zu verladen hatte, diejenigen seiner Mutter aus, um sie ins Lager zu schaffen, das durch einen elektrisch geladenen Zaun von der Rampe getrennt war: «Ich habe das so gemacht», sagte Gibian, «dass ich eine Uhr auf den Boden gelegt, sie dem Posten gezeigt und ihn gebeten habe, mir zu helfen. Der SS-Posten nahm die Uhr, ging weg, und ich warf das Paket über den Zaun.»

Je höher der Dienstgrad eines SS-Angehörigen, je einflussreicher die Funktion eines Häftlings, umso grosszügiger wurde bestochen. Der Arbeitsdienst im Stammlager Jerzy Pozimski hat einmal seinem Vorgesetzten, dem SS-Unterscharführer Wilhelm Emmerich, eine ganze Schuhschachtel voll mit Uhren zukommen lassen. Er konnte sich so viele Uhren beschaffen, denn jeder wollte mit dem Arbeitsdienst auf gutem Fuss stehen. Dass Emmerich nach derlei Gaben genötigt war, Pozimski gewähren zu lassen, wenn dieser spezielle Wünsche hatte, versteht sich. Pozimski, der im Alltag die SS-Männer der Dienststelle mit Essen zu versorgen hatte, erzählte mir noch folgende Episode: Sein höchster Chef, SS-Hauptsturmführer Heinrich Schwarz, war ein-

mal zu einer Hochzeit eines ihm unterstellten SS-Mannes eingeladen. Er rief Pozimski zu sich und forderte ihn auf, einen Geschenkkorb voll von Flaschen mit verschiedenen Alkoholika vorzubereiten. Der Korb war rechtzeitig zur Stelle. Pozimski wurde von Schwarz nicht gefragt, wie er ihn beschaffen konnte. Zusammenfassend sagt Pozimski: «Ich habe für alle organisiert.»

Wie sehr Häftlinge und Bewacher durch die allgemeine Korruption miteinander verbunden wurden, mag eine Episode zeigen, die mir Alexander Prinz erzählt hat: Als Kutscher kam er in alle Lager und hatte ausgezeichnete Möglichkeiten, organisierte Güter auf seinem Pferdefuhrwerk zu transportieren. Im Frauenlager wurde er einmal von SS-Oberscharführer Moll gerufen, dem Chef der Krematorien. Moll, der Prinz kannte, trug ihm auf, einen Sack, welchen ihm die SS-Küchenchefin Franz geben werde, aus dem Lager zu seinem Haus Nummer 184 zu fahren. Moll hatte Prinz in die Blockführerstube gerufen und dessen Begleitposten bedeutet, auf die Pferde zu achten. Nach Erteilung des Auftrages fügte Moll hinzu: «Der Hund braucht davon nichts zu wissen» und deutete auf den Posten. Ohne die Hilfe von Prinz hätte Moll den Sack nicht aus dem Lager schaffen können. Prinz brauchte seitdem Moll, vor dem das ganze Lager zitterte, nicht zu fürchten.

Krystyna Zywułska kannte einen deutschen Juden – sie erinnert sich nur mehr an dessen Vornamen Rolf –, der sich von SSLern erkauften konnte, statt des diskriminierenden Judensterns das Zeichen eines Reichsdeutschen zu tragen.

Allerdings mussten die Häftlinge auch vor denen auf der Hut bleiben, für die sie organisierten. Denn mehr als einmal hat ein SS-Mann einen Häftling deswegen fertiggemacht, weil dieser Mitwisser seiner Diebstähle war.

Kanada war die Quelle aller Reichtümer. Kitty Hart, die als junges Mädchen dem Kanada-Kommando zugeteilt wurde, nachdem sie vorher in anderen Arbeitskommandos schwere Zeiten hatte durchleben müssen, gibt eine anschauliche Beschreibung: «Nun» – nachdem sie sich im Kanada-Kommando akklimatisiert hatte – «war ich imstande, jeden Tag frische Wäsche, neue Kleider und Schuhe auszuziehen. Wir

schliefen in Nachthemden aus reiner Seide und schmuggelten sogar Leintücher – den auffallendsten Luxus in Auschwitz – in unsern Block. Waren Wäsche und Kleider, die wir trugen, schmutzig, dann warfen wir sie einfach auf den grossen Haufen zurück, aus dem wir sie herausgesucht hatten. Nach einigen Wochen wurde ich wieder ich selbst. Meine Haut wurde weiss, meine Abszesse heilten, so dass bald nur mehr Narben zu sehen waren. Die Knochen eckten nicht mehr an den Knien und überall heraus.»

Simon Laks und René Coudy, die als Mitglieder der Birkenauer Kapelle Kanada besuchen konnten, berichten: «Die Mädchen, die dort beschäftigt waren, besitzen alles, Parfum, Eau de Cologne, man könnte glauben, dass ihre Frisuren vom ersten Friseur aus Paris gemacht worden seien. Abgesehen von der Freiheit haben sie alles, wovon eine Frau träumen kann. Sie kennen auch die Liebe. Die Nähe von Männern – Häftlinge ebenso wie SS – macht das unvermeidlich.» Sie setzen fort: «Zehn Meter von diesen Baracken, auf der anderen Seite des Stacheldrahtes, erheben sich die rechteckigen Schornsteine der Krematorien, die ununterbrochen brennen, die Besitzer all der Güter verbrennen, welche die bewundernswerten Geschöpfe in diesen Baracken sortieren.»

Kitty Hart beschreibt das Leben in diesem Kommando: «Es war ein wunderschöner Sommer. Die Sonne brannte heiss, und uns, die wir zur Nachtschicht eingeteilt waren, fiel es schwer, tagsüber zu schlafen. Meist standen wir am frühen Nachmittag auf und lagen bei schönem Wetter auf dem Gras vor unserer Baracke, nahmen Sonnenbäder und bespritzten uns zur Abkühlung mit Wasser. Wir tanzten oft und sangen und hatten sogar eine kleine Musikkapelle zusammengestellt. Wir fingen wieder an zu lachen und zu scherzen. Viele Stunden verbrachte ich mit dem Lesen von Büchern, die die für die Vergasung Bestimmten auf ihrem Transport nach Polen mitgenommen hatten. Unsere Situation war sicherlich eine der irrsinnigsten auf der ganzen Welt. Rings um uns Todesschreie, Vernichtung, rauchende Kamine, die mit dem Russ und dem Gestank verbrannter Leichen die Luft schwärzten

und verpesteten. Uns ging es damals wohl vor allem darum, den Verstand nicht zu verlieren; und deswegen lachten und sangen wir auch so nahe der flammenden Hölle.» Ihre Erfahrungen fasst Kitty Hart mit den Worten zusammen: «Es ist erstaunlich, was Seele und Körper alles aushalten können, wenn es sein muss. Man kann sich nahezu an alles gewöhnen.» Wer sich nicht gewöhnen konnte, hat Auschwitz nicht überlebt. Da Junge sich eher umstellen konnten als Ältere, wurden Kommandos wie Kanada hauptsächlich mit Mädchen aufgefüllt.

Bernhard Klieger formuliert schonungslos die Konsequenz, die er als Prominenter aus dieser besonderen Situation gezogen hat: «Ich habe in Auschwitz besser gelebt als viele meiner Kameraden, ohne das als unmoralisch zu empfinden. Im KZ hat keiner das Recht, sich nach sonst gültigen moralischen Regeln zu richten.» Viele, die längere Zeit in Auschwitz interniert waren, haben denselben Preis zahlen müssen. Seweryna Szmaglewska hat aufgezeichnet, wohin das führen konnte:

Wieder einmal war ein grosser Transport angekommen, Rauchschwaden zeigten die Tätigkeit der Krematorien an. Abends marschierte das Kommando Bekleidungskammer ins Frauenlager zurück. Szmaglewska hörte folgendes Gespräch:

«Na, Licy, wer ist denn heute angekommen?»

«Ein reicher Transport. Ach, diese Wäsche, diese Schuhe .. und erst die Fressalien! Da kann man nur sagen: Kanada!»

Szmaglewska kennt diese Licy, eine Jüdin aus einem der ersten slowakischen Transporte: «Du armes Kind, schon drei Jahre deiner Jugend verbringst du hier im Lager. Du kannst leise, sehnsüchtige Lieder von der Tatra singen. Du kannst so gut, so kameradschaftlich und gefällig sein. Manchmal bist du sehr traurig. Dein heisses Temperament, deine allzu lange unterdrückte Vitalität, dein jugendlicher Elan sind zu einer Zeit ausgebrochen, wie sie unangebrachter gar nicht sein könnte. Das unbändige Verlangen nach dem Leben macht dich blind.» Szmaglewska hat beobachtet, dass Licy keine Ausnahme darstellt: «Die Losung, den Augenblick zu geniessen, reisst viele mit. Ein

schmutzbedeckter Jude schlägt sinnlos mit dem Hammer gegen ein leeres Fass und singt im Takt dazu nach der Rosamunde-Melodie: ‚Organisiere, hast du noch Zeit dafür, organisiere, morgen geht’s fort von hier.‘»

Die Erfahrungen Szmaglewskas besagen: «Die Tünche der Grundsätze, die Schleier guter Sitten, die es unter normalen Umständen einem kleinen Menschen, einer Null, erlauben, viele Situationen zu bestehen, ohne dass er selbst oder andere sich dessen bewusst werden, welche Null er ist, fallen ab wie Schuppen.» Die Demoralisation, die von Kanada ausging, beschreibt diese aufmerksame Beobachterin eindringlich: «Wer einmal seine Hand nach Dingen ausgestreckt hat, die noch warm sind, und dabei Freude empfunden hat, auf den beginnt die Wonne des Besitzens wie Haschisch zu wirken. Im alltäglichen Tumult der Ereignisse ist an ihm anfangs keine Änderung festzustellen. Die aufkommende Habgier stört nicht einmal so viel wie ein Stäubchen, das in die Augen fällt, und trotzdem wächst sie, wächst, wächst, erfüllt die Gedanken und zieht die Menschen in ihren Bann.

Vielleicht ist dies auch eine Form des Vergessens, wie für die SS-Männer die Trunksucht.»

Der SS-Rottenführer Pery Broad resümiert: «Das Sprichwort ‚Des einen Tod ist des anderen Brot‘ fand wohl nirgends eine so treffende Anwendung wie in diesem Vernichtungslager.»

Durch Kanada wurde jeder Wertbegriff bis ins Groteske verschoben. Manea Svalbovä schreibt, dass man sich zum Beispiel im Frauenlager für einen Brillantring Wasser kaufen konnte, das dort selten war, oder Chinintabletten für eine Flasche Champagner oder elegante Damenstrümpfe. Krystyna Zywułska erinnert sich, wie einmal ein Gefangener einen Diamanten, den er in einem Kleidungsstück aus Kanada eingenäht entdeckt hatte, gegen einen Apfel tauschte, den er einem kranken Freund gab. Die Feststellung Seweryna Szmaglewskas «Eine Schweizer Uhr mit goldenem Armband zu ergattern ist einfacher als einen Augenblick Ruhe zu finden», illustriert die Umkehr aller Werte. Uhren bedeuteten in Auschwitz mehr als nur Zeitmesser. Laks

und Coudy schreiben, dass eine Armbanduhr das Kennzeichen dessen war, der im Lager organisieren konnte, eine Art Pass, ein Visum zum Überleben.

Kanada verhalf nicht nur Prominenten dazu, ein Leben zu führen, um welches er von manchem SS-Mann beneidet wurde; Höss hat recht, wenn er schrieb, dass auch die Widerstandsbewegung diese Quelle für ihre Zwecke nützte.

Besondere Bedeutung hatten Medikamente aus Kanada für das Lager. Welche Wege gefunden wurden, um diese Medikamente ins Lager zu bringen, beschreibt Tadeusz Szymański: Sein polnischer Landsmann Tadeusz Myszkowski war Putzer bei dem Chef des Erkennungsdienstes, SS-Hauptscharführer Bernhard Walter. Er genoss dessen Vertrauen in hohem Mass. Walter beschaffte ihm einen Passierschein, damit Myszkowski in der Früh in seine Wohnung, die sich innerhalb der grossen Postenkette befand, kommen, ihm das Frühstück zubereiten, seine Schuhe putzen und andere persönliche Dienste leisten konnte. War Walter endlich fertig und ging an seine Arbeitsstätte ins Lager, dann trug Myszkowski ihm die Aktentasche nach. Beim Lagerator meldete Myszkowski ordnungsgemäss seine Rückkehr, während sein Chef ihm die Aktentasche abnahm. Myszkowski steckte nun in diese Aktentasche Medikamente. Die Tasche blieb stets unkontrolliert, da sie im kritischen Moment – beim Passieren des Lagertores – in der Hand des SS-Mannes war. Im Lager angekommen, hatte Myszkowski die Tasche auszupacken, er konnte also ungefährdet auch die geschmuggelten Medikamente herausnehmen.

Robert Lévy bestätigt, dass Medikamente, die vom Sonderkommando zu den Krankenhäusern in Birkenau geschmuggelt wurden, dort «unermessliche Dienste» geleistet haben.

Nachdem im Oktober 1942 unmittelbar neben dem Buna-Werk der IG-Farben ein Nebenlager errichtet worden war, wurde dort auch ein Krankenhaus eingerichtet. In kurzer Zeit verfügte er über einen Operationssaal, ein Laboratorium, eine Röntgenapparatur, ja sogar über Ap-

parate zur Elektroschock-Behandlung. Alles wurde von den Gefangenen aus dem IG-Werk, in dem sie zu arbeiten hatten, organisiert. Selbstverständlich wussten alle SS-Männer, woher diese Einrichtungsgegenstände stammten. Ja sie brüsteten sich bei Besichtigungen des Krankenbaus mit dessen guter Einrichtung, und niemand fragte, woher die wertvollen Instrumente stammten. Selbst eine alte Dampfmaschine wurde illegal aus dem IG-Werk ins Lager gerollt. Sie diente zur Beheizung des Krankenbaus und zur Desinfektion. Mit ihrer Hilfe wurde das Lager «anerkannt seuchenfrei», wie Felix Rausch stolz berichtet. Wurde aber ein namenloser Häftling dabei ertappt, wenn er sich im IG-Werk ein Stück Draht beschafft hatte, um seine Schuhe zu binden, oder einen Zementsack, der – unter das Hemd gesteckt – vor Kälte schützen sollte, dann wurde er als Saboteur bestraft. Wegen derartiger «Vergehen» wurden auch Todesstrafen ausgesprochen.

Kanada gehört so zu Auschwitz wie das Heer der lebenden Toten – die Muselmänner. Beide Extreme existierten in einem grotesken Nebeneinander im Schatten der Krematorien.

DER PROMINENTE

Spricht man von Prominenten in Auschwitz, dann denkt man an deutsche Gewohnheitsverbrecher, speziell an die zum Lageraufbau nach Auschwitz gebrachten, die stolz die Häftlingsnummern i bis 30 trugen, so wie man an Häftlinge denkt, die den Judenstern zu tragen hatten, wenn man vom Muselmann spricht. Natürlich gab es ebenfalls Prominente, die keine Kriminellen und auch keine Deutschen waren, so wie es «arische» Muselmänner gab; doch der Typ des Prominenten wurde von Grünen geformt.

Ihnen hat die Lagerführung von Anfang an Privilegien eingeräumt, um sie zu ihren Werkzeugen zu machen. Bernhard Bonitz sagte offenerherzig: «Die Verhältnisse im Jahr 1940 waren goldig im Vergleich zu Sachsenhausen.» Bonitz gehörte zu den ersten dreissig, die aus Sachsenhausen geholt worden waren.

Zwei Polen mit Lagererfahrung aus der Anfangszeit charakterisierten diese Epoche: Jozef Mikusz sagte, dass damals jeder Häftlingsfunktionär geschlagen hat. Jerzy Pozimski stellte fest: «Menschen schlagen und töten einander schon unter normalen Verhältnissen. Wie erst unter den Verhältnissen, wie sie die SS in Auschwitz geschaffen hatte.»

Die SS räumte den Bindenträgern unbeschränkte Macht ein. «Das Erschlagen eines Häftlings ist (für sie) kein Delikt. Es wird einfach registriert, dass Nummer soundsoviel gestorben ist. Auf welche Art jemand zu Tode kommt, ist ganz nebensächlich», schrieben Wetzler und Vrba in ihrem Bericht unmittelbar nach ihrer Flucht aus Auschwitz.

Höss, der sich auf seine reiche Erfahrung beruft, die er als Häftling in deutschen Strafanstalten in den Jahren 1923 bis 1928, von 1934 bis 1945 als Bewacher in den Konzentrationslagern und schliesslich nach Kriegsende wieder als Gefangener in Nürnberg und Polen erworben hat, antwortet auf die selbstgestellte Frage, warum Häftlingsvorgesetz-

te ihre Untergebenen so häufig schlecht behandeln: «Weil sie ihre Person bei den gleichgesinnten Bewachern und Beaufsichtigten! ins rechte Licht setzen wollen, weil sie zeigen wollen, wie tüchtig sie sind. Weil sie dadurch Vorteile erreichen können, ihr Haftleben angenehmer gestalten können. Aber immer auf Kosten ihrer Mithäftlinge. Aber die Möglichkeit, sich so zu verhalten, so zu handeln, gibt ihnen der Bewacher, der Beaufsichtiger, der entweder gleichgültig diesem Treiben zusieht und zu bequem ist, dem Einhalt zu gebieten, oder der selbst aus einer niedrigen, böswilligen Einstellung heraus dieses Verhalten billigt, ja sie sogar dazu veranlasst, dem es satanische Freude bereitet, wenn er die Häftlinge gegeneinander «hetzen» kann ... Selbst Naturen, die im gewöhnlichen Leben draussen stets hilfsbereit und gutmütig waren, können in der harten Haft ihre Mitgefangenen mitleidlos tyrannisieren, wenn sie sich dadurch ein klein wenig ihr Leben erträglicher gestalten können. Aber um wieviel herzloser schreiten Naturen, die an und für sich egoistisch, kalt, ja verbrecherisch veranlagt sind, unbarmherzig über die Not ihrer Mithäftlinge hinweg, wenn ihnen der winzigste Vorteil winkt.»

Höss verschweigt, was der ihm unterstellte Lagerführer Hans Aumeier in der Gefangenschaft unumwunden zugegeben hat: Dass in Auschwitz die Blockältesten wegen einer sadistischen Veranlagung für diese Posten ausgesucht worden waren. «Meist waren es Berufsverbrecher», gab Aumeier an. Zenon Rózański beschreibt, wie diese angeleitet worden sind: In der Zeit, als es noch keine Vergasungen und Selektionen gab, sind wieder einmal – wie üblich – Juden in die Strafkompagnie eingewiesen worden. Der Kommandoführer liess alle grünwinkligen Häftlinge antreten. Seine Ansprache zitiert Rózański: «,Für gute Führung seid ihr zu Vorarbeitern gewählt worden. Ich brauche euch nicht zu erklären, was eure Pflicht ist. Ihr hattet Zeit und Gelegenheit, sie während eures Aufenthalts im Lager kennenzulernen. Diejenigen, deren Vorgesetzte ihr werdet, sind Juden. In meinem Kommando möchte ich nur Arier haben, verstanden?» – ‚Jawohl!‘ ertönte es einstimmig. Danach begaben wir uns ins Lager. Die neuen Grössen

trugen schon die Abzeichen ihrer Macht: Knüppel.» Rozański schliesst knapp mit dem Satz: «An diesem Abend trug man 37 Tote in den Waschraum.»

Eine sadistische Komponente mag bei Häftlingsvorgesetzten eine grössere Rolle gespielt haben als bei der Wachmannschaft, da sie jahrelang abgeschlossen waren; bei Gewohnheitsverbrechern, die einen grossen Teil ihres Lebens hinter Gittern verbracht hatten und moralisch labil waren, mehr als bei anderen.

Julien Linger hat sich die Frage gestellt: «Wer hat die Häftlingsfunktionäre gezwungen, die Arbeit der Henker auch in deren Abwesenheit durchzuführen?» Seine Antwort lautet: «Sadismus, von ihren Herren und Meistern kommend, hat sie auf einen solchen Punkt gebracht, dass sie vergessen, selbst Häftlinge zu sein.»

Aber damit allein kann das Verhalten vieler Prominenter nicht erklärt werden. Die Perspektivlosigkeit eines Daseins im Vernichtungslager, wo weder Seuchen noch die Lagerführung einen Bindenträger schonten – wie oft wurden Prominente getötet, weil sie der SS als Geheimnisträger gefährlich zu werden drohten –, veranlasste viele, nur mehr an den laufenden Tag zu denken und die Vorteile, die im Augenblick herausgeholt werden konnten. Eine Zukunft nach dem Lager blieb ausserhalb jeder Vorstellung. Akzeptierte man aber das KZ als Lebensbasis, dann lag für einen Prominenten die Versuchung nahe, sich in Ton und Methoden den Herren anzupassen. Errang man deren Gunst, dann vermochte man sich Genüsse zu verschaffen, die einen seine triste Lage vergessen lassen konnten. Das KZ und damit die SS wurden zum Massstab aller Dinge.

Benedikt Kautsky resümiert: «Macht und Geltung wirkten unerhört stark gerade in dieser Umgebung, die ganz darauf abgestellt ist, den Menschen zu unterdrücken. Natürlich konnte man sich nicht frei fühlen, aber die Unfreiheit empfand man viel weniger schwer, wenn man anderen befehlen konnte. Die Macht, die man ausübte, war ungeheuer gross und der soziale Unterschied zwischen dieser Oberschicht der

Prominenz und der Hefe der Häftlinge krasser als der zwischen Bourgeois und Proletariern in einem demokratischen Staat.»

Der deutsche Grüne wurde zum Symbol eines eifrigen und selbstgefälligen Büttels der SS. Dazu Benedikt Kautsky: «Der Gewalttäter konnte nach Herzenslust prügeln, der Dieb und Betrüger konnte seine Kameraden bestehlen und um das ihnen zustehende Essen bringen, und auch der Sittlichkeitsverbrecher kam auf seine Rechnung.»

War ein Bindenträger willig, dann konnte er ein Leben führen, wie es Robert Waitz beschrieben hat: «(Die Grünen) sind sehr stolz auf ihre gestreiften, nach Mass angefertigten Anzüge, lassen sich vom Friseur das Gesicht massieren, mit Kölnisch Wasser einreiben und mit heißen Servietten behandeln. Sie beschaffen sich Fleisch, Wurst und Obst für das, was sie im Lager an Decken, Laken, Pullovern, Hemden oder an Schmuck und Geld in Kanada stehlen. Alkohol und Lebensmittel werden dann aus der Fabrik, in der der Tauschhandel vor sich geht, mit ins Lager gebracht. Gewisse Kommandos sind bei der Rückkehr völlig vor dem Rlzen der Wache sicher, weil ihr Capo es versteht, die SS zu schmieren.» Waitz, der Monowitzer Erfahrungen schildert, betont, dass die Grünen stets hervorheben, sie seien «Arier», und noch dazu reichsdeutsche.

Parierte ein Bindenträger nicht, dann bekam er die Faust der Lagerführung zu spüren: «Wenn ein Häftling, dem die Ausführung der Prügelstrafe befohlen worden war, diesen Befehl nicht annahm, wurde er mit derselben Strafe bedacht», gab Lagerführer Aumeier zu Protokoll.

Der ehemalige Chef des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes aller Konzentrationslager, Oswald Pohl, und der frühere Adjutant des Kommandanten von Buchenwald, Hermann Hachmann, bescheinigten als Sachverständige die Zwangslage, in welche Funktionshäftlinge gebracht wurden. Beide waren im Jahr 1949 im Gefängnis in Landsberg, wo sich auch ein ehemaliger Funktionshäftling von Flossenbürg in Haft befand, der wegen in diesem KZ begangener Untaten verurteilt worden war. In ihrer Erklärung zu seinen Gunsten heisst es:

«Der Häftling unterstand dem Gesetz unbedingten Gehorsams. Darüber hinaus hatte er keinen Anspruch auf irgendwelche Rechte. Was ihm zugebilligt wurde, bestimmten die Stellen, die über die Konzentrationslager verfügten.» Pohl und Hachmann schrieben weiter: «Der Häftling hatte keine Möglichkeit, sich zu irgendeiner Funktion freiwillig zu melden oder die Annahme einer ihm befohlenen Stellung zu verweigern. Was er zu tun hatte, wurde befohlen. Gehorsamsverweigerung eines Häftlings löste härteste Bestrafung aus.»

Der Verlust der Privilegien lieferte einen Bindenträger, der einmal im Dienst der Herren des Lagers schuldig geworden war, schutzlos der Rache der Mithäftlinge aus. Für jemanden, der einmal zum Büttel geworden war, gab es kein Zurück. So konnte es zu Zuständen kommen wie im Aussenlager Kobier, in dem zwischen Oktober 1942 und September 1943 etwa 150 Häftlinge Holz zu fällen und zu bearbeiten hatten. Friedrich Skrein berichtet, dass die SS beim Ausrücken am Morgen bestimmte, wer an diesem Tag umzubringen war. Die Betroffenen wurden von zwei grünen Capos dann so lange gequält, bis sie sich den Quälereien zu entziehen trachteten und von einem Posten «auf der Flucht» erschossen wurden.

Otto Wolken hat erfahren, wie weit sich die Positionen verschieben konnten: Der Blockälteste von Block 8 des Birkenauer Quarantänelagers, ein gewisser Rudolf Oftringer aus Lörrach, habe mit dem Blockführer Kurpanik Wetten darüber abgeschlossen, ob dieser einen Häftling aus 50 Schritten Entfernung durch Genickschuss töten könne. Eine Flasche Schnaps war mit dieser Wette zu gewinnen.

Max Mannheimer beschreibt einen Blockältesten im Birkenauer Quarantänelager, der «Tiger» genannt wurde: «Holt er zum Schlag aus, tut er es in Lederhandschuhen, wegen des Schalleffektes. Ich beobachtete nur einen, der nach einem Schlag von diesem baumlangen Blockältesten nicht umkippte. Dieser Misserfolg brachte den Mann in Wut, sein Prestige war gesunken. Er arbeitete nie ohne Zuschauer.»

Ich habe von einem grünen Lagercapo im Stammlager gehört, der,

nur um einem Kollegen einen neuen Griff zu demonstrieren, einen zufällig vorbeigehenden Juden heranrief und an ihm bewies, wie er jemanden mit einem Schlag töten konnte. Die Demonstration glückte. Niemand nahm davon Notiz.

Mancher Häftlingsfunktionär hatte sich nach Kriegsende wegen Verbrechen, die er im Lager begangen hatte, vor einem Gericht zu verantworten. In einem Prozess in Bremen, in dem Helmrich Heilmann angeklagt war, wurden Ursachen bekannt, die diesen Mann, der mit einem grünen Winkel zuerst im KZ Flossenbürg war, schuldig werden liessen. In diesem Lager hatte sich Heilmann als Funktionär kameradschaftlich zu den ihm Unterstellten verhalten. Offenbar waren seine Vorgesetzten deshalb enttäuscht, und Heilmann landete in der Strafkompagnie. Das Gericht konnte feststellen, dass die Peinigungen und Martern, denen er dort ausgesetzt war, bleibende körperliche Schäden verursacht haben. Er wusste, dass die SS ihn «fertigmachen» wollte. Schliesslich hatte er noch einmal Glück. Er wurde einem Transport nach Auschwitz zugeteilt, zur letzten Bewährung, wie ihm der Lagerführer drohend sagte. Im Auschwitzer Aussenlager Golleschau «bewährte» er sich als Capo. Zeugen bestätigten jedoch, dass er nur dann schlug, wenn Vorgesetzte in der Nähe waren. «Er ist durch Willkürmassnahmen eines autoritären Gewaltsystems in die Lage geraten, derartige ihm wesensfremde Straftaten zu begehen», resümierte das Bremer Gericht, das ihn wegen Mordversuchs verurteilt hat.

Untaten eines Mithäftlings haben sich den Gefangenen stärker eingepägt als die der SS. Das bestätigt auch Höss: «Keine noch so gemeine Willkür, noch so schlechte Behandlung von Seiten der Bewacher trifft sie (die Gefangenen) so hart, wirkt psychisch so schwer auf sie ein wie das Verhalten der Mitgefangenen. Gerade das wehrlose, dagegen machtlose Zusehenmüssen, wie solche Häftlingsvorgesetzte ihre Mithäftlinge quälen, wirkt so niederschmetternd auf die ganze Psyche der Häftlinge.»

Obwohl ich seither so vieles mitansehen habe müssen, erinnere ich mich noch heute deutlich an den Schock, als ich – eben erst nach Dachau eingeliefert – den Reviercapo Sepp Heiden dabei beobachtete, wie

er mit aller Kraft einen kranken Gefangenen schlug und auf ihm hemmungslos herumtrampelte, nachdem dieser gestürzt war. Heiden war ein Österreicher mit einem roten Winkel. Seine Brutalität erregte mich weit stärker als der Anblick von prügelnden SS-Männern.

Es ist schon gesagt worden und soll hier wiederholt werden: Nicht alle, die im KZ einen grünen Winkel trugen und Funktionen erhielten, haben ihre Macht gegen ihre Mitgefangenen missbraucht; und manche politischen Häftlinge haben sich von dem typischen grünen Bindenträger in nichts unterschieden. In der ersten Periode von Auschwitz konnte ein Roter in der Regel nur dann zur Binde und damit zur Macht gelangen, wenn er sich den Grünen anzupassen verstand. «Nicht der SS-Mann, sondern der Häftling mit dem roten Winkel, der seine Kameraden bestahl und erschlug, ist das erschütterndste Symbol der Konzentrationslager. Denn er war der lebendige Beweis dafür, dass die Mentalität der Gewalt ihre Träger auch dann korrumpiert und verdirbt, wenn sie selbst die Opfer der Gewalt geworden sind», schreibt Benedikt Kautsky. Wie es so weit kommen konnte, deutet Eduard de Wind an, der seinen Blockältesten mit den Worten charakterisiert: «Paul war nicht schlecht, er schlug nicht. Aber er war zu lang im Lager, um noch viel Mitleid zu kennen.»

Die Entwicklung an den Fronten im Verlauf des Krieges hat bei manchem Bindenträger Gedanken an ein Ende der Lagerzeit und damit an eine Verantwortung für sein Handeln nicht vor der Lagerführung jetzt, sondern vor der menschlichen Gesellschaft später geweckt. Es war das Werk des Standortarztes Dr. Wirths auf dem ihm unterstellten Sektor der Krankenbauten und später des Kommandanten Liebehenschei für das ganze Lager, dass der Typ des bedenkenlos brutalen Prominenten nicht überall und bis zuletzt vorherrschend blieb. Nicht jeder Gefangene konnte das beobachten. Negative Beispiele bleiben stets besser in Erinnerung. Es ist daher nicht verwunderlich, dass manche verallgemeinernden Urteile abgegeben wurden. So schreibt Viktor E. Frankl summarisch, die Capo-Typen hätten sich der

SS «psychologisch und soziologisch assimiliert und mit ihr kollaboriert». Er spricht von einer negativen Auslese und hat bei ihnen einen «Cäsarenwahn en miniature» registriert. Nach seiner Beobachtung hätten sie sich nicht wie die gewöhnlichen Häftlinge im KZ deklariert, sondern nachgerade arriert gefühlt. Auch Primo Levi differenziert nicht, wenn er schreibt, dass die politischen Prominenten – er nennt Deutsche, Polen und Russen – mit den Kriminellen an Brutalität wetteiferten.

Frankl war wohl zu kurz in Auschwitz, um Unterschiede zu registrieren. Levi hat im Jahr 1944 in Monowitz offenbar diejenigen Häftlingsfunktionäre mit rotem Winkel nicht kennengelernt, die ihre Position im stillen zum Vorteil der Allgemeinheit genützt haben; das waren nicht wenige, wie von denen bezeugt wird, die Einblick in die Interna der Häftlingshierarchie dieses Lagers hatten.

Das Bild der Grünen, die als Lagerälteste den Ton angeben haben, kann erklären, dass andere übersehen wurden. Bruno Brodniewicz trug die Häftlingsnummer 1. Er war der erste Lagerälteste und hat massgeblich das Lagerklima bestimmt, das Tadeusz Paczula so beschreibt: «Gleich zu Beginn wurde von der SS gemeinsam mit den Grünen eine Schreckensherrschaft eingeführt. Sie haben einander ergänzt, im Morde wetteiferten sie sogar.»

Der Oberschlesier Emil Bednarek, der unter Brodniewicz Blockältester wurde und sich später vor dem Frankfurter Gericht verantworten musste, schilderte dem Gericht eine Ansprache, die Brodniewicz einmal den angetretenen Blockältesten gehalten hat: «Ihr wisst, was ihr zu tun habt. Ihr habt für Sauberkeit und Anstand zu sorgen, und wenn einer nicht pariert, dann schlägt zu, oder ihr kommt selber über den Bock!» Der grüne Capo Willi Brachmann, der ebenfalls aus Sachsenhausen von der SS geholt worden war, charakterisiert den allmächtigen Lagerältesten so: «Brodniewicz war eine Bestie. Er war ein König im Lager. Was er bestimmte, musste gemacht werden.»

Zeigte sich Brodniewicz abends auf der Lagerstrasse, so entstand im dichten Gewühl der Häftlinge um ihn herum schnell ein leerer

Raum; niemand wollte in seine Nahe kommen. Schon unsere erste Begegnung mit diesem Lagerältesten war kennzeichnend. Als ich mit 16 Deutschen von Dachau nach Auschwitz überstellt wurde, musterte uns Brodniewicz drohend und fuhr uns an, weil wir vor ihm nicht die Mütze abgenommen hatten. In allen Lagern war zwar jeder SS-Angehörige militärisch stramm mit abgezogener Mütze zu grüssen, nur in Auschwitz verlangte jedoch auch der Lagerälteste, so gegrüsst zu werden, wenigstens solange Brodniewicz herrschte.

Der bekannteste und gefürchtetste Lagerälteste des Birkenauer Männerlagers hiess Franz Danisch. Sein Lieblingspruch lautete: «Bei mir gibt es nur Arbeitende und Tote.» Fritz Hirsch, ein deutscher Capo mit einem roten Winkel, erzählte mir, wie Danisch diesen Leitspruch verwirklicht hat. Nachdem die Arbeitskommandos das Lager verlassen hatten, blieben die nicht mehr Marschfähigen zurück. Eines Tages befahl Danisch diesen Muselmännern, im Türkensitz niederzuhocken. Dann ging er von einem zum anderen und erschlug sie mit seinem Knüppel. Die Opfer warteten ohne sichtbare Reaktion, bis die Reihe an sie kam, schloss Hirsch. So hat Danisch sein Lager gesäubert. Isaak Egon Ochshorn hat im September 1945 in Nürnberg zu Protokoll gegeben, dass Danisch einmal zu einer Kolonne Juden gesagt hat: «Ich, der Herr über Leben und Tod der Juden, werde jetzt entscheiden, wer von euch vergast wird.» Dann suchte er von 100 Juden 68 aus. Als diese um ihr Leben flehten, erwiderte ihnen Danisch: «Derjenige, der drei Schläge auf seinen Nacken von meinem Knüppel aushalten kann, wird von der Liste gestrichen, denn er ist lebensfähig.» Viele Juden beugten den Kopf, um diese Schläge zu empfangen. Leblos brachen sie unter den Hieben zusammen. Die Lagerführung wusste es zu schätzen, dass dieser Lagerälteste ihr so viel Kleinarbeit abnahm.

Danisch konnte aber mehr als nur morden und wüten. «Er verstand es virtuos, den edelmütigen und besorgten Beschützer der hungrigen Häftlinge zu spielen», schreiben Ota Kraus und Erich Kulka. Sie schildern folgende Szene: «Ein Neuankömmling, der erfahren hatte, dass er beim Blockältesten Brot und Margarine für Gold eintauschen konn-

te, betrat die Stube, in der Danisch (der damals erst Blockältester war) und sein Schreiber bei einer üppigen Mahlzeit sassen. Zögernd holte nun der Häftling seine Goldgegenstände (die er ins Lager schmuggeln konnte) heraus und zeigte sie dem Schreiber mit der Bitte, sie gegen Lebensmittel einzutauschen. ‚Ich will das nicht! Ich will davon nichts wissen! Ich brauche das nicht! Ich mache solche Sachen nicht!‘ schrie Danisch. Der Häftling war verlegen. Er sah, dass er sich in der Adresse geirrt hatte, und wollte wieder gehen. Danisch wandte sich an den Schreiber und sagte besorgt zu ihm: ‚Siehst du denn nicht, dass der arme Junge Hunger hat? Gib ihm zu essen! Gib ihm Brot! Gib ihm Margarine! Gib ihm nur, gib ihm! Gib ihm mehr!‘ Der Schreiber reichte Brot und Margarine dem erstaunten Häftling. Dieser dankte untertänig, strömte förmlich über vor Dankbarkeit, verbeugte sich vor dem guten Blockältesten und steckte das Gold langsam wieder in die Tasche. Danisch jedoch sprang auf und brüllte den Schreiber an: ‚Bist du verrückt geworden? Du wirst ihm das Zeug doch nicht etwa lassen? Nimm ihm das ab und mach den Jungen nicht unglücklich. Wenn das einer bei ihm findet, wandert er in den Strafblock, und das kann ihm das Leben kostens!‘

Wie Danisch zum Lagerältesten avancierte, beschreiben Simon Laks und René Coudy: «Der schnelle Aufstieg von Danisch ist ewiger Gesprächsstoff der Häftlinge. In Anerkennung der Dienste, die Franz Danisch ihnen dadurch geleistet hat, dass er ihnen auch die kleinsten Vergehen gemeldet hat, ernannten ihn die Deutschen zum Blockältesten, damit seine Wachsamkeit den Häftlingen gegenüber besser wirksam wird. Als eines Tages die Disziplin verletzt worden war, ohne dass ein Urheber festgestellt werden konnte, ordneten die Deutschen an, dass alle Blockältesten als Strafe fünfundzwanzig Stockschläge auf das Gesäss erhalten. Als Danisch an die Reihe kommen sollte, weigerte er sich, sich schlagen zu lassen, und machte den SS-Männern, welche die Schläge austeilten, folgenden Vorschlag: ‚Warum wollt ihr mich schlagen? Der Vorfall war kein Fehler eines Blockältesten. Nur euer Lagerältester ist dafür verantwortlich. Er steht nicht auf der Höhe

seiner Aufgaben. Wenn ihr mich auf seinen Posten stellt, wird es nicht mehr den geringsten Anstand geben. Ihr habt dann ein Musterlager, welches ich in wenigen Tagen schaffen werde.' Die Deutschen waren über eine so kühne Sprache eines Häftlings erstaunt, nahmen aber die Herausforderung an. Sie ernannten ihn auf der Stelle zum Lagerältesten. Und Franz Danisch hielt sein Versprechen. Alle Häftlinge, vom niedrigsten bis zum privilegiertesten, erschrakten, wenn sie ihn auch nur von der Ferne sahen. Ihm ist es gelungen, das zu realisieren, was seine Vorgänger vergeblich versucht hatten: den Terror zu militarisieren.» Bedeutung für seine schnelle und steile Karriere mag auch der Umstand gehabt haben, dass Danisch aus derselben oberschlesischen Ortschaft stammte wie der Rapportführer Oswald Kaduk. Alfred Wetzler hat gehört, wie sich die beiden in schlesischer Mundart unterhielten. Zudem hatte sich Danisch die Rapportführer «gekauft», wie man im Lager sagte. Er organisierte für sie in grossem Stil, und sie liessen ihn gewähren. Schliesslich hatte Danisch seine Position so gefestigt, dass er es sogar auf eine Kraftprobe mit dem Lagerführer ankommen lassen konnte. Schwarzhuber, der Musik liebte, protegierte die Lagerkapelle. Danisch war auf die Privilegien der Musiker eifersüchtig. Eines Tages hatten die Musikanten bei Schwarzhuber durchgesetzt, dass sie von der Arbeit befreit wurden, damit sie Noten schreiben konnten. Sie hatten an den Stolz des Lagerführers appelliert, der das Repertoire seiner Kapelle möglichst umfangreich haben wollte. Mit dieser Freistellung wären die Mitglieder des Orchesters dem Machtbereich des Lagerältesten, der die Arbeiten einteilte und beaufsichtigte, weitgehend entzogen gewesen. Darum protestierte Danisch gegen die Entscheidung des Lagerführers, machte geltend, dass er für die Arbeitsleistung der ihm unterstellten Häftlinge verantwortlich sei und Arbeiter brauche, nicht aber Kopisten von Noten. Danisch kannte die Kraft einer solchen Argumentation, da der Kommandant den Einsatz aller Häftlinge für nutzbringende Arbeiten befohlen hatte. Tatsächlich zog Schwarzhuber seine Weisung zurück.

Brodniewicz stammte so wie Danisch aus einem Gebiet, in dem

Deutsch und Polnisch gesprochen wurde. Beide verstanden diese Sprachen, die im Lager am wichtigsten waren; beide waren von dem Polenhass erfüllt, den man in gemischtsprachigen Gebieten öfter bei Deutschsprechenden antrifft. In den Augen der Lagerführung stellte das eine zusätzliche Qualifikation für einen Lagerältesten dar, denn sie wünschte ein scharfes Vorgehen gegen Polen – die nationale Gruppe, welche die SS in Auschwitz stets argwöhnisch überwachte. Ein Verständnis zwischen deutschen und polnischen Gefangenen stellte in ihren Augen eine Gefahr dar.

Der erste Lagerälteste in Monowitz hiess Jupp Windeck, ein Deutscher, der mit 16 Jahren das erste Mal mit dem Gesetz in Konflikt geraten war und dessen Strafkarte schliesslich 23 Vorstrafen aufwies. Kleine Diebstähle waren seine Spezialität. Er war aus Sachsenhausen mit dem schwarzen Winkel eines «Asozialen» gekommen. Bevor er zum Lagerältesten eingesetzt wurde, war er Capo im Stammlager. Vor Gericht beschrieb er Jahre später das Leben eines grünen Prominenten: «Als reichsdeutscher Capo hatte man den anderen Gefangenen gegenüber ein Herrenleben geführt. Zu essen hatten wir genug. Auch Kleider, Uhren und Schmuck bekam man, das brauchte man niemandem wegzunehmen.» Befragt, ob er das Lagerbordell besucht habe, antwortete Windeck: «Ich brauchte das nicht. Ich hatte eine Freundin in der Weberei», womit er offenbar einen weiblichen Häftling des Kommandos «Weberei» meinte.

Niemand hat Windeck in Monowitz besser beobachten können als Freddy Diamant, der als Sechzehnjähriger dort sein Kalfaktor war. Vor Gericht gab Diamant folgende Beschreibung von Windeck: «Ein kleiner Mann, der nie etwas war und plötzlich Macht hatte. Das stieg Windeck in den Kopf. Er wollte die Macht auch ausüben. Selbst klein und schwächlich, wollte er das durch Brutalität kompensieren. Mit Vorliebe schlug er schwache, halb verhungerte und kranke Häftlinge so schrecklich zusammen, dass sie eingingen. Wenn diese armseligen Kerle vor ihm auf der Erde lagen, hat er noch mit dem Stiefelabsatz auf sie getreten: ins Gesicht, in den Magen, überall hin.» Und weiter:

«Die Capos stolzierten immer mit blankgeputzten Stiefeln wie die SS-Männer im Lager herum. Es gab für sie nichts Wichtigeres als ihre Stiefel. Gott gnade dem, der Windeck die Stiefel schmutzig machte. Den konnte er dafür ermorden.»

Sowohl Windeck als auch Brodniewicz erhielten mehrmals Lagerstrafen, Brodniewicz war dreimal im Bunker, wobei man bedenken muss, dass nur Schiebungen von grossem Umfang die SS veranlassen konnten, gegen Lagerälteste einzuschreiten. Beide haben jedesmal wieder eine Binde erhalten: Brodniewicz war zuletzt Lagerältester im Aussenlager Jaworzno, Windeck wurde nach Birkenau verlegt. Die Lagerführung verzichtete nicht auf so nützliche Diener.

Paul Kozwara, der wegen Betrügereien mehrmals verurteilt worden war, wurde Nachfolger von Windeck in Monowitz. Die Herrschaft von P. K. – wie dieser Lagerälteste allgemein genannt wurde – bedeutete eine Erleichterung. Franz Unikower bezeichnet den im Jahr 1899 in Oberschlesien Geborenen als einen «relativ guten» Lagerältesten und hebt hervor, dass er Blockälteste verprügelt hat, wenn diese Lebensmittel nicht korrekt auf ihrem Block verteilt hatten. Robert Waitz hat P. K. beschrieben: «Er ist ein wohlgenährter Koloss, hört sich gern sprechen und spielt sich als Mäzen und Beschützer der schönen Künste und des Sports auf. Körperkraft schätzt er sehr und lässt sich durch sie und manchmal auch durch Intelligenz beeinflussen. Er hat jeden Tag seine Massage und lebt bestimmt im Lager besser als jemals früher in der Freiheit. Manchmal kommt er in den Krankenbau (in dem Waitz als Arzt tätig war) und brüllt die unglückseligen Muselmänner ihres Durchfalls wegen an: ‚Ihr kriecht doch alle bald, und das ist gut so. Was fressst ihr auch Kartoffelschalen und solchen unvorstellbaren Dreck? Ihr seid richtige Dreckfresser!‘ Sein Geburtstag ist der Anlass zu Ereignissen, die eines Rabelais würdig scheinen. Er wird von einem Ständchen geweckt, dem am Tage andere Konzerte folgen. Alle Prominenten erscheinen zur Glückwunschwisite. Jeder bringt Geschenke und Blumen. In gastronomischer Hinsicht ist die Feier noch bemerkenswerter. Biertonnen, Wein, Alkohol, Fleisch und Aufschnitt im Überfluss!»

Im Theresienstädter Familienlager wurde Arno Böhm als Lagerältester eingesetzt. Hanna Hoffmann beschreibt ihn: «Unser Lagerältester war ein Deutscher – Häftling Nummer 8; ein primitiver Sadist, der wegen vielfachen Mordes ins KZ kam. Er hatte ein ungeheures Geltungsbedürfnis. Aus unserem Transport suchte er sich 600 junge Mädchen aus, die im Block untergebracht wurden, in dem er selbst seine Stube hatte. In dieser Baracke sass eine Musikkapelle, die bei Tag und Nacht spielen musste, immer dieselben Schlager. Hier empfing der Lagerälteste ‚Honoratioren‘ aus den Nebenlagern. Auch die SS kam oft zu Besuch – die Mädchen im Block hatten also ‚Chancen‘, und der Lagerälteste begünstigte sie. Einige Tage nach unserer Ankunft (im Dezember 1943) veranstaltete er eine Weihnachtsvorstellung, zu der als Publikum 100 junge Frauen aus dem ganzen Lager kommandiert wurden. Wir mussten ihn stehend empfangen und auf sein Pfeifen ihm Beifall klatschen. Begleitet wurde er von seinem Läufer. Jeder Machthaber im Lager hatte zwar einen Läufer (einen elf- bis dreizehnjährigen Jungen) zur Verfügung, aber dieser da gehörte zu einer besonderen Sorte. In Theresienstadt hatten wir ihn in ein Heim für schwererziehbare Kinder geben müssen. Jetzt marschierte er in blanken Stiefeln und genauso gekleidet wie der Lagerälteste hinter seinem Herren und kopierte getreulich alle seine Bewegungen.»

Lagerälteste gaben den Ton an, den Blockälteste übernahmen, um ihrem Vorgesetzten genehm zu sein.

Wie sehr Häftlinge den Launen ihres Blockältesten ausgeliefert waren, kann man einer Beschreibung von Laks und Coudy entnehmen, die Albert Hämmerle zum Thema hat. Von ihm, ebenfalls Träger eines grünen Winkels, wurde erzählt, er habe sich in seinem Block erst zum Frühstück niedergesetzt, nachdem er ein paar Insassen erschlagen hatte. Eines Tages änderte sich Hämmerle auffallend. Er hatte einen jungen hübschen Polen zu seinem Pipel gemacht, in den er sich verliebt hatte und der einen mässigenden Einfluss auf ihn ausübte. Der Block atmete auf. Eines Tages wechselte der Pole zu einem anderen

Prominenten über, und Hämmerle wütete auf seinem Block wie eine verwundete Bestie. Nur Laks, Coudy und die anderen Mitglieder der Lagerkapelle hatten ihn nicht zu fürchten; denn Hämmerle liess sich Abend für Abend sentimentale Stücke vorspielen.

Unter den grünen Prominenten gab es auch harmlosere. Robert Waitz beschreibt den Capo der Bekleidungskammer von Monowitz: «(Er ist) etwa 40 Jahre alt und ein Zuhälter von Rang, der mit viel Vergnügen über sein früheres Leben spricht. Als Pächter eines öffentlichen Hauses in Berlin hatte er gute Gelegenheit zu Gaunereien, auf die er heute noch stolz ist. Sehr elegant treibt er sich in allen Lagern (von Auschwitz III, dessen Kommandantur ihren Sitz in Monowitz hatte) herum und hat in manchem eine kleine Freundin, die er mit Geschenken überhäuft. Die ihn begleitende SS hat natürlich ebenfalls ihren Vorteil von der Rundreise. Dieser Kammercapo ist auch der Initiator von Theatervorstellungen, zu denen die Prominenz und die sonst Bevorzugten des Lagers eingeladen werden. Die grosse Masse, schmutzig, abgezehrt, schlecht rasiert und noch schlechter angezogen, hat dazu keinen Zutritt.»

Simon Laks und René Coudy zeichnen ein Bild vom Obercapo Reinhold, dem in Birkenau alle Bauarbeiten und damit sämtliches Baumaterial, 800 Häftlinge und ein halbes Dutzend Capos unterstanden. Reinhold, der sich wegen Unterschlagungen seit mehr als 10 Jahren in Haft befand, war der einzige Ehrenhäftling in Birkenau. Den Grund für diese aussergewöhnliche Bevorzugung versteht man sofort, wenn man weiss, dass SS-Angehörige bei ihm Möbel und Einrichtungsgegenstände für ihre Wohnungen bestellt haben – vom Führer angefangen bis zum kleinen Mann. Von dem für den Barackenbau bestimmten Holz zweigte Reinhold das dafür nötige ab. Selbstverständlich organisierte er nicht bloss für die SS. Laks und Coudy zufolge erzählte man sich, seine Tafel sei reicher gedeckt als die des Kommandanten. Ihm standen die besten französischen und deutschen Weine, Liköre und ganze Liter reinen Alkohols zur Verfügung. Der ehemalige Blockführer Baretzki antwortete auf meine diesbezügliche Frage nur: «Er hatte alles.»

Ein Prominenter hatte seinen Geburtstag standesgemäss zu begehen, das erforderte sein Prestige. Die Lagerkapelle, der Laks und Coudy angehörten, brachte Reinhold am Morgen seines Geburtstages ein Ständchen. Der Obercapo erschien in seinem seidenen Pyjama, verteilte generös Hunderte Zigaretten an die Musikanten und bot ihnen einige Flaschen Likör an, während sich die Prominenz herandrängte, um zu gratulieren. Die Kapelle spielte dazu. Als er später beim Ausmarsch der Kommandos an der Spitze seiner Kolonne schön wie ein Prinz an der Kapelle vorbeimarschierte, unterbrach diese ihr Spiel, um seinen Lieblingsmarsch anzustimmen. Man sieht: Die Feiern der Paskhas verliefen nach dem gleichen Schema. Keiner aus der Spitzenprominenz wollte hinter einem anderen zurückstehen.

Diese Beschreibungen sollen nicht zu Verallgemeinerungen verleiten: Nicht jeder Capo hatte dieselben Möglichkeiten wie der Obercapo Reinhold, nicht jeder Grüne benahm sich wie Danisch. Josef Farber hatte in der Desinfektion zu arbeiten und kam so mit Zugängen zusammen. Er lernte dort einen deutschen Grünen kennen, der sich geweigert hat, eine Funktion im Lager zu übernehmen. Er ist später an Fleckfieber gestorben. Straffällig war er geworden, weil er seine Frau aus Eifersucht ermordet hatte. Selbst unter den berüchtigten ersten dreissig befanden sich Funktionäre, die denen als «sehr anständig» in Erinnerung geblieben sind, die unter ihnen zu arbeiten hatten: Alwin Voigt hatte einen guten Ruf, ebenfalls ein anderer, den die Polen nur mit seinem Spitznamen «Mateczka» – Mütterchen – im Gedächtnis behalten haben.

Die bekannteste und leuchtendste Ausnahme bildete der Häftling mit der Nummer 2, Otto Küsel, der von Anbeginn an die Schlüsselposition eines «Arbeitsdienstes» innehatte. Ich habe mit vielen Überlebenden von Auschwitz über ihn gesprochen. Von keiner Seite habe ich auch nur die Andeutung einer negativen Erinnerung an diesen aussergewöhnlichen Menschen gehört. Er wurde mit Bitten überhäuft, denn es war im Lager bekannt, dass Küsel niemanden herrisch abwies wie andere, und wer wollte nicht für sich oder einen Freund einen Platz in

einem guten Kommando bekommen? Natürlich konnte er bei bestem Willen nicht alle erfüllen. Immer wieder wurde ich Jahrzehnte später nach der Adresse von Küsel gefragt: Überlebende von Auschwitz wollten sich bei ihm bedanken.

Als ich diesen humorvollen Berliner, der das Talent hatte, gute Laune um sich zu verbreiten, im Herbst 1969 fragte, wie er es angestellt hat, sich keine Feinde zu machen, sagte Küsel: «Natürlich konnte ich nicht jedem zu einem guten Kommando verhelfen, der mich darum gebeten hat. Wenn ich einen abweisen musste, dann sagte ich ihm: ‚Komm nur immer wieder!‘ Einmal ist es dann doch gelungen. Ich habe Neuzugänge in die schlechten Kommandos eingeteilt und diejenigen, die schon eine Zeitlang dort arbeiten mussten, in bessere versetzt.»

Nach Weihnachten 1942 ist Küsel aus Auschwitz geflohen. «Ich hätte nicht fliehen wollen, denn ich hatte in Auschwitz ein gutes Leben», erzählte er mir. Als überall beliebtem Prominenten standen ihm ja alle Quellen offen. Bezeichnend für ihn ist, warum er sich dennoch zur Flucht entschlossen hat: «Die Polen in meinem Kommando wollten fliehen. Mietek war Offizier und musste damit rechnen, dass er früher oder später erschossen wird – die Politische Abteilung machte Jagd auf alle, die nach ihrer Vermutung Ränge in der polnischen Armee innegehabt hatten. Ich hatte nur die Wahl, sie anzuzeigen oder mit ihnen zu fliehen. Denn wenn sie ohne mich geflohen wären, hätte mir niemand geglaubt, dass ich von den Vorbereitungen zu dieser Flucht nichts gemerkt hatte. Und dann wäre ich drangekommen. Anzeigen wollte ich sie aber nicht.»

Diese Flucht benützte Küsel, um das Lager von der blutigen Tyrannei des Lagerältesten Brodniewicz zu erlösen. Sie flohen mit Wagen und Pferden, die sich der beziehungsreiche «Arbeitsdienst» zu beschaffen verstand. Auf dem ausserhalb des Lagerbereichs zurückgelassenen Gefährt fand die SS einen Brief von Küsel, in dem stand, dass Brodniewicz im Ofen seiner Stube, die er als Lagerältester bewohnte, Schätze versteckt hatte. Tatsächlich wurde am angegebenen Platz Gold gefunden. Brodniewicz kam in den Bunker, und das Lager atmete auf.

Nachdem er ein dreiviertel Jahr in Warschau gelebt und dort einer polnischen Geheimorganisation geholfen hatte, geriet Küsel in die Hände der Gestapo, die ihn zurück nach Auschwitz brachte. Er hatte Glück im Unglück: Denn gerade damals erfolgte der Kommandantenwechsel. Liebehenschels Bunkeramnestie kam auch Küsel zugute, der später mit anderen, die bei einer Flucht oder einem Versuch dazu er tappt worden waren, nach Flossenbürg überstellt wurde.

Der Mann, der wie kaum ein anderer Überlebender von Auschwitz stolz auf seine Vergangenheit sein könnte, dem im Jahr 1945 ehrenhalber die polnische Staatsbürgerschaft angetragen worden war, der immer wieder Dankesbeweise erhält, lebt zurückgezogen in einem bayerischen Dorf, beantwortet keinen Brief seiner ehemaligen Schützlinge – er schämt sich noch immer seiner Vergangenheit. Als junger Bursch hatte er in der Zeit der allgemeinen Arbeitslosigkeit und Not drei Strafen erhalten, die letzte, als er 24 Jahre alt war. «Ich habe wegen dieser Vergangenheit ein Schuldgefühl gehabt, darum habe ich geholfen», so wollte er mir gegenüber sein vorbildliches Verhalten motivieren.

Manche deutschen politischen Gefangenen hatten sich nicht einen Küsel zum Vorbild genommen, sondern sich an den vorherrschenden Typ der grünen Prominenten angepasst. Georg Berger war einer von ihnen. Er hatte sich darauf spezialisiert, Gefangene mit Goldzähnen zu ermorden und das Gold zu sammeln. Als einmal ruchbar wurde, dass er einen Mithäftling ums Leben gebracht hat, der früher SS-Mann war und der aus dem Lager entlassen werden sollte, kam Berger in den Bunker und wurde erschossen. Berger war 21 Jahre alt, als man ihm zusammen mit einer Armbinde unumschränkte Macht gegeben hat.

Weil er im Frankfurter Auschwitz-Prozess zusammen mit SS-Angehörigen angeklagt war, wurde Emil Bednarek bekannter als andere, die wie er mit einem roten Winkel in Auschwitz ihre Macht missbraucht hatten. Bednarek ist 1907 in Königshütte geboren, wo sein Vater im Jahr 1918 die polnische Staatsangehörigkeit angenommen hatte, als dieser Teil Oberschlesiens zu Polen kam. Seine nationale Einstel-

lung ist wie die vieler Oberschlesier zwiespältig: Bei Kriegsausbruch wurde er als polnischer Unteroffizier mobilisiert, nach 12 Tagen ist er – laut seinen Angaben – zu den Deutschen übergelaufen, im Juli 1940 wurde er unter dem Verdacht, einer polnischen Widerstandsorganisation anzugehören, nach Auschwitz eingeliefert. Als Volksdeutscher wurde er dort bald zum Blockältesten gemacht. Jiri Beranovský beschreibt die damals herrschenden Zustände summarisch: «Das Schlagen war normal. Es wurde von Bednarek, vom Stubenältesten und vom Blockführer geschlagen. Wenn man schlecht gegrüsst hat, bekam man es schon.» Pavel Danel bezeugte: «Meiner Meinung nach war Bednarek als Blockältester gezwungen, die Häftlinge zu schlagen. Schlagen war ja in Auschwitz das tägliche Brot.» Karol Doering erklärte dem Gericht das Verhalten Bednareks: «Er war primitiv, die Erziehung im Lager konnte ihn daher formen.» Der Rapportführer Oswald Kaduk, seinerzeit Vorgesetzter Bednareks, später sein Mitangeklagter, bestätigte die Aussagen der ehemaligen polnischen Häftlinge: «Der Blockälteste musste schon ab und zu eine Ohrfeige geben, denn alles musste zack-zack gehen, wenn es hiess zum Appell antreten.»

Bednarek selbst war bemüht, dem Gericht den Druck anschaulich zu machen, unter dem er als Blockältester ständig gestanden sei. Wenn etwas nicht in Ordnung war, sei er selbst vom Lagerältesten, dem Block- und dem Rapportführer geprügelt worden: «Es war sehr schwer, dem Auftrag gemäss für Ruhe, Sauberkeit und Ordnung im Block zu sorgen. Immer wieder hatte ich bei Diebstählen oder Schlägereien einzugreifen, da hat es schon einmal ein paar gesetzt. Wenn ich die wenigen Schläge nicht ausgeteilt hätte, wären die Häftlinge noch viel schlimmer bestraft worden, denn dann hätte ich sie beispielsweise wegen Brotdiebstahls melden müssen.»

Nun hat jedoch Bednarek nicht nur gelegentlich Ohrfeigen ausgeteilt, es wurden ihm Morde nachgewiesen, die er in Abwesenheit von SS-Angehörigen begangen hatte, also auch nicht unter indirektem Zwang. Mehrere Überlebende von Auschwitz wurden als Zeugen nach

den Motiven Bednareks befragt. Ihre Antworten sind aufschlussreich: Stanislaw Klodziński sagte: «Ich glaube, es bestand jedesmal irgendein Anlass, der Häftling war ungeschickt, er hatte sein Bett schlecht gebaut, oder so etwas Ähnliches lag vor.» Leon Uchwat, der mit Bednarek befreundet war, weist auf ein typisches Motiv hin: «Wenn man zwei bis drei Monate in Auschwitz war, war man körperlich und moralisch völlig abgesunken. Solche Häftlinge sah Bednarek nicht gern. Er meinte, diese bleiben ohnedies nicht am Leben.» Uchwat erklärte, wie schwer in Auschwitz ein Mord zu erkennen war: «Jeden Tag starben einige eines natürlichen Todes. Es ist möglich, dass einer von ihnen vorher von Bednarek eine Ohrfeige bekommen hatte.» Bednarek hatte seiner Ansicht nach keine Freude am Prügeln: «Man konnte bemerken, dass ihm das Schlagen unangenehm war. Mehrmals hatte er einem Häftling, nachdem er ihn geschlagen hatte, zusätzliches Essen gegeben.»

Bednarek hat, so wie Kollegen mit einem ähnlich grossen Schuldkonto, nicht nur gewütet, sondern auch geholfen. Jozef Mikusz, der ihn schwer belastet hat, beendete seine Aussage mit den Worten: «Als nach dem Warschauer Aufstand Ende August oder Anfang September 1944 Kinder im Alter zwischen neun und vierzehn Jahren ins Lager kamen, sind sie zu Bednarek gekommen. Er nahm sie unter seinen Schutz. Wir haben damals Bednarek nicht wiedererkannt. Er ist ein anderer Mensch geworden. Er hat uns erlaubt, den Kindern alles zu bringen, Brot, Suppe, Medikamente. Ich glaube nicht, dass ein anderer an seiner Stelle so viel für die Kinder gemacht hätte. Von dieser Zeit kann ich über Bednarek hundertprozentig nur Gutes sagen. Ich habe auch später gesehen, dass er diese Kinder in Melk und Mauthausen (wohin sie nach der Evakuierung von Auschwitz überstellt worden waren) betreut hat.» Auch andere Zeugen bestätigten diesen Wandel im Verhalten Bednareks, dessen Ursachen im Verlauf des Prozesses nicht geklärt wurden.

Die Tragödie Bednareks wurde sichtbar, als der ehemalige Leiter der Staatspolizei in Kattowitz als Zeuge vernommen wurde. Bednarek, der durch diese Gestapostelle verhaftet worden war, schilderte erregt,

wie er ohne Verhör in einen Kohlenkeller gesperrt worden war und 25 Peitschenhiebe erhalten hatte. «Wenn ich damals nicht ins Lager gekommen wäre, würde ich heute nicht hier sitzen», stiess Bednarek hervor, bevor er weinend zusammenbrach. Auf die Tragödie folgte die Grotteske: Sein Nachbar auf der Anklagebank, Robert Mulka, strich dem Weinenden väterlich begütigend über den Kopf. Der Mitangeklagte Mulka war Adjutant des Kommandanten von Auschwitz.

Berger oder Bednarek entsprachen nicht der Regel. Davon zeugen viele, die Bindenträger mit einem roten Winkel in guter Erinnerung behalten haben:

Mordechai Wienekamien, der Ende August 1944 aus Lodz deportiert worden war, hat seinen ersten Blockältesten in Birkenau nicht vergessen, weil dieser sich «sehr anständig» gegenüber den Zugängen benommen hatte. Er erinnerte sich nur an dessen Vornamen Hubert und konnte lediglich angeben, dass es sich um einen Deutschen mit einem roten Winkel handelte, der vorher in Dachau war.

Lucie Adelsberger, Ärztin im Zigeunerlager, schreibt über den Capo der Desinfektion, Felix Amann: «Von 5 bis 6 Uhr war ‚Pflegerrinnenbaden‘ dreimal wöchentlich, mit heissen Duschen, dank eines wohlwollenden Capos, eines politisch verfeimten Deutschen, die Feststunde für uns im Lager, weil er für ein paar gute Worte noch freundlichere fand und das warme Wasser nicht wie in anderen Lagern spärlich und mit Schlägen, sondern in üppigen Strömen auf den nackten Körper brausen liess.»

Erich Kohlhagen schreibt über den Österreicher Aigner, der in Monowitz das Elektrikerkommando führte: «Dieser Aigner war nicht nur ein Mensch, sondern auch ein Capo von Format und zeigte allen anderen Capos, wie man ein Kommando als Mensch und Häftling zu führen hatte, und zwar dies, ohne sich der SS gegenüber etwas zu vergeben, die verlangte, Arbeitsleistung zu erzielen, und, was das Wichtigste war, dafür zu sorgen, dass die ihm anvertrauten Häftlinge genügend zu essen hatten, gut gekleidet waren und ausserdem im Lager ihre Ruhe hatten. Er war in Monowitz der wirkliche Vater der Juden.

Wie viele kamen mit ihren Sorgen und Nöten zu ihm gelaufen. Wie vielen hat er den Gang in die Kohlengrube, der das sichere Ende bedeutet hätte, erspart, indem er unerschrocken zum Lagerführer oder zur Politischen Abteilung ging und sich selbstlos für diese Menschen einsetzte.» Um anderen, die keine so positive Würdigung erfuhren, gerecht zu werden, muss hinzugefügt werden, dass ein Capo, der ein Kommando von Facharbeitern führte, weit günstigere Möglichkeiten hatte als einer, der Erdarbeiten zu leiten hatte.

Die Polen Erwin Olszówka und Alfred Woycicki haben den Capo im Erkennungsdienst, Franz Malz, in ehrender Erinnerung behalten, einen deutschen politischen Häftling aus Stettin. Malz hat sich im Sommer 1945 dem Unterscharführer Jakob Raith gegenüber geäußert, die Deutschen würden den Krieg verlieren. Am Tag darauf wurde er von der Politischen Abteilung abgeführt und erschossen. Den Häftlingen seines Kommandos wurde verlautbart, dies soll für sie eine Warnung sein.

Alex Rosenstock hat den Blockältesten Hans Röhrig nicht vergessen, ebenfalls einen Deutschen mit rotem Winkel. «Als das tschechische Familienlager liquidiert wurde und Capos und Blockälteste eingesetzt wurden, um der SS dabei zu helfen, hat sich Röhrig geweigert mitzutun. Der Lagerführer Schwarzhuber fragte ihn nach dem Grund seiner Weigerung. Er antwortete: ‚Ich bin kein Henker.‘ Daraufhin musste er sich die Haare schneiden lassen, die er als privilegierter Häftling wachsen lassen durfte.» Nach der Erinnerung von Otto Dov Kulka, der damals in diesem Familienlager war und mit einer Gruppe Halbwüchsiger vom allgemeinen Tod verschont blieb, sei Röhrig damals für einige Tage in die Strafkompagnie gekommen, aber bald wieder aus ihr entlassen worden. «In unseren Augen hat er dadurch viel gewonnen», betonte Kulka.

Denke ich an deutsche Bindenträger mit rotem Winkel, die sich vorbildlich benommen haben, dann erinnere ich mich vor allem an Hias Neumeier, einen bayerischen Kommunisten, der trotz langer Haft in Dachau nicht verhärtet und abgestumpft war. In diesem Lager war er wegen seiner Weigerung bekannt geworden, die Prügelstrafe an Mit-

gefangenen zu vollziehen. Er erhielt diese Strafe lieber selber, als dass er einen anderen geschlagen hätte. Wir wurden miteinander von Dachau nach Auschwitz überstellt, wo er als Blockältester im Infektionsblock eingesetzt wurde. Ich habe ihn dort oft besucht inmitten des Jammers, wo es nicht einmal Strohsäcke gab, um die mit Exkrementen von Sterbenden beschmutzten auszutauschen, wo je zwei Kranke auf dreistöckigen Pritschen auf einem Bettgestell liegen mussten und die Pfleger nicht rechtzeitig feststellen konnten, wann einer auf dem dritten Stock gestorben war, um seine Leiche wegzuschaffen; wo die SS immer wieder Körperschwache für den Tod aussuchte und die Pfleger von Mutlosigkeit befallen waren; und ich habe gesehen, wie Hiasl Neumeier trotz allem seinen Mut nicht verloren hat. Er resignierte nicht in seinen Bemühungen, den ihm Anvertrauten zu helfen. Lachend sagte er mir einmal: «Wenn uns die SS in Dachau nicht unterkriegt hat, so werden wir uns doch hier nicht von den Läusen unterkriegen lassen!» Die Läuse haben ihn doch erreicht. Auf seinem Infektionsblock steckte er sich mit Fleckfieber an und starb langsam und qualvoll. Wenige werden sich an seine aufopfernde Tätigkeit erinnern können, denn sie währte nur kurze Wochen. Für mich bleibt er das Beispiel eines guten Kameraden, dem eine Armbinde Verpflichtung – und sonst nichts – bedeutet hat.

Häufig wurde beobachtet, dass deutsche politische Gefangene trotz ihrer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus nicht imstande waren, sich vom Dritten Reich so zu distanzieren, wie das für jeden anderen KZ-Häftling selbstverständlich war.

Simon Laks und René Coudy erwähnen den 56jährigen Blockältesten Josef Hofmann, einen Polizisten aus Breslau, der wegen Schwarzhandels ins KZ gekommen war und in Birkenau einen guten Ruf genoss. Noch bei der Evakuierung im Januar 1945 sei Hofmann fest von einem deutschen Sieg überzeugt gewesen, habe an die versprochenen Wunderwaffen geglaubt und bedauert, dass er nicht in den Reihen der deutschen Armee am Kampf und Sieg teilnehmen könne.

Primo Levi bemerkte anlässlich der ersten Bombardements der Buna-Werke im Sommer 1944 sarkastisch – und sicherlich zu Unrecht verallgemeinernd: «Auch die Reichsdeutschen (Häftlinge) im Lager, die Politischen inbegriffen, spüren in der Stunde der Gefahr wieder die Verbundenheit mit Blut und Boden.»

Karl Bracht, ein deutscher Kommunist, der seit dem Jahr 1956 in Haft war und sich als Capo in Birkenau von den Grünen im positiven Sinn abgehoben hat, erzählte mir zwei Jahrzehnte nach der Befreiung mit nicht zu überhörendem Stolz, dass der Lagerführer Schwarzhuber ihn einmal vor allen Capos als seinen besten bezeichnet hatte. Die Tendenz der Lagerführung, an eine Solidarität aller Deutschen über den Stacheldraht hinweg zu appellieren und so die deutschen Gefangenen von anderen zu isolieren, hat zu einer makabren Szene geführt, die Ota Fabian beschrieben hat. Als Leichenträger hat er die Erschiesungen an der Schwarzen Wand beobachten können. «Einmal hat sich ein Mann von Jakob (der die für den Tod Bestimmten an die Schwarze Wand zu führen hatte) losgerissen, sich gegen die Brust geschlagen und gerufen: ‚So muss ein Reichsdeutscher verrecken!‘ Dieser Ruf hinderte die SS selbstverständlich nicht daran, ihn zu erschiessen.»

Primo Levi schreibt, dass bei der Evakuierung von Monowitz die SS den deutschen politischen Häftling Thylle als Blockältesten des Krankenbaus eingesetzt hatte, bevor sie mit den Marschfähigen das Lager verliess. Im Krankenbau blieben die zurück, die nicht marschieren konnten. «Als Deutscher hatte er die vergängliche Ernennung sehr ernst genommen», schreibt Levi. «In den zehn Tagen, die das Verschwinden der SS von der Ankunft der Russen trennten, hatte Thylle, während jeder einen letzten Kampf gegen Hunger, Kälte und Krankheit führte, seinen neuen Herrschaftsbereich eingehend inspiziert, den Zustand der Böden und die Zahl der Decken kontrolliert (eine für jeden, ob er nun lebte oder tot war).» Primo Levi charakterisiert diesen alten Kommunisten als «versteinert von zehn Jahren wilden und zweifelhaften Lagerlebens».

Ich war zuletzt im Aussenlager von Neuengamme, Lerbeck, Rap-

portschreiber. Anfang April 1945 wurden wir nach Fallersleben evakuiert, wo ebenfalls bereits die Räumung vorbereitet wurde, da die SS keine Häftlinge den anrückenden Amerikanern in die Hände fallen lassen wollte. Als ich dem Rapportschreiber von Fallersleben ordnungsgemäss die Lerbecker Kartei übergeben wollte, musste er mich erst darauf aufmerksam machen, dass es völlig unwichtig sei, ob die Kartei stimme oder nicht, denn die SS hatte bereits jeden Überblick verloren. Ich habe mich damals geschämt, dass mir gesagt werden musste, dass die von der Lagerführung angeordneten Pflichten nicht unabhängig von dieser weiterbestehen.

In besonders gelagerten Einzelfällen hat die SS deutsche Funktionshäftlinge entlassen, um sie als zivile Hilfskräfte im Lagerbereich heranzuziehen. Der Kriminelle Erich Grönke wurde Ende 1941 als Leiter der Lederfabrik eingesetzt; der politische Gefangene Dr. Diethelm Scheer im Juli 1942 als Fachmann für die Fischzucht. Selbst zwei polnische Chirurgen wurden auf diesem Weg aus der Internierung entlassen: Dr. Wladyslaw Dering und Dr. Jan Grabszyński, die sich als Hilfskräfte bei Menschenversuchen bewährt hatten. Das geschah im Jahr 1944. Grabszyński hat seine zivile Dienstverpflichtung nicht so ernst genommen wie Dering, sondern die Freiheit benützt, um zu den Partisanen zu gelangen. Die meisten Entlassungen aus dem Lager mit gleichzeitiger Dienstverpflichtung als Zivilarbeiter nahm die Zentralbauleitung vor. Ein Dutzend polnische beziehungsweise volksdeutsche Architekten kamen in den Jahren 1943 und 1944 in den Genuss relativer Freiheit.

Die Lagerführung hat sogar die Eingliederung von Häftlingsfunktionären in die SS im Auge gehabt. Anton van Velsen, der in Birkenau Blockältester und Lagercapo war, wurde ein solches Angebot gemacht. Vor dem Frankfurter Gericht bezeugte van Velsen: «Man hat mich in Auschwitz aufgefordert, mich als holländischer Offizier zur SS zu melden. Aber mir war Zyklon-B in der Lunge lieber als eine SS-Uniform am Leib.»

Auch in meinem Bericht steht in diesem Zusammenhang:

«Heute gibt's im SS-Revier Grossalarm. Die Putzer sausen nur so hin und her. Der Grund der Aufregung ist, dass Dr. Lolling, der leitende Arzt beim SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt, für heute seinen Besuch angekündigt hat. Da darf niemand auffallen. Scheinbar ist der Besuch gut ausgefallen. Wirths strahlt. Er kommt zu uns aufs Zimmer. Das ist sonst sehr selten. Wir sind aufgestanden. Ich stehe hinter meinem Schreibmaschintischerl, er stellt sich auf die andere Seite des Tischchens, stützt sich darauf.

„Wissen Sie, Langbein, der Zimmermann, der Reviercapo von Dachau, ist freigegangen.“ Dann, nach einer Pause, fragt er plötzlich: „Wollen Sie zur SS?“

Der Rechnungsunterscharführer ist auch im Zimmer, er manipuliert hinten beim Kasten. Auf die Frage hin hat er sich umgedreht. Antworten kann ich also jetzt nicht. So lache ich Wirths nur an. Er lacht mit, dann geht er wieder.

Wie ich das nächste Mal allein in seinem Zimmer bin, kommt er darauf zurück. „Ich habe Lolling von Ihnen erzählt. Er sagte mir, dass es möglich ist, dass Häftlinge, die sich in ihrer Arbeit besonders bewähren, zur SS übernommen werden und als SSler im Lager weiterarbeiten.“

„Herr Doktor, wenn ich schon in einem KZ sein muss, dann nur in der Uniform, die ich jetzt an habe.“

Ich weiss nicht, ob Wirths vor ein paar Monaten diese Antwort schon vertragen hätte. Jetzt schaut er mich nur an, sein Gesicht verliert seine Freundlichkeit. „Für Sie wäre es doch bessere

«Darf ich so etwas machen, Herr Doktor? Sie wissen, wozu ein SS-Mann in Auschwitz befohlen wird. Die Häftlinge hier sind meine Kameraden, auch wenn ich morgen ihre Uniform nicht mehr trage.“

Er schaut zum Fenster hinaus ins Lager. Bunt wimmelt es draussen von gestreiften Anzügen. Es ist Mittagspause. «Ihre Ansicht ehrt Sie.“ Seine Stimme klingt etwas enttäuscht. Er hat gefühlt, dass meine Antwort eine Verurteilung ist.»

Als sich die Frontlage für die Deutschen verschlechterte, bot die SS deutschen Gefangenen häufiger an, ihre Uniform anzuziehen. Es ist

dass sie sich zuerst an die Kriminellen wandte.

Am 19. Februar 1944 ordnete Himmler an: «Ich wünsche, dass aus den Asozialen und den Berufsverbrechern in den Konzentrationslagern von den Altersstufen zwischen 17 und 35 Jahren, in Einzelfällen bis 40 Jahre, durch SS-Obersturmbannführer Dirlwanger selbst diejenigen herausgesucht werden, die sich zu einem Fronteinsatz zum Zwecke ihrer Rehabilitation freiwillig melden. Ausgeschlossen davon sind politische Verbrecher und Schlüsselkräfte in Rüstungsbetrieben der KL.» Durch die Festlegung der Höchstzahl von 800 für alle KZs schränkte Himmler damals diese Meldungen ein. Später wurden die Rekrutierungen bedeutend verstärkt und im Herbst 1944 auch auf deutsche politische Gefangene ausgedehnt.

Wie problematisch der Begriff einer «freiwilligen» Meldung war, als Himmler jedem Lager eine Zahl vorschrieb, braucht nicht betont zu werden.

Der ausgezeichnete Beobachter Tadeusz Borowski beschreibt, wie eines Tages lagerbekannte grüne Häftlingsfunktionäre in SS-Uniform eingekleidet beim Exerzieren beobachtet werden konnten: «Vorerst wird ihnen das Marschieren beigebracht, und man wartet, ob sie sich in die Gemeinschaft einfügen werden oder nicht. Die Gemeinschaft hat es ihnen offenbar angetan, sie geben sich jede Mühe. Kaum ein paar Tage sind sie hier zusammen, und schon haben sie das Magazin erbrochen, eine Menge Päckchen geklaut, die Kantine zu Kleinholz geschlagen und das Puff demoliert. Warum, sagen sie vollkommen vernünftig, sollen wir uns schlagen lassen und die Köpfe hinhalten? Wer wird uns an der Front die Stiefel putzen, und wer weiss, ob es dort junge Burschen gibt?

Da gehen sie nun, eine ganze Horde, und singen: ‚Morgen in der Heimat‘. Alles berühmte Totschläger, einer bekannter als der andere. Sepp, der Schreck aller Dachdecker, der unbarmherzig bei Schnee und Regen arbeiten lässt und einen für einen einzigen falsch eingetriebenen Nagel vom Dach herunterwirft; Arno Böhm, Nummer 8, ein langjähriger Blockältester, Capo und Lagercapo, der jeden Stubenältesten

erschlug, wenn er ihn dabei erwischte, dass er Tee verkaufte, der jedes Wort, das man nach dem abendlichen Gong sagte, mit fünfundzwanzig Hieben bestrafte; derselbe, der seinen alten Eltern in Frankfurt rührende – wenn auch kurze – Briefe von Abschied und Wiedersehen schrieb. Wir kennen sie alle, einen wie den anderen.»

Kaduk erinnert sich an drei Transporte von freigelassenen deutschen Häftlingen zur Sondereinheit Dirlwanger. Höss schreibt, dass Himmler immer wieder neue «Freiwilligen-Meldungen» befahl. Er hebt lobend hervor, dass sich viele Häftlinge tapfer geschlagen hätten, doch unter den Politischen hätte es zahlreiche Überläufer gegeben. Dirlwanger-Einheiten waren auch bei Massakern der Zivilbevölkerung eingesetzt.

Politische Gefangene standen vor einer schwerwiegenden Entscheidung, als sie aufgefordert wurden, sich freiwillig zu Dirlwanger zu melden. Wir hatten in Auschwitz besprochen, dass wir einem Aufruf, sich zur Wehrmacht zu melden, nachkommen, eine Eingliederung in eine SS-Einheit jedoch wenn irgend möglich ab wehren sollten. Ich wurde niemals auf die Probe gestellt. Weder in Auschwitz noch in Neuengamme, wo ich die letzte Kriegsphase erlebte, wurden Spanienkämpfer aufgerufen, sich zu melden.

Ursprünglich erhielten nur in Ausnahmefällen Nichtdeutsche eine Binde. Als später immer mehr Funktionäre benötigt wurden und sich der Prozentsatz der Deutschen vermindert hat, war ein polnischer Capo keine Seltenheit mehr, ja es erhielten sogar Juden eine Capobinde. Der Pole Franz Nierychlo, der schon seit dem Juni 1940 in Auschwitz war, wurde Chef der Lagerkapelle. Für die Mitglieder des Orchesters wurden Arbeitsplätze im Lager bestimmt, damit sie jederzeit schnell erreicht werden konnten. Nierychlo wurde Capo der Häftlingsküche. Da er als Orchesterchef eine Vorzugsstellung hatte, hätte er es nicht notwendig gehabt, sich als Capo der SS besonders willfährig zu erweisen. Trotzdem schlug er in seinem Kommando. Zu Weihnachten 1941 soll er zusammen mit seinem SS-Chef Egersdörfer sie-

ben Häftlinge erschlagen haben, die in das Vorratsmagazin der Küche eingebrochen waren. Die Leichen wurden zur Abschreckung unter den Weihnachtsbaum gelegt, erinnert sich Rablin. Dieser Pole charakterisiert seinen Landsmann kurz mit den Worten: «Seine Spezialität war das Ertränken von Juden in Wassertonnen.» Dieser herrische Kapellmeister benahm sich der Lagerführung gegenüber servil. Einen von ihm komponierten Marsch nannte er ihr zu Gefallen «Arbeit macht frei». Diese Parole hatte die SS, dem Dachauer Beispiel folgend, über dem Lagertor anbringen lassen. Nierychlo ist später als Volksdeutscher zur Wehrmacht eingezogen worden.

Dass auch bei polnischen Bindenträgern die wiederholte Warnung vor Verallgemeinerungen am Platz ist, möge nur durch die Beschreibung von Elie Wiesel belegt werden. Er hat nicht vergessen, wie der Blockälteste von 17 ihm und den anderen Juden, die als Zugänge auf diesen Block eingewiesen worden waren, die ersten Stunden mit kameradschaftlichen Worten zu erleichtern sich bemüht hat und wie er ihnen wertvolle Ratschläge gab. Es waren «die ersten menschlichen Worte», schreibt Wiesel. Der Blockälteste war ein junger Pole.

Blockälteste und Capos zogen Stubendienste und Vorarbeiter als Hilfskräfte heran, die ihnen glichen. H.G. Adler beschreibt diese Lagerprominenz, der er im Herbst 1944 in Birkenau begegnet ist: «Aus ihren Vorzugskammern kommen die Helfer heraus, Blockältester und Blockschreiber, dazu der Stubendienst, alles kräftige Burschen, manche sind phantastisch ausgestattet, die meisten Helfer hier sind Polen und Deutsche, meist stecken sie schon viele Jahre im Lager und fühlen sich hier heimisch, fast zählen sie sich nicht mehr zu den Verlorenen, doch deren Welt ist ihnen selbstverständlich geworden, eine andere kennen sie nicht mehr, das ist die einzige Ordnung; in dieser Welt lässt es sich herrschen und Schrecken verbreiten, man muss es verstehen, ein Leben am Rande allen Lebens zu führen.»

Samson Boeken gab am 1. September 1947 zu Protokoll, dass sich ein Stubendienst in Birkenau nichts dabei gedacht habe, zehn Häftlinge (Juden aus Holland) umzubringen, wenn er sich mit deren Brot-

ration Wodka kaufen konnte. Das soll im Sommer 1942 geschehen sein.

Weder Adler noch Boeken erwähnen die Farbe der Winkel, die diese Gehilfen der Blockältesten getragen haben. Es ist jedoch anzunehmen, dass es vorwiegend keine Gewohnheitsverbrecher waren, denn die wenigen deutschen Grünen befanden sich in Birkenau meist auf der obersten Stufe der Häftlingshierarchie.

Dem erfahrenen polnischen Pädagogen Jozef Kret, der 47 Jahre alt war, als er im Sommer 1942 der Strafkompagnie zugeteilt wurde, verdanken wir eine aufschlussreiche Studie über einen, der die Mittelstufe der Hierarchie erklommen hatte. Jozef Mitas hiess der Stubenälteste von Kret, ein Pole aus Oberschlesien, fast 40 Jahre alt, Schlosser von Beruf. Ihm oblag die Essenausgabe auf dem Strafblock: «Keinen Augenblick hörte er auf zu schnauzen, während er uns einen halben Liter ‚Tee‘ für zwei ins Gefäss goss. Er unterbrach sich nur, um irgendeinem den Schöpflöffel um die Ohren zu schlagen. Nichts entging seinen Augen. Ob sich jemand ausser der Reihe einschmuggelte oder es wagte, zu reden oder ungeschickt seine Schüssel zum Eingiessen hinsetzte, Mitas sah alles und teilte sofort Stockschläge aus. Wo es schon gar nichts auszusetzen gab, schlug er eben aufs Geratewohl, als Beispiel, um nicht aus der Übung zu kommen, weil’s ihm Vergnügen machte, weil’s der Blockälteste so wollte, weil Moll (der SS-Führer der Strafkompagnie) es forderte, weil es den Capos gefiel, weil er sich dadurch auf dem Posten eines Stubenältesten behauptete, und überhaupt – wie gesagt –, dies war eben die SK und kein einfaches Kommando.»

Derart grimmigen Stolz auf ein besonders schweres Kommando traf man nicht selten an. Kret hat Mitas studiert. «(Er) hatte eine in einer harten Schule des Lebens erworbene Ansicht über Menschen. Auf eigenartige Weise klassifizierte er ihre Fehler und Vorzüge. Unbeholfenheit, Schlappeit und Weichheit riefen in ihm einen Sturm von Raserei hervor. Er schäumte beim Anblick von langsamen, ungeschickten Bewegungen und der von Apathie und Resignation gezeich-

neten Gestalten. ‚Leute, wo habt ihr denn euren Verstand, ihr verfluchten Intelligenten, wo seid ihr dummes Volk denn gross geworden, dass ihr euch nicht zu helfen versteht!‘ schrie er.»

Kret fragt sich, wieso Mitas so wurde: «Vielleicht fanden irgendwelche seit Langem verdrängte Instinkte jetzt, unter den hierfür günstigen Lagerbedingungen, ihre Entladung, vielleicht hatte eine böse Kindheit solch bittere Früchte getragen? Oder wollte er auf diese Weise die ihn verzehrende Unruhe über sein eigenes Schicksal betäuben?» Denn wenn er auch die Funktion und die Privilegien eines Stubenältesten hatte, gehörte Mitas ebenfalls zur Strafkompagnie, aus der jederzeit Häftlinge zur Politischen Abteilung gerufen werden konnten, um nie mehr zurückzukehren. «Mitas wollte nicht töten, aber wenn ihn die Wut übermannte und er stärker auf eine schwache Stelle schlug, so war das seiner Meinung nach eben das Pech des Erschlagenen», resümiert Kret.

Nicht nur Polen haben eine Rolle gespielt wie Mitas – obwohl diese am ehesten in der Hierarchie aufrücken konnten. Igor Bistric berichtet von einem russischen Stubendienst namens Ivan, der unter den Neuzugängen in Birkenau derart gewütet hat, dass Bistric noch zweieinhalb Jahrzehnte später nur die Bezeichnung Mörder für ihn fand. Dieser Ivan war einer von der Handvoll Russen, welche von den Tausenden russischen Kriegsgefangenen, die im Winter 1941/42 nach Auschwitz deportiert worden waren, am Leben blieben.

Im Frauenlager waren die Verhältnisse nicht viel anders, nur dominierten bei den Frauen nicht die Grünen, sondern die Schwarzen – also «Asoziale», meist Prostituierte. Unter den Häftlingsfunktionärinnen, die Wanda Koprowska im Frühling 1945 im Aussenlager Budy angetroffen hat, herrschten «nur deutsche Frauen mit den schwarzen Dreiecken». Die Blockälteste Sonja war nach Koprowskas Beschreibung «eine schreckliche Bestie in einem ganz hübschen Körper. In Freiheit eine Strassendirne. Niemals trennte sie sich von ihrer Reitpeitsche, mit der sie uns ohne den geringsten Grund prügelte.» Die Nachfolgerin

von Sonja hiess Eva und trug ebenfalls einen schwarzen Winkel. Sie wütete nicht wie ihre Vorgängerin, sondern schaute lieber ins Glas. «Von wo sie Schnaps hat, wissen wir nicht.»

Im betrunkenen Zustand misshandelte sie die Insassinnen ihres Blocks. Capo war die Oberschlesierin Trude Richter, «eine vollkommene Analphabetin. Ihr Stock half uns beim Schleppen schwerer Steine und Balken», schreibt Koprowska.

Krystyna Zywułska erwähnt, dass eine polnische Prostituierte aus Kielce die Funktion eines Lagercapos im Frauenlager innehatte. Die Polin Stanisława Starostka – allgemein Stenia genannt –, die sich anfangs als Blockälteste in den Augen der Lagerführung bewährt hatte, avancierte zur Lagerältesten im FKL. Sie hatte sich im Bergen-Belsen-Prozess zusammen mit SS-Angehörigen zu verantworten. Zu ihrer Verteidigung brachte die mit 25 Jahren Deportierte vor: «Wenn ich als Lagerälteste den Häftlingen helfen wollte, musste ich das Vertrauen der deutschen Autoritäten gewinnen. Ich musste um jeden Kompromiss kämpfen.» Das sei ihr schwerer gefallen als deutschen Spitzenfunktionären.

Manea Svalbovä, die das Frauenlager von Anfang an kennengelernt hat, schreibt, die Mehrheit der Prominenz hätte auf Kosten der hungernden Kameradinnen gut gelebt. Und mehr als das: Lagercapo und Blockälteste hätten mehr als einmal die SS mit Fragen wie «Was soll ich mit den vielen Muselmännern anfangen?» ermuntert zu selektieren. Wenn eine Selektierte eine Blockälteste um Hilfe anflehte, konnte sie als Antwort zu hören bekommen: «Soll ich vielleicht statt dir vergast werden?»

Dass es bei den Frauen ebenso wie bei den Männern auch andere Funktionärinnen gab, versteht sich.

In einer von Meyer Levin aufgezeichneten Geschichte von Eva wird von dieser auch ihre Blockälteste Lotta – offenbar eine slowakische Jüdin, wenn sie auch als Slowenin bezeichnet wird – beschrieben: «Wenn eine Blockälteste auch noch so nachsichtig war, es gab Zeiten, wo sie zuschlagen musste, denn viele Gefangene waren in einem Zustand, dass sie nichts anderes mehr verstanden. Da gab es die Verschlagenen, da gab es die Bösen, da gab es Diebe, die Brot stahlen

oder irgendetwas anderes, einen Löffel, einen Kamm; da waren die Halbverrückten und die, die jedes menschliche Wesen verloren hatten, die schmutzig waren wie Wickelkinder. Wenn es eine Streiterei gab, kam Lotta aus ihrer Ecke, teilte ein paar Hiebe aus, nahm Sachen weg. Aber sie war keine Sadistin. Wenn sie schlug, geschah es heftig und kurz.»

Auch der Typ der «versteinerten» alten Häftlinge war im FKL vertreten. Kitty Hart beschreibt eine Vertreterin dieses Typs, offenbar eine Nachfolgerin von Stenia: «An der Spitze der Häftlinge des ganzen Frauenlagers stand eine Lagerälteste; sie war eine Deutsche, die aus politischen Gründen bereits acht Jahre in verschiedenen Lagern interniert war. Sie war als anständig bekannt, aber trotzdem fürchtete man sich vor ihr, und man versteckte sich, wenn sie auftauchte. Ihr standen Helferinnen zur Verfügung. Man ging ihnen besser aus dem Weg. Sie trugen Peitschen und machten von ihnen ausgiebig und oft hemmungslos auch dann Gebrauch, wenn keine deutsche Uniform zu sehen war.» Kitty Hart wusste, dass mancher Häftlingsfunktionär in Gegenwart von SS-Angehörigen brüllte und hie und da selbst prügelte, um Strafmaßnahmen der SS vorzubeugen.

Dass ein Häftlingsfunktionär auch manchmal streng sein musste, wenn kein SS-Angehöriger ihn beobachtete, mögen folgende Worte von Herbert Buchhold illustrieren: «Während meiner Zeit in Monowitz sind dort keine Epidemien ausgebrochen, was nicht zuletzt das Verdienst der Lagerältesten und der Blockältesten war, die manchmal auch mit Gewalt die Häftlinge zur Sauberkeit zwingen mussten.» Buchhold war Blockältester in Block 13.

Lena Zoltánová führt ein Beispiel an, das deutlich zeigt, wieso Gefangene eine irrije Meinung von ihren Häftlingsvorgesetzten bekommen konnten. Eine Bekannte von Zoltánová wurde im Jahr 1944 in dem Birkenauer Lagerabschnitt als Blockälteste eingesetzt, in dem die eben angekommenen Jüdinnen aus Ungarn untergebracht wurden, die bei der Zugangsselektion als arbeitsfähig befunden wurden und auf

den Weitertransport in ein Arbeitslager zu warten hatten. Die Appelle dauerten dort oft stundenlang. Viele Frauen waren durch das lange Stehen völlig erschöpft. SS-Angehörige forderten sie in freundlichem Ton auf, sich abseits hinzusetzen, falls sie sich müde oder krank fühlten. Die Blockälteste wusste, dass sich die SS mit dieser Aufforderung die Mühe einer Selektion ersparen wollte. Diejenigen, welche der Aufforderung folgten, wurden später zur Gaskammer abgeführt. Die Blockälteste forderte daher die Frauen, die häufig von einer erschreckenden Naivität waren, auf, sich nicht hinzusetzen. Warum, konnte sie selbstverständlich auch nicht einmal andeuten, wenn sie nicht ihr Leben aufs Spiel setzen wollte. Einige Ungarinnen entgegneten ihr: «Die SS hat aber erlaubt, dass wir uns setzen.» Wen kann es wundern, wenn die Blockälteste daraufhin die Nerven verlor und diese Frauen anschrie: «Du blöde Kuh, bleib stehen! Ich verbiete das Niedersetzen!» So erhielten die ahnungslosen Ungarinnen den Eindruck, dass zwar die SS gar nicht so schlimm, die Blockältesten jedoch grausam seien. Wenn sie bald in ein Arbeitslager überstellt wurden, ohne die Zusammenhänge zu erfahren, dann ahnten sie möglicherweise nie, dass die schimpfende – und vielleicht manchmal auch schlagende – Blockälteste ihnen das Leben gerettet hat.

Iris Langer wurde in dem gleichen Lagerabschnitt als Blockälteste eingesetzt, da sie mit einem der ersten Transporte aus der Slowakei deportiert worden war und daher im Jahr 1944 zu den «Alten» zählte. Eines Tages forderte der SS-Arzt Klein die Frauen auf, diejenigen, die krank seien, mögen sich melden, sie kämen in ein Sanatorium. Langer flüsterte allen, die sie erreichen konnte, auf ungarisch zu, dass sich niemand melden soll, denn ihr war natürlich bekannt, was Klein mit dem Sanatorium meinte. Sie hörte später Ungarinnen sagen, der SS-Arzt sei besser als die Blockälteste, die selbst einen Judenstern zu tragen hatte.

Ich habe einmal meinem Freund Ernst Burger gegenüber erwähnt, dass ich nicht verstehen könne, wie Häftlinge Leidensgefährten prügeln, und mich gerühmt, dass ich noch nie jemanden auch nur angerührt habe, obwohl ich zur Prominenz gezählt werden konnte. Ernst antwortete: «Du hast leicht reden. Als Schreiber hast du keine Verant-

wortung für andere.» Und erzählte, wie er kürzlich gezwungen war zu schlagen. Er war Schreiber von Block 4, im Lager bekannt und beliebt und stets bestrebt, seine Beliebtheit zu nützen, um den auf seinem Block Liegenden Erleichterungen zu verschaffen. So war es ihm wieder einmal gelungen, in der Küche einen zusätzlichen Kessel Suppe zu beschaffen. Als die Insassen des Blocks bemerkten, dass unverhoffter Nachschlag im Anzug war, stürzten sie mit ihren Schüsseln, die der gewöhnliche Häftling stets griffbereit am Gürtel trug, in wilder Jagd auf die Leute zu, die den Kessel zum Block schleppten. Unweigerlich wäre der Kessel umgeworfen und die Suppe verschüttet worden, wenn sie – drängend und sich gegenseitig stossend – den Kessel erreicht hätten. Ernst brüllte die Heranstürmenden an, sie sollten stehenbleiben, dann bekomme jeder etwas. Keine Reaktion. «Was blieb mir übrig?» sagte Ernst. «Ich habe den Essenträgern einen der Stöcke abgenommen, mit denen die Kessel getragen wurden, und auf die ersten eingeschlagen. Erst dann stockten die Laufenden. So laut ich konnte, schrie ich, dass sich alle in einer Reihe anstellen sollten. Nun erst konnte die Suppe verteilt werden.» Ein Beobachter dieser Szene, der Ernst und das Lager nicht gekannt hat, hätte ihn für einen Schläger halten können.

Bindenträger hatten auch andere Probleme zu lösen. Wie sollte sich zum Beispiel ein Blockältester zu einem ertappten Brotdieb verhalten? Meldete er ihn der SS, dann war nicht nur dessen Leben so gut wie sicher verwirkt, sondern waren zusätzlich auch Kollektivstrafen zu befürchten. Liess er den Dieb unbehelligt, dann ermunterte er andere, sich ebenfalls am Brot des Nachbarn zu vergreifen. Er wurde gezwungen, sich zum Richter aufzu werfen; und leicht verleitet, richterliche Gewalt auch dann auszuüben, wenn es nicht unbedingt notwendig war.

Ella Lingens beschreibt einen Akt von Selbstjustiz, der ihr für das Verhalten mancher kommunistischer Funktionäre typisch erschien: Zwei Patientinnen lagen im Krankenbau auf derselben Pritsche. Die eine, die eben noch ein Paket bekommen hatte, lag im Sterben. Die an-

dere hatte sich – heisshungrig, wie Rekonvaleszente nach Typhus sind – dieses Pakets bemächtigt, noch bevor ihre Nachbarin gestorben war. Andere meldeten diesen Vorfall, wahrscheinlich von Neid getrieben. Die Lagerälteste Schneider, eine deutsche Kommunistin, durch lange Haftjahre hart geworden, schlug nicht und brüllte nicht, aber ordnete an: «Diesen Fall regeln wir unter uns. Du hast dich durch den Diebstahl des Paketes an der Gemeinschaft vergangen, du sollst für diese Gemeinschaft arbeiten.» Der Rekonvaleszentin wurde befohlen, von nun an den Raum zu reinigen. Lingens, die als Ärztin wusste, dass das durch die Krankheit noch stark geschwächte Herz der so Bestraften diese Anstrengung nicht aushalten werde, intervenierte. Die Lagerälteste, die wie viele andere Laien, die Erfahrungen in Häftlingskrankenbauten gesammelt hatten, nicht viel vom Urteil der Ärzte hielt, wies diese Intervention ab. Die Patientin starb in einigen Tagen – ihr Herz hat versagt.

Einen anderen Fall von Selbstjustiz bezeugte Franciszek Znamirowski im Verfahren gegen Emil Bednarek: «Ich wurde in die Strafkompagnie eingewiesen, in der Bednarek Blockältester war. Einmal hat Bednarek einen Blockältesten namens Franek geschlagen. Das war ein Pole, eine Bestie. Er kam in die Strafkompagnie. Bednarek gab ihm zuerst Ohrfeigen, dann zwang er ihn, seinen Kopf ins Kaminloch zu stecken, und gab ihm fünfundzwanzig Schläge mit dem dicken Stock auf das Hinterteil. Franek wurde so geschlagen, weil er aus Paketen für Häftlinge gestohlen hat. Alle, die bei Franek auf dem Block gelegen waren, haben die Strafe als gerecht empfunden. Es wurde erzählt, dass Franek später, als er auf Transport in ein anderes Lager geschickt wurde, von seinen Mithäftlingen erwürgt worden sei.»

Franek war wohlgenährt und kräftig, als ihn diese Strafe traf. Bednarek hat auch andere, die nicht über Kraftreserven eines Blockältesten verfügten, ähnlich bestraft; dann konnte der Ausgang tödlich werden.

Sollte ein Gefangener, dessen Verantwortungsbewusstsein durch das Lagerleben nicht zerstört worden war, den Gefahren aus dem Weg ge-

hen, die mit einer Funktion verbunden waren, oder sollte er sie auf sich nehmen, um im Interesse der Mitgefangenen wirken zu können? Eugen Kogon schreibt, dass ein Bindenträger in kritischen Situationen «nur die Wahl zwischen aktiver Beihilfe und vermeintlichem Rückzug aus der Verantwortung, der nach allen Erfahrungen weit Schlimmeres heraufbeschor», hatte.

In Kenntnis des Dilemmas, vor das sich ein Capo oder Blockältester oft und oft gestellt sah, habe ich trotzdem immer wieder verantwortungsbewusste Kameraden zu überzeugen versucht, eine Binde anzunehmen. Sicher wäre es für den Einzelnen einfacher gewesen, sich vor der Übernahme einer Funktion zu drücken und sein Gewissen frei von jeder Belastung zu halten; aber wie hätten dann die Verbesserungen, die in vielen Lagern durchgesetzt wurden, erreicht werden können? Wie hätte man die Schläger und Betrüger aus Schlüsselstellungen entfernen können? Wie hätten die Lager ausgesehen, wenn alle, deren Moral nicht gebrochen war, die Übernahme einer Verantwortung gescheut hätten? Es war sehr schwer für einen, der eine Binde angenommen hatte, das richtige Mass zu finden zwischen dem, was man tun musste, um Funktion und den damit verbundenen Einfluss zu behalten, und dem, was bereits Missbrauch der Macht bedeutet hat.

Hielt man sich jedoch vor Augen, welche Verantwortung man mit einer Weigerung, eine Funktion zu übernehmen, auf sich geladen hat, dann schreckte man vor dieser Schwierigkeit nicht zurück. Die Lagerprominenz konnte innerhalb des von der SS gesteckten Rahmens viel bewirken – im Guten oder im Bösen.

JÜDISCHE LAGERPROMINENZ

Mit der Zeit sah sich die Lagerführung gezwungen, auch jüdische Häftlinge mit Funktionen zu betrauen, denn der Prozentsatz der «Arier» sank kontinuierlich. In dem Bericht, den Wetzler und Vrba nach ihrer geglückten Flucht Anfang April 1944 zusammengestellt haben, wird erwähnt, dass im Februar 1944 etwa die Hälfte aller Blockältesten im Birkenauer Männerlager Juden waren, dann aber auf einen zentralen Befehl hin alle Juden bis auf drei aus der Slowakei ihre Binde ablegen mussten. Da Wetzler und Vrba Blockschreiber waren und die mit dieser Funktion verbundene grössere Bewegungsfreiheit genützt hatten, um ihre Flucht vorzubereiten, wurden nachher auch alle jüdischen Blockschreiber abgelöst. Czeslaw Mordowicz, der damals seine Funktion verlor, erinnert sich, dass zu diesem Zeitpunkt etwa acht bis zehn Juden Blockschreiber gewesen sein dürften. Die meisten stammten aus Deutschland.

Im Stammlager war es für Juden kaum möglich, eine Binde zu bekommen; dort blieb der Prozentsatz der «Arier» am höchsten.

In den in Auschwitz III zusammengefassten Arbeitslagern bildeten jüdische Gefangene eine gewaltige Majorität. Damit in diese Lager, in denen die Häftlinge in den Rüstungsbetrieben Kontakt mit Zivilisten hatten, keine Seuchen verschleppt werden, zog es die SS vor, Neuzugänge unmittelbar von der Rampe weg dorthin zu überstellen. Zur Rampe rollten aber Tag für Tag die Transporte des Reichssicherheitshauptamtes. Daher konnten jüdische Häftlinge in diesen Arbeitslagern ausnahmsweise sogar die höchste Stufe in der Hierarchie der Häftlinge erklimmen. Der Lagerführer von Fürstengrube, Max Schmidt, bezeugte: «Zunächst fungierte als Lagerältester ein Jude. Nach einer gewissen Zeit durfte er aber diese Funktion nicht mehr ausüben.»

Primo Levi berichtet, wie es zu seiner Zeit in Monowitz, der Zen-

trale von Auschwitz III, ausgesehen hat: «1944 lebten in Auschwitz von den alten jüdischen Häftlingen, von den kleinen Nummern unter 150.000, nur noch ein paar hundert (die Nummer 150.000 wurde am 10. September 1945 ausgegeben, man galt nach wenigen Monaten bereits als «alter» Häftling); keiner von diesen war ein gewöhnlicher Häftling in einem gewöhnlichen Kommando und mit gewöhnlicher Ration. Es blieben nur die Ärzte übrig, die Schneider, Flickschuster, Musiker und Köche, attraktive junge Homosexuelle und Freunde oder Landsleute irgendwelcher Lagerautoritäten; darüber hinaus besonders rücksichtslose, kräftige und unmenschliche Individuen, die sich (vom SS-Kommando dazu ausersehen, das in dieser Wahl eine satanische Menschenkenntnis an den Tag legte) als Capos, Blockälteste und noch in anderen Ämtern behaupteten; und endlich diejenigen, die zwar keine besonderen Ämter bekleideten, aber vermöge ihrer Durchtriebenheit und Tatkraft stets imstande waren, mit Erfolg zu organisieren, und demzufolge ausser dem materiellen Nutzen und dem Ansehen auch noch Nachsicht und Achtung der Lagergewaltigen für sich buchen konnten.»

Die jüdische Lagerprominenz beschreibt Levi ebenso schonungslos, wie er die Bindenträger charakterisiert hat, die keinen Judenstern tragen mussten: «Die jüdischen Prominenten stellen ein trauriges und bemerkenswertes menschliches Phänomen dar. Sie sind das typische Ergebnis der Struktur des deutschen Lagers. Man biete einigen Individuen, die ein Sklavendasein führen, eine privilegierte Stellung, gewisse Annehmlichkeiten und die Aussicht zu überleben, man fordere dafür den Verrat an der natürlichen Solidarität mit ihren Kameraden, und einer von ihnen wird sich gewiss dazu bereitfinden. Bekommt er die Befehlsgewalt über eine Handvoll Unglückseliger und das Verfügungsrecht über deren Leben und Tod, dann wird er grausam und tyrannisch, denn er weiss, dass sonst ein anderer an seine Stelle treten wird, den man für geeigneter ansieht. Ferner wird die ganze Gewalt seines Hasses, die sich den Unterdrückern gegenüber nicht Luft machen konnte, nun unsinnigerweise auf die Unterdrückten niedergehen:

Und er wird erst dann genug haben, wenn er die von oben erlittene Unbill auf seine Untergebenen abgewälzt hat. «

Mancher Kenner der Verhältnisse in Monowitz wird Pauschalurteile dieser Art als ungerecht zurückweisen. Levi gibt sich selbst Rechenschaft darüber, dass er verallgemeinert, wenn er schreibt: «Während des ganzen, endlos langen Jahres im Lager hatte ich weder Neugier noch Gelegenheit gehabt, die komplizierten Strukturen der Lagerhierarchie zu erforschen. Das düstere Gebäude böser Mächte lastete als Gesamtheit auf uns, und unser Blick war auf den Boden geheftet.» Damit weist Levi auf eine Fehlerquelle hin, die manchem anderen nicht zu Bewusstsein gekommen sein mag, der ebenfalls summarische Wertungen ausgesprochen hat. Er verkennt auch nicht, dass ein jüdischer Capo unter einem stärkeren Zwang stand als ein «Arier». So schreibt er einmal über seinen «arischen» Vorgesetzten: «Dieser Capo macht uns keine Schwierigkeiten, denn er ist kein Jude und bangt (daher, wäre hier einzufügen) nicht um seinen Posten.»

Einzelne jüdische Bindenträger sind Überlebenden im Gedächtnis haften geblieben: Henry Bulawko beschreibt einen Vorarbeiter in Jaworzno, einen litauischen Jungen mit dem Vornamen Mosche. In seiner Rechten trug er stets das Zeichen seines Ranges, einen Stock. Mit ihm schlug er drauflos. Einmal eröffnete er Bulawko sein Herz. Seine Frau und seine drei Kinder waren vor seinen Augen ermordet, sein Haus zerstört worden. Mosche war fromm. Er sprach jeden Tag seine Gebete – und jeden Tag prügelte er.

Carl Laszlo berichtet von einem ungarischen Abgeordneten namens Fabian, der sich als ehemaliger Minister ausgab und es «durch dunkle Machenschaften zu wichtigen Posten im Lager brachte und zu einem der unangenehmsten und gemeinsten Lagerfunktionäre wurde».

Karl Dubsky, der wegen seiner jüdischen Abstammung im Juli 1942 nach Birkenau kam, bezeichnet seinen ersten Blockältesten als «eine Bestie». Er war ein Jude aus Polen. Möglicherweise meint Tadeusz Joachimowski denselben, wenn er von dem Blockältesten von

Block 22 spricht, der geschlagen und erschlagen hätte; sein Name war Pinkus, er stammte aus Frankreich.

Elie Wiesel hat den Blockältesten von Block 57 in Monowitz nicht vergessen, der «einen Greis schlägt, der seine Mütze zu langsam gehoben hat», einen anderen prügelt, weil ihm dessen Gesicht nicht gefällt; der – selbst mit dem Judenstern auf der Brust – einem ihm unterstellten Juden das Hemd abnimmt, weil dieses warm ist, einem anderen die Schuhe. Zusammenfassend schreibt Wiesel: «Ja, ich kannte die sadistischen Capos, ich habe Juden gesehen, die ihre Brüder schlugen, und in ihren Augen erglänzte ein wildes Leuchten.» Er fügt hinzu: «Wenn diese Bilder wieder lebendig werden, wundere ich mich, dass es so wenig verlorene Seelen und so wenig vergiftete Herzen in diesem Königreich der Nacht gab, wo man nur Hass, Verachtung und Abscheu vor sich selbst atmete. Was wäre aus mir geworden, wenn ich länger in den Lagern geblieben wäre, sagen wir fünf, sieben oder zwölf Jahre?»

Im Frauenlager sind Jüdinnen aus der Slowakei mit niedrigen Nummern zu einer Art Aristokratie aufgerückt. Mit den ersten RSHA-Transporten aus diesem Land im März 1942 kamen vor allem junge Mädchen; die verheirateten Jüdinnen aus der Slowakei wurden erst etwas später deportiert. Wer die überaus harte Anfangszeit überstehen konnte, hat in der Regel Auschwitz lebend verlassen, meint Aranka Krausz, die damals selbst deportiert worden ist; denn nach etwa einem Jahr hatten die Slowakinnen mit niedriger Nummer bereits bessere Positionen. Auch Katarina Princz bestätigt, dass etwa ab Sommer 1943 jedes überlebende Mädchen aus den ersten slowakischen Transporten einen guten Posten hatte. Princz kam mit dem gleichen Transport wie Krausz nach Auschwitz. Als Krystyna Zywułska Ende August 1944 nach Auschwitz deportiert wurde, waren die meisten Blockältesten slowakische Jüdinnen.

Allgemein werden die Überlebenden der ersten Slowakentransporte als Mädchen bezeichnet. Nach der Erinnerung von Anna Palarczyk waren die slowakischen Jüdinnen, die als Blockälteste einge-

setzt waren, 19, 18 oder gar erst 17 Jahre alt. Kitty Hart, die im April 1943 ins Lager eingeliefert worden war, schreibt über die jüdischen Blockältesten und Stubenältesten aus der Slowakei: «Sie haben das Frauenlager buchstäblich mit ihren eigenen Händen aufgebaut. Damals waren es viele Tausende, doch nur wenige sind am Leben geblieben. Nun nehmen sie die besten Posten ein.» Die Anfangszeit in Auschwitz hatte die Mädchen vergessen lassen, was vorher war, meint Krystyna Zywułska, die sich fragt: «Was wussten wir von ihren Leiden? Nichts.» Lucie Begov, die im Frühling 1944 nach Auschwitz kam, nennt die Slowakinnen mit niedrigen Häftlingsnummern, die Funktionen innehatten, die «Lagergeneration». Sie schätzt, dass viele damals erst zwischen 16 und 18 Jahren alt waren. «Mit einer Ausnahme benahmten sie sich deutscher als die Deutschen», fasst Begov ihre Erfahrungen zusammen.

Sura Zofia Herson-Nowak hat ihre Blockälteste Sara Meisels, eine junge, grosse, blonde Jüdin aus der Slowakei, einmal sagen hören: «Ich habe hier so viele Angehörige verloren, ich kenne kein Mitleid.» Meisels prügelte auch dann, wenn keine Aufseherin in Sichtweite war.

Die Holländerin Mirjam Blits, seit 1944 in Auschwitz, beschreibt ihre Blockälteste Laura: «Sie schlug, bekam hysterische Anfälle und liess uns stundenlang mit erhobenen Händen knien.» Laura war eine polnische Jüdin, damals vielleicht 22 Jahre alt. Den polnischen Capo des «Scheisskommandos» charakterisiert Blits knapp: «Ein schlechteres Wesen habe ich in meinem Leben nicht gesehen.»

Hertha Ligeti ist im Januar 1944 von einer Blockältesten in Empfang genommen worden, die sie als blutjunge, sehr auffallend bekleidete Slowakin beschreibt: «Sie trug einen geblühten Seidenschlafrock und pelzgefütterte Pantöffelchen, das üppige blauschwarze Haar war im Nacken von einer riesigen himmelblauen Seidenmasche zusammengehalten, Wangen und Lippen blühten rosarot, die Händchen waren ausgepolstert, und unter dem Schlafrock wölbten sich pralle Brüste. Neben ihr standen gleich einer Leibgarde fünf Mädchen, die

nicht so prächtig gekleidet waren wie sie, jedoch gleichfalls von Gesundheit strotzten. Das waren die Stubendienste, Stubowas genannt, gleichfalls Slowakinnen.»

Wanda Koprowska sagt von ihrer Stubenältesten im Aussenlager Budy, dass sie völlige Unterordnung verlangte, «anderenfalls würde sie uns dorthin schicken, wo man lebend nicht mehr herauskommt». Diese Stubenälteste Henryka war Jüdin.

Hanna Hoffmann ist in der Sauna von Birkenau, wohin alle Zugänge zuerst geführt wurden, zum ersten Mal Häftlingsfunktionärinnen begegnet: «Von Zeit zu Zeit kommt eines der robusten Mädchen, die den Dienst in der Sauna verrichten – es sind, wie wir später erfahren, slowakische Jüdinnen, die schon länger im KZ sind –, und bringt die Fünferreihen (in denen sich die Zugänge aufzustellen hatten) mit Hilfe eines Gummischlauches wieder in Ordnung. Eine von ihnen will meine Jacke haben. Da ich sie nicht schnell genug ausziehe, versetzt sie mir eine kräftige Ohrfeige.» Später kam Hoffmann mit dieser Slowakin ins Gespräch, die ihr erzählte: «Meine Eltern gingen sofort ins Gas. Ich habe bald begriffen, worauf es ankommt. Wir sind alle Huren geworden. Du wirst auch merken, dass das am vorteilhaftesten ist.» Hoffmann beschreibt sie: «Das Mädchen sieht sehr gleichgültig aus. Nichtssagende Augen in breitem, aufgedunsenem Gesicht. Muskulöse, stämmige Gestalt. Sie ist 19 Jahre alt. Ich hätte sie auf 30 geschätzt.»

Die junge Szuszi Gross hat schnell begriffen, wie man sich in Auschwitz durchsetzen konnte. Da die SS grössten Wert auf ein militärisch exaktes Marschieren der Arbeitskommandos beim Aus- und Einmarsch legte, riefen die Capos skandierend: «Links – zwei – drei – vier, links – zwei – drei – vier», damit alle im Schritt blieben. Als die Zugänge am ersten Tag auszumarschieren hatten, hat Szuszi Gross sofort die Initiative ergriffen und laut kommandiert: «Links – zwei – drei – vier!» Nach vier Wochen war sie bereits als Stubendienst eingeteilt.

Eva Gabányi, die wie andere viel Schlimmes über das Verhalten der Gross gehört hatte, erinnert sich, dass Szuszi in der ersten, harten Zeit geholfen hat, die Moral aufrechtzuhalten. Wie sich dieses blutjun-

ge Mädchen als Blockälteste entwickelt hat, erhellt eindringlicher als Schilderungen von Grausamkeitsakten folgende Erzählung von Katarina Princz, die mit Gross seit der Kindheit befreundet war: Katarina ist einmal einer Selektion zum Opfer gefallen. Bekannte von ihr wandten sich verzweifelt an die Blockälteste Gross, sie möge doch ihrer Freundin helfen. Szuszi soll damals erwidert haben: «Was soll ich für sie tun? Kann sie mir denn die Schuhe putzen?» Die Rettung des Lebens ihrer Jugendfreundin hätte in ihren Augen nur dann einen Sinn gehabt.

Ana Novac, die mit einem Ungarntransport im Jahre 1944 deportiert worden war, porträtiert ihre slowakische Blockälteste: «Eigentlich ist sie nur dann lebendig, wenn sie schlägt. Da lebt sie auf wie ein Tennisspieler, der nach verschlafenen Training endlich ins Match geht. Ihr Kinn springt vor, ihre schönen, trägen Lippen pressen sich zu einem Strich zusammen. Einen Augenblick lang belauert sie regungslos, mit zusammengezogenen Augen, ihr Opfer. Dann blitzt um ihren Mund jenes eigene, ein wenig böse, ein wenig trunkene Lächeln auf, das sie im wahrsten Sinn des Wortes aufhellt. Die Peitsche schwingt nach rückwärts, um im nächsten Augenblick schon mit voller Kraft niederzusausen.» Novac glaubt, dass die Slowakinnen den Zugängen nicht verzeihen konnten, dass diese zu einer Zeit zu Hause friedlich Butterbrot gegessen haben, als sie in Auschwitz ihre schlimmsten Jahre durchleben mussten.

Suzanne Birnbaum bezeichnet ihre Stubenälteste, eine junge slowakische Jüdin namens Elsa, als einen richtigen Panther. «Sie kann uns nicht lachen sehen», sagt Birnbaum von ihr. Die SS hat auch Sadistinnen gefunden. Meyer Levin berichtet von einer «Jüdin von siebzehn Jahren», der Helferin ihres Capos. «Wenn sie prügelte, wurde sie erregt und schlug und schlug, bis Blut floss.»

Sehr bekannt wurde eine gewisse Cylka, die nach Schätzung von Anna Palarczyk vielleicht 16 Jahre alt war, als sie aus der Slowakei deportiert wurde. Sie erhielt die Blockältestenbinde für den Block 25, wo die Muselmänner auf ihren Abtransport zur Gaskammer zu warten

hatten. Die hübsche und sehr schlagfertige Cylka erlangte die Gunst des berühmten Rapportführers Tauber, was ihr so zu Kopf gestiegen ist, dass sie hemmungslos gegen ihre Leidensgefährtinnen gewütet hat. Sie wurde – wahrscheinlich eben deswegen – später als Lagerälteste in Mexiko eingesetzt, wo sie sich nicht besser verhielt. Einige Slowakinnen haben allerdings nicht vergessen, dass ihnen Cylka geholfen hat. «Sie hat ihre Mutter auf ein Lastauto verladen müssen, das zur Gaskammer gefahren wurde», so erklärt Anna Palarczyk die tiefe Demoralisation dieses jungen Wesens. Aus anderen Berichten geht hervor, dass sie sich sehr bemüht hat, Wasser in den von ihr geleiteten Lagerabschnitt Mexiko bringen zu lassen.

Nicht nur junge Slowakinnen aus den ersten Transporten haben unter dem Druck des Erlebten eine derartige Entwicklung durchgemacht, wie Hanna Hoffmann schreibt, die ihren Empfang im Theresienstädter Familienlager schildert: «Die SS ist weg. Eine Frauenstimme, die mehr dem Brüllen eines Tieres ähnelt, ruft: ‚In die Kojen! Wird’s bald, ihr Saubestien?‘ Die Stimme gehört einer Frau, die ich noch aus Theresienstadt kenne. Die Frau läuft auf dem Kamin herum und verteilt Stockhiebe, bis sie endlich die tausend Frauen eingeschüchtert hat. Sie erklärt im Befehlston: ‚Ihr seid in das Konzentrationslager Auschwitz gekommen. Von jetzt ab seid ihr Häftlinge. Ihr müsst alles machen, was ich euch sage, denn ich bin eure Blockälteste. Wer redet, dem schlage ich die Fresse kaputt. Wer hier leben will, muss folgen, denn wenn keine Disziplin herrschen wird, kommt ihr alle ins Gas.‘ Und nach einer Weile: ‚Aller Schmuck wird mir sofort abgegeben, man nimmt euch sowieso alles weg.‘»

Diese Frau ist drei Monate vor Hoffmann aus Theresienstadt nach Auschwitz überstellt worden. Hoffmann erklärt, wieso sie und andere Funktionärinnen sich in dieser kurzen Zeit derart gewandelt hatten: «Anfangs hatten sie polnische Blockälteste, die sich nur dadurch jahrelang im KZ behaupten konnten, dass sie alle moralischen Hemmun-

gen ablegten. Durch sie lernten unsere Leute, dass das Leben des Nebenmenschen keinen Wert hat, im Gegenteil, die eigene Existenz beeinträchtigt. Wer leben wollte, musste rücksichtslos sein, schlagen und töten können. Die, die das zuerst begriffen haben und imstande waren, sich nach diesen Gesetzen zu richten, lösten nach und nach die Polen in der Leitung der einzelnen Blocks ab.» Weiters schreibt Hoffmann über diesen Lagerabschnitt: «Der wirkliche Schrecken des Lagers war Fischer, der neue Lagercapo. Als Henker hat er sich schon in Theresienstadt einen Namen gemacht, und hier tat er ihm alle Ehre an. Man wusste, dass er ein Psychopath ist und daher unberechenbar. Er lief oft wie ein Amokläufer mit seinem Stock gebückt durch das Lager und schlug jeden, der ihm in den Weg kam.» Fischer, ein breitschultriger, fast erwachsener Mann, hatte sich in Theresienstadt freiwillig gemeldet, als die SS verlangte, dass einer der Gefangenen die Funktion des Henkers übernehme. Er sei im anatomischen und pathologischen Institut tätig und Gehilfe des Prager Henkers gewesen, begründete er seine Meldung. Auch Jehuda Bacon erinnert sich an Fischer. «Er hatte ganz verrückte Launen, aber er half den Kindern und liebte sie», sagt Bacon, der als halbes Kind nach Auschwitz gekommen war.

Bacon hat auch eine Episode in Erinnerung behalten, die für die Atmosphäre in diesem Familienlager typisch scheint: Ein Freund von ihm, der zusammen mit Bacon nach Auschwitz kam, freute sich darauf, dort einen Bekannten wiederzutreffen, der vor ihm aus Theresienstadt in dieses Familienlager verlegt worden war. Er ging auf ihn, der die Armbinde eines Blockältesten trug, zu und begrüßte ihn mit den Worten: «Zdenek, ich freue mich, dich wiederzusehen!» Der Blockälteste verabreichte ihm als Antwort nur zwei schallende Ohrfeigen.

Die feinfühlig Beobachterin Grete Salus hat ihre Blockälteste, die sie im Herbst 1944 kennengelernt hat, eindringlich beschrieben: «Immerfort rannte sie und brüllte. Dazu kam noch das ständige Horchen, ob nicht eine deutsche Kontrolle im Anrücken sei; die Verantwortung, dass bei Zählappellen die angegebene Zahl auch stimme. Unter dem

Druck dieser Stellung wurden diese Frauen fast alle Unmenschen, mit-leidslos bis zum äussersten, die reinsten Hyänen. Und nur um besser zu wohnen, sich vollzufressen bis zum Platzen und mit der leisen Hoff-nung auf Rettung. Diese Menschen sahen nur mehr den Tod. Morgen, morgen leben wir vielleicht schon nicht mehr, deshalb müssen wir heute essen, ein Stück Brot tauschen gegen ein schönes, unnützes Sei-dentuch oder umgekehrt, die einzigen Strümpfe gegen ein Stück Brot.

Erschütternd, so eine Blockälteste: Wie sich Gesicht und Stimme im Gespräch mit einer deutschen Aufseherin veränderten. Wie munter sie sich bewegte, wie untertänig, wie liebenswürdig sie war. Und doch spürte man hinter allem die Angst. Manchmal wurde sie von der SS-Aufseherin wie die beste Freundin behandelt, genoss grosse Freiheit, bekam bei Blocksperrre oft die Erlaubnis, andere Lagerabschnitte zu besuchen und dergleichen mehr. Aber das war alles nicht sicher, nicht endgültig. Hatte so eine Aufseherin schlecht geschlafen, vielleicht schon zwei Nächte lang keinen Mann gehabt oder war sie eben nur schlecht gelaunt, so verfinsterte sich schnell die Sonne ihrer Huld. Oft-mals wurde dann irgendeine Kleinigkeit zum Anlass genommen, um mit einem Schlag die Bevorzugte in die Dunkelheit der Anonymität der dreckigen Masse hinabzubefördern. Am anderen Tag sah man be-reits eine andere Blockälteste mit derselben Angst, derselben Hoff-nung bei ihrer Arbeit. Um jeden Preis suchten sie, diesen Posten zu behaupten; wir mussten ihn bezahlen.

Je mehr eine schlagen konnte, je besser es ihr gelang, die Menschen herabzudrücken, je mehr sie für das reibungslose Funktionieren dieser Mordmaschine tat – desto sicherer ihre Position. Einige von ihnen wa-ren der Veranlagung nach bestimmt amoralische Subjekte, aber nicht alle. Die Mehrzahl von ihnen hatte dieses Leben erst dazu gemacht, dieses furchtbare, zermürbende Leben, das am Menschen frass wie ein eitriges Geschwür. Es waren Menschen, die schon durch alles gegan-gen waren. Ihre Angehörigen hatte man vor ihren Augen niederge-

knallt. Sie hatten zusehen müssen, wie man ihre Kinder auf die grausigste Art ermordete. Sie waren stumpf geworden gegen menschliches Leiden, sie hatten selbst zuviel gelitten.»

Grete Salus schliesst ihre Analyse mit der Bemerkung ab: «Es waren Menschen, die schon vergessen hatten, dass sie jemals ein anderes Leben als das eines KZ-Häftlings geführt hatten. Sie lebten nur in der Gegenwart, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, waren nur noch Produkte des Lagers geworden.» Salus hat sich weiter bemüht zu ergründen, wieso sich diese Frau so verhalten hat: «Unsere Blockälteste hatte einen kleinen Jungen bei sich, er trat mit zum Appell an, die Deutschen sahen ihn und liessen ihn unbehelligt. Irgendwie hatte die Frau das Kind gerettet – es war nicht ihres –, und auf Grund ihrer Stellung wurde es stillschweigend geduldet. Wir sahen auch in anderen Gruppen vereinzelt solche Kinder. Zu diesem Buben war sie rührend, er war gut angezogen, mit den besten Wollsachen warm eingepackt und sah blühend aus. Vielleicht tat sie das Böse nur, um dieses kleine Menschenleben zu retten.»

Eine Jüdin aus der Slowakei, die mit 19 Jahren deportiert worden war, in Auschwitz bald eine Funktion erhielt und später heftig angegriffen wurde, weil sie ihre Macht missbraucht hatte, schrieb zu ihrer Entschuldigung: «Vielleicht kann unsere Unzulänglichkeit dadurch entschuldigt werden, dass wir jung waren, unerfahren und leben wollten.» Und weiter: «Es genügt ein falscher Schritt, und alles ist verloren, und solche Fehlritte gab es bestimmt viele.»

Wenn es für Juden auch viel schwerer war als für «Arier» – insbesondere Deutsche –, eine Funktion im Interesse ihrer Leidensgefährten auszuüben, so hatten mehrere dennoch die Kraft dazu. Jolan Gross-Deutsch hebt ausdrücklich hervor, dass Margit Bachmann «sehr anständig» war. Bachmann, die dem ersten RSHA-Transport aus der Slowakei entstammte, trug die Binde eines Capos des Truppenwirtschaftslagers. Seweryn Praport lobt den Blockältesten von Block 6 im Birkenauer Männerlager, der sich «sehr gut» verhielt, als Praport mit vielen anderen im Herbst 1945 dorthin kam. Der Blockälteste, von

dem Praport nur mehr der Vorname Heinrich in Erinnerung geblieben ist, war ein aus der Slowakei stammender Jude, der damals schon vielleicht 50 Jahre alt gewesen sein dürfte. Viele Frauen, ja sogar drei Kinder verdanken der jungen slowakischen Krankenschwester Bozena Teichnerova ihr Leben, die als Blockälteste im HKB viel riskierte, um zu helfen. Manche der Geretteten haben nie erfahren, was sie ihr zu verdanken haben.

Nachdrücklich wird Mala Zimetbaum gelobt, die junge Läuferin und Dolmetscherin des Frauenlagers. In Polen geboren, als Kind nach Belgien ausgewandert, mit 22 Jahren von dort im September 1942 nach Auschwitz deportiert, hat sie auf Grund ihrer Sprachkenntnisse, ihres sicheren Auftretens und ihrer überdurchschnittlichen Intelligenz bald eine sehr einflussreiche Position im Frauenlager erhalten. «Trotz ihrer Stellung und der Macht, die sie hatte, blieb sie eine der wenigen, der diese Macht nicht zu Kopf stieg. Sie wurde nicht hartherzig wie so viele andere Prominente», schreibt Raya Kagan über sie. Mala hat Kranke gewarnt, wenn sie von bevorstehenden Selektionen im HKB erfahren hatte. Da es auch zu ihren Aufgaben gehörte, die aus dem Krankenbau Entlassenen Kommandos zuzuteilen, hat sie dabei vielen geholfen, beteuert Suzanne Birnbaum. Mala nahm sich vor allem belgischer und französischer Jüdinnen an, die im Lager selten einflussreiche Bekannte hatten.

Allgemein wird der jüdische Lagerälteste von Blechhammer, Karl Demerer, gelobt, der aus Deutschland deportiert worden war. Maria Rajs-Skowron bestätigt, dass er sich unter sehr schwierigen Bedingungen menschlich verhalten habe. Als sie aus einem anderen Lager, in welchem ein schlechter Judenältester die Macht ausgeübt hat, nach Blechhammer verlegt wurde, schien es ihr, dass sie in ein Paradies gekommen sei. Gita Brandszedter-Szulberg hebt hervor, dass auf Demerers Veranlassung Funktionshäftlinge entfernt wurden, die ihre Untergebenen misshandelt hatten. Für manchen anderen, der sich ebenso kameradschaftlich verhalten hat, ohne dass das aufgezeichnet wurde, mag der Bericht von Samuel Graumann stehen, in dem der deutsche

Jude Lutz Hess beschrieben wird, Nachtwächter im Krankenbau von Monowitz. Wie der SS-Arzt Dr. Friedrich Entress später zu Protokoll gegeben hat, konnten Holzschuhe für den Träger einem Todesurteil gleichkommen, weil sie Phlegmone verursachten. Gutes Schuhwerk hingegen konnte einem das Leben retten. Hess hat einmal beobachtet, wie ein Zugang, der sich bei der Desinfektion entkleiden musste, seine guten Schuhe aus dem Fenster geworfen hat. Er suchte diesen Mann im ganzen Lager, um ihm seine Schuhe wiederzubringen. Erst wenn man berücksichtigt, dass man sich im Lager für ein Paar gute Schuhe alle möglichen Schätze eintauschen konnte, kann man dieses Verhalten von Hess richtig würdigen. Nicht nur mit dieser rührenden, unter Auschwitzer Verhältnissen weltfremd anmutenden Tat hat Lutz Hess geholfen. Rudolf Robert bezeugt, dass Hess ihn zweimal aus einer Gruppe bereits Selektierter herausgezogen und ihm damit das Leben gerettet hat. Unwillkürlich hat Berginspektor Bergmann jüdischen Funktionshäftlingen ein gutes Zeugnis ausgestellt: Er verlangte, dass in der Kohlengrube Jaworzno die jüdischen Capos durch ‚arische‘ ersetzt werden, da unter deren Leitung nach seiner Erfahrung eine erhöhte Arbeitsleistung zu erwarten sei.

FABRIKATION VON HELFERN

In jedem Gefängnis und Lager suchen und finden die Bewacher Personen, die um den Lohn von Vergünstigungen ihre Aufträge ausführen. Je auswegloser die Lage der Gefangenen ist, umso leichteres Spiel haben sie. Im Vernichtungslager war die Versuchung, sich durch Zuträgerdienste bessere Existenzbedingungen zu beschaffen, besonders gross. Die Lagergestapo in Auschwitz hatte zudem in dem ihr unterstehenden Bunker eine regelrechte Spitzelfabrik eingerichtet. In meinem Bericht steht darüber:

«Die Schaukel ist die beliebteste Folter der Politischen Abteilung. Der Häftling muss sich mit angezogenen Knien auf den Boden setzen. Seine Hände werden ihm vorne gefesselt und über die Knie gezogen. Unter den Kniekehlen, aber über die Unterarme stecken sie eine Stange. An dieser Stange wird der Häftling aufgehängt, den Kopf nach unten. Dann schaukeln sie ihn, und bei jedem Schwung bekommt er einen Schlag aufs Gesäss. Das alles könnte man aushalten, aber das Schlimmste ist, dass sie die Geschlechtsteile treffen, und Boger, der berüchtigte Oberscharführer der Politischen Abteilung, zielt direkt darauf. Die Häftlinge, die in den Bunker eingeliefert werden, müssen sich nackt ausziehen und bekommen nur einen dünnen Drillichanzug, keine Unterwäsche. Ich hätte mir nie vorstellen können, dass Hoden so fürchterlich gross anschwellen können. Blau und grün! Die, die von der Schaukel kommen, können die nächsten Tage nicht sitzen und liegen. Wenn einer trotz der Schaukel nichts gesagt hat, holen sie ihn nach zwei Tagen wieder. Dann schmerzt jede leise Berührung schon höllisch. Wenn einer dann wieder auf die Schaukel gespannt wird, muss er eisern sein, damit er den Mund hält.»

Ein Pole aus meiner Zelle ist auf der Schaukel so hergerichtet und nach kurzer Zeit nochmals geholt worden. Da er offenbar das, was Boger von ihm hören wollte, nicht sagen konnte, aber die Schmerzen

nicht aushielt, hat er angegeben, dass ein Landsmann von ihm, der ebenfalls in unserer Zelle sass, heimlich mit Kameraden im Lager korrespondiert hat. Hätte ich nicht gesehen, wie dieser Mann zugerichtet worden war, so hätte ich ihn voll Verachtung als Denunzianten verurteilt. Seit ich das gesehen habe, bin ich vorsichtig im Urteilen und Verurteilen geworden.

Mir blieb die Folter erspart. Ich kann nur sagen, dass ich den festen Vorsatz hatte, niemanden und nichts preiszugeben; ob ich ihn einhalten hätte können, weiss ich nicht.

Mit dieser Methode konnte die Politische Abteilung Gefangene zu ihren Vertrauensmännern machen. In Auschwitz gab es auch Spitzel, die nicht erst gezwungen werden mussten, Zuträgerdienste zu leisten. Die meisten lagerbekanntesten Spitzel waren Polen, denn die Politische Abteilung war vor allem daran interessiert, Verbindungen von polnischen Gefangenen mit der Bevölkerung der Umgebung und eine polnische Untergrundbewegung im Lager aufzudecken. Nur ein Pole konnte ihr dabei helfen. Darum räumte sie polnischen Spitzeln, von deren Tätigkeit sie sich etwas versprach, besondere Privilegien und Möglichkeiten ein.

Unrühmlich bekannt wurde Stefan Olpiński. Dieser im Jahr 1898 geborene Pole hatte schon vor Kriegsbeginn Verbindungen mit den Nazis und in deutschen Sendern gesprochen. Er wurde von der Politischen Abteilung als Spitzel im Krankenbau eingesetzt. Erfahrene Häftlinge waren vor ihm schon dadurch gewarnt, dass er als einziger lebend aus dem Bunker herauskam, als dort eine Gruppe von Häftlingen wegen Sabotage eingesperrt worden war, nachdem auf einem Abstellgeleise ein Eisenbahnwaggon in Brand geraten war. Wladyslaw Fejkiel beschreibt ihn als stattlichen Mann mit angenehmen Umgangsformen, der mehrere Sprachen beherrschte. Er bewohnte im Block 25 einen eigenen Raum, und niemand wusste, welchem Kommando er eigentlich zugeteilt war. Mehrmals soll ihn seine Tochter besucht haben, ja er soll sogar als einziger Häftling im Besitz eines Revolvers gewesen sein. Czeslaw Ostankowicz hat gehört, dass zwei Söhne von Olpiński bei der Waffen-SS gewesen seien.

Auch der Pole Jozef Lewandowski wurde von der Politischen Abteilung im Bunker eingesetzt, um seine Zellengenossen auszuhorchen, wie der Unterscharführer dieser Abteilung, Klaus Dylewski, später bestätigt hat. Der polnische Blockschreiber des Bunkers, Jan Pilecki, sagte über Lewandowski vor dem Frankfurter Gericht: «Ich erinnere mich, dass einmal eine Gruppe von Häftlingen in den Bunker eingesperrt und verdächtigt wurde, Fluchtvorbereitungen durch einen Kanal getroffen zu haben. Mit dieser Gruppe kam auch der Häftling Lewandowski in den Bunker, von dem mir aufgefallen war, dass er schon mehrmals mit einer Gruppe eingeliefert wurde, aber immer als einziger am Leben blieb.»

Wie Klaus Dylewski zu Protokoll gab, soll Lewandowski selbst einmal bei einem Fluchtversuch ertappt worden sein und sein Leben dadurch gerettet haben, dass er sich als Spitzel angeboten hat.

Ein weiterer Hauptvertrauensmann der Politischen Abteilung war der ebenfalls schon über 40 Jahre alte Pole Ernst Maiorny. Er wohnte mit Olpiński zusammen im Block 25.

Der gefährlichste Spitzel des Stammlagers hiess Stanislaw Dorosiewicz. Im Jahr 1908 geboren, bereits im Juli 1940 nach Auschwitz deportiert, waren ihm im Lager andere Spitzel unterstellt. «Vor ihm sind wir davongelaufen wie vor der Pest», charakterisiert ihn der erfahrene Pole Dr. Adam Zacharski.

Eine mir zufällig bekanntgewordene Episode mag seine Arbeitsweise kennzeichnen: In einem Gespräch mit einem polnischen Blockschreiber liess Dorosiewicz einmal die Bemerkung fallen: «Merkwürdig, dass du noch nicht im Bunker warst.» Da dem Blockschreiber bekannt war, dass Dorosiewicz schon viele Polen denunziert hatte, wozu sie an der Schwarzen Wand erschossen wurden, berichtete er seinem Blockältesten – einem einflussreichen Deutschen, mit dem er befreundet war – von dieser Äusserung. Dieser sprach Dorosiewicz deswegen an, der den Vorfall bagatellierte, aber seinerseits wie beiläufig den Blockältesten fragte, ob er nicht eine gute Armbanduhr für ihn hätte.

Der Blockälteste verstand und versprach, ihm eine zu verschaffen. Er vergass jedoch darauf. Nach einiger Zeit erging sich Dorosiewicz ihm gegenüber in durchsichtigen Andeutungen, er hätte etwas im Zusammenhang mit dem Blockschreiber gehört. Der Blockälteste erinnerte sich sofort, verschaffte Dorosiewicz eine Armbanduhr, und die Geschichte war begraben. Nicht immer endeten Aktionen von Dorosiewicz so harmlos.

Nicht nur kleine, unbekannte Spitzel wurden von der SS fallengelassen, sobald sie ihren Wert für sie verloren hatten. Auch Lewandowski wurde von der Politischen Abteilung erschossen, als er das vierte Mal im Bunker war. Klaus Dylewski war zu Ohren gekommen, dass die Rolle Lewandowskis als Provokateur im Lager bekannt geworden war; damit war er für Dylewski wertlos geworden.

Olpiński hat die Rache seiner Landsleute ereilt. Sie liessen ihm einen schönen Pullover zukommen, in dem fleckfieberinfizierte Läuse nisteten. Prompt erkrankte Olpiński. Da er den Zusammenhang ahnte, wehrte er sich lange, in den Krankenbau verlegt zu werden. Als dies nicht länger zu vermeiden war, forderte die Politische Abteilung eine besonders sorgfältige Pflege ihres Schützlings. Der Standortarzt kannte jedoch die Rolle dieses Spitzels und deckte darum die polnischen Ärzte und Pfleger, die Olpiński so behandelten, dass er an Fleckfieber starb. Auch Maiorny bezahlte seinen Verrat mit dem Leben.

Dorosiewicz war schlauer. Als sein allmächtiger Schutzherr Grabner im Herbst 1945 verschwand und ruchbar wurde, dass eine SS-Gerichtskommission die Praktiken der ihm unterstellten Abteilung untersuchte, hat Dorosiewicz seine Möglichkeiten genützt, um sich in Sicherheit zu bringen. Später gab Dylewski darüber zu Protokoll: «Der ehemalige Häftling Dorosiewicz dürfte mit einem armenischen Spitzel identisch sein. Dieser kam gelegentlich zur Politischen Abteilung und machte dort Angaben über Fluchtvorbereitungen und andere Vorkommnisse im Lager. Wenn er Fälle von Fluchtversuchen meldete, wurde er an mich verwiesen. Ich habe ihn verschiedentlich vernommen. Ich kann mich erinnern, dass er mehrmals völlig haltlose und

unbegründete Angaben machte. Ich weiss noch, dass er eines Tages etwas über versteckte Waffen und über versteckten Schmuck erzählte; dieser Fall wurde dann von Lachmann übernommen. Dorosiewicz wurde bei diesen Angaben durch einen jüdischen Häftling, dessen Name mir nicht mehr bekannt ist, unterstützt. Als ein SS-Mann mit den beiden Häftlingen zu dem angeblichen Versteck ging, wurde er von ihnen erschlagen, und die Häftlinge entflohen.» Der Rapportführer Kaduk, der sich ebenfalls an diese aufsehenerregende Episode erinnerte, gab zu Protokoll, die beiden «V-Leute» – wie er fachmännisch die Spitzel bezeichnete – hätten damals angegeben, bei den Fischteichen wäre Gold versteckt. Dass Dorosiewicz unmittelbar vor seiner Flucht noch eine Provokation versucht hatte, wurde schon beschrieben, ebenso die Folgen dieser Flucht.

Als sie bekannt wurde, schrieb die Widerstandsbewegung an die polnische Untergrundorganisation ausserhalb des Lagers: «Man muss unbedingt dem Lagerspitzel Dorosiewicz eine Falle stellen. Er ist etwa 35 Jahre alt und trägt lange Haare. Zivilpersonen der Umgebung kennen ihn. Er verfolgt den Zweck, Lagerkontakte mit ausserhalb aufzudecken. Man muss ihn entweder vergiften (er trinkt Schnaps) oder erschiessen. Ohne Zaudern und allerschnellstens.» Dass dieses Ereignis Anlass wurde, den Kommandanten Liebehenschei zu beeinflussen, wurde schon erwähnt.

Dorosiewicz konnte sich jedoch der Rache der Polen entziehen. Auch nach Kriegsende lebte er weiter unangefochten in diesem Land, ja belastendes Material, das Überlebende von Auschwitz zusammengetragen hatten, wurde sogar von der Leitung derjenigen Organisation beiseitegeschafft, welche zur Vertretung der Interessen der Opfer des deutschen Nationalsozialismus in Polen statutarisch verpflichtet wäre. Auf eine offizielle Strafanzeige reagierten die polnischen Justizbehörden nicht. Dieses befremdende Verhalten erklärten mir meine polnischen Freunde damit, dass Dorosiewicz bei seinem Metier geblieben sei, nur arbeite er jetzt für die Russen statt für die SS.

Einen ähnlichen Ruf wie Olpihski und Dorosiewicz im Stammlager

genossen in Birkenau die Brüder Wacek und Franek Katarszyński. Sie waren Blockälteste, «richtige polnische Teufel, haben die Neuzugänge misshandelt, wo sie nur konnten», beschreibt sie der gut orientierte Pole Jozef Mikusz. Auch sie genossen den Schutz der Politischen Abteilung und waren daher unangreifbar.

Auch Angehörige anderer Nationen haben eine dunkle Rolle in Auschwitz gespielt. Der Deutsche Rudolf Kauer hat bei seiner Einvernahme in Frankfurt selbst ein so anschauliches Bild seiner Tätigkeit entworfen, dass jeder Kommentar überflüssig ist: «Ich kam mit einem Sammeltransport vom KZ Neuengamme nach Auschwitz; weil ich dort Unstimmigkeiten mit der SS gehabt hatte, wurde ich abgeschoben. Ich war zuerst im Block 13 im Stammlager, aber nicht lange, dann hatte ich ein Einzelzimmer im Block 1. Ich hatte einen Passierschein und konnte mich frei im Lager bewegen. Zwischen dem Stammlager und Birkenau war eine Bahn. Dort stand keine Postenkette. Ich konnte auch über dieses Stück frei gehen. In der Politischen Abteilung hatte ich einen eigenen Raum in der Baracke gegenüber dem Verwaltungsgebäude. Dort hatte ich überhaupt freien Lauf. Ich hatte einen permanenten Schein, der vom Schutzhaftlagerführer Aumeier unterschrieben war, aber ich brauchte ihn gar nicht zeigen, denn alle kannten mich.» Kauer hatte in der Voruntersuchung die in Frankfurt angeklagten SS-Angehörigen der Politischen Abteilung schwer und konkret belastet. Vor Gericht zog er jedoch diese Aussagen zurück. Als er nach Boger gefragt wurde, sagte er bloss: «Boger hatte einen schlechten Ruf im Lager, aber ich hatte auch einen schlechten Ruf.» So wie vorher in Neuengamme dürfte er schliesslich auch seinen Auftraggebern in Auschwitz lästig geworden sein; denn im September 1944 wurde er überraschend in ein Lager bei Leitmeritz überstellt. Kauer war im Jahr 1933 wegen Hochverrats verurteilt worden und trug einen roten Winkel.

Die SS nützte die unversöhnliche Feindschaft zwischen einer rechtsextremen ukrainischen Organisation, die von den Brüdern Bandera geführt wurde, und Polen in Auschwitz aus. Der Schreiber der

Aufnahmeabteilung, Kazimierz Smolen, erinnert sich: «Die einweisende Dienststelle (für die Mitglieder der Bandera-Gruppe) war die Kommandantur der Sipo in Krakau, die auch die Gruppe unter ihrer besonderen Obhut hatte. Auf deren Anweisung interessierte sich Stark (ein SS-Mann der Politischen Abteilung) für sie. Die Gruppe wurde gemeinsam untergebracht.»

Dr. Nikolaus Klymyschyn, ein Überlebender dieser Gruppe, charakterisierte unumwunden deren politische Position: «Wir hatten die deutsche Regierung (nach dem Einmarsch deutscher Truppen in der Ukraine) gefragt, ob sie unser Freund oder unser Feind sein wollte. Sie liess uns verhaften und zeigte damit, dass sie unser Feind war.»

Aus auf der Hand liegenden Gründen hat die SS aus dieser Gruppe Spitzel angeworben. Bogdan Komarnicki wurde als der gefährlichste bezeichnet. Als er einmal an Fleckfieber erkrankte, drohte ein Angehöriger der Politischen Abteilung, dass zehn polnische Pfleger daran glauben müssen, falls Komarnicki etwas passieren sollte. Der Rapportführer Claussen erwähnte in seinem in der Haft abgelegten Geständnis einen anderen Bandera-Mann, der als Arzt im Bunkerblock eingesetzt war und der SS gemeldet hat, wenn Häftlinge des Blockpersonals den im Bunker Eingesperrten helfen wollten. Ob Boris Grawtschenko auch Ukrainer war, ist unbekannt. Joseph Hermann bezeugt, dass Grawtschenko in Fürstengrube Fluchten organisiert hat, die er dann der SS verriet. Schliesslich teilte er das Schicksal der meisten Spitzel: Er wurde seinen Auftraggebern lästig und einem Überstellungstransport zugeteilt. Der Lagerführer Schmidt machte die Polen, die in demselben Transport eingeteilt waren, auf die Spitzeltätigkeit Grawtschenkos aufmerksam. Dieser dürfte dann wohl gelyncht worden sein.

Ein weiterer Spitzel ist durch den Auftrag bekannt geworden, herauszubekommen, wer das Pulver aus den Union-Werken geschmuggelt hatte, mit dem vom Sonderkommando am 7. Oktober 1944 ein Krematorium gesprengt worden war. Israel Gutman, der im Kommando Union arbeitete, schreibt: «Ich habe diesen Spitzel gekannt. Er

hiess Eugen Koch, ein Halbjude aus der Tschechoslowakei. Er war Vorarbeiter in der Abteilung, in der ich arbeitete.» Sein Verhalten machte ihn verdächtig: «Während ein Häftling gewöhnlich ein ausdrucksloses Gesicht zeigte, wenn ein SS-Mann in die Nähe kam, wurde Koch unterwürfig und kriecherisch. Er sprach oft mit SSLern, ohne dass diese ihn fragten.» Der Verdacht verdichtete sich: «Ohne besonderen Grund erhielt er Erlaubnis, im ganzen Betrieb frei herumzugehen. Manchmal verschwand er für mehrere Stunden, ohne dass man wusste, wohin. Schliesslich ist es ihm gelungen, ein junges Mädchen aus Belgien zu gewinnen. Er machte ihr Liebeserklärungen, überschüttete sie mit Geschenken und horchte sie aus, ohne dass es das Mädchen durchschaute.» So entdeckte die SS die Verbindungen der Abteilung für Explosivstoffe nach aussen. Vier Mädchen wurden schliesslich erhängt. «Den Lumpen Koch ereilte sein Schicksal in Mauthausen», berichtet Bruno Baum.

Wenn man die tragischen Auswirkungen der Spitzeltätigkeit kennt, versteht man gut, dass das Lager aufatmete, als der neue Kommandant Liebehenschei die bekanntesten Spitzel in ein anderes Lager überstellte. Dass damit jedoch das Spitzelunwesen nicht zur Gänze beendet war, zeigt schon die Tatsache, dass Kauer im Lager blieb; Koch wurde wohl erst später als Spitzel angeworben.

Die SS gewann auch Häftlinge zu anderen Diensten: Für den SS-Sanitäter war es zu anstrengend, täglich Dutzenden, ja manchmal mehr als hundert Muselmännern eine Giftinjektion ins Herz zu verabreichen. Häufig genug hatten Häftlinge diese schmutzige Handarbeit für sie zu erledigen. Sowohl der SS-Sanitäter Josef Klehr als auch der polnische Häftlingsschreiber Adam Zacharski sagen, dass Peter Welsch sich als erster Gefangener bereit gefunden hat zu spritzen. Welsch, der aus Westfalen stammte und den roten Winkel eines politischen Häftlings trug, war im August 1940 von Sachsenhausen nach Auschwitz überstellt und als Blockältester im HKB eingesetzt worden. Später wurde

er als Lagerältester in den HKB von Birkenau versetzt, wo er ebenfalls eine üble Rolle gespielt hat.

Seine Arbeit im Stammlager übernahmen Polen. Der Offizier Alfred Stössel, Blockältester im HKB, Mieczyslaw Panszczyk und Felix Walentynowicz – alle drei mit dem ersten Polentransport eingeliefert –, ferner der frühere Fremdenlegionär Jerzy Szymkowiak; ein guter Kenner der Verhältnisse im Krankenbau, Stanislaw Klodziński, erwähnt zusätzlich noch einen Dr. Landau, der ebenfalls gespritzt haben soll. Am eifrigsten betätigte sich Panszczyk, der prahlte, mit eigener Hand 12.000 Menschen getötet zu haben, und der die Angst, die er verbreitete, genoss. Als stellvertretender Blockältester liebte er es auch, obwohl er keinerlei medizinische Vorbildung hatte, kleinere chirurgische Eingriffe vorzunehmen, wobei es ihm nichts ausmachte, wenn er beim Aufschneiden von Eiterbeulen gelegentlich auch Sehnen und Gefäße durchtrennte.

Wegen ihrer Mithilfe bei den Tötungen genossen die Genannten zahlreiche Privilegien. Janusz Mlynarski erinnert sich, dass sie für jede Tötungsaktion eine Alkoholzulage bekamen. Ich glaube jedoch nicht, dass das allein diese Menschen bewogen hat, Mitgefangene durch Gifteinjektionen zu töten. Das Bewusstsein, auf der Seite derjenigen zu stehen, die ihre Stärke so demonstrativ zur Schau trugen (diese Tötungen wurden durchgeführt, als die Siege Hitlers noch nicht von Niederlagen abgelöst worden waren), zu den Übermenschen zu zählen, die töten konnten, ohne jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen, kurz, Machtrausch von sonst völlig Machtlosen dürfte die Hemmungen beiseitegeschoben haben, die unter normalen Bedingungen sicher auch diese Helfer gehindert hätten, täglich zu töten.

Die SS-Sanitäter brauchten willige, geschickte und nimmermüde Helfer; eine solche Tätigkeit liess sich nicht erzwingen. Dass man sich weigern konnte, zu spritzen, hat Dr. Mikulas Korn bewiesen. Als Panszczyk von Auschwitz weggekommen war, wurde Korn vom SDG Hantl aufgefordert, dessen Arbeit weiterzuführen. Korn erklärte sich dazu nicht bereit, obwohl er als Jude die Folgerung einer Weigerung

mehr fürchten musste als jeder «Arier». Ihm ist aber nichts geschehen, er hat Auschwitz überlebt.

Von Szymkowiak ist bekannt geworden, dass er einmal Skrupel verspürte. Czeslaw Sowul sagte darüber: «Er war allgemein als Sadist bekannt, er wurde auch zu Tötungsaktionen hinzugezogen. Als Anfang 1945 Kinder zum Spritzen in den HKB geführt wurden, weigerte er sich, diese zu spritzen. Der SDG Scherpe beschimpfte ihn: ‚Du Schwein!‘ und schlug ihm ins Gesicht.» Trotzdem hat Szymkowiak diese Kinder nicht getötet. Wladyslaw Fejkiel erinnert sich, dass Szymkowiak mitgeholfen hatte, Kranke vor Abspritzungen zu bewahren, bevor er von Klehr aus Gründen, die Fejkiel nicht kennengelernt hat, dazu gebracht wurde, selbst Gifteinjektionen zu geben. Auch Stössels Verhalten war nicht so eindeutig wie das von Panszczyk. Czeslaw Ostankowicz bezeugt, dass Stössel manchem das Leben gerettet hat, und zwar nicht nur Polen. Er hat Kameraden vor Spitzeln gewarnt, ja seine Macht auch dazu genützt, um gefährliche Denunzianten aus dem Weg zu räumen.

Panszczyk dürfte auf Grund einer abnormalen Veranlagung Mordgehilfe geworden sein. Darauf weisen Beobachtungen von Adam Zacharski hin, der erzählt, dass Panszczyk an den Tagen, an denen er spritzte, morgens auffallend unruhig war. Nach den Tötungen im Block 20 war er ruhig und benahm sich wie gewöhnlich. Panszczyk, der Student an der Kunstakademie war, hat Zacharski einmal ein Bild gezeigt, das er gemalt hatte: Aus einem See, der statt mit Wasser mit Blut gefüllt war, erhob sich eine Christusfigur mit einer Dornenkrone und blutigem Gesicht.

Ebensowenig wie die Spitzel konnten auch diese Menschen ihr Leben durch willige Dienstleistungen im Tötungsapparat der SS retten. Im Zug einer Aktion gegen polnische Offiziere wurde Stössel im März 1943 an der Schwarzen Wand erschossen. Unmittelbar vorher war Stefan Boratyhiski in derselben Zelle wie Stössel eingeschlossen. Er erinnert sich, dass Stössel zweimal von dem Chef der Politischen Abteilung, Grabner, gefragt worden war, ob er nicht in seine Dienste zu tre-

ten bereit sei. Stössel habe nur mit dem Kopf verneint; auf diese Weise wollte er sich nicht sein Leben erkaufen.

Szymkowiak war ins Zigeunerlager verlegt worden, wo er im Sommer 1945 Verletzungen erlitten ist. Auch eine Operation konnte ihn nicht mehr retten. Offenbar hatte ihn die Rache seiner Mitgefangenen erreicht.

Panszczyk war nach Neuengamme überstellt worden, da polnische Mithäftlinge ihn aus dem Krankenbau mit der Drohung vertrieben hatten, seine homosexuelle Betätigung zu melden. Dort wurde er von Polen, die ihn von Auschwitz her kannten, immer wieder gefragt, ob er sich an diesen oder jenen erinnere. Sie nannten Namen von Menschen, denen Panszczyk in Auschwitz eine tödliche Injektion gegeben hatte. Er soll schliesslich die Nerven verloren haben, mit dem Kopf gegen die Wand gerannt sein und endlich den Schutz des Lagerkommandanten gesucht haben. Er wurde einem Kommando zugeteilt, das in dem benachbarten Hamburg Bomben zu suchen hatte. Dort ist er gestorben.

Nur Peter Welsch hat die Lagerzeit überlebt. Ruhelos zieht er in Deutschland von Ort zu Ort. In wenigen Jahren hat er, als Rentner lebend, ein halbes dutzendmal seinen Wohnsitz gewechselt.

Die SS hat nicht nur Gehilfen für Giftinjektionen gesucht, sie pflegte auch Häftlinge zu Henkersdiensten heranzuziehen. Leo Vos berichtet von einem jüdischen Häftling, der im Arbeitslager Blechhammer, wo fast ausschliesslich Juden interniert waren, als Bademeister eine Vorzugsstellung innehatte. Dafür musste er auch als Henker fungieren, wenn die Lagerleitung eine Hinrichtung anordnete. Als wieder einmal dieser Bademeister sein zweites Amt auszuführen hatte, rief ihm der zum Tod Verurteilte mit der Schlinge um den Hals zu: «Ein feines Geschäft hast du dir ausgesucht!» Der Bademeister erlitt danach einen Nervenzusammenbruch und stöhnte, in seine Stube zurückgekehrt: «Wessen Leiden ist grösser, das des Gehenkten oder das des Häftlings, der Henker sein muss?» Man mag diese Frage als demagogisch, primi-

tiv egoistisch, ja sogar als provokatorisch bezeichnen; sie rührt an ein Problem, dessen Lösung nicht so einfach ist, wie es vielleicht einem Aussenstehenden scheinen mag. Der Fall des «Bunkerjakobs» beweist das eindringlich.

Jakob Kozelczuk kam als Jude Ende Januar 1945 aus Ostpolen nach Auschwitz. Er fiel der SS an der Rampe wegen seiner Grösse und seines aussergewöhnlich athletischen Körperbaus auf. Jakob war Boxer, dem Gerücht nach Trainer des deutschen Boxweltmeisters Max Schmeling, was dieser allerdings dementiert hat. Wegen seiner körperlichen Vorzüge übertrug ihm die SS im Bunker die Aufgaben eines Kalfaktors, die zuerst ein Deutscher und dann ein Pole ausgeführt hatten. Der Bunkeralfaktor sollte über aussergewöhnliche Kräfte verfügen, denn ihm oblag es nicht nur, unter der Aufsicht des diensthabenden SS-Mannes im Bunker für Reinlichkeit zu sorgen und Essen zu verteilen; er hatte zu assistieren, wenn der Bunker «ausgestaubt» wurde, wie Grabner sich auszudrücken beliebte. Dann wurden die Opfer aus den Zellen im Keller in den Waschraum hinaufgeführt, mussten sich dort ausziehen und wurden – immer zwei zu zwei – vom Kalfaktor zur Schwarzen Wand gebracht.

Dem Bunkeralfaktor waren viele Privilegien eingeräumt. Jakob bewohnte allein ein kleines Zimmer im Bunkerblock, vermochte sich im Lager zu organisieren, wonach ihn gelüstete – denn wer wollte nicht mit dem Bunkerjakob gut stehen? Ja er konnte selbst mit Frauen intimen Kontakt aufnehmen. Im Bunker waren auch Frauen eingeschlossen. Da der Blockführer vom Dienst häufig zu faul war, in den Keller hinunterzusteigen, schloss Jakob allein die Zellen auf. Ich lernte Jakob unmittelbar bei meiner Einlieferung in den Bunker kennen. Darüber steht in meinem Bericht:

«Die Gedanken sammeln. Zuerst: Hab ich nicht etwas bei mir? Ich suche in meinen Taschen nach, aber unauffällig, die anderen (in der Zelle) sollen es nicht bemerken. In der Brusttasche ist ein Zettel, darauf stehen Nummern von jüdischen Häftlingen, die mir Lokmanis gestern gegeben hat. Ich sollte schauen, ob ich ihnen ein gutes Kom-

mando verschaffen kann. Der Zettel muss weg. Wohin? Vor den anderen will ich ihn nicht zerreißen und wegwerfen.

Die Tür ist wieder offen. Jetzt steht Lachmann (der SS-Angehörige der Politischen Abteilung, der mich in den Bunker eingeliefert hat) in der Tür. ‚Komm!‘ Und er winkt mir. ‚Haben Sie ihn schon durchsucht?‘ Diese Frage richtet er an Jakob. ‚Jawohl, Unterscharführer, ganz genau. Er hat nur ein Taschentuch.‘ Jakob steht stramm.

‚Zieh die Schuhe aus!‘ Dann untersucht er genau meine Schuhe, ob ich in ihnen nichts versteckt hätte. Ich höre mein Herz klopfen.

‚Der kommt auf die andere Seite. Einzeln.‘

Wieder geht’s durch zwei Gittertüren, wieder in einen dunklen Gang, diesmal sperrt Jakob die letzte Tür auf. Eine leere Zelle. Ich bin allein. Der Zettel! Schnell nehme ich ihn heraus und zerfetzte ihn in kleinste Teile, werfe sie in den Kübel, in dem eine Flüssigkeit ist.

Jakob hat Lachmann angelogen. Er hat mir geholfen.»

Hätte Lachmann damals meine Taschen durchsucht, dann wäre nicht nur mein Leben, sondern auch das der Träger dieser Nummern verwirkt gewesen. Während meiner Bunkerhaft überzeugte ich mich, welche Rolle Jakob bei den Bunkerselektionen zugeteilt worden war. Die erste Selektion, die ich mitgemacht habe, beschrieb ich so:

«In meine Zelle sind inzwischen viele gesteckt worden. Der eintönige Alltag wird einmal unterbrochen. ‚Alles saubermachen, die Kommission kommt!‘ In der Früh, bei der Kaffeeausgabe, sagt das Jakob in jeder Zelle ...

Schlüssel. Das Klappern der Gittertür, Schritte – es sind viele. Dann undeutliche Stimmen. Kein Laut ist bei uns zu vernehmen. Wir alle leben mit den Ohren. Jetzt sind sie in unseren Gang gekommen.

‚Sei ruhig, man kann ja nichts verstehen!‘ Ein paar drängen zur Tür. ‚Aufstellen, sie kommen gleich!‘

Wir stehen in einer Reihe, ich an der Spitze, mit dem Gesicht zur Tür. Jetzt kreischt der Schlüssel. Ich spüre mein Herz. Die Tür ist of-

fen. Grabner steht in der Tür und Hofmann, SS-Obersturmführer und zweiter Lagerführer, der Rapportführer steht auch daneben, dann noch ein paar Mützen und Gesichter, die ich nicht kenne. Jakob ist auch dabei.

Ich sehe das alles überdeutlich, wie auf einer scharfen Fotografie. Ich habe mich bemüht, dass man meiner Stimme bei der Meldung die Aufregung nicht anmerkt.

„Jeder sagt seine Nummer!“ – brüllt der Rapportführer. Er packt mich am Ärmel und dreht ihn zusammen. „Häftling 60-3-55“, melde ich. Das klingt wie eine Telefonnummer, muss ich mir denken.

„Den brauche ich gleich. Raus.“ Die Stimme kommt von hinten. Ich erkenne sie sofort. Das war Lachmann. Bevor ich noch gehen kann, werde ich hinausgezerrt. „Den stell aber abseits, der kommt zum Verhör.“ Das war Grabners Stimme. Er hat zu Jakob gesprochen, der mich nun am Arm hat. Er zerrt mich ans Ende vom Gang.

„Passiert dir nichts“, flüstert er mir zu. Dann gibt er mir eine Ohrfeige. Vielleicht hat er Angst, dass ihn jemand zu mir sprechen gesehen hat. Ich werde weitergeführt. Im Vorraum stehen viele, in Fünferreihen. Ihre Gesichter sind blass. Oder ist’s das künstliche Licht hier unten? Mich schiebt Jakob in einen dunklen Winkel. «Rühr dich nicht vom Fleck!» Ich seh’ und hör’ nichts mehr.

Lange bin ich hier gestanden. Schritte, Stimmen, immer wieder Schritte und Stimmen. Zuletzt Befehle. «Rechts um!» Dann ein Schleifen, Klappern, Marschieren.

Wie lange stehe ich schon hier? Das Gefühl für Zeit hab ich ganz verloren. Es ist ein langer, finsterer Augenblick zwischen Leben und Tod. Jakob holt mich wieder. Ich bin allein mit ihm. Er führt mich durch die Gitter hinauf und stellt mich auf dem Gang auf. Drei andere stehen auch noch hier. Die anderen – die vielen – habe ich nirgends gesehen.»

Als ich vom Verhör zurückgebracht wurde, war meine Zelle leer. In meinem Bericht steht nur: „Wo sind die anderen hin?“ Jakob haut die Tür ins Schloss, ohne zu antworten.»

Nach den nächsten Selektionen kenne ich sowohl das Ritual als auch Jakobs Pflichten dabei. Mein Bericht sagt: «Bei der Ausgabe des Mittagessens schaue ich Jakob ins Gesicht. Wie er meinen Blick spürt, nickt er mir leicht zu, traurig. Armer Jakob.»

Jakob, vom Blockschreiber Jan Pilecki als Analphabet bezeichnet, sprach ein sonderbares Gemisch von Jiddisch und Deutsch, Polnisch und Russisch. Ich habe ihn so aufmerksam beobachtet, wie ein Inhaftierter alles betrachtet, was sich ausserhalb seiner Zelle abspielt. Als er eines Tages erwähnt hat, dass er auch in Südamerika war, verständigte ich mich von da ab mit ihm durch Brocken in spanischer Sprache. So konnten wir ziemlich sicher sein, bei den kurzen Gesprächen keine unerwünschten Zuhörer zu haben, wenn er allein die Zellen zu öffnen hatte. Er informierte mich und übermittelte Nachrichten an Gefangene in anderen Zellen.

Viele haben mit Jakob ähnliche Erfahrungen gemacht. Curt Posener sagte: «Jakob machte zwar viel Wind, aber er hat auch viel geholfen. Er brachte auch mal Decken und Zigaretten.» Tadeusz Joachimowski hat er Nachrichten von Komplizen übermittelt, Stefan Boratyński machte er auf einen Spitzel aufmerksam, der in dessen Zelle gesperrt worden war. Josef Neumann liess Jakob unter dem Vorwand, er verwende ihn zum Reinigen, mit seinem Komplizen in einer anderen Zelle sprechen. Simon Slezak, der auf der Schaukel gefoltert worden war, gab zu Protokoll: «Dass ich verhältnismässig ohne Schaden davonkam, ist meiner Ansicht nach Jakob zu verdanken, der sehr umsichtig für mich sorgte und mich pflegte, wie er auch die anderen Gefolterten gepflegt hat.» Henryk Bartosiewicz wurde auf Anordnung der Politischen Abteilung in eine Stehzelle des Bunkers eingeschlossen, wo er weder zu essen noch zu trinken bekommen sollte. Aber Jakob hat zusammen mit Pilecki Wege gefunden, ihn heimlich zu verpflegen.

Als Bunkeralfaktor hatte er auch Prügelstrafen zu exekutieren. Thomas Geve schreibt, dass erfahrene Häftlinge froh waren, wenn sie diese Strafe von Jakob anstelle von einem SS-Mann erhielten, denn er war zwar furchterregend anzuschauen, wenn er jemandem 25 Hiebe

aufzählte, aber die Wirkung seiner Schläge war schwächer als die von SS-Angehörigen. Joseph Hermann bezeugt, dass ihm Jakob, als er zu 25 Stockhieben verurteilt worden war, diese Strafe «in schonender Art» verabreicht hat, so dass er keine erheblichen Verletzungen davontrug, sondern nur Blutergüsse. Wie vielen anderen mag Jakob noch geholfen haben, die das nicht mehr bestätigen können.

Rapportführer Claussen schrieb in amerikanischer Haft, dass Jakob vor allem seinen Glaubensgenossen geholfen habe. Nachdem ich aus dem Bunker entlassen worden war, erfuhr ich, dass meine jüdischen Freunde aus der Widerstandsbewegung Jakob mit Hinweis darauf, dass ich im Lager auch Juden helfe, gebeten hatten, mir beizustehen. Jakob hat mir aber bereits unmittelbar bei meiner Einlieferung geholfen, als ihn diese Nachricht noch nicht erreicht haben konnte. Die erwähnten Zeugnisse von Bartosiewicz, Joachimowski und Boratyński belegen ebenfalls, dass Jakob nicht nur Juden oder Personen geholfen hat, für die jüdische Freunde bei ihm interveniert hatten.

Mehrmals musste Jakob auch bei Hinrichtungen auf dem Appellplatz als Henker fungieren. Als einmal ein Jude gehenkt werden sollte, riss der Strick. Jakob wurde deswegen vorübergehend in eine Bunkerzelle gesteckt, der Verurteilte nochmals gehenkt.

Es liegen auch negative Urteile über Jakob vor. Soweit ich es überblicken kann, stammen sie von Personen, die ihn zwar bei Ausübung seiner Funktionen, nicht aber bei seinen stillen Hilfsaktionen beobachten konnten. Was hätte Jakob tun sollen? Hätte er die von ihm verlangten Dienste verweigert, wäre das einem Selbstmord gleichgekommen, denn er trug den Judenstern. Wenn mich Jakob damals gefragt hätte, was er tun soll, so würde ich ihm sicher geantwortet haben, er soll bleiben und weiter helfen, so gut er nur kann.

Andererseits verteidigen sich viele reine Opportunisten so: Hätten sie sich geweigert, bei Untaten mitzuwirken, so wären die Taten sicher nicht ungeschehen geblieben, möglicherweise aber grausamer ausgeführt worden. Generell kann dieses Argument nicht einmal für Personen zugelassen werden, welche sich als Häftlinge in einer Zwangslage

befunden haben. Wer kann entscheiden, in welchem Einzelfall die Antwort, man soll Schuld auf sich laden, um helfen zu können, richtig und in welchem sie falsch ist?

Jakob war nach dem Krieg als Schausteller und Kraftmann in Israel tätig, wo er gestorben ist. Ein Verfahren, das gegen ihn eingeleitet worden war, wurde eingestellt, nachdem viele entlastende Zeugnisse eingetroffen waren.

War ein Gefangener zum Mitarbeiter der SS geworden, dann musste er mit schonungsloser Rache seiner Mithäftlinge rechnen, sobald er den Schutz der Lagerleitung verloren hatte. Am ehesten konnte man sich rächen, wenn ein Spitzel nach einer Überstellung in ein anderes Lager, wo er noch nicht die gleichen Dienste angetreten hat, erkannt wurde. Henry Bulawko berichtet von einem Juden aus Marseille, der von der Gestapo in Frankreich als Denunziant angeworben worden war und bei seiner Ankunft in Auschwitz zu Tode gehetzt und geprügelt wurde. Ich habe in Erinnerung, wie ein Neuzugang mitleidlos von Mitgefangenen durchs Lager gejagt wurde, bis er schliesslich in den unter Hochspannung stehenden Draht lief und starb. Auch er hatte in der Freiheit andere verraten und war erkannt worden. Ich war von der Wildheit dieser gnadenlosen Hetze betroffen, doch billigte ich Lynchjustiz in einer solchen Situation, wie die allermeisten.

Abraham Matuszak bezeugte, wie in Monowitz einmal ein Verräter im Einvernehmen mit dem Lagerältesten gesteinigt wurde. Oszkar Betlen beschreibt, wie im gleichen Lager der Capo des Kommandos 21 – «einer der übelsten Burschen, an dessen Händen das Blut so vieler Gefangener klebt» – in den Kot der Latrine geworfen wurde und erstickte. Andere Capos, die ebenfalls als Schläger berüchtigt waren, schauten nachher «verschüchtert und besorgt auf die Menschen, die sie gestern noch geprügelt und gehetzt hatten. Was blühte ihnen? Wird man nicht auch den oder jenen von ihnen eines Tages erstickt in der Latrine finden? Denn niemand im Lager bezweifelte, dass der Capo

des Kommandos 21 nicht von ungefähr auf den Grund der Latrine geraten war.»

Die SS hatte Verständnis für derlei Akte der Selbstjustiz, solange nicht ein wichtiger Vertrauensmann von ihr davon betroffen wurde.

Gefangene, die sich selbst zum Richter machten, erreichten nicht immer ihr Ziel. Judith Sternberg-Newman berichtet von einem Juden aus Kroatien namens Schulz, der als Capo im Kommando Union die ihm unterstellten weiblichen Häftlinge misshandelt hat. Eines Nachts wurde Schulz derart verprügelt, dass man ihn am nächsten Morgen bewusstlos vor der Baracke im Schnee liegend mit gebrochenen Rippen fand. Die Lagerleitung sorgte dafür, dass Schulz geheilt wurde. Auf seinen Posten zurückgekehrt, soll er noch heftiger als früher geprügelt haben. Schliesslich hat ihn jedoch die Rache erreicht, wie Ludovic Breiner berichtet. Schulz wurde nach Buchenwald evakuiert und dort wieder als Capo eingesetzt. Nach der Befreiung wurde er von polnischen Juden, die unter ihm zu arbeiten gehabt hatten, in einer zu Desinfektionszwecken aufgestellten Wanne ertränkt.

Erfolglos blieb ein Versuch von Lynchjustiz an dem berichtigten leitenden Arzt des Birkenauer Männerkrankenbaus, dem polnischen Militärarzt Zenon Zenkteller. Solange er in seiner Funktion den Schutz der SS-Ärzte genoss, war er unangreifbar. Im Zug der Überstellung von Polen mit alten Nummern in andere Lager sollte auch Zenkteller im Herbst 1944 aus Auschwitz wegkommen. Die Waggons standen noch auf der Rampe in Birkenau, als die Mithäftlinge bereits auf den verhassten Arzt einschlugen. Zenkteller fand daher noch die Möglichkeit, einen ihm bekannten SS-Arzt zu Hilfe zu rufen. Er wurde aus dem Transport herausgezogen, ins Lager zurückgebracht und wieder in seine Funktion eingesetzt.

Dass Panszczyk von der Rache seiner Mitgefangenen in Neugamme erreicht wurde, ist bereits geschildert worden. Einen Fall von Selbstjustiz mit besonderer Vorgeschichte beschreibt Dov Paisi-kovic, der dem Sonderkommando zugeteilt war. Im Sommer 1944 liquidierten die Nationalsozialisten das Ghetto in Lodz und deportierten

die letzten Insassen nach Auschwitz. Auch der Judenälteste dieses Ghettos, Rumkowski, wurde damals mit seiner Familie nach Auschwitz und dort direkt zu einem der grossen Krematorien gebracht. Juden aus Lodz waren dem Sonderkommando zugeteilt, das in diesem Krematorium zu arbeiten hatte. Sie erkannten den verhassten Rumkowski im Vorraum der Gaskammer und prügelten ihn zu Tode. Auf meine Frage, wie die SS auf diese Szene reagiert hat, antwortete Paisikovic: «Sie hat ihr Vergnügen daran gehabt.»

Andere wollen erfahren haben, dass Rumkowski durch Genickschuss von einem SS-Mann getötet worden sei. Da Paisikovic jedoch versicherte, Augenzeuge der von ihm beschriebenen Szene gewesen zu sein, kann ihm wohl mehr Glauben geschenkt werden.

Wer sich im Vernichtungslager dem Henker verkauft hat, konnte damit – von wenigen Ausnahmen abgesehen – sein Leben nicht erkaufen. Trotzdem versuchten selbst intelligente Menschen diesen Weg der Lebensrettung. Unter den Bedingungen von Auschwitz versagte nur zu oft nicht nur der Charakter, sondern auch der Intellekt.

SONDERKOMMANDO

Von den vielen SS-Angehörigen, die eine wiedergeöffnete Gaskammer gesehen hatten, beschrieb nur einer den Eindruck ohne Beschönigung. Richard Böck gab am 2. November 1960 zu Protokoll: «Die Leichen waren derartig ineinander verkrampft, dass man nicht erkennen konnte, zu wem die einzelnen Gliedmassen und Körperteile gehörten. Ich habe dabei zum Beispiel gesehen, dass einer der Vergasten einem anderen den Zeigefinger einige Zentimeter in die Augenhöhlen gesteckt hat.»

Es war die tägliche Arbeit der im Sonderkommando zusammengefassten Häftlinge, diese Leichen zu den Öfen der Krematorien oder zu den Scheiterhaufen zu bringen.

Sigismund Bendel war dem Kommando als Arzt zugeteilt, denn die erkrankten Mitglieder dieses streng isoliert gehaltenen Kommandos durften nicht in den Krankenbau aufgenommen werden. Bendel, der zu den ganz wenigen Überlebenden des Sonderkommandos zählt, hat seine Beobachtungen geschildert, die er aus einer gewissen Distanz machen konnte: «Zwei unendliche Minuten lang hörte man Schläge gegen die Mauern: Schreie, die nicht mehr menschlich klangen. Nachher nichts.» Nach der Öffnung der Kammer erweckte der Anblick den Eindruck, dass die Eingeschlossenen noch einen hoffnungslosen Kampf gegen den Tod geführt hatten: Ineinander verschlungene Leichen voll Blut quollen aus dem Raum. Die noch warmen Körper gingen durch die Hände eines Friseurs, der die Haare abzuschneiden hatte, und eines Dentisten, der die Goldzähne ausbrach. «Und nun begann eine unglaubliche Hölle. Die Männer, die ich kannte – wie der gelehrte Rechtsanwalt aus Saloniki oder der Ingenieur aus Budapest – , hatten nichts Menschliches mehr an sich. Sie sind wahrhafte Teufel. Unter Stock- und Peitschenschlägen der SS laufen sie wie Besessene, um sich ihrer Aufgabe so schnell wie nur möglich zu entledigen.

Schwarzer, dicker Rauch steigt aus den Gruben auf. All das geschieht so schnell und ist derart unvorstellbar, dass ich zu träumen glaube.» Bendel schliesst mit den Worten ab: «Eine Stunde später ist alles wieder in Ordnung. Die Männer nehmen aus der Grube Asche, die sie anhäufen. Ein weiterer Transport wird zum Krematorium IV gebracht.» Das war der Alltag im Sonderkommando. Vor einem britischen Militärgericht bezeugte Bendel im Jahr 1945 über seine eigene Tätigkeit: «Als sich zum Beispiel einer einmal seine Füsse in Menschenfett verbrannte, musste ich helfen.» Mit dem Fett, das von den Scheiterhaufen floss, hatten die Häftlinge des Sonderkommandos die Leichen zu tränken, damit sie besser brannten.

Von den wenigen Überlebenden des Sonderkommandos ist nicht jeder bereit, über seine Erlebnisse zu sprechen. Man muss ihr Schweigen respektieren.

Henryk Porebski, der als Elektriker auch die Installationen der Krematorien zu betreuen hatte und infolgedessen mit dem Sonderkommando in Kontakt gekommen war, wusste, dass Angehörige dieses Kommandos neben dem Krematorium II Aufzeichnungen vergraben hatten. Ihm ist es zu verdanken, dass 17 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz diese Dokumente endlich ausgegraben wurden; früher gab Porebski keine Ruhe. Trotz sorgfältiger Verpackung haben die Papiere in der langen Zeit gelitten. Oft sind nur noch Satzketten zu entziffern. Am Anfang steht: «Geschrieben von ... genau bei ... Sonderkommando des Krematoriums II, 15. 8. 1944 von Zelman Lewental, Polen, Ciechanow.» Weiter kann man lesen: «So genau, wie die Geschehnisse selbst verliefen, kann sie kein Mensch sich vorstellen, denn es ist unvorstellbar, dass man so genau unsere Erlebnisse wiedergeben kann ... Wir aber – die kleine Gruppe grauer Leute, die den Historikern keine geringere Mühe bereiten werden ...» Und: «... doch auch die Psychologen, die wissen und erforschen wollen, wie der Geisteszustand der Menschen war, die Hand an diese düstere, schmutzige Arbeit legten; ja, das ist interessant! Aber wer weiss, ob diese Forscher die Wahrheit ergründen werden, ob irgendjemand imstande sein wird, gründlich ...»

Dov Paisikovic erinnert sich an Lewental, der damals etwa 25 bis

27 Jahre alt gewesen sein dürfte, einen krummen Gang hatte und als Stubendienst von der schlimmsten Arbeit befreit war. Er war «tüchtig und anständig, wie man selten jemanden findet», meint Paisikovic. Ein Jahr später wurde in der Nähe der Ruinen des Krematoriums III ein Notizheft von Lewental ausgegraben, das ebenfalls in jiddischer Sprache Vorgänge aus dem Sonderkommando schildert und bruchstückweise entziffert werden konnte. Es wurden auch andere, weniger umfangreiche Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos ausgegraben. Sie gestatten einen gewissen Einblick.

Will man sich mit dem Verhalten der Mitglieder eines Sonderkommandos befassen, dann hat die Warnung Lewentals gegenwärtig zu bleiben. Alle Vergleiche müssen versagen. Die Grenzen, welche durch eine erzwungene Arbeit dieser Art überschritten worden sind, kann man nachträglich selbst gedanklich nicht überwinden. Man hat zur Kenntnis zu nehmen, was über die Existenz und das Verhalten dieser Menschen festzustellen ist.

Nur anfangs suchte der Lagerführer Schwarzhuber aus den angetretenen Juden des Birkenauer Männerlagers diejenigen aus, die dem Sonderkommando zugeteilt wurden. «Er hatte einen guten Blick dafür», meint Szmulewski, der beobachtet hat, dass Schwarzhuber seine Auswahl nicht nur auf Grund einer kräftigen Gestalt, sondern ebenfalls nach der Physiognomie traf. Später wurde es zur Regel, dass junge kräftige Leute von der Rampe weg dem Sonderkommando zugeteilt wurden, ohne dass sie das Lager überhaupt kennengelernt hatten. Ausnahmsweise kamen einzelne auch strafweise dorthin, so Szyja Rosenblum im Mai 1944, weil er aus einem Arbeitslager geflohen war und eine deutsche Uniform anhatte, als er neuerlich festgenommen wurde. Nur vereinzelt kamen auch «Arier» zu diesem Kommando: Mehrere Polen und Deutsche übten Capofunktionen aus, ferner wurden ihm im April 1944 neunzehn Russen zugeteilt. Sie hatten vorher in Majdanek ebenfalls in einem Sonderkommando gearbeitet. Paisikovic glaubt sich zu erinnern, dass es Offiziere waren. Als der Umfang der Ver-

nichtung im Frühling seinen Höhepunkt erreichte, wurde das Sonderkommando auf tausend Häftlinge erweitert.

Die SS tolerierte, dass sich die Häftlinge dieses Kommandos Lebensmittel und Alkohol aneigneten. In der Habe der Opfer, die diese bis zur Gaskammer mit sich trugen, befand sich übergenug davon, und nicht nur das; in den Kleidern und Habseligkeiten, welche die Opfer in den Auskleideräumen vor den Gaskammern hinterliessen und die die Mitglieder des Sonderkommandos wegzuschaffen hatten, waren Wertgegenstände aller Art verborgen. Die SS konnte nicht verhindern, dass sich die Häftlinge auch davon etwas aneigneten. Das letzte, was die schon nackten Opfer unmittelbar vor der Tür der Gaskammer aus der Hand gaben, waren ihre Schuhe. Mitglieder des Sonderkommandos hatten sie einzusammeln. Paisikovic erzählte mir, dass in diesen Schuhen oft Wertgegenstände versteckt waren: «Es ist verständlich, dass die Menschen in dem Gegenstand, welchen sie als letzten noch bei sich behalten durften, das verbargen, was sie wenn möglich bei sich behalten wollten.»

Viele in Birkenau Internierte haben Mitglieder des Sonderkommandos beobachtet. Lucie Adelsberger kann nur sagen: «Das waren keine menschlichen Antlitze mehr, sondern verzerrte, irre Gesichter.» Vrba und Wetzler schrieben in ihrem nach ihrer Flucht verfassten Bericht: «Die Leute des Sonderkommandos wohnen abgesondert. Man hatte mit ihnen schon wegen des fürchterlichen Geruchs, der von ihnen ausging, wenig Umgang. Sie waren immer dreckig, völlig verwahrlost, verwildert und ungemein brutal und rücksichtslos. Es war nicht selten, dass der eine den anderen einfach erschlug.» Der Lagerführer Aumeier bezeichnete die Mitglieder des Sonderkommandos nachträglich als «ungeschlachte wohlgenährte jüdische Häftlinge».

Tadeusz Joachimowski war Rapportschreiber in demjenigen Birkenauer Lagerabschnitt, in dem das Sonderkommando in einem isolierten Block untergebracht war. Er hat folgende Beschreibung gegeben: «Als ich in den Block 3 ging und in die Stube, welche der Lagerälteste und der Lagercapo innehatten, kam, war dort ein grosser, mit weissem

Leinen bedeckter Tisch aufgestellt, an welchem ungefähr zwanzig Juden aus dem Sonderkommando sassen. Karl Seefeld brachte Schüsseln mit ausgesuchtem Schinken, Wurst, Fischen und dergleichen Esswaren auf den Tisch, und die Herumsitzenden liessen es sich gut schmecken. Als Leckerbissen folgten noch Schokolade und verschiedenes Obst. Die Anwesenden, mit Ausnahme der Juden, suchten sich nach Geschmack Esswaren heraus und stopften sich ihre Bäuche voll. Erst als auf dem Tisch Sprit und Kognak erschien, erheiterten sich die Juden und tranken, um ihren Kummer zu beseitigen.»

Erich Altmann ist folgende Äusserung eines Häftlings aus dem Sonderkommando in Erinnerung geblieben: «Endlich wieder einmal ein anständiger Transport in Aussicht. Ich habe schon nichts Vernünftiges mehr zu essen!»

Seweryna Szmaglewska hat aufgezeichnet: «Sonderkommando – betrunkene Juden, die ihre in den Tod gehenden jüdischen Brüder nicht anders behandeln als die SS-Männer. Ein trauriges Beispiel menschlicher Verirrung in dem lodernden Dschungel Birkenau. Gleichzeitig wagen sich Mitglieder desselben Sonderkommandos bis an die Drähte heran und überbringen den Jüdinnen und Juden im Lager die letzten Grüsse ihrer Nächsten vor dem Eintritt ins Krematorium. Manchmal bringen sie irgendwelche Andenken, Fotografien oder Briefe als letztes Lebenszeichen mit.»

Ja, Czeslaw Ostankowicz berichtet, dass Häftlinge des Sonderkommandos – «in dem wir gute Kameraden hatten», wie Ostankowicz hervorhebt – dem Krankenbau des Frauenlagers eine ganze chirurgische Ausrüstung beschafft haben.

Krystyna Zywułska hat einmal ein Mitglied des Sonderkommandos, das ihr durch sein intelligentes Aussehen aufgefallen war, gefragt, wieso er imstande war, tagtäglich eine solche Tätigkeit zu verrichten. Die Antwort klang nervös und gereizt: «Glaubt ihr vielleicht, dass ich mich selbst zu dieser Arbeit angetragen habe? Was hätte ich machen sollen? Sicherlich hätte ich in den Draht gehen können wie manche Kameraden. Aber ich will überleben! Vielleicht geschieht ein Wun-

der! Heute oder morgen können wir befreit werden. Und dann will ich mich rächen, ich, ein unmittelbarer Zeuge ihrer Verbrechen.»

Und er setzte fort: «Wenn man bei unserer Arbeit nicht am ersten Tag verrückt wird, dann gewöhnt man sich daran. Glaubt ihr denn, dass diejenigen, die in einer Munitionsfabrik arbeiten, eine viel noblere Beschäftigung haben? Oder die Mädchen, die die Sachen in Kanada ordnen, damit sie nach Deutschland gebracht werden können? Wir alle arbeiten auf ihren Befehl für sie. Glaub mir, ich will nicht um des Lebens willen überleben, ich habe niemanden mehr, man hat alle meine Angehörigen vergast, aber ich will leben, um berichten und mich rächen zu können.» Der spontane Ausbruch dieses Mannes endete mit den Worten: «Ihr glaubt, dass die vom Sonderkommando Monstren sind? Ich sage euch, sie sind wie die anderen, nur viel unglücklicher.»

Elie Wiesel kam im Frühling 1944 gemeinsam mit Bela Katz nach Auschwitz, wo dieser wegen seiner Körperkraft sofort abgesondert wurde. Später liess Katz seinen Freunden mitteilen, dass er dem Sonderkommando zugeteilt worden war. Dort wurde er gezwungen, seinen eigenen Vater in die Gaskammer zu schieben.

Tadeusz Joachimowski hat einen Vorarbeiter des Sonderkommandos namens Lewkowicz kennengelernt: «Seine ganzen Verwandten waren in Auschwitz ums Leben gebracht worden. An seinem Leben lag ihm daher nicht sonderlich, abgesehen davon, dass er sich noch an seinen Mördern rächen wollte.» Immer wieder berichten Überlebende von Auschwitz, dass ihnen Mitglieder des Sonderkommandos zugerufen hatten: «Redet, schreibt, schreit, wenn ihr das Lager verlasst, damit die Welt erfährt, was hier geschieht!»

Filip Müller ist der einzige Überlebende, der diesem Kommando jahrelang angehört hat. Als Spezialist – Müller war als Heizer beschäftigt – konnte er mehreren Liquidierungsaktionen entgehen. Müller schildert, dass viele völlig verroht und verzweifelt waren. «Wenn wir nur eine Stunde länger leben, so ist nur das wichtig», sein ein verbreiteter

Ausspruch gewesen. «Andere waren ganz apathisch», beschreibt Müller. «Ihnen war alles egal. Sie haben niemanden mehr gehabt. Das waren keine Menschen, sondern Roboter.» Mit achtungsgebietender Aufrichtigkeit schrieb Lewental: «Ich muss hier die Wahrheit aussprechen, dass einzelne dieser Gruppe sich im Laufe der Zeit dermassen verloren haben, dass wir uns selbst einfach schämten.»

Alle wussten, dass sie selbst in einer Gaskammer getötet werden, so wie die Sonderkommandos vor ihnen vergast worden sind. Elie Cohen erinnert sich, wie Häftlinge des Sonderkommandos ohne Anzeichen von Furcht davon sprachen, wohin ihr Weg führte, als sie selbst zur Gaskammer eskortiert wurden, während allgemeine Lagersperre befohlen worden war.

Der Lagerarzt Horst Fischer beschrieb vor Gericht die Liquidierung eines Sonderkommandos: «Das Kommando hat zunächst mit dem Oberscharführer Moll – ja wie soll ich es ausdrücken, sie haben Alkohol getrunken, haben den Häftlingen auch Alkohol gegeben, und als die Häftlinge dann betrunken waren, hat man ihre Unterkunft abgeschlossen und hat durch irgendein Fenster Zyklon-B in die Unterkunft geschüttet und sie so umgebracht.»

Für SSler war es so selbstverständlich, dass alle Angehörigen des Sonderkommandos ermordet wurden, dass der Rapportführer Kaduk auffuhr, als ihm in der Frankfurter Haft die Aussage eines Überlebenden dieses Kommandos vorgehalten wurde: «Es scheint mir ausgeschlossen, dass der Zeuge als Angehöriger des Sonderkommandos den Aufenthalt in Auschwitz überlebt hat. Ich weiss mit Bestimmtheit, dass die Angehörigen des Sonderkommandos von Zeit zu Zeit restlos beseitigt worden sind. Von den Sonderkommandos blieb dann niemand übrig, auch die Funktionshäftlinge fielen der Vernichtung anheim. Ich habe einmal beobachtet, wie ein Sonderkommando von Birkenau in das Stammlager geführt wurde, um dann in dem kleinen Krematorium umgebracht zu werden.»

Kaduk überschätzte jedoch die Gründlichkeit der Lagerführung in der letzten Phase. Als Auschwitz evakuiert wurde, hat die SS in ihrer

Kopfllosigkeit übersehen, den noch am Leben gelassenen Rest des Sonderkommandos und andere Geheimnisträger zu töten, die sich im allgemeinen Durcheinander unter die anderen Gefangenen gemischt hatten. In Mauthausen – wohin die meisten evakuiert worden waren – wollte zwar die Lagerführung das Versäumte nachholen und die Mitglieder des Auschwitz Sonderkommandos aus den Tausenden Überstellten herausuchen. Da aber alle Gefangenen bereits Häftlingsnummern von Mauthausen trugen, gelang es einigen, dieser nachträglichen Vernichtungsaktion zu entgehen. Mehrere sind aus dem Evakuierungstransport nach Mauthausen geflohen und dadurch am Leben geblieben.

Keine Todesfurcht, gleichzeitig die Sucht, auch nur eine Stunde länger leben zu können, Apathie, die bis zum stumpfen Roboter absinken liess, und raffinierte Flucht vor der Vernichtung – auch diese Gegensätze weisen auf die Grenzen hin, jenseits derer Fragen unbeantwortet bleiben.

Die Grenze wurde überschritten, wenn der Unglückliche unmittelbar von der Rampe weg ins Sonderkommando gestossen wurde. Dov Paisikovic, der zwanzig Jahre alt war, als ihm dieses Schicksal widerfuhr, erinnert sich nur allzu gut an den ersten Tag im Sonderkommando: Damals wurde dieses Kommando für die «Ungarnaktion» vergrössert. Paisikovic musste mit 250 anderen, die so wie er aus einem der ersten Ungarntransporte ausgesucht worden waren, von früh bis abends Leichen aus dem zum Vergasungsbunker umgebauten Bauernhaus schleppen und zerren, das damals wiederum benützt wurde, weil die Kapazität der Gaskammern nicht ausreichte. Ständig wurden sie dabei von der SS angetrieben. «Wir haben weder zu Mittag noch am Abend einen Bissen gegessen», erinnert sich Paisikovic. «Wir mussten die Leichen aus dem Haus zu den Gräben schleppen, andere haben sie in diese hineingeworfen. Viele von uns sind aus Verzweiflung ins Feuer gesprungen.»

Als am 22. Juli 1944 dem Sonderkommando 455 aus Korfu deportierte Juden zugeteilt wurden, haben sie die Arbeit verweigert. Sie

wurden vergast. Im Kalendarium, das vom Auschwitzter Museum zusammengestellt worden ist, steht diese Tat vermerkt, von der kaum jemand erfahren hatte. Heldentum blieb in Auschwitz nur zu oft unbekannt.

Henryk Porebski machte mich auf Gegensätze innerhalb des Kommandos aufmerksam. Die Mehrheit, die zum Leichentransport eingeteilt war, war eifersüchtig auf die Heizer, die nicht nur von dieser schlimmsten Arbeit verschont blieben, sondern auch als Spezialisten grössere Chancen hatten, die sich periodisch wiederholenden Vernichtungsaktionen zu überleben. Von denen, welche die Gaskammern zu räumen hatten, sagte Porebski: «Ich konnte mit ihnen keine gemeinsame Sprache finden. Sie waren ganz und gar dem Lebenswillen ergeben, dem Willen, dieses aufgezwungene Schicksal und dieses Schreckliche zu überleben.» Bei ihnen – so Porebski – «entstand ein übertriebener Eifer bei der Arbeit, als ob für diesen Preis ihr weiteres Leben gekauft werden könne». Diese unqualifizierte Mehrheit des Sonderkommandos hatte auch auf den Befehl: «Stöcke heraus!» aus einem Raum des Krematoriums bereitliegende Stöcke zu holen und mit deren Hilfe dafür zu sorgen, dass die Befehle der SS unverzüglich befolgt wurden. Dieses Kommando wurde erteilt, wenn sich die Opfer im Vorraum zur Gaskammer nicht auskleiden wollten.

Jehuda Bacon gehörte als Vierzehnjähriger einem Rollwagenkommando an, das im Winter auch in die Krematorien kam; denn von dort musste Asche geholt werden, um die Wege zu bestreuen.

Er hat aber auch Menschen kennengelernt, die keineswegs vertiert waren. Einer von diesen war Kalmin Furman, der aus Luna bei Grodno stammte, die Nummer 80.810 trug und damals etwa 25 Jahre alt gewesen sein dürfte. Er war zu den halben Kindern immer freundlich und hilfsbereit. Bacon hat er seine Geschichte erzählt: Einmal hätte Furman seine Eltern zum Verbrennen bringen sollen. Damals hat er sich

aufgehängt, wurde jedoch rechtzeitig abgeschnitten. Ihm blieb nachher die Arbeit mit den Leichen erspart, dafür erhielt er einen Spezialauftrag: Erschoss die SS Gefangene in einem Sonderraum des Krematoriums, dann hatte Furman die Opfer am Arm zu halten. Verhielt sich jemand nicht ruhig, so wurde er am Ohr festgehalten; dann konnte der Genickschuss gut placiert werden. Auf meine Frage, ob Furman einmal angedeutet habe, wie er das aushalten konnte, antwortete Bacon, Furman wollte beobachten, wie man sich vor dem Tod verhält. Erfolgt keine Erschiessungen, dann hatte Furman Maschinen zu reparieren, einmal auch eine Nähmaschine, wie sich Bacon erinnert.

Der Pole Zdzislaw Mikolajski hat sich der Zuteilung zum Sonderkommando entziehen können. Freilich waren die Voraussetzungen dafür aussergewöhnlich günstig. Mikolajski war schon längere Zeit als Fachkraft in der SS-Zahnstation beschäftigt, als ihm einmal sein Chef, der SS-Zahnarzt Dr. Schulte, befahl, im Krematorium Goldzähne zu reinigen, die den Leichen ausgebrochen worden waren. Mikolajski weigerte sich, diesem Befehl nachzukommen. Schulte bestand nicht darauf, sondern kommandierte einen anderen zu dieser Arbeit. Mikolajski konnte sich das erlauben, weil er als Spezialist von seinem Chef geschätzt wurde und sich zwischen ihm und Schulte auf Grund der Zusammenarbeit bereits eine gewisse persönliche Beziehung entwickelt hatte.

Mietek Morawa hatte ebenfalls als Pole keinen Judenstern auf seiner Häftlingsuniform angenäht. Er war 20 Jahre alt, als er im Oktober 1940 von Krakau nach Auschwitz gebracht worden war, wo ihn bald der Leiter der Politischen Abteilung kennenlernte, denn Mietek hatte die Fahrräder der SS-Männer zu betreuen, die ins Lager gefahren kamen. Da Grabner aufgefallen war, dass er seine Pflichten gewissenhaft und schnell erfüllte, zog er ihn zu Arbeiten im ersten Krematorium heran, als in Auschwitz noch nicht mittels Giftgases getötet wurde. Morawa blieb auch nach Installierung des Vernichtungsapparates in diesem

Kommando, wurde von Grabner bei mehreren Liquidierungen des Sonderkommandos verschont und erhielt die Capobinde. Er wurde als Prominenter, der von Anfang an bei diesem Kommando war, bekannter als alle anderen. Als Paisikovic ihm zugeteilt wurde, war Morawa Obercapo der Sonderkommandos, die in den Krematorien I und II zu arbeiten hatten. Niemand wusste besser um die Vernichtungsmaschinerie Bescheid als er. Bekannte drängten ihn, sein gutes Verhältnis zu Grabner zu nützen und von diesem zu erreichen, dass er zu einem anderen, weniger gefährdeten Kommando versetzt werde. Grabner beruhigte Morawa jedoch mit der Versicherung, ihm drohe keine Gefahr. Selbst als die grössten Vernichtungsaktionen im Sommer 1944 abgeschlossen waren und die Freunde Morawas ihm rieten, eine Flucht zu wagen, da nun mit der Ermordung der Mitglieder des Sonderkommandos zu rechnen war, traf Morawa keine Anstalten, obwohl er als Obercapo seinen Bewegungsspielraum und die Tatsache, dass er sich die Haare hatte wachsen lassen dürfen, dazu hätte nützen können. Blinde Vertrauen zur Politischen Abteilung allein dürfte ihn nicht davon abgehalten haben, denn Kazimierz Smolen gegenüber, der ihm einmal im Zigeunerlager begegnet ist, äusserte Mietek unter Tränen, er wisse, dass er nie aus dem Lager herauskommen werde. Mit Hilfe von Freunden wollte er sich schliesslich in einen Transport hineinschuggeln, der in ein anderes Lager überstellt wurde; doch der Lagerälteste Danisch erkannte Morawa und zog ihn im letzten Augenblick aus diesem Transport heraus. Schliesslich musste Morawa den Weg gehen, den auch Staszek Slezak und andere Capos des Sonderkommandos geführt wurden: Anfang 1945 wurde er mit diesen zusammen nach Mauthausen überstellt und dort unmittelbar vor der Befreiung des Lagers erschossen.

Das Urteil über Morawa schwankt. Polen, die ihn näher kannten, versicherten, sie hätten nie Klagen über ihn gehört, er wäre «in Ordnung» gewesen. Juden urteilen anders. Filip Müller behauptet, Mietek wäre ein übler Antisemit gewesen: «Wenn es zu Erschiessungen von Juden kam, so übte er seine Pflicht – das Halten des Kopfes des Opfers

– mit Vergnügen aus, bei Polen war er verzweifelt.» Morawas ehemaliger Blockältester – ein «arischer» Pole – erinnert sich, dass sich andere polnische Capos seines Kommandos vor ihm gefürchtet hätten. Tadeusz Joachimowski glaubt, dass der junge Mietek im Sonderkommando so verroht sei, weil er nichts gesehen habe, was in ihm hätte Mitleid erwecken können.

Lässt man dieses Argument gelten, dann kann man erst das Verhalten eines anderen Obercapos voll würdigen, der ebenfalls bekannt geworden ist: Kamiński war allerdings wesentlich älter als Morawa, als er im Sommer 1942 mit einem Judentransport aus Bialystok eingeliefert und dem Auschwitzer Sonderkommando zugeteilt worden war. Paisikovic schätzt, dass er zwischen 50 und 40 Jahre alt gewesen sein dürfte. Er beschreibt ihn als klein und überdurchschnittlich intelligent. Kamiński muss schnell Capo geworden sein; denn André Lettich, der im Januar 1943 dem Sonderkommando als Pfleger zugeteilt worden war, bald aber von diesem Kommando wieder wegkommen konnte, erinnert sich, dass Kamiński damals bereits eine Capobinde getragen hat.

Kamiński wird von vielen sehr positiv beurteilt. Henryk Porebski bestätigt, dass dieser ihm häufig Gold und Medikamente zur Weiterleitung an die Widerstandsbewegung gegeben habe. In seiner Einstellung zu Mitgefangenen glich er einem anderen Capo, dem «arischen» polnischen Lehrer Jozef Ilczuk – Jahrgang 1910 –, von dem Bacon sagt: «Wenn keine Menschen in den Gaskammern gewesen sind, erlaubte uns der Capo, uns in der Gaskammer zu wärmen, wenn wir mit der Arbeit fertig waren.» Ilczuk wurde wie Morawa und Slezak in Mauthausen getötet.

Kamińskis Bedeutung hat sich nicht darin erschöpft, dass er half. Mehrere bezeichnen ihn unabhängig voneinander als führende Kraft bei den Vorbereitungen zum Aufstand des Sonderkommandos, zumindest in der Periode, als die Vorarbeiten schon so weit fortgeschritten waren, dass den Organisatoren eine Revolte möglich schien.

Schon frühere Aufstandspläne sind bekannt geworden. Adolf Weiss aus der Slowakei berichtet davon. Er war einem Kommando zugeteilt, das bei den Bauten der Krematorien eingesetzt war, und bekam an diesem Ort Kontakt mit Angehörigen des Sonderkommandos, in dem er Landsleute aus Hohe traf. Der Capo der Nachtschicht im Sonderkommando – er hiess ebenfalls Weiss und stammte auch aus der Slowakei – wollte einen SS-Mann bestechen, hatte Verbindung mit Zivilisten ausserhalb des Lagers aufgenommen, plante einen Ausbruch und hoffte, draussen Unterstützung zu finden. Der Capo der Tagschicht – ein französischer Jude – erfuhr von diesem Plan. Er wollte mit den anderen fliehen, diese lehnten jedoch ab. Adolf Weiss hat die Gründe dieser Ablehnung nicht erfahren. Daraufhin verriet der Capo der Tagschicht den Plan der SS – offenbar weil er fürchtete, selbst getötet zu werden, falls die Flucht glücken sollte. Der Block, in dem die Angehörigen der Nachtschicht untergebracht waren, wurde umstellt, alle ins Stammlager eskortiert und dort vergast. Capos, Untercapos und Vorarbeiter sowie diejenigen, die der Tagschicht zugeteilt waren, wurden in Birkenau erschossen. Alfred Wetzler erinnert sich an diese Erschiessung. Im Kalendarium von Auschwitz wird unter dem 5. Dezember 1942 darüber berichtet. Der Verräter ist vorher schon von den Mitgliedern der Nachtschicht mit einem Spaten erschlagen worden. Wetzler hatte von einem, der sich an diesem Ausbruchversuch beteiligen wollte, vorher einen Brief bekommen, in dem sich dieser von seiner ebenfalls in Auschwitz internierten Schwester verabschiedete. «Am nächsten Tag bildete die SS aus Juden, die aus Sosnowitz deportiert worden waren, ein neues Sonderkommando», beendet Adolf Weiss seine Erzählung.

Das konnte Kamiński und seine Freunde nicht abschrecken. Sie standen unter Zeitdruck, da das Sonderkommando während der grossen Vernichtungsaktionen an ungarischen Juden und den Insassen des Lodzer Ghettos auf nahezu tausend Häftlinge vergrössert worden war – ein Stand von 952 ist nachzuweisen – und nach Abwicklung dieser Aktionen nach allen Erfahrungen mit der Liquidierung des Sonderkommandos zu rechnen war. Zu dieser Zeit setzte sich das Sonderkom-

mando nach der Erinnerung von Paisikovic aus Juden aus Polen, Frankreich, der Tschechoslowakei, Griechenland und Ungarn zusammen. Paisikovic erinnert sich auch an einen holländischen Juden. Slama Dragon gab unmittelbar nach der Befreiung an, dass das Gros des Sonderkommandos aus 500 ungarischen und 200 griechischen Juden gebildet wurde.

Als im September 200 Mitglieder des Sonderkommandos ins Stammlager eskortiert und dort vergast wurden, was trotz aller Geheimhaltungsbemühungen den am Leben gelassenen Mitgliedern des Kommandos nicht verborgen geblieben war, schlug Kamiński der Leitung der Widerstandsbewegung im Lager vor, eine allgemeine Erhebung zu organisieren. Da ich Ende August 1944 von Auschwitz weggekommen war, habe ich davon nicht mehr erfahren. Doch Dawid Szmulewski berichtet, dass Ernst Burger deswegen zweimal Besprechungen in Birkenau mit Leuten des Sonderkommandos hatte. Er hat sich eine Möglichkeit verschafft, dorthin zu kommen. Burger konnte nicht mehr nach dem Inhalt dieser Unterredungen befragt werden, er wurde in Auschwitz gehenkt. Doch offensichtlich konnte sich die Leitung damals nicht entschliessen, eine allgemeine Rebellion zu organisieren, da sie nicht verantworten zu können glaubte, alles auf eine Karte zu setzen. Nach Henryk Porebskis Erinnerung hat dieser eine Botschaft von Jozef Cyrankiewicz an die Organisatoren im Sonderkommando weitergeleitet, die lautete, es um keinen Preis zu einem Aufstand kommen zu lassen. Trotzdem entschlossen sich damals Kamiński und zwei Griechen, die auch schon an einer früheren Besprechung über diese Pläne mit Porebski teilgenommen hatten, einen Aufstand des Sonderkommandos zu organisieren, das nichts zu verlieren hatte. Der Name eines der beiden Griechen wurde überliefert. Eduard de Wind schreibt von einem Errera aus Larissa, Albert Menasche erwähnt den Namen Alexander Hereirra. Paisikovic erinnert sich zwar nicht an diesen Namen, er hat aber im Gedächtnis behalten, dass ein hochintelligenter Grieche, der wegen seines schönen Gesanges im Kommando bekannt war, an den Vorbereitungsarbeiten teilgenommen

hatte. Wenn sich die Leitung der Widerstandsbewegung im Lager damals auch nicht entschliessen konnte, zusammen mit dem Sonderkommando einen allgemeinen Aufstand zu organisieren, so unterstützte sie die Widerstandsgruppe im Sonderkommando, so gut sie nur konnte. Frauen, die in der Munitionsfabrik Union arbeiteten, schmuggelten Pulver hinaus, das dem Sonderkommando zugeteilt wurde, wo Handgranaten gebastelt wurden. Porebski beschreibt sie: «Kleine Blechdosen, gefüllt mit Pulver, kleinen Steinchen, zerbröckelten Ziegeln und Zündschnur.» Das Zögern der Widerstandsorganisation im Lager hat Bitterkeit bei denen ausgelöst, die den Aufstand des unmittelbar bedrohten Sonderkommandos geplant haben. Zelman Gradowski schrieb in einem Brief, der später ausgegraben wurde: «Wir wollten eine grosse Sache vollbringen. Aber die Menschen aus dem Lager, ein Teil der Juden, Russen und Polen hielten uns mit aller Kraft zurück und zwangen uns, den Termin des Aufstandes hinauszuschieben.» Lewental spricht in diesem Zusammenhang gar davon, dass sie allein gelassen wurden und «dass uns die Polen, die mit uns in Kontakt standen, hintergangen haben».

Der Schreiber Tadeusz Joachimowski hatte durch den Vorarbeiter Lewkowicz von den Aufstandsplänen gehört. Lewkowicz stammte aus Polen, wurde jedoch aus Frankreich deportiert, wohin er ausgewandert war.

Auch Russen dürften in die Vorbereitungsarbeiten eingeschaltet gewesen sein. Paisikovic sagt allerdings, dass sie nicht in die Pläne eingeweiht waren, denn sie tranken sehr viel, und man hatte Angst, dass sie im Rausch unvorsichtige Äusserungen machen konnten. Lewental bezeichnet die Russen als «das beste Element unserer Aktion».

Alter Fajnzylberg, der in Auschwitz unter dem Namen Jankowski interniert war und zu den wenigen Überlebenden des Sonderkommandos zählt, sagte im Prozess gegen Höss aus, dass die Organisatoren des Aufstandes mit Gefangenen in Verbindung gestanden seien, die in der Sauna und in Kanada gearbeitet hatten, ferner mit der kleinen

Gruppe der Russen, die von den Kriegsgefangenen, welche Birkenau aufbauen mussten, am Leben geblieben war, und dem Frauenlager. Die Gruppe, welche den Aufstand plante, sorgte auch dafür, dass Dokumente über den Massenmord, dessen unmittelbare Zeugen sie geworden waren, vergraben wurden. Es ist Henryk Porebskis Verdienst, dass sie ausgegraben wurden. Kamiński hat den Aufstand nicht mehr erlebt. Er wurde von der SS erschossen, die im Kommando verlautbarte, ihr Capo sei exekutiert worden, weil er einen SS-Mann hätte töten wollen. Überlebende des Sonderkommandos vermuten, dass Mietek Morawa Kamiński verraten haben könnte, denn er wurde von diesem in die Aufstandspläne unmittelbar vorher eingeweiht. Milton Buki berichtet, dass Kamiński Mietek von diesen Absichten erzählt habe, als beide miteinander tranken. Morawa habe das der SS hinterbracht. Lewental schreibt ebenfalls, dass Mietek Kamiński denunziert hat. Auch der Grieche erlebte den Tag nicht, an dem der Aufstand begann. Bei einem Fluchtversuch wurde er vorher getötet.

Am Samstag, dem 7. Oktober 1944, verständigte die Zentrale der Widerstandsbewegung ihre Verbindungsmänner im Sonderkommando, dass die Lagerleitung in allernächster Zeit die Vernichtung des Sonderkommandos, das an diesem Tag 665 Mitglieder zählte, vorbereitete. Nun galt es, schnell zu handeln. Ein deutscher Krimineller, der als Obercapo im Krematorium III eingesetzt war, hat offenbar Kenntnis von den Vorbereitungen erhalten und der SS Meldung erstatten wollen. Um seinem Verrat zuvorzukommen, töteten die Häftlinge ihren Obercapo. Nach einer anderen Version soll das Mitglied des Sonderkommandos Max Fleischer einem SS-Mann den Aufstandsplan verraten haben, wodurch der vorzeitige Beginn der Revolte im Krematorium III provoziert worden sein sollte. Welche Version auch zutreffen mag, jedenfalls ist der Plan einer gemeinsamen Erhebung in allen vier Krematorien gescheitert. Die Sonderkommandos in den Krematorien II und IV fanden keine Gelegenheit mehr, sich dem Aufstand anzuschließen. Nur den Häftlingen, die im Krematorium I arbeiteten, ist das gelungen.

Die Revoltierenden sprengten das Krematorium III, durchschnitten die Drähte zum Frauenlager und brachen aus. Die sofort alarmierte SS konnte den Aufstand blutig niederschlagen. Die noch im Krematorium angetroffenen Gefangenen wurden dort erschossen, die Flüchtigen gejagt. Am nächsten Tag wurde vom Arbeitseinsatz in Birkenau der Stand des Sonderkommandos mit 212 Häftlingen gemeldet. Das deckt sich etwa mit den Angaben Fajnzylbergs, der die Zahl der Getöteten im Höss-Prozess mit 455 angab. Es ist nicht bekannt geworden, dass einem die Flucht geglückt ist. Fajnzylberg erwähnte damals vier getötete SS-Unterscharführer. In den Dokumenten der SS werden nur drei – nämlich die Unterscharführer Rudolf Erler, Willi Freese und Josef Purke – genannt. Er sprach ferner von zwölf verwundeten SS-Männern. Das Krematorium III war unbrauchbar gemacht.

Da kein Aufständischer am Leben geblieben war, können nur indirekte Quellen Aufschluss über die Organisatoren des Aufstandes geben. Emanuel Mink und Dawid Szmulewski, die in der Widerstandsbewegung in Birkenau tätig waren, heben Jozef Warszawski und Jan-kiel Handelsmann als Organisatoren hervor, die aus Polen stammen, jedoch nach Paris ausgewandert waren, wo sie sich der Résistance angeschlossen hatten. Warszawski war igoö, Handelsmann 1908 geboren, beide waren erfahrene Kommunisten. Szmulewski nennt zusätzlich Daniel Finkelstein, einen polnischen Schneider, der ebenfalls nach Frankreich ausgewandert war, Lajb Langfus und einen Mann, von dem er nur mehr den Vornamen weiss: Ajzyk.

Danuta Czech stützt sich auf erhalten gebliebene Unterlagen der Internationalen Widerstandsbewegung und Aussagen im Prozess gegen Höss, wenn sie als Organisatoren des Aufstandes folgende Namen nennt: Warszawski, Langfus, Ajzyk Kalniak (wohl derselbe, von dem Szmulewski nur den Vornamen weiss), ferner Zelman Gradowski, Jozef Dresiński und Lajb Panusz. Von Handelsmann ist bekannt, dass er zusammen mit Wrobel und zwölf anderen Häftlingen drei Tage nach dem Aufstand in den Bunker gesperrt und dort zu Tode gefoltert wurde.

Eduard de Wind erinnert sich an ein Gespräch, welches er unmittelbar nach der Evakuierung von Auschwitz mit dem Professor der Literatur an der Athener Universität Kabeli – der so wie de Wind in Auschwitz zurückgeblieben war – geführt hatte. Kabeli, der selbst ein Jahr im Sonderkommando war, nannte folgende Namen von griechischen Juden, die nach seiner Kenntnis an der Organisation des Aufstandes beteiligt waren: Baruch, Burdo, Carasso, Ardite und Jachon.

Die Bedeutung der Rebellion kann trotz ihres blutigen Endes nicht hoch genug eingeschätzt werden. «Dieser Aufstand hat den nichtjüdischen Schicksalsgenossen in Auschwitz gezeigt, was Juden zu tun vermochten», schreibt Israel Gutman stolz, der am Pulverschmuggel ins Sonderkommando beteiligt war. Ana Novac, die im Oktober 1944 bereits in ein Arbeitslager überstellt worden war, das nicht zu dem Komplex Auschwitz gehörte, berichtet, wie eine Häftlingsärztin erzählte, dass in Auschwitz ein Krematorium in die Luft gesprengt worden war. «Es ist, als hätte man die Angst weggeschoben, als wären auch wir um einen Kopf grösser geworden», schreibt Novac. Dass man neben den Revolten in den Vernichtungslagern Sobibor und Treblinka auch auf den Aufstand des Auschwitzer Sonderkommandos hinweisen kann, bedeutet für Juden, welche die Geschichte ihres Volkes während der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft schreiben, viel.

Einsame Heldentaten und unvorstellbare Verrohung – das gab es nebeneinander. Sucht jemand eine Antwort auf die Frage, warum die für den Tod bestimmten Mitglieder des Sonderkommandos nicht wenigstens ihren Landsleuten die Lage klargemacht und sie damit zu einer – wenn auch ohnmächtigen – Geste des Widerstandes veranlasst haben, so kann folgende Episode als Antwort dienen: Einmal hat ein Häftling des Sonderkommandos denen gesagt, die im Vorraum der Gaskammer ausgekleidet darauf warteten, zum Bad geführt zu werden, was ihnen im Nebenraum bevorsteht. Offenbar hat die Reaktion der Opfer den Aufsicht führenden SS-Männern das verraten. Sie steckten den Warner zur Abschreckung lebend in einen Ofen des Krematoriums. Seine Kameraden mussten zusehen.

«Die ganze Wahrheit ist viel tragischer, noch viel entsetzlicher ...»
steht auf einem der Blätter, die Zelman Lewental vergraben hat.

DER HÄFTLINGSKRANKENBAU

Psychischer Schock und brutaler physischer Terror, überschwere und überlange Arbeit bei chronischer Unterernährung, chaotische hygienische Verhältnisse – das waren die Ursachen für zahlreiche Krankheiten in Auschwitz.

Mehrere Häftlingsärzte haben ihre medizinischen Erfahrungen festgehalten, Wladyslaw Fejkiel, Désiré Haffner und andere publizierten sie bald nach ihrer Befreiung. Fejkiel erwarb seine Erfahrungen im Stammlager, wo dieser polnische Arzt vier Jahre lang tätig war, zuerst als Pfleger, dann als Arzt und schliesslich als Lagerältester des HKB. Désiré Haffner hat mehr als zwei Jahre im HKB des Birkenauer Männerlagers gearbeitet. Otto Wolken, im Birkenauer Quarantänelager als Häftlingsarzt eingesetzt, führte eine Statistik über Krankheiten und Todesursachen in diesem Lagerabschnitt, welche den Zeitraum zwischen dem 20. September 1945 und dem 1. November 1944 umfasst und vor der Vernichtung bewahrt werden konnte. Wolken kommentiert seine Statistik: «Die durchschnittliche Belegstärke des Lagers betrug 4.000 bis 6.000 Seelen, die in 14 Blocks untergebracht waren. Da es sich um ein Quarantänelager handelte, blieben die Häftlinge nur 6 bis 8 Wochen, in seltenen Fällen 12 Wochen im Lager und wurden nur zu Arbeiten innerhalb des Lagers herangezogen.» In den mehr als 15 Monaten sind laut dieser Statistik 4.023 Personen aus dem Quarantänelager in den Birkenauer Lagerabschnitt verlegt worden, in dem damals der Krankenbau untergebracht war, wo Haffner gearbeitet hat; 1.902 sind im Quarantänelager gestorben. Über die Krankheiten dieser fast 6.000 Menschen gibt die Statistik Aufschluss. Im gleichen Zeitraum sind ferner 2.334 Häftlinge im Quarantänelager für den Tod in den Gaskammern selektiert worden. Ein medizinischer Befund über ihre Leiden wurde nicht erhoben und ist daher auch nicht in der Statistik festgehalten.

Den weitaus höchsten Prozentsatz stellen Krankheiten, die Folgen von Unterernährung sind. Bei 31,7 Prozent der in den Krankenbau Überstellten und 52,7 Prozent der im Quarantänelager Verstorbenen waren Durchfall, Ödeme und dergleichen diagnostiziert worden. Nach den Beobachtungen Haffners traten bei Zugängen häufig schon am dritten oder vierten Tag Ödeme auf, bei alten Leuten bereits am ersten. Chronische Unterernährung und Überbeanspruchung des Herzens dürften sie verursacht haben. Der stark verbreitete Durchfall führte nach den Beobachtungen Haffners bis zu 20, ja 50 Stuhlgängen am Tag. Für jemanden, der nicht in den Krankenbau aufgenommen war, bedeutete jeder Gang zur Latrine eine Anstrengung, da diese meist weit von den Wohnbaracken entfernt waren, und gleichzeitig ein Wagnis, da überall im Lager auf einen heruntergekommen Aussehenden Gefahren lauerten.

Stanislawa Leszczyńska bezeichnet die Ruhr als diejenige Krankheit, die im Frauenlager die meisten Opfer forderte: «Der dünne Stuhlgang rann bei den übereinanderstehenden Pritschen auf die unter den Kranken Liegenden», schreibt sie.

In einem Brief der polnischen Widerstandsbewegung nach Krakau steht unter dem Datum vom 24. November 1942, dass im Stammlager die grösste Sterblichkeit bei Durchfallerkrankungen zu verzeichnen ist, gefolgt von Typhus.

Man kann die an Tuberkulose Erkrankten ebenfalls der Gruppe zu zählen, die an Folgen der Unterernährung litten. 33,8 Prozent der im Quarantänelager Verstorbenen und 16,8 Prozent der von dort in den Krankenbau Überstellten hatten Tuberkulose. Nach den Untersuchungen Wölkens handelte es sich in 63 Prozent der Fälle um eine frische, erst im Lager erworbene Tuberkulose. «Hunger, Platzmangel, unhygienische Zustände und das feuchte Klima hatten die schnelle Ausbreitung der Tuberkulose zur Folge. Die Sterblichkeit war sehr gross. Aus jedem Tuberkuloseblock mit 130 bis 140 Kranken trug man täglich 4 bis 10 Leichen hinaus. Dieser Zustand hielt bis zur Evakuierung des Lagers an», so beschreibt Alfred Fiderkiewicz die Folgen dieser Krankheit im HKB des Birkenauer Männerlagers. Dass die meisten,

die einer Selektion zum Opfer fielen, ebenfalls wegen augenfälliger Unterernährung ausgewählt worden waren, kann zwar nicht statistisch bewiesen werden, entspricht aber dem Brauch der Lagerführung.

Besonders gefürchtet war das Fleckfieber – auch von der SS; denn Gutgenährte konnten diese Krankheit merkwürdigerweise schlechter überstehen als Unterernährte, wie Fejkiel beobachtet hat. Diese Seuche wurde im April 1941 von Häftlingen eingeschleppt, die aus dem Lubliner Gefängnis nach Auschwitz überstellt worden waren. Fejkiel schätzt, dass allein im Stammlager 10.000 bis 15.000 Gefangene im Lauf der Jahre an Fleckfieber erkrankt sind. In der zweiten Hälfte 1945 war epidemisch auftretendes Fleckfieber im Stammlager bereits zurückgedrängt. Auch in Birkenau konnte diese Seuche eingedämmt werden: Haffner schreibt, dass im Jahr 1944 Fleckfieber nur mehr selten im Männerlager aufgetreten ist. Das bestätigt Fiderkiewicz, der eine Beherrschung der Fleckfieberepidemie im Januar 1944 erwähnt. Im Birkenauer Quarantänelager wurden in den ersten vier von Wölken's Statistik erfassten Monaten (also im Herbst 1943 und im darauffolgenden Winter) 401 Fleckfieberkranke registriert, in den letzten eineinhalb Monaten nur mehr einer. «Erst nach der Fertigstellung der Sauna und der Aufstellung von Desinfektionskesseln in allen Lagern konnte diese Seuche unterdrückt werden», vermerkt Wolken.

Im Frauenlager wütete Fleckfieber im Winter 1943/44 ^{am} heftigsten. Die Desinfektionsmassnahmen der SS waren dort anfangs völlig unzureichend. Anna Palarczyk erzählte, dass die Kleider, die nach der ersten Entlassung des Frauenlagers am 6. Dezember 1942 aus der Desinfektion kamen, voller Läuse waren. Die Häftlinge entfalteten eigene Initiative. Olga Lengyel erwähnt, welchen Kampf die «kleine Orli» – wie sie die Lagerälteste des HKB im Frauenlager nennt – gegen die Läuseplage geführt hat. Schliesslich wurde das Fleckfieber auch in diesem Lagerabschnitt eingedämmt. Einige Aussenlager, auf deren Reinhaltung die SS den grössten Wert legte, blieben die ganze Zeit hindurch fleckfieberfrei.

Typhus konnte ebenfalls erst im Jahr 1943 eingedämmt werden. Haffner erinnert sich, dass in diesem Jahr alle Birkenauer Häftlinge gegen Typhus geimpft wurden. Das war die einzige allgemeine Impfung, die bekannt wurde. Paratyphus, Diphtherie und Malaria traten wellenförmig auf.

Bei allen in offiziellen Dokumenten enthaltenen Angaben über Infektionskrankheiten ist ein Unsicherheitsfaktor zu berücksichtigen. Da die SS nur zu oft Epidemien auf ihre Art bekämpft hatte, indem nämlich alle Kranken und Krankheitsverdächtigen, ja auch die Rekonvaleszenten zur Gaskammer gefahren wurden, verheimlichten Pfleger wenn möglich eine so gefahrbringende Diagnose.

Aus der von Wolken geführten Statistik lässt sich auch die Häufigkeit einer anderen Todesursache ablesen: In der Zeit zwischen dem 20. September 1943 und dem 21. Januar 1944 wird bei 18 Prozent aller im Quarantänelager Gestorbenen als Todesursache erschossen oder erfroren – also ermordet – angeführt. Später sind eindeutige Morde deutlich zurückgegangen.

Trotz des engen Kontaktes mit so vielen ansteckenden Krankheiten war der HKB ein begehrtes Kommando. Wer dort zur Arbeit eingeteilt war, hatte ein Dach über dem Kopf, war von dem Appellstehen befreit, konnte mehr essen – denn es gab immer appetitlose Kranke und Tote, für die noch Essen gefasst werden konnte, weil sie wohlweislich erst nach Abgabe der Zahlen für die Verpflegung als verstorben gemeldet wurden. Schliesslich zählte man als Mitglied dieses Kommandos zur gehobenen Schicht im Lager, denn der Lagererfahrene pflegte Freundschaften mit dem Personal im HKB.

Allerdings unterschied sich die Arbeit eines Pflegers grundsätzlich von der Arbeit in fast allen anderen Kommandos: Während man sonst nur arbeitete, um nicht aufzufallen und keine Strafen zu erhalten, lag eine gewissenhafte Tätigkeit des Pflegers im Interesse der kranken Kameraden. Die Verantwortung, die damit jedem Pfleger und Arzt aufgebürdet wurde, war oft übermenschlich gross. Am schwersten zu tra-

gen war sie in den schlimmsten Lagern, also in Birkenau, und dort vor allem in der Anfangszeit. André Lettich hat den Block 7 beschrieben, der längere Zeit hindurch dem Krankenbau des Birkenauer Männerlagers angegliedert war:

«Schon aus der Entfernung nahm man einen furchtbaren Gestank von verwesenden und in Fäulnis übergehenden Exkrementen wahr. Passierte man das Tor zu dem Hof – dieser Block war von einer zwei Meter hohen Mauer umgeben –, so bot sich einem ein wahrhaft furchtbarer Anblick: Links gleich neben dem Tor arme Teufel mit gebrochenen Gliedern, Phlegmonen, Ödemen, allen nur denkbaren Mangelkrankheiten. Etwas weiter andere Kranke, die etwas weniger gebrechlich zu sein scheinen und sich dahinschleppen. Schliesslich liegen am Ende dieses abscheulichen Hofes Tote und zum Skelett abgemagerte Lebende vermischt.

Wenn wir in den ersten Monaten in Birkenau diesen Hof betraten, streckten sich uns von allen Seiten flehende Hände von Leuten entgegen, die uns kannten, und herzerreissende Schreie wurden laut: ‚Doktor, hilf uns!‘ Wir waren jedoch völlig ohnmächtig. Unsere Hilfe musste sich auf einige Worte der Aufmunterung, der Hoffnung, des Trostes beschränken, eines Trostes, der uns selbst fehlte.

Diese Fülle von unvorstellbarem menschlichem Elend, dieses Heer der Durchfallkranken und Körperschwachen war furchtbar anzusehen. Alle von unbeschreiblicher Magerkeit, die meisten fast völlig nackt, Wäsche und Kleider, die nicht gewechselt wurden, über und über beschmutzt. Drei Kisten in der Hofmitte dienten als Klosette. Die Kisten, die nur selten geleert wurden, gingen über, und etwa zwei Meter im Umkreis waren daher von Urin überschwemmt. Welch furchtbarer Anblick, wenn alle Heruntergekommenen, die wandernden Skelette, die Leidenden sich jammervoll zu diesen Kisten hinschleppten, nicht mehr imstande waren, sich auf den Füßen zu halten, in den Kot fielen und mit dem Tod rangen, bis er endlich den erbarmungswürdigen Zustand beendete.

Der Block 7 war eine hölzerne Baracke wie die anderen. Über der

Tür konnte man die zynische Inschrift lesen: ‚Infektionsabteilung‘. Wenn man die Tür öffnete, war die erste spontane Reaktion, dass man zurücktrat und sich die Nase zuhielt, so widerlich, beissend, stickig, nicht zu atmen war die Luft. Alles war erfüllt von Schreien und Stöhnen. Auf den Pritschen lagen die Kranken zu acht und zehnt, auf denen fünf eng gedrängt Platz hatten. Die meisten mussten daher sitzen. Alle Krankheiten, alle möglichen Verletzungen waren in diesem Krankengefängnis vertreten: Typhus, Lungenentzündung, Kachexie, Ödeme, Arm- und Beinbrüche, Schädelbrüche, alles durcheinander. Wie hätten die Ärzte diese Armen pflegen können, selbst wenn sie die Möglichkeit dazu gehabt hätten, ohne Medikamente und bloss mit Papierbinden als Verbandzeug? Es war ausgeschlossen. Manchmal bekam man zehn oder fünfzehn Tabletten Aspirin für 800 oder 900 Kranke. Und wozu sollte man pflegen und Verbände anlegen, wenn die Pfleger zweimal in der Woche alle Kranken auf die Lastwagen aufladen mussten, die heranfahren, um sie zu den Gaskammern zu bringen? Die deutsche Methode liquidierte in Bausch und Bogen das überflüssige Menschenmaterial, das nur noch Platz wegnahm.

Wie soll man den schrecklichen Anblick beschreiben, den diese Abfahrt zur wissenschaftlich durchgeführten Tötung bot? Alle Kranken wurden in den Hof hinausgetrieben, und wenn dort nicht Platz genug war, stellte man sie in Zehnerreihen vor dem Block auf. Da sich die Mehrzahl nicht mehr aufrecht auf den Füßen halten konnte, liess man sie in Reihen zu zehn hinsetzen, immer einer zwischen den Beinen des anderen. Oft ergänzte man die Ausgesuchten auf die Zahl, welche von den deutschen SS-Ärzten gefordert worden war, dadurch, dass man die Toten hinzuzählte. Gab es nicht genug Tote, so wurde der Stand dadurch erreicht, dass die Blockältesten von denjenigen einige dazunahmen, welche Erlaubnis hatten, nicht zur Arbeit auszurücken, weil sie erschöpft waren. Dieses düstere Bild bot sich uns im Jahr 1942 regelmässig zweimal in der Woche: Montag und Donnerstag.»

Der Pole Adolf Gawalewicz schilderte dem Frankfurter Gericht diesen «Wartesaal zum Tod», wie Block 7 genannt wurde. Er war in

einem Zeitpunkt, der vor dem von Lettich beschriebenen liegt, aus dem Stammlager dorthin verlegt worden, weil er nicht mehr arbeitsfähig war: «Als wir hinkamen, waren schon dreissig oder mehr Muselmänner dort. Sie sagten, sie seien der Rest von 1'200 Muselmännern. Wir erlebten nun die Tötungsmethode, die angewandt worden war, bevor die Gaskammern in Aktion traten. In zwei Wochen bekamen wir zwei-, dreimal einen Liter Suppe für drei Personen und zweimal ein Brot von je 1.400 Gramm Gewicht für acht bis zehn Personen. Jeden Tag mussten wir vor dem Block stehen, manchmal mussten wir auch die ganze Nacht durch stehen. Betrunkene SS-Männer kamen zu unserem Block und ertränkten Häftlinge in Fässern. In der betrunkenen Gesellschaft befanden sich nicht nur Blockführer, sondern auch Häftlingsfunktionäre, vielleicht aus der Strafkompagnie. Einer prahlte damit, er könne mit einem Stockhieb das Gehirn spalten. Es wurde der Befehl gegeben: ‚Köpfe herausstrecken!‘ Dem folgten furchtbare Minuten. Jeder fragte sich: ‚Wird ihm mein Kopf gefallen?‘ Eine ärztliche Hilfe gab es für uns nicht.»

Gawalewicz erklärte dem Gericht, wie er diesem Inferno entkommen konnte: «Ich schloss damals Freundschaft mit einem polnischen Kameraden, der auf unseren Block kommen durfte. Ich deklamierte ihm polnische Gedichte, und er gab mir dafür auf der Latrine Brot.» Mit Hilfe von anderen Freunden wurde Gawalewicz später ins Stammlager zurückverlegt. Wenn es einer Bestätigung bedarf, dass der Block 7 als «Wartesaal zum Tod» eingerichtet war, so hat sie der SS-Sanitäter Josef Klehr gegeben. Er bestritt die Richtigkeit der Aussage von Gawalewicz mit den Worten: «Das gab es doch nicht, dass Häftlinge wieder ins Stammlager zurückgekommen sind. Jede Überstellung bedeutete doch, dass diese Menschen liquidiert wurden.»

Als Gegenstück zum Block 7 war im Frauenlager der Block 25 eingerichtet.

Wenn auch diese beiden Todesblöcke ein Extrem darstellten, das in dieser Form nur in Birkenau und auch dort nicht bis zur letzten Periode

der Geschichte dieses Lagers bestand, so prägten sie doch die Atmosphäre. Auch in «normalen» Blocks der Krankenbauten war man nie vor Selektionen sicher, die nur zu oft alle Bemühungen der Pfleger zunichte machten.

Eine Stelle aus einem Brief, den ein Pole aus dem Lager schmuggeln konnte, kündigt eindringlich von der Gefahr des Mutloswerdens; diese Gefahr drohte jedem im Krankenbau, der seine Pflicht ernst nahm: «Am 29. August 1942 musste ich zusehen, wie meine Bekannten und Kameraden in den Tod gingen. Ich sah, wie den Ärzten machtlos die Hände herabsanken. Ich sprach mit einem von ihnen. Er hatte Tränen in den Augen und konnte sich nicht beherrschen. So viel Mühe, so viele schlaflose Nächte, so viele Menschen der grausamen Krankheit entrissen und all das vergebens.» An diesem Tag wurde im Zeichen der Bekämpfung des Fleckfiebers die Belegschaft des Infektionsblocks im Stammlager von der SS zu den Gaskammern gefahren – 746 Menschen, von denen schätzungsweise 500 die Krisis bereits überstanden hatten.

Damals war ich Schreiber in der Nachtschicht des HKB. Die Stimme des jungen Polen hat sich mir eingepägt, der an diesem Tag in unsere Stube kam und sagte, dass er eben auch seinem Vater helfen musste, den Lastwagen zu besteigen. Falk berichtet von einer jungen belgischen Pflegerin, die ihre Schwester, bereits Rekonvaleszentin, noch eine Zeitlang im Krankenbau zurückbehalten konnte. Sie wollte sie davor schützen, die schwere Arbeit in ihrem Kommando im geschwächten Zustand aufnehmen zu müssen. Nach einer überraschend vorgenommenen Selektion musste diese Pflegerin ihrer achtzehnjährigen Schwester auf den Wagen helfen; sie war selektiert worden und wurde zur Gaskammer gefahren. Die Pflegerin wurde völlig apathisch und starb bald darauf.

Mit welchen Mitteln die SS das Pflegepersonal gezwungen hat, ihr bei der Vernichtung von Arbeitsunfähigen zu helfen, beweist die im Todesblock 25 des Frauenlagers angewandte Methode. Aus den täglichen Rapporten war die Zahl der dort untergebrachten Kranken und des Pflegepersonals abzulesen.

Wenn die Lastwagen vorfuhren, nannte die SS, die diesen Block zu betreten vermied, auf Grund dieser Unterlagen die Zahl derer, die verladen werden mussten. Stimmt die Zahl nicht, dann befahl die SS, sie durch Stubendienste zu ergänzen. So zwang sie das Blockpersonal, zu verhindern, dass sich jemand im dunklen Block versteckte, wenn eine Vergasungsaktion durchgeführt wurde. Denn nur wenn alle Kranken vollzählig verladen wurden, konnten die Pfleger ihr eigenes Leben retten.

Der SS blieb nicht verborgen, dass das Pflegepersonal Wege suchte und fand, um Bekannte vor Selektionen zu verstecken. Sie tarnte daher diese Ausmusterungen in den Krankenbauten auf verschiedene Art. So schreibt Ella Lingens: «Eines Tages forderte der Lagerarzt eine Aufstellung aller Malariakranken. Sie sollten in ein mückenfreies Lager wegkommen, hiess es. Ich habe wirklich daran geglaubt und alle aufgeschrieben. Da sagte eine tschechische Ärztin zu mir: ‚Ich bitte dich, schreib wirklich nur die ganz Kranken auf.‘ Ich meinte aber, die Verlegung sei doch das Beste für die Malariakranken. ‚Um Gottes willen‘, sagte darauf die Tschechin, ‚was tust du? Die werden doch alle getötet. Ich habe dann drei Viertel wieder von der Liste gestrichen. Die Häftlinge sind aber dann tatsächlich nicht zu den Gaskammern geführt worden, sondern weggekommen, und ich habe mir schwere Vorwürfe gemacht: Du hättest sie doch alle aufschreiben sollen. Erst später haben wir erfahren, dass sie nach Lublin gekommen und dort vergast worden sind. Man wusste einfach nie, schickte man die Leute ins Gas oder in die Freiheit.»

Eine satanische Methode hat der Lagerarzt Thilo ersonnen, um Pflegern die Möglichkeit zu nehmen, jemanden vor seinen Selektionen zu verbergen. Von Zeit zu Zeit führte er umgekehrte Selektionen durch, das heisst, er suchte diejenigen aus, die von der Fahrt in die Gaskammern ausgenommen werden sollten. Wer vor der Selektion versteckt worden war, wurde damit automatisch dem Tod überantwortet, denn seine Häftlingsnummer war im Stand des Blockes geführt. Sie wurde aufgerufen, wenn die Lastwagen kamen.

Auch andere Methoden der SS waren geeignet, die Häftlingspfleger völlig mutlos zu machen: Robert Waitz berichtet, dass einmal ein Patient, bei dem ein perforiertes Magengeschwür diagnostiziert worden war, nach allen Regeln der Kunst operiert wurde. Auch die postoperative Behandlung erfolgte fachgerecht. Schliesslich wurde der Operierte ins Gas geschickt. Ein anderer, bei einem Bombardement verwundeter Häftling, erhielt auf spezielle Anordnung des SS-Arztes eine Bluttransfusion. Auch er musste später in die Gaskammer. Offenbar hatte der SS-Arzt das Interesse an diesen Fällen verloren.

Otto Wolken fasst seine diesbezüglichen Erfahrungen so zusammen: «Was an einem Tag möglich war, war am anderen unmöglich. Kranke wurden gesund gepflegt, erhielten Schonkost und wurden dann nach ihrer Genesung vergast. Ein Häftling wurde vom SS-Arzt schwer misshandelt, weil er als Pfleger die Krankengeschichte eines Leidensgenossen unvollständig geführt hatte; dann wurde der Kranke ins Gas geschickt. Man konnte nichts voraussehen.» Selbst der ehemalige Rapportführer Kaduk stellte dem Frankfurter Gericht die Frage: «Im Krankenbau, da waren Häftlinge, die bekamen nach einer Operation zwei oder drei Wochen Diät, und nach sechs Wochen sind diese Häftlinge dann ins Gas geschickt worden. Jetzt frage ich mich als Laie, was soll das?»

Dass in Auschwitz selbst der beste Wille negative Folgen haben konnte, beweist eine Erzählung von Ana Novac aus dem Jahr 1944 in Birkenau: «Die Blockälteste des Krätzeblocks, die polnische Halina, ist das beliebteste Wesen im ganzen Lager. Um ihre Güte ranken sich Legenden. Nirgends ging die Brotverteilung so ruhig vor sich. Nirgends waren die Kleider so sauber. Nirgends wurde so viel gesungen. Der Grossteil des Blocks hatte nicht Krätze. Nur Halina zuliebe meldeten sie sich aller möglichen Kratzer und Muttermale wegen im Revier. Die Ärztin konnte sich der vielen Scheinkrätzen kaum erwehren.» Das Ende dieser Idylle gibt Novac mit wenigen Worten an: «Und jetzt hat man sie fortgeschafft, die vielen Simulanten und die wenigen Krätzigen. Halina steht vor der Baracke, an die Tür gelehnt, und weint.

Die leeren Pritschen werden desinfiziert.» Wer sie fortgeschafft hat und wohin, hält Novac nicht für notwendig zu berichten. Für Auschwitz ist das selbstverständlich.

Hat man derartige Erfahrungen sammeln müssen, dann reagierte man so, wie es Georges Wellers beschreibt: Ende 1944 wurde dem Pflegepersonal in Monowitz befohlen, die Nummern von Körperschwachen zu notieren. Drei Blocks wurden für sie freigemacht, wo sie sich bei besserer Kost ohne Arbeit erholen sollten. Da die Pfleger dieser Nachricht misstrauten, schrieb Wellers zusammen mit einem polnischen Arzt von den 800 Kranken, die in den beiden ihnen anvertrauten Blocks lagen, nur 68 ganz besonders Schwache auf. In diesem Fall wurden die Aufgeschriebenen jedoch tatsächlich auf neu eingerichtete Schonungsblocks verlegt, wo sie bis zur Evakuierung unter ungleich günstigeren Bedingungen bleiben konnten, als sie in den anderen Blocks herrschten.

Jede Hilfe konnte zum Verderben gereichen; jedes Versagen einer Hilfe konnte von Übel sein. Die fatalistische Stimmung, die durch die ständige Ungewissheit und die permanente Drohung mit dem Ende entstand, wird von Katalin Vidor wiedergegeben, die schreibt, dass die «müde Phantasie» der bei einer Selektion Zurückgebliebenen nur mehr für einen Gedanken Platz hatte: «Heute nacht werden wir im Block mehr Platz haben, und das ist augenblicklich das Wesentliche, was morgen sein wird, interessiert uns nicht.»

Nur wenn eine Selektion Bekannte betraf oder bedrohte, wurde diese müde Phantasie aufgeschreckt. Wie oft habe ich Gruppen von Selektierten auf ihren Abtransport warten gesehen und bin untätig geblieben. Bloss wenn ich rechtzeitig erfuhr, dass ein Bekannter einer Selektion zum Opfer gefallen war, setzte ich alles in Bewegung, um ihn zu retten, und das eine oder andere Mal ist mir das sogar auf Grund meiner Verbindungen gelungen. Auch Ella Lingens schreibt, dem Pflegepersonal war die Erkenntnis aufgezwungen worden, der Massenmord an Juden sei zwar etwas Furchtbares, aber Unabänderliches. Erst wenn man auf einer Selektionsliste einen bekannten Namen las,

wurde man zum Handeln gezwungen, dann sagte man sich, es muss etwas möglich sein, um diesen zu retten. «In den meisten Fällen war man gezwungen, ohnmächtig zuzuschauen.»

Der scharfe Beobachter Tadeusz Borowski schreibt: «Das Krematorium gehört zu unserem täglichen Brot, es gibt Tausende Fälle von Phlegmonen und Tuberkulose, wir wissen, was Wind und Regen ist, Sonne und Brot und Rübensuppe und Arbeit, wir wissen, wie man es macht, dass man nicht erwischt wird, wir kennen Unfreiheit und Obrigkeit, weil wir – sozusagen – gut Freund mit der Bestie sind.»

Folgen der weitverbreiteten Demoralisation in den Krankenbauten registriert Tadeusz Paczula: «Es gab Schlauberger, die sich in den Stuben des Krankenbaus herumtrieben auf der Suche nach Sterbenden. Wenn sie einen Kranken ‚in ultimis‘ erblickten, näherten sie sich, legten ihm die Hände auf die Stirn, dann unter den Kopf, beteten einen Augenblick, schliesslich segneten sie den Sterbenden mit der rechten Hand, und mit der linken holten sie unter dem Kopf eine Scheibe Brot hervor, von dessen Vorhandensein sie sich bei der Eingangsbesichtigung überzeugt hatten.»

Jeder Krankenbau ist ein Schlachtfeld im Kampf ums Überleben. Anna Sussmann hat erkannt, dass man in dieser Situation «von einem durchschnittlichen Menschen nicht verlangen kann und darf, dass er bei einem hoffnungslosen, tierischen Dasein nicht selbst zum Tier wird». Sie hat beobachtet, dass Pflegerinnen den ihnen anvertrauten Patienten Pakete gestohlen haben.

Maria Zarebińska-Broniewska beschreibt ihre Landsmännin, die neunzehnjährige Polin Pelagia, die Putzerin und eine Art Hilfspflegerin war: «Bedauerlicherweise hatte das Lagerleben in ihr alle schlechten Eigenschaften, die die menschliche Natur besitzen kann, wirksam werden lassen. Sie war nicht nur herzlos und egoistisch, sondern auch wahnsinnig habgierig und nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht. Sobald eine Kranke ein Paket bekommen hatte, änderte sich momentan Pelagias Verhalten der Betreffenden gegenüber. Sofort zeigte sie leb-

haftestes Interesse am Wohlbefinden der Patientin, schüttelte ihr bereitwilligst den Strohsack auf, wusch sie, versprach, sich um ein frisches Hemd zu bemühen oder rohe Kartoffeln zu beschaffen, um abends davon eine Suppe zu kochen. Zum Schluss wurde sie dann mit etwas Essbarem aus dem Paket beschenkt, kroch wieder in ihr Bett, stellte tief befriedigt fest, dass das Allerwichtigste im Lager Essen und Sturheit sei – und anschliessend verzehrte sie die erhaltenen Gaben. Einige Patientinnen, die laufend Lebensmittelpakete bekamen, machten Pelagia zu ihrer gefügigen, treuen Dienerin, die alles für sie tat, auf einen Wink reagierte – und bereit war, auch die launenhaftesten Wünsche zu erfüllen.

Wenn Schwerkranke Pakete erhielten, nahm sie Pelagia stillschweigend in Verwahrung. Anstatt den Inhalt des Pakets gegen ein Medikament, eine Injektion, Milch oder ein sauberes Hemd einzutauschen (der Tauschhandel blühte leider), verzehrte Pelagia den Inhalt selbst. Wie oft sagte sie: ‚Ich esse die Wurst von der, die da bewusstlos liegt und bestimmt bald stirbt. Sollte sie doch am Leben bleiben, so verderben die Lebensmittel bis dahin sowieso .. .‘ Wenn das Licht abends ausging, hörte man von ihrem Bett Papierrascheln – dann packte sie die Pakete aus – und regelmässiges Schmatzen. Pelagia wurde von Tag zu Tag feister und fetter.»

Zarebińska-Broniewska fügt die Geschichte dieser Neunzehnjährigen hinzu: Pelagia war schon eineinhalb Jahre in Auschwitz, hatte mehrere Krankheiten und zwei Monate Strafkompagnie überlebt. Von ihrem Transport, der aus der Gegend von Stanislaw kam, waren fast alle gestorben. Pelagia war jedoch «gesund, fröhlich und es fing an, ihr blendend zu gehen. ‚Und zwar deshalb, weil ich zu leben gelernt habe‘, fügte sie erklärend hinzu.»

Junge Menschen waren solchen Versuchungen am meisten ausgesetzt. Aber Olga Lengyel spricht mit rüchhaltloser Offenheit davon, dass auch reife Menschen ihnen nicht gewachsen waren. Sie und ihre Freundin, die beide zum Personal des Krankenbaus gehörten, gaben einmal zwei Aspirintabletten einem durchaus nicht schwer erkrankten

Stubendienst, weil ihnen dafür «Platzkis» – in Margarine herausgebäckene Kartoffeln – versprochen worden waren. Sie beschreibt, wie ihre Bedenken schmolzen, als der Duft dieser Platzkis zu ihnen drang. «Niemals hätten weder ich noch meine Freundin unter normalen Umständen so etwas gemacht», versicherte Lengyel, «aber wir waren in Birkenau, und wir hatten Hunger.»

Auch wer nicht ebenso vom Hunger geplagt wurde und daher eher allen Versuchungen widerstehen konnte, stand vor einem Dilemma, wie Robert Waitz – Häftlingsarzt in Monowitz – eindringlich bezeugt: «Die Rolle der Ärzte war sehr wichtig. Sie bemühten sich um Medikamente, ganz besonders um Sulfonamide. Diese wurden selbst aus den Revieren der SS gestohlen. Sie trachteten danach, heimlich zusammen mit Schreibern im Krankenbau kranke oder körperschwache Kameraden aufzunehmen, und bewahrten sie vor der offiziellen Aufnahme (die mit Gefahren verbunden war). Sie versteckten Abgemagerte und Kranke vor Selektionen. Sie fälschten Krankenblätter und verbargen Unglückliche, die für die Gaskammer bestimmt waren. Diese so notwendige Tätigkeit der Ärzte stellte diese ständig vor ein furchtbares Dilemma. Entweder nichts zu tun, was eine Lösung, von Feigheit diktiert, bedeuten würde, oder handeln; dann aber konnte man lediglich einer beschränkten Zahl von Menschen helfen und musste sich zum Richter aufwerfen. Man durfte nur denjenigen helfen, welche Chancen hatten, sich körperlich und moralisch zu erholen, nachdem man ihnen geholfen hatte. Die Wahl zu treffen ist für einen Arzt, der dieses Titels würdig ist, eines der schwersten Probleme, vor welche er gestellt werden kann.»

Die Ärzte in Monowitz haben sich dafür entschieden, die wenigen Medikamente an die Jüngsten zu geben, da diese die besten Überlebenschancen hatten. «Einem alten Mann Sulfonamide zu geben hat keinen Zweck gehabt», sagt Siegfried Halbreich. So herzlos das klingen mag, man konnte in Auschwitz derartigen Entscheidungen nicht ausweichen.

Ella Lingens beschreibt dasselbe Dilemma: «Soll ich die wenigen

herzstärkenden Injektionen, die zur Verfügung standen, einer Schwerkranken geben, die dann vielleicht doch stirbt? Oder soll ich sie auf zwei leichter Erkrankte aufteilen, die aber vielleicht auch ohne diese medikamentöse Hilfe genesen könnten? Soll ich eher einer Mutter mit vielen Kindern helfen oder einem jungen Mädchen, das noch das Leben vor sich hat?»

Welche Wege eingeschlagen wurden, um den Kranken zu helfen, schildert Vilo Jurkovic, der eine Zeitlang auf der Tbc-Station gearbeitet hat: Sie organisierten rohes Calciumchlorat, haben es rekristallisiert, gelöst und den Patienten intravenös injiziert. «Wenn es auch nicht direkt wirkte, so wirkten diese Injektionen dadurch, dass der Kranke daran glaubte, dass man etwas Gutes für ihn tut», schreibt Jurkovic. Tatsächlich schwand nach dieser Behandlung die Hoffnungslosigkeit, und der Allgemeinzustand besserte sich.

Jeder Pfleger musste Medikamente organisieren. Häufig konnte er das nur, wenn er sich verpflichtete, einem Freund desjenigen, der Arzneimittel verschaffen konnte, bevorzugt zu helfen. Wer das ablehnte, musste ohne zusätzliche Medikamente auskommen.

Jede Selektion im Krankenbau stellte Häftlingspfleger und Ärzte vor Entscheidungen, deren man sich nur um den Preis der Aufgabe seiner Funktion – und damit jeder Möglichkeit zu helfen – entziehen konnte. Der für eine Stube Verantwortliche hatte den selektierenden SS-Mann zu begleiten. Manchmal konnte der begleitende Häftling die Gelegenheit nützen und helfend eingreifen, indem er zum Beispiel hervorhob, einer, den der SS-Arzt selektieren wollte, sei ein gesuchter Facharbeiter, oder ein anderer hätte sich in der letzten Zeit überraschend schnell erholt und dürfte daher bald wieder voll arbeitsfähig werden. Aber auch im günstigsten Fall konnte er nur einen Bruchteil retten und hatte sich an Ort und Stelle zu entscheiden, in welchen Fällen er intervenieren – und in welchen er von einer Intervention absehen sollte.

Manchmal liess die SS das Häftlingspersonal allein vorselektieren. Claudette Bloch erinnert sich an eine junge Ärztin namens Tamara,

die einmal so wie ihre Kolleginnen den Befehl bekam, in ihrer Stube zu selektieren. Insgesamt mussten damals 70 Kranke gemeldet werden, lautete der Befehl. Tamara hätte aus den beiden Stuben, die sie betreute, etwa zwölf Opfer aussuchen müssen. Als das zum ersten Mal von ihr verlangt wurde, bestimmte sie niemanden. Nachdem sie sehen musste, dass infolge ihrer Weigerung die zwölf Opfer völlig willkürlich herausgeholt worden waren, entschloss sie sich beim nächsten Mal, diejenigen zu melden, deren Zustand hoffnungslos war.

Ella Lingens beschreibt, wie sich die Ärztin Ella Klein verhalten hat: «Wenn auf ihrem Block Selektion war, pflegte sie den Lagerarzt selbst zu den Patientinnen hinzuführen, für die keine Hoffnung mehr bestand. Sie hielt es für sinnlos, die Schwerkranken zu verstecken, denn dann nahm er die Kräftigeren für das Gas, die noch hätten durchkommen können. Die anderen starben doch, und sie hätte die doppelte Anzahl von Toten gehabt. Was sie sagte, war nicht zu widerlegen.» Trotzdem musste sich Dr. Klein nach der Befreiung deswegen in der Tschechoslowakei verantworten.

Olga Lengyel kann nicht vergessen, wie die Opfer einer Selektion ihr und anderen Pflegerinnen, die sie aus den Blöcken führen mussten, nachdem die Lastwagen vorgefahren waren, wie verwundete Tiere zugeschrien haben: «Ihr auch!»

Primo Levi erzählt von Henek König, der mit 14 Jahren aus Transsilvanien deportiert worden und als einziger von seiner Familie am Leben geblieben war. Auf dem Kinderblock wurde er als Stärkster und auf Grund seiner guten Beziehungen zu einflussreichen Erwachsenen Capo. Wurden auf diesem Block Selektionen befohlen, dann hat Henek ausgesucht. Levi hat ihn unmittelbar nach der Befreiung gefragt, ob er das bereue. Die Antwort des halben Kindes gibt Levi mit den Worten wieder: «Nein, warum sollte er? Gab es denn eine andere Art zu überleben?»

Beispiele dieser Art mögen Hannah Arendt zu dem harten Schluss veranlasst haben: Da die SS ihre Opfer in ihre Verbrechen mit verwickelte, wurden den Häftlingen Entscheidungen des Gewissens abgeköpft, die absolut fragwürdig und zweideutig wurden. Dem sei entgegen-

gengehalten, was zum Beispiel Margit Teitelbaum über die Polin Maria Nowaczek schrieb, die ihre Blockälteste im HKB war: «Mit ihrer Hilfe konnten wir mancher Kameradin bei Selektionen das Leben retten, indem an Stelle einer Selektierten die Nummer einer Sterbenden oder bereits Gestorbenen aufgeschrieben wurde. Mir selbst hat Nowaczek das Leben gerettet, indem sie mich bei einer Selektion versteckte.» Sie fügte hinzu, dass Nowaczek ihre Lebensmittelpakete aufgeteilt und dabei Jüdinnen nicht ausgenommen hat. Manche, die Nowaczek nur dabei beobachtet hatten, wie sie einen selektierenden SS-Arzt durch ihren Block begleitet hat, könnten meinen, sie habe sich zum Werkzeug der Mörder degradieren lassen. Und wie viele haben trotz aller Entmutigungen immer wieder geholfen!

Bei dem jungen Polen Bartosz Oziemkowski hatten polnische Ärzte eine rechtsseitige Lungentuberkulose festgestellt. «Es gelang ihnen, mich als Torwächter in das Personal des Häftlingskrankenbaus aufzunehmen», bezeugte Oziemkowski zwei Jahrzehnte später. «Jede Woche bekam ich von ihnen heimlich einen Pneumothorax. Ein Arzt stand vor der Tür, ein anderer vor dem Block, denn wenn Klehr (der berühmte SDG) davon erfahren hätte, dass ich tuberkulös war, hätte er mich sicher gespritzt.»

Sogar wenn es nur diese Beispiele gäbe, müsste man Pauschalurteile von der Art Hannah Arendts zurückweisen. Es sind jedoch viel mehr bekannt geworden und noch zahlreichere unbekannt geblieben, sei es, weil die Geretteten bei anderer Gelegenheit zu Tode gekommen sind, sei es, weil sie nie erfahren haben, wem sie ihr Überleben verdanken. Immer wieder höre ich von ehemaligen Gefangenen Dankesworte für Pfleger, ohne deren Hilfe sie Auschwitz nicht lebend hätten verlassen können. Viele blieben anonym; Gerettete erinnern sich höchstens an deren Vornamen.

Allgemein bekannt wurden aber diejenigen Gefangenen, die mit der Funktion eines Lagerältesten im Häftlingskrankenbau betraut waren und stets eine gefährvolle Balance zwischen den Pflichten zu halten hatten, die die Lagerführung mit dieser

Funktion verband, und den menschlichen Verpflichtungen eines Besergestellten und Einflussreichen. Sie durften das Vertrauen ihrer Vorgesetzten bei der SS nicht aufs Spiel setzen, denn wenn sie es verloren, büssten sie alle Möglichkeiten zu helfen ein. Verloren sie jedoch das Vertrauen ihrer Mitgefangenen, dann waren sie bald isoliert und mussten sich ausschliesslich auf ihre Macht und die Herren, von deren Gnade diese stammte, stützen. Die Lagerführung erwartete von ihnen Mitwirkung bei ihrem Vernichtungsprogramm, die Mitgefangenen Hilfe gegen die Mordaktionen.

Scharf und überaus kritisch wurden diejenigen beobachtet, die an der Spitze der Krankenbauten standen. Ich habe in und nach Auschwitz vieles über die Lagerältesten erfahren. Von zweien habe ich niemals Negatives gehört oder gelesen: von Orli Reichert-Wald, der deutschen Lagerältesten des HKB im Frauenlager, und von Wladyslaw Fejkiel, dem letzten Lagerältesten im HKB des Stammlagers.

Orli ist im Frühling 1956 als junges Mädchen wegen Betätigung für eine illegale Jugendorganisation verhaftet und nach Verbüßung einer Kerkerstrafe ins KZ Ravensbrück eingewiesen worden, von wo sie mit dem ersten Frauentransport nach Auschwitz überstellt wurde. Viele heben hervor, dass sie trotz ihrer hohen Stellung im Lager niemals vergessen hat, dass der Nationalsozialismus der gemeinsame Feind aller Gefangenen ist, und dass sie half, wo sie nur helfen konnte. Das eindrucksvollste Zeugnis stellt ihr folgende Episode aus, die Jeanne Juda erzählt hat: Nach der Evakuierung von Auschwitz ist Juda mit anderen Frauen in das zum KZ Ravensbrück gehörende Arbeitslager Malchow gekommen. Einige Zeit später kam auch Orli in dieses Lager. «Die Mädchen waren begeistert und jubelten: ‚Unsere Orli ist wieder bei uns!‘» Wenn ein Häftlingsfunktionär ohne Binde, die Macht und Schutz verlieh, in einem anderen Lager seinen ihm ehemals Unterstellten wiederbegegnete, wurde er anders empfangen, falls er seine Funktion missbraucht hatte. Judas Urteil lautet kurz zusammengefasst: «Ich kenne keine Häftlingsfunktionärin, die so Mensch geliebt ist wie sie.»

Fejkiel erklärt, warum er – gleich Orli – anders beurteilt wird als die übrigen Lagerältesten: «Im Vergleich zu meinen Vorgängern befand ich mich insofern in besseren Verhältnissen, als ich auf die Unterstützung einer breiten Gemeinschaft rechnen konnte, unabhängig von deren Nationalität. Die internationale Untergrundorganisation sowie andere Häftlingsgruppen unterstützten mich.» Das grosse Verdienst beider liegt darin, dass sie diese Unterstützung gesucht und sich in die Organisation kameradschaftlich eingefügt hatten. Sie konnten allen mit der «Führerrolle», die die SS ihnen zugedacht hatte, verbundenen Versuchungen widerstehen.

Fejkiel hat sich nicht leicht entschlossen, Binde und Bürde eines Lagerältesten zu übernehmen. Im Januar 1944 redeten sowohl ein einflussreicher Pole als auch ich ihm zu, Lagerältester zu werden, ich sagte ihm meine Unterstützung zu und teilte ihm mit, dass der Standortarzt mit seiner Kandidatur einverstanden sei. Nach der Entlassung des Lagerältesten Dering aus dem Lager war diese Funktion vakant. Fejkiel schreibt: «Ich gebe zu, dass diese Gespräche mich überraschten und beunruhigten. Ich wusste, dass ich wirklich mit der Unterstützung durch eine breite Gemeinschaft der Häftlinge, unabhängig von Nationalität und politischer Überzeugung, würde rechnen können. Andererseits kannte ich die gespannte Situation im Lager und im Krankenbau gut, und daher erschien mir der Posten eines Lagerältesten sehr wenig attraktiv. Ich wusste, dass man in dieser Stellung sehr viel Gutes tun konnte, besonders wenn man auf die Unterstützung zahlreicher Häftlinge rechnen konnte. Ich wusste aber ebenfalls, dass Zusammenstösse mit den Lagerbehörden unvermeidlich waren, dass sie mich erneut in den Bunker bringen konnten, und ich hatte allen Grund anzunehmen, dass es dann für mich kein Zurück mehr gäbe.» Fejkiel schreibt weiter: «Nachdem ich alle diese Momente erwogen hatte, war ich entschlossen, mich gegen diese Funktion zu wehren.»

Dann ersuchte ihn jedoch der ihm nur zu gut bekannte Spitzel Olpiński um eine Unterredung: «Olpiński teilte mir mit, er habe eben von der Kommandantur den Vorschlag erhalten, den Posten des Lageräl-

testen im Krankenbau zu übernehmen, und er wolle meine Meinung darüber hören.» Fejkiel gratulierte ihm. «Zugleich beschloss ich, mich nicht mehr zu sträuben, sondern den Posten als Lagerältester im Krankenbau zu übernehmen. Ich war mir dessen bewusst, dass die Gestapo ihre Kontrolle über den Krankenbau mit Hilfe ihres besten Vertrauensmannes stärken wollte, und das durfte nicht zugelassen werden.»

Fejkiel war der erste polnische Spitzenfunktionär, der sowohl einen übertriebenen polnischen Nationalismus als auch den Antisemitismus beim Personal des HKB abzubauen trachtete.

Zum ersten Lagerältesten im HKB hat die Lagerführung einen Grünen ernannt, der mit den ersten dreissig deutschen Häftlingen aus Sachsenhausen geholt worden war, um im neuerrichteten Lager Funktionen zu übernehmen. Er hiess Hans Bock, stammte vermutlich aus Westfalen und soll wegen Unterschlagungen vorbestraft gewesen sein. Emil de Martini, Blockältester unter Bock, sagte über ihn: «Er war nicht schlecht. Nie schlug er einen Häftling oder brüllte ihn an. Kranken half er, so gut er konnte.»

Tadeusz Kosmider hat nicht vergessen, dass Bock ihn einmal vor einer Bestrafung durch die SS bewahrt hat, die ihm leicht hätte das Leben kosten können. Als der Schreiber im HKB, Igor Bistic, an Durchfall erkrankte, verschaffte ihm Bock Opium und Diätkost. Das geschah im Sommer 1942. Weiss man, dass Bistic Jude war und es zu dieser Zeit ungewöhnlich, ja gefährlich war, einem Juden zu helfen, so kann man diese Tat Bocks erst richtig einschätzen. Fejkiel rechnet es Bock hoch an, dass er trotz des damals geltenden Verbotes Häftlingsärzte zur Arbeit im HKB herangezogen hat, und charakterisiert ihn wie folgt: «Er war kein schlechter, obwohl primitiver Mensch, den SS-Leuten gegenüber eher loyal. Bock war mit gewissen ‚Schwächen‘ behaftet, die in grossem Masse die Verhältnisse im Revier trübten. Er war Morphinist und verehrte junge Burschen, die er um sich sammelte, und was noch schlimmer war, er vertraute ihnen die verantwortlichen Posten im Revier an.»

Ich kann bestätigen, dass ich Bock nie schlagen gesehen oder brüllen gehört habe. Still und auf Wahrung seiner Autorität bedacht, übte er undurchsichtig seine Funktion aus. Er erinnerte mich an einen schlaunen Fuchs, der Personen, von denen er Gefahr witterte, nach Birkenau oder in ein Aussenlager abschob und der sich mit anderen, die ihm nützlich sein konnten, gut stellte. Als er bemerkte, dass ich auf den Standortarzt als dessen Schreiber Einfluss hatte, war er freundlich zu mir und behilflich, wenn es ohne Schwierigkeiten möglich war. Ich pflegte den Kontakt mit ihm, wo es mir nützlich schien. Seine Schwächen störten mich insofern, als sie Bock hemmten, ein Risiko auf sich zu nehmen. So unterstützte er mich zum Beispiel nicht, als er merkte, dass ich Material gegen den SS-Sanitäter Klehr sammelte. Offenbar wusste dieser Mann, der den Krankenbau terrorisierte, zuviel von ihm, und Bock scheute einen Konflikt mit Klehr.

Schliesslich ist Bock «geplatzt», wie man im Lager sagte. Die Politische Abteilung leitete eine grosse Untersuchung ein, nachdem seine Süchtigkeit und sein Verhältnis mit jungen Burschen offenbar geworden waren. Die jungen Polen wurden in den Bunker gesperrt, Bock selbst nach Monowitz als Blockältester und später als Lagerältester des HKB in das Aussenlager Lagischa abgeschoben. Auch in diesem Fall liess die Lagerführung einen bewährten deutschen Funktionshäftling nicht gänzlich fallen. Schliesslich ist Bock an einer Rauschmittelvergiftung gestorben. Er kann als Beispiel für den Typ eines Funktionshäftlings gelten, der zwar nicht die unmenschlichen Lagergesetze akzeptiert hatte, seine Machtpositionen jedoch in erster Linie nützte, um sich Genüsse und Erleichterungen zu verschaffen. Für einen Prominenten im HKB war es nicht schwer, Rauschgifte zu organisieren, und Bock war nicht der Einzige, der das tat. Die allgemeine Demoralisation ermunterte manchen dazu. Bock wurde schliesslich Gefangener seiner Schwächen. Infolgedessen konnte sein guter Wille nur beschränkt zur Geltung kommen. Es ist dem Standortarzt Dr. Wirths zuzuschreiben, dass Bock der einzige Spitzenfunktionär in einem HKB blieb, der einen grünen Winkel trug.

Peter Welsch, der aus derselben Gegend wie Bock stammte, trug den roten Winkel eines politischen Gefangenen. Er war Nieter und Monteur von Beruf, bereits im Jahr 1933 wegen Vorbereitung zum Hochverrat verhaftet und von Sachsenhausen mit dem zweiten Transport von Häftlingsfunktionären nach Auschwitz überstellt worden, wo er Bocks Vertreter wurde. Im Gegensatz zu diesem erwarb er sich den Ruf eines scharfen Vorgesetzten. Es wurde schon an anderer Stelle erwähnt, dass er der erste Häftling war, der auf Geheiss der SS Kranke mit Phenolinjektionen getötet hat. Bock, der sich mit Welsch nicht vertrug, sorgte für seine Versetzung als Lagerältester in den neu eingerichteten HKB in Birkenau im März 1942. Der französische Arzt André Lettich lernte ihn dort kennen. Er bezeugt, dass Welsch selbst «Hunderte und Tausende unserer Kameraden für die Gaskammer selektiert» habe und dass sein Gehilfe dabei ein zweiundzwanzigjähriger Pole gewesen sei.

Alex Rosenstock, der in der Birkenauer Zahnstation arbeitete und daher gute Beobachtungsmöglichkeiten hatte, bestätigt, dass Welsch selbständig selektiert hat, und glaubt, sich an den Namen seines jungen Günstlings zu erinnern. Er soll Jackowski geheissen und noch schlimmer als sein Herr und Freund gewütet haben. Der französische Arzt Désiré Haffner schreibt, dass sich der Metallarbeiter Welsch gerühmt hat, einige Dutzend Amputationen ausgeführt zu haben. Derlei war freilich in den KZs fast die Regel. Lange Zeit hindurch hatte die SS gefangenen Ärzten jede Tätigkeit in den Krankenbauten untersagt (dass sich Auschwitz in dieser Beziehung von den anderen KZs unterschied, ist dem Standortarzt Dr. Wirths gutzuschreiben). Die berufsunkundigen Pfleger waren zu Improvisationen gezwungen. Nicht wenige haben dabei so viel Selbstvertrauen gewonnen und so sehr die Abwertung aller Intellektuellen übernommen, die die SS vordemonstrierte, dass sie sich auch dann gegen die Heranziehung von Ärzten wandten, als das Verbot der Lagerführung bereits gelockert war.

Welsch wurde im Februar 1943 in den Bunker gesperrt. Nach seiner Entlassung dürfte er seine Funktion nicht wieder im HKB ausgeübt

haben, obwohl er bis November 1944 in Auschwitz blieb. Welsch verkörpert den Typ des politischen Gefangenen, der als Bindenträger zum Werkzeug der SS wurde. Vergleicht man sein Wirken mit dem Bocks, so wird man deutlich daran erinnert, wie unzutreffend Verallgemeinerungen der Art wären: Die grünen Funktionäre waren schlecht und die roten gut.

Einen anderen Funktionär des Krankenbaus in Birkenau, der ebenfalls keine kriminelle Vergangenheit hatte, bewahren die ehemaligen Häftlinge in noch üblerer Erinnerung: Dr. Zenon Zenkteller stammte aus Posen und war polnischer Militärarzt im Rang eines Obersten. Als Vertrauensmann der SS und leitender Häftlingsarzt wurde er der mächtigste Mann im HKB von Birkenau. «Wir haben es hingekommen, von Schlossern geschlagen zu werden», schreibt Dr. Lettich mit Anspielung auf Welsch, «von Friseuren oder Kriminellen. Aber dass ein Arzt in den Fünfzigern seine jüngeren Kollegen in der brutalsten Weise schlägt, ja dass er sie in die Gaskammer schickt, das erschien uns als ein ganz besonders widerwärtiges Verbrechen.» Lettichs Landsmann und Kollege Haffner bezeichnet zurückhaltend die Brutalität Zenktellers gegenüber Kranken und Ärzten als eine der schlimmsten Enttäuschungen. Vilo Jurkovic erhielt einmal von Zenkteller eine «ordentliche Ohrfeige», obwohl er ein Pfleger mit einer alten Nummer war. Der Grund: «Es gefiel ihm nicht, wie ich mit ihm gesprochen habe.»

Das Urteil über ihn ist nahezu einmütig. Kraus und Kulka schreiben: «Eine bemerkenswerte Art, die Diagnose zu stellen, hatte der polnische Häftlingsarzt Dr. Zenkteller. Er stellte sich vor die Reihe der Häftlinge, die sich krank gemeldet hatten. Jeder musste die Hose herunterlassen, und wenn dies nicht schnell genug ging, half ihnen Dr. Zenkteller mit Ohrfeigen nach. Sobald er verunreinigte Unterhosen sah, erklärte er den Häftling als ruhrkrank, schrieb sich seine Nummer auf und schickte ihn auf Block 7 im Lager B I b, wo der Häftling nichts zu essen bekam.» Dieser Block war der «Warteraum zum Tod», den Lettich und Gawalewicz beschrieben haben.

Alex Rosenstock bezeichnet Zenkteller als einen Sadisten, der

wahllos und nicht nur dann, wenn SS in Sichtweite war, geschlagen hat. Adolf Weiss sagte mir, dass Zenkteller ärger als jeder Capo geprügelt habe. Czeslaw Mordowicz hat beobachtet, wie Zenkteller bei der Aufnahme Kranke geschlagen und dann gefragt hat: «Bist du jetzt gesund?» Der Arzt Otto Wolken wurde einmal von einem SS-Mann derart verprügelt, dass er vermutete, ihm seien Rippen gebrochen worden. Als er zum Krankenbau kam, fragte ihn Zenkteller: «Was fehlt dir?» Wolken antwortete, er glaube, dass er zwei gebrochene Rippen habe. Darauf herrschte Zenkteller ihn an: «Verschwinde, sonst breche ich dir noch zwei Rippen!» Wie Wolken versicherte, war damals kein SS-Angehöriger in der Nähe, vor dem Zenkteller vielleicht den Energischen spielen wollte.

Im Jahr 1944 übernahm Zenkteller vorübergehend die Funktion eines Lagerältesten im Abschnitt B II f, der damals als Krankenbau eingerichtet war, weil der Lagerälteste erkrankt war. Der Blockarzt Alfred Fiderkiewicz erwähnt, dass Zenkteller sowohl Stubendienste als auch Patienten geschlagen hat. «Da er bestrebt war, dem SS-Arzt zu gefallen, brüllte er und schickte noch nicht ausgeheilte Rekonvaleszente ins Arbeitslager. Wenn ich protestierte, drohte er mir mit dem SS-Arzt», berichtet Fiderkiewicz.

Viele bezeugen, dass Zenkteller auch Kranke für den Gastod ausgesucht hat: Czeslaw Mordowicz, Mendel Eisenbach, Adolf Weiss, Alfred Wetzler – die von ihnen beobachteten Selektionen wurden allerdings von SS-Angehörigen begonnen und erst von Zenkteller allein zu Ende geführt; Alex Rosenstock erinnert sich, dass Zenkteller mitbestimmt hat, wer sterben soll. Dawid Szmulewski bestätigt, dass Zenkteller allein bei einer Durchfallepidemie holländische Juden, welche beschmutzte Hosen hatten, für den Tod in der Gaskammer bestimmte; nur der ehemalige Capo Franz Kejmar versicherte mir, dass Zenkteller auf seine Bitten Personen, die bereits auf einer Selektionsliste standen, gestrichen habe. «Er hat das ohne Bezahlung getan», antwortete Kejmar auf meine diesbezügliche Frage.

Obwohl Adolf Weiss betonte, dass jedes zweite Wort Zenktellers «Saujud» war, kann Antisemitismus nicht die einzige Triebfeder ge-

wesen sein, die diesen bejahrten Militärarzt zu solchen Exzessen bewogen hat. Denn viele bestätigen, dass er gegen alle gleichermassen gewütet hat. Rosenstock weiss, dass Zenkteller auch Capos schlecht behandelt und nur bei den Spitzen der Häftlingshierarchie eine Ausnahme gemacht hat. Eine Bemerkung Rosenstocks weist auf eine andere Ursache hin, die Zenkteller zu seiner Einstellung veranlasst haben könnte: «Mengele und die anderen SS-Ärzte hatten Respekt vor Zenkteller», meint Rosenstock. Vielleicht suchte Zenkteller diesen Respekt, um sich selbst im Gewand eines rechtlosen Häftlings bestätigt zu fühlen.

Als im März 1945 Bock als Lagerältester «geplatzt» war, wählte der Standortarzt das erste Mal einen Häftling mit dem roten Winkel eines Politischen für die einflussreiche Spitzenfunktion im HKB des Stammlagers. Der Bayer Ludwig Wörl war ihm aufgefallen, weil er als Lagerältester bei der Einrichtung des HKB im damals neubauten Arbeitslager Monowitz grosse Energie entfaltet hatte. Wörl ist im Jahr 1906 geboren und bereits am 5. Mai 1954 als Kommunist verhaftet und nach Dachau gebracht worden, wo er schwere Zeiten durchzumachen hatte, bevor er eine leitende Funktion im Häftlingsrevier erhielt. Mir ist von dort sowohl seine Energie, mit der er sich stets für die Kranken und gegen Missstände eingesetzt hat, als auch seine Empfindlichkeit und bajuwarische Dickschädlichkeit in Erinnerung geblieben.

Seine Verdienste beim Aufbau des HKB in Monowitz werden allgemein sehr gerühmt. Er hat nicht nur seine grosse Energie in den Dienst der ihm anvertrauten Kranken gestellt, sondern auch durchgesetzt, dass Juden aus dem nach Monowitz überstellten Buchenwald-Transport als Pfleger beschäftigt wurden. Mit ihnen arbeitete er gut zusammen, ihre Lagererfahrung kam dem HKB zugute. An der Spitze des HKB im Stammlager hatte Wörl sich mit Schwierigkeiten anderer Art auseinanderzusetzen, denen er nicht im gleichen Masse gewachsen war. Es galt nicht, einen Krankenbau neu aufzubauen, sondern in einem eingerichteten HKB mit lagererfahrenen, selbstbewussten polni-

schen Pflegern und Ärzten zusammenzuarbeiten, die als «Arier» in den Augen der SS selbst für Spitzenfunktionen geeignet erschienen, zumal einige von SS-Ärzten als qualifizierte Mediziner geschätzt wurden. Wörl, der eine Ausbildung als Sanitäter hatte, schöpfte seine Erfahrungen aus seiner langjährigen Tätigkeit im Dachauer Häftlingsrevier, fühlte sich Medizinern überlegen und reagierte cholerisch, wenn er auf Widerspruch oder stille Ablehnung stiess.

Fejkiel schreibt: «Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Dachauer kommunistischen Häftlinge in hohem Grad zur Besserung der Verhältnisse im Revier beigetragen haben. Andererseits muss bemerkt werden, dass ein Teil von ihnen, und vor allem Wörl als ein sehr ehrlicher Mann, eine Reihe von ungeschickten, manchmal schädlichen Massnahmen getroffen hat. Den Grund dazu gaben die Angewohnheiten alter, lagererfahrener Krankenpfleger, die meinten, dass sie es dank ihrer langjährigen Praxis den Ärzten gleichmachen könnten. Aus diesem Grund kam es oft zu beklagenswerten Vorfällen, infolge derer zum Beispiel ein Vertrauensmann des Lagers, der Pole Dr. Rudolf Diem, den Krankenbau verlassen musste. Diese – wenn auch seltenen – Reibungen mit den Ärzten waren Wasser auf die Mühle der SS-Lagerführung, untergruben sie doch die Einheit und die Widerstandskraft der Häftlinge.»

Ich muss Fejkiel insofern recht geben, als Wörl nicht über genügend Menschenkenntnis verfügte, um zwischen den Polen im Personal des Krankenbaus differenzieren zu können. Er durchschaute die schlechten Elemente, die unter Bock Karriere machen konnten, verabscheute die Antisemiten unter ihnen, die einflussreiche Stellungen innehatten, übersah jedoch die Gutwilligen unter den polnischen Pflegern und Ärzten, die besser als er imstande gewesen wären, mit seiner Unterstützung gegen alle Missstände anzukämpfen, da sie sich als Polen eher bei ihren Landsleuten durchsetzen konnten als jeder deutsche Bindenträger, dem schon wegen seiner Nationalität misstraut wurde. Er liess sich leider auch nicht von der Widerstandsbewegung im Lager raten. Er hatte zwar Kontakt mit ihr, war aber nicht bereit, sich in die Organisation einzufügen, wie es Fejkiel später getan hat.

Was den Gegensatz Wörl – Diem betrifft, kann ich allerdings Fejkiel nicht zustimmen. So mutig Diem auch vielen Landsleuten geholfen haben mag, der Einfluss, den er als aktiver Antisemit auf andere ausübte, wirkte sich kraft seiner Schlüsselfunktion als Ambulanzzarzt unheilvoll aus. Es kann meiner Überzeugung nach Wörl nicht zum Vorwurf gemacht werden, dass er Diem aus dieser wichtigen Stellung entfernte, im Gegenteil. Allerdings kann ich die Mittel nicht billigen, derer sich Wörl dabei bedient hat: Er verdächtigte Diem bei der Politischen Abteilung, die ihn in den Bunker sperrete.

Wörl wurde schliesslich unter Liebehenschei, der von Wirths auf ihn aufmerksam gemacht wurde, der erste rote Lagerälteste für das gesamte Stammlager und hat auch auf diesem Posten viel Positives geleistet. Niemand spricht ihm guten Willen ab. Sein mutiger Einsatz für die Juden – die Parias im Lager – verdient jede Anerkennung. Dass er in dieser Funktion bald scheiterte, ist darauf zurückzuführen, dass er den Ausweg aus dem Dilemma jedes Spitzenfunktionärs nicht gefunden hat: Er wollte nicht zum Werkzeug der Lagerführung werden und wurde das auch nie; aber er suchte und fand nicht den Weg zum Vertrauen derjenigen verantwortungsbewussten Mitgefangenen, die Erfahrung und Einfluss hatten und ihm hätten helfen können. Daher war er bald isoliert, den Intrigen der Böswilligen allein nicht gewachsen und wurde von der Lagerführung in ein Aussenlager abgeschoben. Als Lagerältester in Günthergrube trug er zur Normalisierung der Verhältnisse in diesem Arbeitslager wesentlich bei.

Wörl verkörpert den Typ eines deutschen Gefangenen, der in allen Lagern anzutreffen war: Vor seiner Verhaftung hat er in bescheidenen Verhältnissen gelebt, in die er nach der Befreiung zurückkehrte. Im Lager hat er weit grössere Macht erhalten, als er jemals besass. Die SS hatte ihn zum «Führer» gemacht, und er hatte nicht die Kraft, allen Verlockungen zu widerstehen, welche das Führerprinzip denen anbot, die aus der Masse herausgehoben wurden. Er hat es entschieden abgewehrt, zum Werkzeug der SS herabzusinken, weshalb er sich deren Gunst nicht erhalten konnte. Mitgefangenen gegenüber spielte er je-

doch auch dann die Autorität seiner Funktion aus, sobald er sich von ihnen nicht gebührend anerkannt fühlte, wenn diese keineswegs böswillig waren, aber in irgendeiner Frage nicht seine Meinung teilten.

Nach Wörl erhielt der polnische Chirurg Wladyslaw Dering die Binde des Lagerältesten im HKB. Als Wörl Ende August 1945 von der Politischen Abteilung in den Bunker gesperrt wurde, konnte mich der Standortarzt nicht um Rat fragen, wen er mit dieser Schlüsselfunktion betrauen sollte, wie er es vorher bei der Ernennung Wörls und später bei der Fejkiels getan hat; denn ich war zusammen mit Wörl in den Bunker eingeliefert worden. Dering hatte er von den Lagerärzten loben gehört, die bei ihm praktische Chirurgie gelernt hatten. Sie schätzten sein fachliches Können und sein Selbstbewusstsein. Als Wirths Dering zum Lagerältesten ernannte, brach er mit einem Tabu, das lautete: «Ärzte dürfen nicht an der Spitze eines Krankenbaus stehen» und das laut Kogon in allen anderen KZs bis zum Schluss in Geltung war.

Dering, im Jahr 1905 geboren und mit dem ersten Häftlingstransport aus Warschau Mitte August 1940 nach Auschwitz gebracht, hatte ursprünglich einen guten Ruf: Er nützte seine Position als leitender Arzt der chirurgischen Abteilung und seine Kontakte zu SS-Ärzten, um vielen Landsleuten zu helfen. Doch büsste er seinen guten Ruf ein, sobald er als Chirurg zu den Sterilisationsversuchen Professor Claubergs und Horst Schumanns herangezogen wurde. Um den Erfolg der Experimente festzustellen, wurden den Opfern nach den Eingriffen die Eierstöcke beziehungsweise die Hoden extrahiert. Da sich weder Clauberg noch Schumann täglich in den Operationssaal stellen wollten, Schumann zudem gar nicht die Qualifikation für derartige Operationen besass, suchten sie einen Häftlingschirurgen, auf den sie sich verlassen konnten; denn die Arbeit eines Chirurgen ist nachträglich nur sehr eingeschränkt kontrollierbar. Sie stiessen auf Dering, der ihnen als bewährter Fachmann empfohlen worden war.

Dering hatte damals eine solche Position, dass er ohne Gefahr für sein Leben oder seine Stellung seine Mitwirkung hätte verweigern können. Das beweist die Aussage von Dr. Samuel Steinberg, der am 5. Februar 1945 zu Protokoll gab, Dering habe ihm erzählt, dass er im Auftrag von Dr. Entress einmal einem Häftling eine Spritze gegeben hat, ohne zu wissen, was er injizierte. Der Häftling starb nach einigen Sekunden. «Als er sah, dass der Häftling gestorben war, war er erschrocken und erklärte, dass er nie mehr Spritzen verabreichen werde», erinnert sich Steinberg. Diese Weigerung, die für Dering ohne Folgen blieb, wurde zweifellos schon im Jahr 1941 ausgesprochen, denn später wusste jeder im HKB, mit welchem Gift die SS spritzte. Zwei Jahre später war die Position Derings weit gefestigter als in der Anfangszeit, eine Weigerung daher mit geringerem Risiko als damals verbunden. Dering weigerte sich aber nicht, denn er war Antisemit, und die Versuche wurden an Jüdinnen und Juden durchgeführt. Vorher wirkte sich diese Einstellung Derings praktisch kaum nachteilig aus, denn schwerer erkrankte Juden kamen nur in Ausnahmefällen auf den Operationstisch; sie wurden gespritzt oder vergast. Clauberg forderte die Willigkeit Derings geschickt durch die Zusage, sich für seine Freilassung einzusetzen.

Dering half schliesslich bei den Menschenversuchen mit ganzer Kraft, ja er stellte bei den Operationen Geschwindigkeitsrekorde auf und ging dabei so weit, dass er auf Sterilisierung der Instrumente zwischen den einzelnen Eingriffen verzichtete. Er prahlte mit seinen Rekorden. Seine arrogant antisemitische Einstellung den Opfern gegenüber wurde von Überlebenden bezeugt. Als einmal einer, dem die Hoden amputiert werden sollten, gegen diesen Eingriff protestieren wollte, fuhr ihn Dering an: «Hör auf zu kläffen wie ein Hund, du musst sowieso sterben.»

In der ersten Zeit hatte ich ein leidliches Verhältnis zu Dering, das jedoch abrupt zerstört wurde. Lachend zeigte er mir eines Tages auf dem Gang des Blockes, in dem die chirurgische Abteilung untergebracht war, einen Tabaksbeutel und fragte mich, ob mir nichts Besonderes an ihm auffalle. Ich bemerkte nichts Aussergewöhnliches. «Schau ihn dir gut an, er hat keine Naht.

Hast du schon einmal einen solchen Beutel ohne Naht gesehen?», fragte Dering stolz und erklärte mir, wie er zu diesem seltenen Stück gekommen war. Er hat den Hodensack eines Opfers der Sterilisationsversuche präparieren und gerben lassen. Von diesem Tag an war jede Freundschaft zwischen uns abgerissen, obwohl ich mich hüten musste, ihm meine Meinung offen zu sagen; dazu war Dering zu mächtig und der Verdacht der Judenfreundlichkeit zu gefährlich. Ich war nicht der einzige, dem Dering damals seinen Beutel gezeigt hat.

Folgerichtig entwickelte sich der Weg Derings weiter: Da ihm bekannt war, dass bei einer Entlassung aus dem Lager die Politische Abteilung das letzte Wort zu sprechen hatte, lieferte er dieser Informationen. Dr. Erwin Valentin bezeugte am 16. Mai 1945 mit frischem Gedächtnis, dass Dering als Lagerältester einen jüdischen Arzt namens Dr. Zelner und einen Pfleger unvermittelt dem Lagerarzt vorgeführt hat, worauf die beiden einen Sanka besteigen mussten und die Schreibstube beauftragt wurde, ihre Todesmeldung zu schreiben. Die beiden passten Dering nicht, fügte Valentin hinzu. Derings Launen haben auch «Arier» zu fühlen bekommen: Kazimierz Czelný hat nicht vergessen, wie Dering einmal seinem Vater – einem Landsmann und Berufskollegen Derings – Fusstritte gegeben hat.

Im Januar 1944 hatte es Dering erreicht: Er wurde freigelassen und an der Klinik Claubergs in Königshütte dienstverpflichtet. «Ich sah ihn das Lager mit zwei grossen Koffern verlassen», erinnert sich Dr. Alina Brewda.

Vorsichtig und treffend charakterisiert Dr. Tadeusz Paczula seinen Landsmann: «Dering hatte eine Aversion gegen Juden, war von sich eingenommen und liebte es, mit seinen Erfolgen zu prahlen.»

Derings weiteres Schicksal entbehrt nicht einer gewissen Tragik: In Warschau wurde er von Freunden aus Auschwitz vor einem jüdischen Komitee gewarnt, das nach Kriegsverbrechern recherchierte und auch ihn suchte. Seine Freunde halfen ihm im Sommer 1945, ins Ausland zu kommen. Anfangs verbarg er sich in englischen Kolonien in Afrika, wo er sich als Arzt so bewährte, dass er eine hohe Auszeichnung er-

hielt. Nachdem seine Frau von seinen Taten in Auschwitz erfahren hatte, liess sie sich von ihm scheiden. Jahre später riskierte es Dering, gestützt auf die Anerkennung seines Wirkens in Afrika, nach London zu ziehen. Dort heiratete er wieder. Alles ging gut, niemand forschte mehr nach seiner Vergangenheit. Dann erschien das Buch «Exodus» von Leon Uris, in dem Derings Mithilfe bei den Sterilisationsexperimenten mit einem Satz erwähnt wurde. Seiner zweiten Frau gegenüber, die das gelesen hatte, stritt Dering jede Beteiligung bei den Auschwitzer Menschenversuchen ab. Auf ihr Verlangen musste Dering Uris wegen Ehrenbeleidigung klagen. Uris erklärte sich bereit, den Wahrheitsbeweis anzutreten, woraufhin im Frühling 1964 in einem ausführlichen und vielbeachteten Prozess ein Londoner Gericht Derings Tätigkeit untersuchte. Neben anderen Zeugen sagten vierzehn Personen aus, die im Gefolge der Sterilisationsexperimente von Dering operiert worden waren.

Dering wurde moralisch verurteilt. Ihm wurde zwar Schadenersatz für seine gekränkte Ehre zugesprochen, weil die im Buch von Uris angeführte Zahl der Operationen Derings an Opfern von Sterilisationsversuchen weit über die nachweisbare hinausging; aber die Jury fand einen halben Penny für ausreichend. Bald nachher starb Dering – ein gebrochener Mann.

Dering war nicht der einzige, mit dem sich nach der Befreiung Gerichte wegen aktiven Antisemitismus im Lager beschäftigen mussten.

Der Pole Stefan Budziaszek war bedeutend jünger als Dering, er war noch Medizinstudent, als er ins Lager eingewiesen worden ist. Bald kam er zum Personal der Krankenbauten, wurde Lagerältester im HKB von Jawischowitz und dann von Monowitz. Da gegen Budziaszek, der nach dem Krieg in Hannover seinen Wohnsitz nahm und seinen Namen in Buthner verdeutscht hat, schwere Vorwürfe von Mitgefangenen erhoben wurden, sahen sich deutsche Gerichte veranlasst, ein Verfahren gegen ihn einzuleiten. Daher liegen zahlreiche Aussagen über Budziaszeks Wirken in Monowitz vor.

So erklärte Norbert Wollheim, dass Budziaszek «in eigener Verantwortung persönlich Selektionen innerhalb des Lagers durchgeführt hat, ohne dass sich bei diesen Selektionen SS-Angehörige eingeschaltet hatten». Arthur Posnańsky sagte unter Eid aus, dass Budziaszek bei kleineren Selektionen selbst selektiert und der ihm vorgesetzte SS-Sanitäter Neubert nur zustimmend dazu genickt hätte. Ephraim Diamant bezeichnete ihn vor Gericht als «eifrigen Helfer der SS-Ärzte» und Rudi Wachsmann als «fanatischen, gefährlichen und gefürchteten Antisemiten». Rudolf Robert bestätigte ebenfalls seine antisemitische Einstellung. Wie sich diese auswirkte, beschreibt Robert so: «Er hat oft jüdische Häftlinge, die bei ihm zur Behandlung vorsprachen, abgewiesen, so dass diese dann mit klaffenden Wunden weiter herumlaufen mussten.» Er ergänzt seine Charakteristik mit den Worten: «Die jüdischen Häftlinge hatten Angst vor diesem polnischen Häftlingsarzt.»

Jan Trajster sagte mir, dass er den Eindruck hatte, Budziaszek sei bei Selektionen unzugänglicher gewesen als der SDG Neubert. Er wirft Budziaszek ferner vor, dass er auf Kosten der Patienten operieren gelernt habe. So erinnert sich Trajster, dass Budziaszek einmal eine Magenoperation vorgenommen hat, ohne vorher eine Diagnose zu stellen, lediglich um diesen Eingriff zu üben. Der französische Professor Robert Waitz gab zu Protokoll, dass Neubert gemeinsam mit Budziaszek Vorselektionen vorgenommen hätte. Er erklärte: «In sicherer Erinnerung habe ich noch Folgendes: Es kam vor, dass Neubert und Budziaszek eine derartig hohe Zahl von Häftlingen dem SS-Arzt präsentierten, dass dieser gar nicht alle ihm vorgestellten Häftlinge annehmen konnte. Ich weiss noch, dass Doktor Fischer einmal zu Budziaszek sagte, ihm seien 600 Häftlinge für die Gaskammer vorgestellt worden, er benötige aber nur 300. Budziaszek drängte aber den SS-Arzt Dr. Fischer, alle 600 anzunehmen. Dieser hat jedoch dem Drängen Budziaszeks nicht nachgegeben.»

Oszkár Betlen behauptet, dass die Häftlingsärzte im allgemeinen alles getan hätten, um den Vernichtungsprozess zu hemmen, und Budziaszek eine Ausnahme war. Er erinnert sich: «Es wurde (bei einer Se-

lektion) ein Handwerker vorgeführt. Der SS-Arzt Doktor Fischer sagte, das ist ein Schneider, der kann noch im Lager arbeiten. Der Lagerälteste Dr. Budziaszek sagte zu Fischer, dieser Mann kann im Lager nicht mehr gebraucht werden, weil in der Schneiderei kein Platz ist. Dr. Fischer gab sich daraufhin zufrieden. Der Häftling ging also nach Birkenau zur Vernichtung. Damit sich derartiges nicht wiederholte, sagte Dr. Fischer bei einem weiteren Häftling, der Chemiker von Beruf war: „Dieser Mann kann unter allen Umständen bei der IG noch arbeiten»

Betlens Charakteristik des Lagerältesten lautet: «Zu der Person des Dr. Budziaszek ist allgemein Folgendes zu sagen: Er war ein polnischer Nationalist. Es mag sein, dass er für polnische Häftlinge einiges getan hat. Jüdische Häftlinge und Angehörige anderer Nationen wurden von ihm aber schlecht behandelt.»

Georges Wellers, der erst im Juli 1944 nach Monowitz gekommen war, während die eben zitierten Beobachtungen aus früherer Zeit stammen, bezeugt, dass Budziaszek ihm geholfen hat, obwohl er einen Judenstern zu tragen hatte. Beschwerden über Budziaszeks antisemitisches Wirken haben uns im Stammlager erreicht. Ich habe damals mit Polen in der Leitung der Widerstandsbewegung gesprochen. Stanislaw Klodziński erinnert sich, dass er damals zusammen mit Cyrankiewicz Budziaszek gewarnt hatte. Allgemein meint Klodziński, dass man über Budziaszek «schlecht, aber auch gut sprechen» müsse. Als er noch nicht Lagerältester war, habe er als Arzt vielen geholfen. Kaum war er «ein grosser Mann» geworden, kamen Nachrichten, dass er an Selektionen teilnehme und nicht notwendige Operationen durchführe.

Dr. Vladimir Orlický wirft Budziaszek vor, dass dieser bereits im Krankenbau von Jawischowitz gewütet hätte. So soll er einem Patienten namens Mandelbaum Eiter aus der Wunde eines eben operierten Kranken willkürlich injiziert haben. Mandelbaum war ein Jude aus Polen, im Jahr 1902 geboren.

Es soll nicht verschwiegen werden, dass es Budziaszek ausgezeichnet verstanden hat, Einrichtungsgegenstände für seinen Krankenbau zu organisieren. So konnten schliesslich dort sogar Elektroschock-Be-

handlungen durchgeführt werden, was auch Vorteile anderer Art ermöglichte; Georges Wellers erwähnt, dass im Oktober 1944 regelmäßig etwa ein Dutzend geistesranke Frauen aus Birkenau nach Monowitz gefahren wurden, wo an ihnen eine Elektroschock-Therapie durchgeführt wurde. Damit ist den in Monowitz Gefangenen ein Weg eröffnet worden, mit ihren Angehörigen im Birkenauer Frauenlager Kontakt aufzunehmen. Polen hat er geholfen. So bestätigt Tadeusz Kosmider, dass Budziaszek der «beste Kamerad» für Polen war. Auch er hebt hervor, dass Budziaszek alles nur Denkbare für den Krankenbau organisiert hat.

Zenon Drohocki, der Budziaszek persönlich zu Dank verpflichtet ist, bestätigt, dass es diesem gelang, «aus dem HKB Monowitz ein Musterbeispiel für die anderen Krankenhäuser zu bilden», und beschreibt ihn als «sehr tüchtig als Arzt und Organisator», als einen «sehr guten, hilfsbereiten und unermüdlichen Kameraden». Allerdings kann auch Drohocki nicht übergehen, dass sein Landsmann Budziaszek von dem in Polen verbreiteten Antisemitismus nicht frei war. Er wäre «nicht genügend vorbereitet» gewesen, um dieser Strömung widerstehen zu können, meint Drohocki. Und er weist auch auf eine andere Ursache hin, die manche veranlasst haben dürfte, sich eine schlechte Meinung über diesen Lagerältesten zu bilden: «Ohne Kollaboration mit der SS konnte überhaupt nichts und vor allem nichts Gutes unternommen werden», meint dieser erfahrene Häftlingsarzt.

Budziaszek beschrieb mir Jahre später – sich verteidigend – die Zwangslage, in der er sich befunden hätte. Viele Häftlinge mieden den HKB, so lange es nur ging, auch wenn sie erkrankt waren, da sie von den Selektionen gehört hatten. Dem Lagerführer fiel einmal auf, dass sich zahlreiche Häftlinge in den Arbeitskommandos kaum auf den Beinen halten konnten, die Papierverbände, die sich geöffnet hatten, beim Ausmarsch aus dem Lager hinter sich herzog, kurz, ihr Anblick beleidigte sein militärisches Auge. Er befahl darum, in allen Wohnblocks die Arbeitsunfähigen herauszusuchen. Niemand zweifelte daran, welches Schicksal diesen bereitet werden sollte. Budzias-

zek gab diesen Befehl, den er als Lagerältester des HKB erhalten hatte, an die ihm unterstellten Ärzte weiter. Damals haben diese Ärzte von mehreren tausend Häftlingen nur drei aufgeschrieben. «Zu mir konnten die Ärzte mit dieser niedrigen Zahl kommen, ich konnte aber mit dieser Zahl nicht zum SDG gehen», beteuerte Budziaszek. Einer nochmaligen Selektion sind etwa 150 bis 200 Körperschwache zum Opfer gefallen.

Budziaszek wirft den Ärzten nachträglich vor, sie hätten es sich damals zu leicht gemacht und die Verantwortung allein auf ihn geschoben. Hätten sie statt drei vielleicht dreissig oder sechzig gemeldet, dann hätte er von der Wiederholungsselektion Abstand nehmen können, und das Endergebnis wäre nicht so ungünstig gewesen. Dass in einer so diffizilen Situation nur ein vertrauensvolles Zusammenwirken des ganzen Pflegepersonals verhindern konnte, dass der eine oder andere Häftlingsfunktionär zum Werkzeug der SS wurde, haben andere bewiesen. Dem jungen Budziaszek dürfte wohl die mit seiner Binde verbundene Macht zu sehr zu Kopf gestiegen sein, als dass er imstande gewesen wäre, ein solches Vertrauensverhältnis mit den ihm Unterstellten aufkommen zu lassen.

Rudolf Diem hingegen war reif und erfahren, er stand im 45. Lebensjahr, als er nach Auschwitz deportiert wurde. Viele Polen preisen ihn als ihren Lebensretter, Fejkiel bezeichnet ihn als «Vertrauensmann des Lagers», wobei er die alten polnischen Häftlinge im Auge hat. Servilität war Diem fremd, sein Stolz konnte durch die Haft nicht gebrochen werden. Doch sein Antisemitismus verleitete diesen Militärarzt dazu, seine Landsleute auch dadurch zu retten, dass er selektierende SS-Männer auf Juden ablenkte. Sein Landsmann Holuj bestätigt, dass Diem «einen elementaren Hass gegen Juden hegte» und «aktiv zu ihrer Vernichtung beitrug».

Ich habe Diem einmal in der Ambulanz vor einer Reihe nackter Häftlinge stehen gesehen, die er zu untersuchen hatte, damit er sie am nächsten Morgen dem SS-Arzt vorstellen konnte. Kein SS-Angehöriger war im Raum. Mit wutverzerrtem Gesicht schlug der sonst so wür-

dig wirkende Arzt mit seinem Stethoskop einen völlig abgemagerten Juden, der vor ihm stand, weil dieser offenbar eine Anordnung nicht begriffen hatte. Vilo Jurkovic, der Diems Wirken gut beobachten konnte, weil er längere Zeit hindurch in der Schreibstube des HKB arbeitete, versichert, dass Diem Juden auch selbst zum Spritzen geschickt hätte, ohne sie erst dem SS-Arzt vorzustellen. Er bezeichnet ihn als «Helfer der Massenvernichtung». Als Diem in den HKB nach Birkenau verlegt wurde, hat er seine Einstellung offenbar revidiert; Tadeusz Joachimowski bezeugt, dass Diem die Durchführung eines Befehls von Dr. Mengele, Juden zu selektieren, mit den Worten verweigert habe: «Ich bin Häftling, Arzt und Pole und kann deshalb das nicht tun», womit er die Ablösung von seiner Spitzenfunktion in Kauf genommen hat.

Dass Verurteilungen von leitenden Funktionären im HKB mit Vorsicht aufgenommen werden müssen, mag am Beispiel der Ärztin Enna Weiss dargelegt werden. Cilia Goldglas mahnt: «Viele Jüdinnen hassten sie, weil sie nicht wussten, dass sie ihr Allerbestes für alle tat.» Dass man als leitende Ärztin den SS-Arzt begleitete, wenn er selektierte, sah jeder; half man, so musste das möglichst verborgen geschehen. Weiss, die aus der Slowakei deportiert worden war, war jung – sie hatte ihr Medizinstudium noch nicht beendet –, auffallend hübsch und selbstsicher. Deswegen dürften ihr SS-Ärzte die einflussreiche Stelle übergeben haben, um die sie vielleicht manche ältere Pflegerin und Ärztin beneidet hat.

Ich habe viele nach ihrer Meinung über Weiss befragt. Die Polin Romualda Ciesielska, die dem Kinderblock im Frauenlager vorstand, charakterisiert sie als «nicht gut und nicht schlecht» und fügt hinzu, Weiss hätte alles getan, um ihre Position zu halten. Regina Steinberg-Lebensfeld sagte spontan: «Sie war sehr gut, ohne sie würde ich nicht leben.» Jolan Gross-Deutsch bezeugte ebenfalls, dass ihr Enna Weiss das Leben gerettet hat, als sie mit einer bösen Phlegmone im Krankenzimmer lag. Auch Iris Langer wurde durch Enna Weiss geholfen. «Sie war zu allen Slowakinnen sehr gut», bezeugt Langer. Claire Beja aus Grie-

chenland – also keine Landsmännin von Weiss, wie die eben Erwähnten – erinnert sich dankbar, dass Weiss es ihr und ihrer Schwester ermöglicht hat, nach der Genesung noch einige Zeit im Krankenbau zu bleiben, indem sie ihnen den Auftrag zukommen liess, Babysachen für den SS-Arzt Dr. König zu stricken. Auch Vera Foltynová bestätigt, dass Weiss vielen geholfen hat. Wieso sie trotzdem manchen in schlechter Erinnerung geblieben ist, begründet Foltynová mit einem Satz, der Allgemeingültigkeit hat: «Jeder war ein bisschen verrückt von der Macht.»

Am gewichtigsten scheint das Urteil von Anna Palarczyk zu sein; als Blockälteste war sie nicht auf die Hilfe der Lagerärztin angewiesen, als Polin konnte sie unbefangen das Verhalten einer jüdischen Häftlingsfunktionärin beurteilen. Palarczyk bestätigt, dass Enna Weiss selbstlos geholfen hat. Sie soll auch Selektierte mit bereits Gestorbenen heimlich vertauscht und auf diese Weise gerettet und Abtreibungen in der Zeit vorgenommen haben, als jede Entbindende in die Gaskammer gebracht worden ist. «Sie ist bei allem, was sie getan hat, reinen Herzens geblieben», versichert Jeanne Juda, die Enna Weiss gut kennen und schätzen gelernt hat.

Die Geschichte von Dr. Maximilian Samuel, einem angesehenen Professor der Gynäkologie aus Köln, ist mit den Sterilisationsexperimenten verbunden, die Derings Ruf zerstört haben. Als Jude hatte Samuel nach Belgien und später nach Frankreich emigrieren müssen, von wo er Ende August 1942 mit Frau und Tochter nach Auschwitz deportiert wurde.

Dounia Ourisson-Wasserstrom, die in der Politischen Abteilung arbeitete, erinnert sich, dass seine Ankunft mit dem Vermerk angekündigt wurde, ihm möglichst gute Lebensbedingungen einzuräumen. Tatsächlich überlebte Dr. Samuel die Zugangsselektion, obwohl damals von 957 Deportierten nur 39 von der Gaskammer verschont blieben und Dr. Samuel 62 Jahre alt war. Er dürfte bevorzugt behandelt worden sein, weil er im Ersten Weltkrieg das Eiserne Kreuz erhalten hatte und nachher an der Bewegung gegen die französische Besat-

zungsmacht in Köln beteiligt gewesen sein soll. Nachdem er zuerst in Golleschau und Monowitz war, wurde Dr. Samuel wahrscheinlich im Mai 1943 zum Versuchsblock 10 ins Stammlager überstellt.

Die Urteile über seine Tätigkeit dort sind hart. Dr. Dora Lorsk-Kleinova, die zum Personal des Versuchsblocks gehörte, hat seinen Übereifer kritisiert. Sara Spanjaard van Esso, die als Versuchsperson auf diesem Block eingeschlossen war, charakterisierte ihn als einen «ganz abscheulichen Mann», der «sehr eifrig» war. Bei dem Londoner Prozess Dering gegen Uris kamen viele Zeugen auch auf Dr. Samuel zu sprechen. Auf Grund dieser Aussagen beschreiben ihn Mavis M. Hill und L. Norman Williams in ihrer Dokumentation über dieses Verfahren als düsteren Plagegeist.

Alles, was mit dem streng isolierten Versuchsblock zusammenhing, wurde von der Widerstandsbewegung besonders aufmerksam beobachtet. Wir verstanden gut, dass sich ein jüdischer Arzt einem Befehl, bei Versuchen mitzuwirken, kaum ohne Lebensgefahr entziehen konnte. Seine Position unterschied sich grundlegend von der Derings. Doch zu dem Eifer, den Samuel an den Tag legte, konnte er nicht gezwungen werden. Einmal deutete ich ihm gegenüber vorsichtig an, dass ein Häftling bei Menschenversuchen der SS nicht mehr machen sollte, als er unbedingt muss. Samuel lehnte diesen Hinweis mit der Bemerkung brüsk ab, er wisse, was er zu tun habe. Ich wechselte das Thema sofort. Seine Reaktion liess es riskant erscheinen, nochmals und deutlicher darauf zu sprechen zu kommen. Die «arische» Ärztin Dr. Adelaide Hautval weigerte sich, bei Experimenten, die Samuel im Auftrag Schumanns durchführte, diesem zu assistieren. Das meldete Samuel der SS. Schliesslich erfuhren wir, dass Samuel auch Kontakt mit der Politischen Abteilung hatte.

Eines Tages fragte mich der Standortarzt nach meiner Meinung über Samuel. Schon früher hatte mich Dr. Wirths gelegentlich nach meinem Urteil über Funktionäre der Krankenbauten gefragt, ohne einen Grund für seine Frage anzugeben. Nachträglich hat es sich jedesmal herausgestellt, dass er meine Meinung hatte erfahren wollen, weil

er den Betreffenden für eine leitende Funktion ins Auge gefasst hatte. Da ich nach all dem, was ich über Samuel wusste, Bedenken hatte, ihm zu einer einflussreichen Position zu verhelfen, antwortete ich reserviert. Wirths erwiderte, er hätte auch nicht die beste Meinung über Samuel, und diktierte etwas anderes. Bald darauf wurde Dr. Samuel vom Spiess des Standortarztes, Friedrich Ontl, nach Birkenau gebracht. Der Schreibstube wurde die Weisung erteilt, seine Todesmeldung auszustellen.

Hätte ich dem Standortarzt anders antworten sollen? Durchdenke ich das nüchtern, so komme ich zu dem Schluss, dass ich nicht anders reagieren konnte. Dennoch kehren meine Gedanken immer wieder zu dieser Frage zurück; und zu der, ob ich ungewollte Mitschuld an dem Tod dieses Mannes trage.

Warum hat die SS Samuel getötet, bevor die Versuche beendet waren? Tadeusz Paczula glaubt, dass die SS «angeblich wegen seiner Geschwätzigkeit und Schmutzigkeit mit ihm unzufrieden» gewesen sei, denn «Samuel war mit einem nassen Ekzem bedeckt, hatte ein eiterndes Gesicht und erweckte mit seinem Aussehen Abscheu». Auch Dering schrieb einmal, Samuel wäre beseitigt worden, weil er «alt, unnütz und voll Ekzeme» gewesen sei. Vor dem Londoner Gericht formulierte er allerdings die Gründe anders: Samuel sei arrogant gewesen, hätte zu viel gewusst und Streit mit Ärzten begonnen. De Wind hat von seiner Frau – einem «Kaninchen» vom Block 10 – erfahren, Samuel hätte vor seinem Verschwinden einen Zusammenstoss mit Clauberg gehabt. Dr. Alina Brewda sagte, Samuel sei davon überzeugt gewesen, dass ihre Verlegung als leitende Ärztin auf den Versuchsblock seinen Tod bedeute. Er sagte damals zu ihr, er sei ein alter Mann, der nun überflüssig wäre, und betrachtete sich schon als tot, da er Geheimnisträger sei.

Dann wäre jedoch der Eifer nicht zu erklären, mit dem Samuel die Befehle der SS weiter befolgte. Brewda vermutet, dass die SS ihn mit Hinblick auf seine in Birkenau lebende Tochter erpresst habe. Sie beschreibt ihn als «alten, verwirrten Mann». Tadeusz Holuj, Schreiber in dem Block, in dem Samuel untergebracht war, dürfte die Ursache für

die Tötung Samuels am besten ergründet haben. Er sagte darüber: «Dr. Samuel hat einmal einen Brief an Himmler geschrieben. Ich habe den Brief gelesen, da alle Häftlinge, die korrespondieren wollten, ihre Post in der Schreibstube offen abgeben mussten. Dr. Samuel bat Himmler, er möge seine Tochter Liselotte retten, die mit 19 Jahren gleichzeitig mit ihm nach Birkenau deportiert worden war, und berief sich dabei auf seine Verdienste im Ersten Weltkrieg. Er war an der Front und hatte eine Verwundung erlitten. Später war er in Köln gegen die Besatzungsmacht tätig und wurde dafür ausgezeichnet. Er bat um die Entlassung seiner Tochter unter Hinweis auf diese Verdienste. Nach einigen Tagen verschwand Dr. Samuel aus dem Lager, dann kam eine Totenmeldung.» Auch Paczula erinnert sich daran, dass Samuel Briefe dieses Inhalts an Himmler geschrieben hat.

Der Typ, den Dr. Samuel in so extremer Form verkörperte, war in Auschwitz vor allem unter Alternen nicht selten anzutreffen: Gefangene, die sich trotz grosser Intelligenz und Lebenserfahrung, trotz Wissens um die Auschwitzer Vernichtungsmaschinerie weigerten, die Realität zur Kenntnis zu nehmen, und die irre Hoffnung nährten, sie könnten für sich eine Ausnahme erwirken.

Jahre später sprach ich mit Dr. Hautval, die von Samuel denunziert worden war, über diesen. Sie bedauerte den alten Mann und sagte: «Ich sehe ihn noch immer vor mir, schwitzend vor Angst.»

Diese aussergewöhnliche Frau stellt einen Typ ganz anderer Art in grosser Reinheit dar. Sie ist im Jahr 1906 in Lothringen als Tochter eines evangelischen Geistlichen geboren und streng religiös erzogen worden. In Strassburg promovierte sie zum Dr. med. Nach der Besetzung Frankreichs verhaftet, protestierte sie im Gefängnis gegen die schlechte Behandlung der mitgefangenen Juden. Die Antwort war: «Wenn Sie die Juden verteidigen, teilen Sie deren Schicksal.» So wurde sie am 27. Januar 1945 nach Auschwitz verschickt. Dort wurde sie als Ärztin dem Personal des Krankenbaus zugeteilt. Bald fragte sie

der Standortarzt, ob sie auf gynäkologischem Gebiet arbeiten könne. Damals hatte Hautval bereits von den Sterilisationsexperimenten erfahren und vermutete, dass die Frage damit im Zusammenhang stehen könne. Trotzdem bejahte sie. Von dem Londoner Gericht nach dem Beweggrund für diese Antwort befragt, sagte Hautval: «Ich wollte wissen, was für Experimente das waren, denn vielleicht könnten wir doch einmal das Lager verlassen.»

So lernte Dr. Hautval den Block 10 und die Versuche, die dort vorgenommen wurden, kennen. Als ihr der Standortarzt auftrag, Professor Clauberg bei diesen Eingriffen zu assistieren, erklärte sie ihm, sie sei unbedingt gegen Sterilisation. «Dr. Wirths war überrascht, dass ein Arzt, der als Psychiater tätig ist, eine Methode für schlecht hält, die eine Selektion darstellt, um die Rasse zu erhalten», antwortete Hautval, als sie vor dem Londoner Gericht gefragt wurde, wie der Standortarzt auf diese Weigerung reagiert hatte. Sie beharrte auf ihrem Standpunkt und begründete ihn damit, dass niemand das Recht habe, über Leben und Schicksal anderer zu bestimmen.

Dr. Samuel, der im Auftrag des Luftwaffenarztes Schumann durch Röntgenbestrahlung zerstörte Eierstöcke der «Versuchskaninchen» selbständig entfernte, forderte sie einmal brüsk – wie sie vor Gericht betonte – auf, ein Opfer vor der Operation zu narkotisieren. Es war ein siebzehnjähriges griechisches Mädchen. Nachdem Hautval diese Aufforderung befolgt hatte, teilte sie Samuel mit, dass sie künftig bei Operationen dieser Art nicht mehr assistieren werde. Das hat Samuel der SS denunziert.

Da Dr. Hautval im Londoner Prozess eine Schlüsselstellung einnahm – verteidigte sich doch Dering damit, dass jede Weigerung absolut lebensgefährlich gewesen wäre –, wurde sie eingehend verhört. Auf die Frage, warum sie nicht schon bei der ersten Operation ihre Mithilfe verweigert habe, antwortete sie: «Das tat ich deshalb nicht, weil ich nicht schnell genug reagierte, und im Augenblick fürchtete ich die Folgen.» Diese Antwort erklärt, wieso es so selten zu ähnlichen Weigerungen gekommen war. In Auschwitz wurde man immer wieder vor überraschende Situationen gestellt. Mehr als ein Vierteljahrhun-

dert nach diesem Vorfall sagte mir Dr. Hautval, während sie sich dagegen wehrte, dass ihre Haltung zu sehr hervorgehoben wird: «Glauben Sie, ich leide nicht heute noch darunter, dass ich bei der ersten Operation Samuel assistiert hatte?»

Im weiteren Verlauf ihrer Einvernahme sagte Hautval dem Londoner Gericht, dass der Standortarzt sie gefragt hatte, ob sie nicht bemerke, dass die Jüdinnen, an denen Versuche vorgenommen wurden, andere Menschen als sie seien, nachdem er von der Weigerung Hautvals durch Samuel erfahren hatte. «Ich antwortete, dass es verschiedene Menschen gibt, die anders sind als ich, mit ihm selbst angefangen. Wirths sagte darauf nichts», fügte die Zeugin hinzu.

Dr. Hautval wurde in das Frauenlager Birkenau zurückverlegt. Dort weigerte sie sich wiederum, an Experimenten von Dr. Mengele mitzuwirken. Am 16. August 1943 – Dr. Hautval hat dieses Datum nicht vergessen – erreichte sie der Befehl, am nächsten Morgen zur Politischen Abteilung zu kommen. Was das zu bedeuten hatte, musste ihr nicht erklärt werden. Bis heute weiss Hautval nicht, wie sie dieser Gefahr entronnen ist. Freundinnen im Krankenbau gaben ihr ein Schlafmittel. Unter welchem Vorwand ihre Vorführung zur Lagergestapo dann unterblieben ist, erfuhr sie nicht. Sie vermutet, dass sowohl der Standortarzt als auch Dr. Weber vom Hygiene-Institut geholfen haben dürften, diese Affäre niederzuschlagen.

Hautval, die sich gegen jedes Hervorheben ihrer Person wehrt, verwahrt sich gegen Vergleiche und Urteile: «Ich hatte das Glück, dass es für mich höhere Werte gab als das Leben», begründet sie ihr Verhalten und betont: «Ich habe auch andere Seiten.» Hautvals Warnung vor vorschnellen Urteilen und selbstgerechten Verurteilungen soll ernst genommen werden.

Auch Dr. Alina Brewda hat auf dem Versuchsblock zu den Opfern gehalten. Die Zeuginnen, an welchen Versuche vorgenommen worden waren und die vor dem Londoner Gericht Dering einer menschenverachtenden Brutalität bezichtigten, sagten, dass Brewda damals eine Art Mutterstelle bei ihnen eingenommen hatte.

Bevor man über diesen oder jenen, der in einem Krankenbau eine Funktion bekleidet hat, zu urteilen wagt, soll man sich immer den Druck vor Augen halten, dem jeder aus dem Personal der HKBs ausgesetzt war; dieser Druck wirkte am stärksten auf die, die auf der untersten Stufe der Hierarchie der Häftlinge standen. Darüber sagte Jan Weiss vor dem Frankfurter Gericht aus. Juden mussten im Block 20 des Stammlagers dem Sanitäter Klehr und seinen Kollegen helfen, wenn dieser mit Giftinjektionen Kranke und Schwache tötete. «Ich musste die Ermordeten fortbringen», sagte Weiss. «Ich musste die Toten aus dem Raum im Block 20, in dem gespritzt wurde, über den Gang in den Waschraum bringen. Ich stand oft nur einen halben oder einen Meter von Klehr entfernt, wenn er spritzte. Am 29. September 1942 hat Klehr meinen Vater vor meinen Augen ermordet.»

Auf die Bitte des Vorsitzenden des Gerichts, diesen Vorfall genau zu schildern, auch wenn es dem Zeugen schwerfalle, setzte Weiss fort: «Klehr hat damals täglich gespritzt. Mein Vater lag damals auf Block 21, er hatte Phlegmone an der linken Hand. Ich bin ihn öfter besuchen gegangen. An diesem Tag brachte man plötzlich auch meinen Vater auf Block 20. Zwei wurden immer gleichzeitig in das Zimmer geführt, einer von ihnen war mein Vater. Klehr sprach noch zu beiden. Er sagte: ‚Setzen Sie sich, Sie kriegen jetzt eine Spritze, damit Sie keinen Typhus bekommen. Ich begann zu weinen. Er gab meinem Vater die Spritze, und ich trug meinen Vater in den Waschraum.‘ Weiss erklärt, warum er stumm blieb: «Ich habe Klehr damals nicht gesagt, dass das mein Vater ist, denn ich hatte Angst, dass er sagen würde, ich soll mich danebensetzen.»

Trotz dieses Druckes, der auf jedem – wenn auch unterschiedlich stark – lastete, haben Pfleger und Ärzte in den Krankenbauten von Auschwitz viel Positives geleistet.

Es ist kein Zufall, dass die Widerstandsbewegung in Auschwitz ebenso wie in jedem anderen nationalsozialistischen Konzentrationslager unter dem Personal der Krankenbauten eine feste Basis gewonnen hat. Die Krankenbauten, die von der Lagerführung als «Warte-

räume für den Tod» installiert worden waren, sind häufig zu Zellen der Rettung und Hilfe umgestaltet worden – niemals vollständig und keineswegs leicht. Weil das möglich war, darf man aus der durch Erfahrung gewonnenen Distanz sagen, es war richtig, im Krankenhausbau Funktionen anzunehmen. Die moralische Last, die man sich damit fürs spätere Leben aufgebürdet hat, die Kritik, die man seitens Personen auf sich gezogen hat, die ohne Kenntnis aller Zusammenhänge und Hintergründe urteilen, mussten in Kauf genommen werden. Auf der Waagschale überwiegt das Bewusstsein eines Arztes, selbst in Auschwitz Arzt geblieben zu sein, eines Pflegers, sein menschliches Gesicht auch im Wartesaal des Todes nicht verloren zu haben.

DIE IN AUSCHWITZ GEBOREN WURDEN

Nachdem in Auschwitz ein Frauenlager eingerichtet worden war, musste die Lagerführung eine Antwort auf die Frage finden, was mit Kindern zu geschehen habe, die in Auschwitz auf die Welt kommen. Diese Antwort entsprach ihren allgemeinen Methoden.

«Wenn im Jahr 1942 eine Frau ins Lager kam, die ein Kind erwartete, dann blieb weder sie noch das Kind am Leben», sagt Anna Palarczyk. «Häufig habe ich Neugeborene in der Ambulanz gesehen. Die sind dort gelegen und blieben liegen, bis sie gestorben sind.»

Julian Kiwala, der zwischen November 1942 und Januar 1945 dem HKB des Frauenlagers als Blockältester zugeteilt war, berichtet: «Einmal kam ein Frauentransport aus Zamosc. Fünf oder sechs schwangere Frauen waren unter ihnen. Sie haben im Krankenbau entbunden. Mütter und Kinder erhielten zuerst Milch und Weissbrot als Zusatzverpflegung. Die Kinder wurden in den Häftlingsstand aufgenommen, den ich als Blockältester täglich melden musste. Eines Tages, als die Kinder ungefähr zwei Wochen alt waren, blieb der SS-Sanitäter Klehr auf dem Block, als wir abends abmarschierten (das männliche Pflegepersonal schlief im Männerlager). Als ich am nächsten Morgen wieder in den Block kam, waren die fünf oder sechs Kinder nicht mehr da. Ihre Leichen fand ich in der Leichenkammer und konnte feststellen, dass sie Injektionen in die Herzgegend erhalten hatten.»

«Im Jahr 1943 durfte eine Gefangene gebären – das Kind jedoch hatte kein Recht zu leben», so beschreibt die polnische Ärztin Janina Kosciuszkowa eine Änderung der Befehle der SS: «Die Pflegerin steckte das neugeborene Kind in den Wasserkübel und verbrannte es dann im Ofen.» Die Ärztin hat erfahren, um wieviel schlimmer es war, wenn die Mutter das Kind zu retten versuchte. Einer Frau ist es gelun-

gen, fünf Monate lang ihr Baby zu verbergen. Dann wurde es entdeckt, und sie erhielt den Befehl, das Kind der Vernichtung auszuliefern. Kosciuszkowa schreibt, dass diese Mutter «den Sohn ans Herz drückte und zusammen mit ihm in das Krematorium ging».

Stanislawa Leszczyńska ergänzt, dass einer Gefangenen, die wegen Kindesmord eingesperrt worden war, befohlen wurde, die Neugeborenen zu ertränken. Eine deutsche Prostituierte musste ihr helfen. «Im Mai 1945 änderte sich die Lage mancher Kinder», schreibt Leszczynska. «Blauäugige und blonde Kinder wurden den Müttern abgenommen und nach Naklo zur Eindeutschung geschickt.» Nach ihrer Erinnerung seien einige hundert Kinder dorthin gekommen, während 1.500 ertränkt wurden.

Dr. Kosciuszkowa erinnert sich an eine Gruppe von Schwangeren, die ins Lager gebracht wurde. Ohne Rücksicht auf die Dauer der Schwangerschaft mussten bei allen Abtreibungen vorgenommen werden. «Viele von ihnen büssten ihr Leben ein», endet dieser Bericht.

Am 18. September 1945 wurde das erste Mal ein Mädchen, das im Frauenlager geboren war, mit einer Häftlingsnummer versehen und in den Lagerstand aufgenommen. Die Mutter war eine Polin aus Kattowitz. Jüdinnen durften aber auch danach nicht entbinden. Konnte eine Jüdin ihre Schwangerschaft bis zur Entbindung verbergen, die in aller Heimlichkeit und unter unvorstellbar primitiven Umständen erfolgen musste, dann hatte das Kind zu sterben, damit wenigstens das Leben der Mutter bewahrt bleiben konnte.

«Alles Gift im Lager wurde von uns für diesen Zweck gespeichert und reichte nicht aus», schreibt Lucie Edelsberger, die sich im Jahr 1944 als Häftlingsärztin auch damit befassen musste: «Einmal war kein Gift vorhanden. Da erdrosselte die eigene Mutter ihr neugeborenes Kind. Sie war eine Polin, eine gute Mutter, die ihre Kinder über alles liebte. Sie hatte zu Hause drei kleine Kinder versteckt, für die sie leben wollte.»

«Mein Mann kam in Buna um. Unser erstgeborenes Kind kam im KZ Birkenau Oktober 1943 zur Welt, wurde abgespritzt und ich von Orli Reichert im deutschen Krankenbau (wo Jüdinnen nicht gepflegt

werden durften) versteckt.» Eine aus Deutschland deportierte Jüdin schrieb mir diese Worte an den Rand eines Briefes, in dem sie auf meine Bitte Erlebnisse aus Auschwitz aufgezeichnet hat. Dergleichen kann man wohl nur in so extremer Nüchternheit mitteilen. «Ich hätte damals jemanden umbringen können», versicherte mir diese Frau später. Es brauchte lange Zeit, bis sie wieder normal fühlen konnte.

Adelsberger weiss, dass manche Mütter «es sich und uns nicht verziehen haben». Weil eine jüdische Mutter nur dann gerettet werden konnte, wenn das Baby vergiftet und eine Fehlgeburt vorgetäuscht wurde, «haben uns die Deutschen zu Mördern gemacht», schreibt Olga Lengyel. Als Pflegerin hatte man keine andere Wahl. Wer nimmt ihr und ihren Kolleginnen die Qual der Erinnerung ab?

Eine tschechische Jüdin, die mit 21 Jahren schwanger nach Auschwitz kam, hat im Frauenlager entbunden. Mengele untersagte der Mutter, ihr Kind zu stillen, und befahl ihr, die Brüste abzubinden. Nach acht Tagen kündigte Mengele der jungen Mutter an, sie werde am nächsten Tag abgeholt. Sie wusste, dass das den Tod bedeutete. Als es in der Baracke dunkel geworden war, kam eine Fremde mit einer Injektionsspritze in der Hand zu der Verzweifelten. «Gib das deinem Kind, es ist eine starke Dosis Morphinum, und das Kind wird sterben.» – «Ich kann doch nicht die Mörderin meines eigenen Kindes sein!» – «Du musst es tun. Ich bin Ärztin und muss Menschenleben retten. Dein Kind ist nicht lebensfähig, halb verhungert, hat Hungerödeme. Ich muss dich retten, du bist jung.» Nach zweistündigem Widerstand war ich so zermürbt, dass ich die Tat beging.» Die junge Mutter, die das Lager überlebt hat, schliesst ihre Schilderung: «Mein Kind starb langsam, ganz langsam neben mir.» Am nächsten Tag wurde Mengele der Tod des Kindes gemeldet. Er quittierte das mit den Worten: «Da haben Sie mal wieder Schwein gehabt. Mit dem nächsten Transport fahren Sie zur Arbeit.»

Janina Kosciuszkowa hat die weitere Entwicklung registriert: «Im Jahr 1944 wurden Juden Kinder nicht unmittelbar nach der Geburt er-

mordet.» Die Mütter hatten aber keine Milch, niemand hatte Nahrung für die Babys. Sie weinten, jammerten, wurden immer schwächer, quollen auf und starben, schreibt Krystyna Zywulska. Das Ende dieser Episode hat Kosciuszkowa erlebt: «Eines Tages verbreitete sich die Nachricht, dass Mütter mit kleinen Kindern vergast werden. Die (noch am Leben gebliebenen) Kinder wurden ‚liquidiert‘ und die Mütter in grösster Eile aus dem Revier in das Lager entlassen. Am nächsten Tag fand eine Mitgefangene in Decken eingewickelt noch zwei lebende Kinder. Es gelang, sie zu retten.» Von denen, die das mitansehen mussten, ist der Tod der Kinder mit einem Seufzer der Erleichterung aufgenommen worden, teilt Zywulska mit; denn die allgemeine Tötungsaktion schien damit abgewendet.

Die Lagerführung bemühte sich mit allen Mitteln, heimliche Entbindungen und Abtreibungen zu verhindern. So verkündete sie eines Tages, Schwangere würden Zusatzverpflegung erhalten, vom Appell befreit und auf einen eigenen Block verlegt werden, ja man versprach sogar, sie würden zur Entbindung in ein Spital gebracht, und zwar nicht nur «Arierinnen», sondern auch Jüdinnen. Dadurch, dass immer wieder Unvorhergesehenes angeordnet wurde, ist die Unsicherheit genährt worden, welche die SS mit Absicht verbreitete. Kosciuszkowa berichtet: «Um die Jahreswende 1943/44 wurde ein Block für Mütter mit Kindern aus der Gegend von Witebsk und Dnjeprpetrowsk eingerichtet. Eines Tages kam die Nachricht, dass die Kinder in ein anderes Lager kommen – natürlich ohne Mütter. Schreien, Weinen, Verzweiflungsausbrüche waren vergeblich. Die Kinder fuhren ins Unbekannte.»

Anna Palarczyk erinnert sich, dass im Jahr 1944 Frauen entlassen wurden, die im Lager Kinder zur Welt gebracht hatten, deren Väter SS-Männer waren.

Zur Zeit der Ungarntransporte im Jahr 1944 wurden Frauen, die bei der Zugangssektion als arbeitsfähig bezeichnet worden waren, im Birkenauer Lagerabschnitt B II c gesammelt. Gisella Perl war dort als Ärztin eingesetzt. Sie hat bald bemerkt, dass alle Schwangeren weggeführt und vergast worden sind. Um wenigstens die Mütter zu retten,

hatte sie die bittere Pflicht, Abtreibungen vorzunehmen. Später ordnete die SS an, dass nur die Neugeborenen getötet, die jungen Mütter aber am Leben gelassen werden. Von da ab konnten die Abtreibungen eingestellt werden, und Entbindungen mussten nicht mehr heimlich erfolgen. «Ich jubelte», schreibt Perl. 292 Frauen warteten auf ihre Entbindung, als Mengele überraschend die Anordnung widerrief und alle Schwangeren zur Gaskammer gefahren wurden. Im September 1944 wurden wieder Entbindungen gestattet und die Tötung der Neugeborenen eingestellt. Trotzdem starben viele Babys, weil ihre Mütter sie nicht ernähren konnten.

Dr. Otto Wolken gab unmittelbar nach der Befreiung zu Protokoll, dass im Herbst 1944 im Block 2 des Birkenauer Männerkrankenhauses ein Zimmer für Abtreibungen eingerichtet wurde und dass drei Häftlingsärzte die Eingriffe vorzunehmen hatten.

In zwei Birkenauer Lagerabschnitten waren vorübergehend Familienlager eingerichtet: Das Zigeunerlager bestand nahezu ein Jahr, das Theresienstädter Familienlager zehn Monate. Die Familien blieben beisammen, Frauen konnten auch entbinden. Das erste Kind, das im Zigeunerlager auf die Welt gekommen ist, wurde am 11. März 1943 geboren, als das Familienlager noch keine zwei Wochen eingerichtet war. Laufend wurden von dem Tag an Geburten registriert. Die Ärztin Lucie Adelsberger beschreibt das Leben der Kinder, sowohl der Neugeborenen als auch derjenigen, die ins Lager geschleppt worden sind:

«Der Kinderblock im Zigeunerlager war eigentlich nicht viel anders als die Blocks der Erwachsenen. Aber die Not dieser jungen Würmer schnitt noch mehr ins Herz. Die Kinder waren wie die Erwachsenen nur noch Haut und Knochen, ohne Muskeln und ohne Fett, und die dünne, pergamentartige Haut scheuerte sich über den harten Knochen des Skeletts überall durch und entzündete sich in schwärenden Wunden. Krätze bedeckte den unterernährten Körper von oben bis unten und entzog ihm die letzte Kraft. Der Mund war von Noma-Ge-

schwüren zerfressen, die sich in die Tiefe bohrten, die Kiefer aushöhlten und krebsartig die Wangen durchlöcherten. Bei vielen schoppte der Hunger den sich zersetzenden Organismus mit Wasser voll. Sie schwellen zu unförmigen Klumpen an, die sich nicht rühren konnten. Durchfall, durch Wochen hindurch, löste ihren widerstandslosen Körper auf, bis bei dem steten Wegfliessen von Substanz nichts mehr von ihm übrigblieb.

Viele von ihnen, die so lange des Essens entwöhnt waren, fragten nicht mehr nach Nahrung, aber alle verlangten zu trinken; auch die, deren Körper schon viel zuviel Flüssigkeit gespeichert hatte, bettelten immer und immer um Wasser. Durst, unstillbarer Durst, war eine der grossen Plagen von Birkenau. Wasser war verboten, weil es verseucht war; die drei Kübel mit Kaffee oder Tee, einem hellverfärbten Getränk, waren wie ein Hohn auf die tausend vertrockneten Kehlen im Block. Hunger vernichtet; Durst, der nie gelöscht wird, benimmt die Sinne. Durch keine Drohung und keine Bitte waren die Kinder vom Trinken abzuhalten. Sie verkauften ihre letzte Brotration für einen Becher des gefährdenden Wassers, und wenn sie kaum mehr gehen konnten, krochen sie nachts von ihrem Lager und krabbelten heimlich auf allen vieren unter den Betten hindurch zu den Kübeln mit Aufwaschwasser und sofften es aus. Vor Hunger und Durst, Kälte und Schmerzen kamen die Kinder auch nachts nicht zur Ruhe. Ihr Stöhnen schwoll orkanartig an und hallte im ganzen Block wider, bis sie erschöpft nachliessen und nach kurzer Pause zu neuem Crescendo ansetzten.»

Die Zigeunerin Elisabeth Guttenberger sagt knapp: «Zuerst starben die Kinder. Tag und Nacht weinten sie nach Brot; bald waren sie alle verhungert ... Auch die Kinder, die in Auschwitz zur Welt gebracht wurden, haben nicht lange gelebt.»

Die Hauptsorge der Lagerführung war, dass jedem Neugeborenen sofort seine Häftlingsnummer eintätowiert wurde, damit bei seinem Tod eine ordnungsgemässe Meldung geschrieben werden konnte und der Lagerstand immer stimmte. Da der Unterarm, wo die Erwachsenen ihre Nummer tätowiert hatten, bei Babys dafür zu klein war, wurden

sie auf dem Oberschenkel tätowiert. Im Geburtenbuch des Auschwitzer Standesamtes wurden Eintragungen gemacht, die ganz den Anschein von normalen Geburten erweckten. Der Name eines Arztes war als Geburtshelfer eingesetzt. Julia Skodova, die im Standesamt arbeitete, erinnert sich gut, wie sehr darauf geachtet wurde, dass im Geburtenbuch kein Formfehler gemacht wurde. Ferner sorgte die Lagerführung auch für etwas Optik. Sie liess einen Spielplatz im Zigeunerlager einrichten, den Lucie Adelsberger beschreibt: «Wie es sich für einen Spielplatz gehört, hatte er ein Schaukelkarussell und allerhand Turngeräte, Ringe, Barren und einen Holzzaun ohne Stacheldraht.»

Ich hatte den beim Standortarzt einlaufenden Meldungen entnommen, dass im damals eben eingerichteten Zigeunerlager die Sterblichkeit am höchsten war. Ich wollte den Grund dafür erfahren und fand einen Vorwand, um mit einem Posten dorthin zu gehen. Pfleger führten mich durch den HKB, auch in den Block, in dem die auf ihre Entbindung wartenden Frauen lagen. In meinem Bericht steht:

«Da liegen auf einem Strohsack sechs Babys, sie können erst ein paar Tage alt sein. Wie schauen sie aus! Dürre Glieder und einen aufgetriebenen Bauch. Auf den Pritschen nebenan liegen die Mütter; ausgezehrt, brennende Augen. Eine singt leise vor sich hin.

„Die hat es am besten, sie hat den Verstand verlorene

Ausgemergelt, Haut und Knochen, so liegen sie da. Oft nackt. Sie werden sich ihrer Nacktheit scheinbar nicht mehr bewusst.

„Komm mit, du sollst alles sehen.“

Der polnische Pfleger, den ich vom Stammlager her kenne, führt mich aus der Baracke hinaus. An der Rückwand ist ein Holzverschlag angebaut, den öffnet er: die Leichenkammer. Ich habe schon viele Leichen im KZ gesehen. Hier schrecke ich zurück. Ein Berg von Leichen, gut zwei Meter hoch. Fast lauter Kinder, Babys, Halbwüchsige. Darüber huschen Ratten.»

Den Spielplatz habe ich damals nicht gesehen, das Paradestück der Lagerführung, der Besuchern stets gezeigt wurde.

Im Theresienstädter Familienlager konnten die Gefangenen durch

taktisch kluges Vorgehen, das im nächsten Kapitel beschrieben wird, eine bevorzugte Behandlung der Kinder durchsetzen. Sie erreichten sogar Butter und Weissbrot als Zusatzverpflegung für Mütter und Kinder. Hanna Hoffmann, mit der Verteilung der Zusatzrationen betraut, hat erfahren, wie egoistisch übergrosse Not machen kann:

«Eine ist neidisch auf die andere, sie sind tierisch in ihrer Gier. Ich kann sie verstehen und erwirke eine grössere Zuteilung für sie. Die eine hat zu wenig Milch, ich muss ihr heimlich, ohne dass die anderen es bemerken, mehr Milchkaffee geben. Eine ist krank, kann ihr Kind nicht säugen, und die anderen sechs Mütter weigern sich, von ihrer Milch abzugeben. ‚Soll es eingehen – wir können es nicht grossziehen, unsere Kinder dürfen nicht geschmäleret werden!‘ Erst nachdem ich ihnen weitere Zubussen bringe, sind sie bereit, das Kind am Leben zu erhalten.»

Nachdem im August 1944 der Warschauer Aufstand niedergeschlagen worden war, ist ein weiteres Kapitel in der Chronik der Kinderschicksale in Auschwitz geschrieben worden, welche Janina Kosciuszkowa führte. Sie schildert, wie «plötzlich riesige Transporte aus Warschau kamen: Greisinnen, Neugeborene, Kinder und Erwachsene. Wiederrum wurden die Kinder den Müttern weggenommen. Zwei Blöcke wurden eingerichtet, die schlimmsten. Je 500 Kinder in einem Block, zehn in jeder Koje, fast finster, so vollgestopft. Ungewaschen, hungrig, schlecht angezogen, abgequält durch die Erlebnisse während des Aufstandes und durch den tagelangen Transport, wurden die Kinder von Krankheiten befallen.»

Romualda Ciesielska wurde Blockälteste auf einem Kinderblock im Frauenlager. Nach ihrer Erinnerung wurden damals 800 Kinder aus Warschau eingeliefert, 500 kamen ins Männerlager und die restlichen zu ihr. Das jüngste war 2 Jahre alt, die Obergrenze war mit 15 Jahren festgesetzt, doch wurden einige Jugendliche, die schon älter waren, ebenfalls in den Kinderblock aufgenommen; man schwindelte. Illegal wurde auch ein dreijähriges Zigeunermädchen, das am Tag der Ermor-

dung aller Zigeuner von Gefangenen gerettet werden konnte, in den Block gebracht. Anfangs wurden auch Mütter mit Babys auf diesen Block verlegt, doch kamen sie später auf einen anderen Block, und Müttern wurde das Betreten des Kinderblocks verboten. Heimlich unterrichteten Lehrerinnen die Kinder. Ab September wurden Mütter mit einem Kind zur Arbeit nach Deutschland überführt, später auch Mütter mit mehreren Kindern. Seweryna Szmaglewska zufolge wurde der letzte Kindertransport im Januar 1945 in Auschwitz abgefertigt. Neben polnischen und russischen gab es auch jüdische und einzelne italienische Kinder im Lager. «Alle diese Kinder hatten Ekzeme, lymphatische Geschwüre, Skorbut, litten an Hunger, waren schlecht angezogen, oft barfuss und hatten keine Möglichkeit, sich zu waschen.» Als Auschwitz evakuiert wurde, befanden sich nach der Erinnerung von Ciesielska noch vielleicht 50 bis 60 Kinder auf ihrem Block.

Einige zahlenmässige Unterlagen über die Kinder in Auschwitz sind erhalten geblieben. Laut einer Zusammenstellung des Arbeitseinsatzes lebten am 50. August 1944 in Birkenau 619 Knaben im Alter zwischen einem Monat und 14 Jahren. Am 15. Januar 1945 – also unmittelbar vor der Evakuierung – waren 775 Kinder und Jugendliche männlichen Geschlechts registriert. Mira Honel, die damals als Pflegerin bei den Kranken im Lager blieb, gab die Zahl der in Birkenau befreiten Kinder mit 270 an. Eine russische Kommission hat die Befreiten untersucht und das Ergebnis der Untersuchung von 180 Kindern bekanntgegeben: Bei 72 wurde Lungentuberkulose, bei 51 Erfrierungen festgestellt, 49 befanden sich in einem Zustand äusserster Erschöpfung, bei 28 wurden andere Krankheiten diagnostiziert. Die ältesten Kinder zählten 15 Jahre, 52 von ihnen waren jünger als 8 Jahre.

Mit den Kindern schlich sich etwas ins Lager ein, was sonst den elektrisch geladenen Stacheldraht nicht überwinden konnte: Gefühl. Maria Zarebińska-Broniewska schreibt davon: «Auf der Lagerstrasse lief immer ein kleines Mädchen mit langen, blonden Zöpfen herum; es war immer sehr hübsch angezogen und trug eine Armbinde, auf der ‚Läuferin‘ stand. Dieses Kind war ein slowakisches Judenmädchen,

dessen ganze Familie umgebracht worden war. Irgendeine SS-Frau hatte sich dieser reizenden, gar nicht jüdisch aussehenden Kleinen erbarmt und sie vor dem Verbrennungstod gerettet. Die ihr aufgetragenen Bestellungen erledigte sie mit Windeseile, unbekümmert lief sie zwischen den Totenbahnen einher. An warmen Sommertagen zog sie sich oft zwei- bis dreimal um, immer wieder sah man sie in neuen Kleidchen. Gewiss ahnte das Kind nicht, woher sie stammten, dass man sie ihren Altersgenossinnen, die eben verbrannt worden waren, ausgezogen oder aus deren Gepäck herausgenommen hatte.»

Zarebińska-Broniewska sagt nichts über das weitere Schicksal dieses Mädchens; sie kennt aber das Schicksal eines anderen, ebenfalls bevorzugten Kindes: «Man sah eine Zeitlang am Tor bei der Wache einen entzückenden dreijährigen Zigeunerjungen, wie aus Schokolade. Er war der Liebling der SS-Frauen, denen man oft mit dem Kleinen auf dem Arm mit seinem unzertrennlichen Teddybären begegnete, oder er stand vor der Wache und salutierte, sobald ein Deutscher durch das Tor ging. Die Karriere dieses niedlichen kleinen Zigeunerchens ging jedoch nach einigen Wochen zu Ende. Er starb.» Eine Pflegerin, die im Kinderblock einen sechsjährigen Buben aus Jugoslawien namens Olek betreut hat, beschreibt ihre Empfindungen, als ihr dieser Bub einmal die Arme um den Hals geworfen und einen Kuss gegeben hat: «Seit einem Jahr hatte ich vergessen, was Zärtlichkeit ist.»

WIDERSTAND

Das von der SS entwickelte System sollte nicht nur Widerstand, sondern bereits jeden Gedanken daran unmöglich machen. Immer wieder wurde dem Häftling drastisch vor Augen geführt, wie ohnmächtig er und wie allmächtig der SS-Mann selbst mit dem niedrigsten Rang ist. Jeder Gedanke an eine Rebellion gegen diese so demonstrativ vorgeführte Allmacht sollte absurd scheinen.

Schliesslich sorgte die SS dafür, dass keiner, der an Widerstand dachte, hoffen durfte, dass seine Tat der Nachwelt bekannt wird, wenn er sie mit seinem Leben bezahlen muss; unbemerkt würde sie untergehen im allgemeinen Chaos der Vernichtung, kein Zeuge würde je von ihr berichten können. Helden entstehen aber am ehesten dann, wenn sie hoffen dürfen, dass ihre Taten sie überleben.

Trotzdem sind Akte der Auflehnung gegen die Autoritäten des Lagers überliefert worden.

Charlotte Delbo berichtet von einer Französin namens Maria Alonso, die zurückschlug, als sie von einem Capo geprügelt wurde. Sie wurde halbtot geschlagen und ist bald darauf an doppelseitiger Lungenentzündung gestorben.

Ana Novac schreibt, dass Französisinnen ihre slowakische Blockälteste, die gedroht hatte, sie ins Gas zu schicken, niedergeschlagen haben, so dass sie zusammengedroschen in ihrer Stube liegen musste.

Albert Menasche berichtet von Albert Benaviste, einem Juden aus Saloniki, der auf der Rampe zu arbeiten hatte und den aus seiner Heimat Deportierten bei ihrer Ankunft auf Griechisch zurief: «Junge Mütter, übergebt eure Kinder der nächststehenden älteren Frau. Alte Frauen und Kinder stehen unter dem Schutz des Roten Kreuzes.» Er hatte herausgefunden, dass eine quasi offizielle Verlautbarung in einer

Sprache, die die SS nicht verstand, ungefährlicher und weit wirkungsvoller war als geflüsterte und womöglich missverständene Warnungen. Folgt Mütter seinem Rat, so konnten sie ihr Leben retten. Denn sowohl alte Frauen und Kinder als auch Frauen, die Kinder bei sich hatten, wurden jedenfalls für den Gastod bestimmt.

Der Pole Teddy Pietrzykowski führte auf seine Weise einen Kampf gegen den Feind. Er war Putzer im Stabsgebäude, wo leichtkranke SS-Männer gepflegt wurden. Genas einer dieser Männer, dann hatte Teddy dessen Kleidung herzurichten, bevor er entlassen wurde. Teddy beschaffte sich von seinem Freund Staszek Barański mit Fleckfieber infizierte Läuse, die in einer Flasche aufbewahrt wurden. «Einigen SS-Männern habe ich bei dieser Gelegenheit Läuse aus der Flasche unter den Rockkragen gesetzt. Ich erinnere mich, dass vier von ihnen nachher an Fleckfieber erkrankt und gestorben sind», erzählte mir Teddy viele Jahre später.

Am bekanntesten wurde die Tat von Maximilian Raj münd Kolbe, der der Lagerführung die Macht nahm, selbstherrlich über Leben und Tod zu bestimmen.

Kolbe, ein katholischer Geistlicher, war am 29. Mai 1941 nach Auschwitz eingeliefert worden. Als im Juli desselben Jahres einem Häftling die Flucht gelang, ordnete die Lagerführung die zu dieser Zeit bei Fluchten übliche Repressalie an: Die Häftlinge des Blocks, in dem der Flüchtige untergebracht war, mussten nach dem Abendappell stehenbleiben. Der Lagerführer Karl Fritzsich suchte aus ihnen fünfzehn aus. Es war bekannt, dass diese im Bunker in eine Dunkelzelle eingeschlossen wurden, wo sie ohne Nahrung und Wasser blieben, bis entweder der Flüchtige gefasst oder die Eingeschlossenen gestorben waren. Als der junge Pole Franz Gajowniczek von Fritzsich zu den für den Bunker Bestimmten gewiesen wurde, stöhnte er: «Meine arme Frau, meine Kinder, was wird aus meiner Familie?» Der Pole Dr. Franz Wlodarski, der ebenfalls in Reih und Glied angetreten war, beschreibt, was folgte:

«Nach der Wahl der fünfzehn Gefangenen trat Maximilian Kolbe aus der Reihe heraus, nahm die Mütze vom Haupt und stellte sich

stramm vor den Schutzhaftlagerführer. Überrascht wandte sich dieser ihm zu: ‚Was will dieses polnische Schwein?‘

Kolbe zeigte mit der Hand auf den schon zum Tode bestimmten Gajowniczek und erwiderte: ‚Ich bin ein katholischer Priester aus Polen. Ich möchte seine Stelle einnehmen, weil er Frau und Kinder hat.‘

Vor Betroffenheit schien der Lagerführer nicht sprechen zu können. Nach einem Augenblick gab er mit der Hand ein Zeichen. Er sagte nur ein Wort: ‚Weg!‘ Auf diese Weise nahm Maximilian Kolbe den Platz des Verurteilten ein. Gajowniczek erhielt den Befehl, in die Reihe zurückzukehren.» Kolbe und seine Leidensgefährten mussten fast drei Wochen in der Dunkelzelle zubringen. Am 14. August erlöste eine tödliche Injektion den Mann, dessen Haltung bis zuletzt den Respekt der Aufsicht führenden SS-Männer herausgefordert hat. Gajowniczek konnte das Lager überleben.

Teddy Pietrzykowski erinnert sich an Kolbe, der mit ihm und anderen Polen in der Birkenallee – einer Strasse im rückwärtigen Teil des Lagers – nach der Arbeit spaziergegangen und von seiner Missionarstätigkeit in Japan erzählt hatte. Teddy schlug einmal einen Häftling, der Kolbe Brot gestohlen hatte. Als Kolbe das sah, sagte er, Teddy dürfe nicht mehr zu ihm kommen, wenn er einen Mitgefangenen schlage.

Kolbes Tat war nicht die erste dieser Art. Als der Lagerkommandant am 23. April 1941 nach einer Flucht das erste Mal als Repressalie zehn Kameraden aus dem Block des Entwichenen in den Bunker sperren liess, damit sie dort verhungern, meldete sich der vierzigjährige Mittelschulprofessor der Physik aus Chorzów, Marian Batko, freiwillig zu dieser Gruppe. Er ist nach vier Tagen Haft in der Dunkelzelle gestorben. Über Batkos Opfer ist kaum geschrieben worden.

Widerstand in einem Vernichtungslager bedeutet Schutz des Lebens. Wie schwer das war, ja oft aussichtslos, wie leicht man dabei mutlos werden konnte, wurde schon dargelegt. Lucie Adelsberger macht auf

einen Umstand aufmerksam, der viele dennoch bewogen hat, immer wieder den Versuch zu wagen: «Ohnmächtig mitansehen zu müssen, wie ein anderer gequält wird und leidet, ohne helfen zu können, ist eines der allerschlimmsten Dinge der Welt.»

Ich stimme ihr darin zu. Niemals sind in mir Rachegefühle so stark geworden wie in solchen Augenblicken.

Dazu kommt: Wer als Funktionär bessergestellt war, wurde in irgendeiner Weise in den Apparat der Vernichtung einbezogen. Stubendienst und Blockältester, Capo und Vorarbeiter, Schreiber und Pfleger hatten der Lagerführung bei Mordaktionen direkt oder indirekt Hilfsdienste zu leisten. Die Erkenntnis, entweder zu den Sterbenden zu zählen – wenn man seine Funktion verlor und ins graue Heer der Namenlosen zurückfiel – oder zu den unfreiwilligen Mördern, war kaum erträglich, wie Carl Laszlo bemerkt. Nur wenn man seine Möglichkeiten zu nützen suchte, um wenigstens im kleinen gegen den Tötungsapparat zu wirken, war das Bewusstsein zu ertragen, aus der Masse derer herausgehoben zu sein, die ständig unmittelbar vom Tod bedroht waren.

Für den einzelnen war das gar nicht so leicht, wie es nachträglich scheinen mag. Das soll ein Beispiel zeigen: Die primitivste Form der Hilfe bestand darin, Hungrigen zu essen zu geben. Wir, die als Schreiber, Reiniger und Hilfskräfte in der Apotheke oder Zahnstation im Kommando SS-Revier zusammengefasst waren, zählten zu den Bessergestellten. Häftlinge unseres Kommandos hatten die Verpflegung für Leichterkrankte aus der SS-Küche zu holen, die im SS-Revier lagen. Durch Freundschaft mit den Häftlingen, die in dieser Küche beschäftigt waren, durch Tauschgeschäfte mit allgemein sehr begehrten Medikamenten, die in der SS-Apotheke organisiert wurden, und durch Bestechung von SS-Posten erhielten wir mehr Essen, als für die Kranken erforderlich war. Was übrigblieb, wurde in den Keller getragen, wo jeder von unserem Kommando davon essen konnte. Die SS tolerierte derlei, denn sie war an einer qualifizierten Arbeit der Häftlinge in Kommandos, die ihnen unmittelbare Dienste zu leisten hatten, interessiert und wusste, dass diese auf die Dauer nicht von Unterernährten

erzwungen werden konnten. Ausserdem profitierte sie ebenfalls davon. Benötigte der Spiess im SS-Revier etwas, so verlangte er das von unserem Capo. Da wir interessiert waren, ihn bei guter Laune zu erhalten, wurden seine Wünsche nach Möglichkeit erfüllt.

Wir litten daher keinen Hunger. Aber selbst bei bester Absicht war es uns nur in sehr beschränktem Mass möglich, anderen etwas von diesem nahrhaften SS-Essen abzuzweigen. Am einfachsten war es noch bei Häftlingen, die unter irgendeinem Vorwand ins SS-Revier kommen konnten. Bewegungsfreiheit hatten aber in der Regel nur Gefangene, die ohnedies besser ernährt waren. Wer unter chronischem Hunger litt, hatte auch keine Möglichkeit, seinen Arbeitsplatz zu verlassen.

Essen ins Lager zu schmuggeln war aber sehr gefährlich. Beim Rückmarsch der Arbeitskommandos ins Lager wurden stichprobenweise Kontrollen durchgeführt. Wurde jemand beim Schmuggel erwischt, so hatte er mit harten Strafen und dem Verlust seines Kommandos zu rechnen. Selbstverständlich wurde trotzdem geschmuggelt, in erster Linie aber die begehrten Medikamente aus der SS-Apotheke, die auch leichter am Körper versteckt werden konnten als Lebensmittel. Ohne Risiko konnten wir nur das Lageressen, das wir abends auf unserem Block fassten, ab treten. Karl Lill und ich gaben unsere Rationen zwei jungen Franzosen. Es schien das Zweckmässigste, immer dieselben zu bedenken, denn nur eine regelmässige zusätzliche Nahrung konnte jemanden vor dem Absinken zum Muselmann bewahren. Wir wählten Franzosen, weil diese nationale Gruppe kaum Bekannte hatte, die irgendwo an der Quelle sassen. Junge Menschen wählten wir, weil die Lagererfahrung uns gelehrt hatte, dass ein Junger grössere Chancen hatte, die Gefahren des Lagerlebens zu überstehen als ein Älterer. Tatsächlich haben die beiden Franzosen Auschwitz überlebt.

Das gleiche Beispiel beweist, welche Rolle der Zufall manchmal spielte: Als ich im August 1945 in den Bunker eingeliefert wurde, waren die Franzosen in der Quarantänestation, die in den Stockwerken des isolierten Bunkerblocks eingerichtet war; denn damals sollten alle französischen Häftlinge in andere Lager überstellt werden. Die in Qua-

rantäne befindlichen Gefangenen durften täglich kurz in dem abgeschlossenen Hof des Blocks Spaziergehen, in welchen unsere Zellenfenster als Kellerschächte mündeten. Der junge Franzose, dem ich mit meinem Lageressen geholfen hatte, erfuhr, dass ich im Bunker war, und fand mein Fenster. Durch die Gitterstäbe steckte er mir Essen und Zeitungen zu und übermittelte Post an meine Freunde im Lager. Wäre er dabei ertappt worden, so hätte er mit seinem Tod zu rechnen gehabt.

Wer das Verlangen und die Voraussetzung hatte, Widerstand zu leisten, sah sich nach Gleichgesinnten um; denn für einen auf sich allein Gestellten waren die Möglichkeiten allzu gering.

Eine Gruppe hat sich durch moralische Einheit und Reinheit Respekt verschafft: die Bibelforscher. In Auschwitz waren nicht viele interniert: kaum mehr als zwei Dutzend Bibelforscher, die nicht besonders hervortraten; etwas mehr Bibelforscherinnen – in einem Bericht im August 1944 werden 122 erwähnt –, die eine bedeutende Rolle gespielt haben. Die SS nützte den Grundsatz dieser religiösen Gemeinschaft, nicht zu fliehen und sich selbst in Ausnahmesituationen nicht an fremdem Gut zu vergreifen, aus und setzte Bibelforscherinnen als Haushaltshilfen bei Familien von SS-Führern ein. Sie erhielten einen Lichtbildausweis, mit dem sie sich tagsüber ausserhalb des Lagerbereichs frei bewegen durften. Alle Bibelforscherinnen, die ich kennenlernte, waren korrekt, hilfsbereit, freundlich, haben den Nationalsozialismus eindeutig abgelehnt und sich nicht durch ihre Vorzugsstellung korrumpieren lassen.

Der Leiter der Politischen Abteilung, Maximilian Grabner, hat zu Protokoll gegeben, dass Bibelforscherinnen ihren persönlichen Kontakt zu SS-Führern, welchen sie durch ihre Beschäftigung in deren Haushalt bekommen hatten, ausgenützt haben, um auf besondere Untaten von SS-Angehörigen aufmerksam zu machen; so wurde er von einer Bibelforscherin auf das Wüten der Aufseherin Irma Grese hingewiesen.

Höss schreibt über diese Frauen, die von der SS mit Vorliebe Bibel-

würmer oder Bibelbienen genannt wurden: «Sie waren in den kinderreichen Haushalten der SS-Familien, im Haus der Waffen-SS, ja sogar im Führerheim zur Bedienung und hauptsächlich in der Landwirtschaft tätig. Man brauchte für sie keine Aufsicht, keinen Posten. Sie verrichteten fleissig und willig ihre Arbeit, denn dies war ja Jehovas Gebot. Zumeist waren es ältere deutsche Frauen, doch waren auch eine Reihe jüngerer Holländerinnen vertreten. (Ich erinnere mich an eine junge Polin.) Ich hatte zwei ältere Frauen über drei Jahre lang im Haushalt. Meine Frau sagte oft, sie selbst könne nicht besser um alles besorgt sein als die beiden Frauen. Es gab auch wunderliche Geschöpfe darunter. Eine war bei einem SS-Führer, die machte alles, was sie nur von den Augen ablesen konnte, aber sie weigerte sich grundsätzlich, die Uniformen, Mütze, Stiefel, alles, was mit dem Militärischen zusammenhing, zu säubern.»

Eine Bibelforscherin war Blockälteste im Stabsgebäude. Als Julia Skodová ihre erste Nacht auf diesem Block verbrachte, kam diese Blockälteste – sie hiess Mizzi – auf ihre Stube und wünschte ihnen in ihrem wienerischen Dialekt: «Gute Nacht, Kinder!» – «Es war, als ob mich jemand gestreichelt hätte», so wirkten diese freundlichen Worte in dieser Umgebung. Nach Benedikt Kautskys Beobachtungen hat sich bei manchen Bibelforschern die Überzeugungstreue bis zum bewusst herbeigeführten Märtyrertum gesteigert.

Eine andere Gruppe konnte ebenfalls wegen ihrer ideologischen Einheit eine besondere Rolle spielen. Sie kam zudem geschlossen nach Auschwitz, hatte bereits vorher Lagererfahrung erworben und wurde in Birkenau unter nicht so ungünstigen Bedingungen untergebracht wie die meisten Leidensgefährten: Zionisten, die von Theresienstadt in das Familienlager in Birkenau überstellt worden waren.

Bereits in Theresienstadt hatte sich ein junger Mann aus Deutschland hervorgetan, den der Chronist dieses Lagers, H.G. Adler, als «Sportlehrer und gern etwas diktatorischen Männerheld der Jugendlichen» charakterisiert, der «wenigstens in der ersten Zeit mit seinem zionistischen Idealismus das begeisternde Vorbild besonders der klei-

neren Kinder» war. Diesen jungen Mann – er hiess Fredy Hirsch – lernte auch Nina Weilová kennen, die mit zehn Jahren nach Theresienstadt deportiert worden war. Sie schreibt von ihm: «Es gab keinen zweiten, der sich so aufopferte und sich den Kindern dermassen widmete.» Hirsch erhielt im Familienlager die Funktion eines Lagercapos, da sein «Wesen und Auftreten den Deutschen von vornherein entsprochen und sogar imponiert hat», wie seine Mitarbeiterin Hanna Hoffmann schreibt, die sein elegantes, stets geschmiegeltes Äusseres, seine schrille Pfeife und seine preussische Disziplin erwähnt. Auch Jehuda Bacon sagt von Hirsch: «Er sah gut aus, ging immer sauber angezogen.»

Den Eindruck, den er auf die Lagerführung machte, nützte Fredy Hirsch für die Jugend im Familienlager aus. Er setzte die Freigabe eines Blockes für Kinder zwischen acht und vierzehn Jahren durch. «Die Kinder waren bis dahin auf den verschiedenen Blöcken zwischen Alten und Kranken», schreibt Hanna Hoffmann. «Niemand hat sich um sie gekümmert. Ihre einzige Beschäftigung war der Appell, und sie störten die ‚Disziplin‘ des Blockes. Fredy suchte sich einige junge Menschen aus, die schon in Theresienstadt in der Erziehungsarbeit tätig waren ... Mit ihrer Hilfe fasste er die 700 Kinder, die bisher auch nur Nummern waren, nach Alter und Sprache zusammen. Er erwirkte für die Kinder ein besseres Essen, das aus dem Zigeunerlager zu uns gebracht wurde. Dank seiner guten Beziehungen gelang es ihm auch, einen Teil der Pakete, die ins KZ kamen und den Empfängern nicht zugestellt wurden (wenn diese zum Beispiel bereits gestorben waren), fürs Kinderheim zu bekommen.»

Nachdem Hirsch die Lagerführung davon überzeugen konnte, dass es wichtig sei, wenn die Kinder die deutsche Sprache lernen, durfte eine Art Schule eingerichtet werden. «Natürlich wurde alles andere eher unterrichtet, und den Kindern wurden nur einige deutsche Sätze eingedrillt, für den Fall, dass ein deutscher Besuch ins Heim kam», schreibt Hanna Hoffmann. «Wir mussten immer auf der Hut sein. Die SS kam uns oft besuchen, um zu sehen, wie es den Kindern geht und

wie sie lernen. Wir unterrichteten in Tschechisch Soziologie, Judaica und so weiter. Dem ‚Besuch‘ mussten dann die Kinder in ‚Habtacht‘ deutsche Gedichte herunterleiern. Der musterhaften Ordnung im Heim unter Fredys Leitung war es zu verdanken, dass die SS Gefallen am Kinderblock fand, ihn den Leitern anderer Lager oft als Kuriosität vorführte.»

Otto Kulka, der mit zehneinhalb Jahren in diesem Kinderblock lebte, sagte später: «Ich lernte damals die Geschichte der Thermopylen und der Makkabäer.» Ein Chor übte, ja es wurde sogar eine Kinderoper aufgeführt. «Ich weiss nicht, ob das eine Art Heldentum oder ein absurder Akt war», meinte Kulka.

Die Erzieherin Hanna Hoffmann erwähnt die Schwierigkeiten, die unter Birkenauer Verhältnissen einem Unterricht im Wege standen: nicht nur die räumliche Enge, Mangel an Büchern, Papier und Bleistiften; manche Kinder hatten nie einen geregelten Schulunterricht genossen. «Sie waren an Erfahrungen so alt wie wir und darüber hinaus viel skeptischer und sogar zynisch, denn in ihrem kurzen Leben hatten sie wenig Gelegenheit, Gutes und Schönes zu sehen. Glauben konnten sie gar nichts – doch, an etwas glaubten sie noch: an die Allgewalt des Kamins, der vor ihren Augen rauchte.»

Eine Ausstellung von Spielsachen, welche die Kinder selbst angefertigt hatten, wurde organisiert, die von SS-Angehörigen «sehr bewundert» wurde, wie sich Hoffmann erinnert. Ein Mädchen schmückte das Heim mit Bildern aus Disneys «Schneewittchen». «Sie ist daraufhin die Geliebte unseres späteren Lagerältesten geworden», bemerkt Hanna Hoffmann. Die Ausschmückung hatte auch andere Folgen: «Auf Wunsch der Deutschen, die von den Bildern beeindruckt waren, wurde Schneewittchen von Fredy mit den Kindern in deutscher Sprache einstudiert und für die Honoratioren von Auschwitz aufgeführt. Wir hatten dabei mit grossen Hindernissen zu kämpfen. Wir mussten die Bühne, die Kulissen, Kostüme aus Strohsäcken, Tischen, Hockern und Lehm verfertigen. Die Einstudierung des Stückes dauerte Monate. Wir hatten auch die sprachlichen Schwierigkeiten überwunden, und die Aufführung wurde ein ganzer Erfolg. Es war nicht

zuletzt dieser Aufführung zu verdanken, dass der SS-Lagerführer einen zweiten Block als Tagesheim für Kinder von drei bis acht Jahren freigab und bewilligte, dass Mütter mit Kindern bis zehn Jahren und Betreuerinnen auf einen separaten Wohnblock umziehen durften. Das erleichterte unsere Arbeit wesentlich. Wir konnten die Kinder auch am Abend und in der Nacht überwachen und eher verhindern, dass die Kinder und ihre Eltern Tauschgeschäfte mit Kindersuppe betrieben.»

Diese gespenstische Idylle im wilden Meer von Birkenau wurde grausam zerstört, nachdem die sechsmonatige Schonfrist des Theresienstädter Transportes abgelaufen war. Obwohl damals die Lagerführung aussprengte, die Angehörigen dieses Transportes würden in ein Arbeitslager verlegt, kursierten wilde Gerüchte, auch optimistische. Man schrieb den März 1944, und Hanna Hoffmann erinnert sich, dass manche auf ein nahes Kriegsende hofften. Sie schreibt allerdings weiter: «Stutzig machte uns nur, dass Fredy, der zu den Bestinformierten gehörte, mit düsterer Miene herumging, aber es war aus ihm nichts herauszuholen.» Informationen über die bevorstehende Vernichtung sickerten durch und weckten das Verlangen, sich zu wehren. Wenn auch keine reale Hoffnung auf eine erfolgreiche Abwehr der Vernichtung aufkommen konnte, so wollte man Birkenau in Flammen setzen, damit ein Signal geben, das nicht unbemerkt bleiben konnte, und das allgemeine Vernichtungswerk wenigstens für eine gewisse Zeit verzögern. Diejenigen, die sich mit derartigen Plänen befassten, vertrauten Fredy Hirsch die Leitung dieser Aktion an, denn er verfügte über die nötige Autorität bei den verschiedenen miteinander rivalisierenden Gruppen im Familienlager. Als er von der Widerstandsbewegung am 6. März informiert wurde, dass die Krematorien zur Aufnahme der Insassen des Familienlagers vorbereitet werden, erwiderte er, er kenne seine Pflicht. Doch er gab nicht das Zeichen zum Aufstand. Am Abend dieses Tages vergiftete er sich mit Luminal. Am nächsten Tag wurde er in bewusstlosem Zustand mit 5791 anderen auf Lastautos zu den Gaskammern gebracht. Die Gründe für seine letzte Entscheidung hat er bei sich behalten.

Im Familienlager war auch noch ein späterer Transport aus Theresienstadt untergebracht, dessen Mitglieder damals nicht ermordet wurden, weil ihre Sechsmonatsfrist noch nicht abgelaufen war. Hanna Hoffmann schreibt, dass Fredy die Leitung des Heimes den Mitarbeitern aus diesem Transport übergeben und Grüsse an Freunde in Israel aufgetragen hatte: «Er sei mit den Deutschen ‚gut Freund‘ gewesen, sogar ihr Vertrauter in intimsten Angelegenheiten. Getraut habe er ihnen aber nie. Sie haben ihm vorgeschlagen, mit uns (also mit den Angehörigen des zweiten Transportes) im Lager zu bleiben. Fredy lehnte es ab, denn er wollte mit seinen Kindern (aus dem ersten Transport) gehen.»

Fredy Hirsch ist es zu verdanken, dass schliesslich eine Gruppe von Jugendlichen der allgemeinen Vernichtung entkam. Sie wurden – wie Häftlinge und SS-Angehörige übereinstimmend schildern – im letzten Augenblick aus den für den Tod Bestimmten herausgezogen, weil SS-Männer, die infolge ihrer regelmässigen Besuche des Kinderblocks eine gewisse Bindung zu den Jugendlichen bekommen hatten, den Lagerführer Schwarzhuber darum gebeten hatten, der aus demselben Grund ihren Argumenten zugänglich war.

So wie in den anderen nationalsozialistischen Konzentrationslagern schlossen sich auch in Auschwitz Gruppen zusammen, die in der Freiheit durch eine gleiche oder ähnliche politische Anschauung verbunden waren. In einem Kollektiv, in dem jeder von Gleichgesinnten kontrolliert wurde, konnte der einzelne am ehesten allen Versuchungen widerstehen, im Sumpf der allgemeinen Demoralisation zu versinken.

Eugen Kogon hat beobachtet, dass die Linksparteien das einzige waren, «was vom Sozialgefüge der Welt ausserhalb der KL unverändert übernommen wurde, so dass ihre Anhänger ein Stück bekannten Seelenlandes vorfanden, auf das sie sich retten konnten. Die Folge war ein besserer materieller Start und rascherer Wiedergewinn des Selbstbewusstseins, aber auch die Gefahr ungehemmter Primitivierung und einer so gründlichen Anpassung, dass sie nicht mehr Schutz, sondern Verderben war.»

Im Gegensatz zu Buchenwald – wo Kogon seine Erfahrungen gesammelt hat –, Dachau oder anderen Lagern, die schon vor Kriegsbeginn bestanden, als hauptsächlich Deutsche, und zwar Gegner des nationalsozialistischen Regimes, interniert wurden, befanden sich in Auschwitz nur ganz wenige Deutsche oder Österreicher mit dem roten Winkel eines politischen Gefangenen. Dass zudem dieser Winkel nicht nur von politischen Gegnern des Regimes getragen wurde, ist schon dargelegt worden.

In allen nationalsozialistischen Konzentrationslagern haben sich Widerstandsgruppen gebildet. Das wurde durch Inhaftierung vieler Menschen, die in illegaler Organisationsarbeit geschult waren, durch die Selbstverwaltung der Gefangenen unter dem Befehl einer Lagerführung, die mit dem Anwachsen der Lager immer stärker auf die Arbeit der Schreibstuben und Funktionäre angewiesen war, schliesslich durch die intellektuelle Überlegenheit der Gefangenen ihren Wächtern gegenüber begünstigt. Zudem ermöglichte das von der SS praktizierte System der laufenden Überstellungen von einem Lager zum anderen Erfahrungsaustausch und Kontaktaufnahmen. Nachdem ich in Dachau für die Überstellung nach Auschwitz bestimmt worden war, erhielt ich zum Beispiel von einem in der dortigen Widerstandsbewegung tätigen Österreicher den Namen Ernst Burgers mit dem Hinweis genannt, mich mit ihm in Verbindung zu setzen. Tatsächlich war in Auschwitz eine Widerstandsgruppe mit ihm als Zentrum entstanden.

Aus Lagern, in denen zahlreiche politische Gefangene interniert waren, wird von heftigen Kämpfen zwischen kommunistischen und sozialdemokratischen Gruppen berichtet. Schilderungen über einen unterirdischen Terror kommunistischer Gruppen liegen aus einigen Lagern vor, wo sie Spitzenstellungen in der Häftlingshierarchie eroberten konnten, so aus Ravensbrück, wo Margarete Buber-Neumann diesen Terror zu spüren bekam. Ich habe in Dachau erfahren, dass auch eine sozialistische Gruppe, die Macht gewonnen hatte, gegen Kommunisten vorgehen konnte. Zusammen mit anderen Kommunisten wurde ich von Dachau nach Auschwitz abgeschoben, weil wir der

das Dachauer Revier beherrschenden sozialistischen Gruppe unbehaglich geworden waren. Die SS hatte nur die Zahl vorgeschrieben, der sozialistische Reviercapo und seine Freunde bestimmten, wer nach Auschwitz zu gehen hatte, wo Fleckfieber wütete.

Derartige interne Kämpfe entfalteten sich in Auschwitz nicht; vielleicht weil es zu wenig politische Gefangene gab, möglicherweise, weil sich die Leitung der internationalen Widerstandsorganisation von Anfang an aus Kommunisten und Sozialisten zusammensetzte. Innerhalb polnischer Gruppen bestanden Gegensätze mit politischem Charakter, doch wirkten sich diese auf die internationale Organisation kaum aus.

Dafür standen in Auschwitz der Tätigkeit einer Widerstandsorganisation andere Schwierigkeiten entgegen. Die ungleich stärkere Demoralisation in einem Vernichtungslager und die wesentlich geringere Zahl derer, die an politische Aktivität, Gruppendisziplin und internationales Denken von früher her gewohnt waren, erschwerten eine organisierte Tätigkeit, ganz zu schweigen von dem hemmungslosen Terror, mit dem die Politische Abteilung das Lager beherrschte. Nur zu oft war ein nach Auschwitz Deportierter aufgearbeitet, zerbrochen und selektiert, bevor eine Widerstandsgruppe ihn überhaupt kennenlernen konnte, besonders wenn er den Judenstern tragen musste. Obwohl ich die Möglichkeit hatte, die Karteikarten der Zugänge im Krankenbau einzusehen, habe ich mehr als einmal von der Ankunft eines jüdischen Bekannten aus meiner kommunistischen Organisation in Österreich oder aus den Internationalen Brigaden in Spanien erst nach seinem Tod erfahren.

Aus der Birkenauer Perspektive schreiben Kraus und Kulka: «Bis zum Jahr 1943 fehlten zwei Grundvoraussetzungen für die Bildung einer organisierten Widerstandsbewegung: Erstens mangelte es sehr an politisch bewussten und fortschrittlich gesinnten Häftlingen, und zweitens war die ungünstige Situation der Lagerumgebung ein Hindernis, wie es die Fluchterfahrungen einiger Häftlinge, die in diesem Gelände nicht weit vorgedrungen waren, gezeigt hatten. Im Lager überwog lange das Gefühl absoluter Hilflosigkeit, das seelisch und

körperlich am meisten schwächte. Jeder Gedanke an Widerstand wurde sofort wieder durch die Furcht vor Verrat und hauptsächlich durch den Zustand stumpfer Ergebenheit und Interesselosigkeit der Häftlingsmasse, in der es nur wenige politisch reife Menschen gab, gedämpft.»

Damit jemand an Widerstand auch nur denken – ja überhaupt zum Denken kommen konnte, musste er aus der untersten und breitesten Schicht der Häftlinge aufgestiegen sein, deren Gedanken nur um Nahrung und Flucht vor Prügeln kreisten. Jede Widerstandsgruppe hatte denjenigen, zu denen sie Vertrauen gefasst hatte, zuerst einmal erträgliche Lebensbedingungen zu verschaffen. Das war Voraussetzung, nicht Ziel ihrer Tätigkeit. Darüber hinaus bemühten sich solche Gruppen, ihre Mitglieder auf einflussreiche Posten zu bringen. Benedikt Kautsky schreibt auf Grund seiner Erfahrungen in Monowitz:

«Es war verständlich, dass Politische, die das Zeug zur Bekleidung dieser Funktionen in sich fühlten, diese Macht nicht für sich, sondern im Interesse der Allgemeinheit beanspruchten. Hätten sie es nicht getan, so wäre in vielen Lagern das Leben noch weniger erträglich gewesen, als es ohnedies war. Es lag also durchaus im Interesse der Häftlinge, dass die Politischen diese Stellen einnahmen. Persönlich bedeutete es aber eine schwere Gefährdung des Charakters, sich in dieses Netz von Intrigen einspinnen zu lassen, und es gehörte eine achtenswerte Charakterfestigkeit dazu, sich weder durch die Macht noch durch die materiellen Vorteile korrumpieren zu lassen. Dieses ehrenvolle Zeugnis muss einer Reihe von jüdischen Politischen verschiedener Richtungen in Auschwitz-Buna ausgestellt werden. Aber neben diesen leuchtenden Beispielen echten Triumphes, den der menschliche Geist und Charakter auch über die schwersten Bedingungen erfechten konnte, gab es doch auch Übergänge zu höchst bedenklichen Erscheinungen, die erkennen liessen, wie weit sich persönlich vollständig intégré Menschen verirren konnten, wenn sie vermeinten, ihrer Sache zu dienen.»

Zwei Beispiele aus dem Stammlager sind geeignet, diese Beobachtung Kautskys zu illustrieren: Sowohl Ernst Burger als auch Doktor

Heinrich Dürmayer – beide aus Wien stammend – waren Funktionäre der Kommunistischen Partei Österreichs und in der Leitung der internationalen Widerstandsbewegung tätig, die sich im Stammlager gebildet hatte; Burger von Anfang an, Dürmayer bald, nachdem er im Januar 1944 von Flossenbürg nach Auschwitz überstellt worden war. Da ich ihn von den Internationalen Brigaden her kannte, war das notwendige Vertrauensverhältnis sofort gegeben.

Als ich Ernst Burger in Auschwitz kennenlernte, zählte er bereits zu den «Alten». Er hätte als Schreiber auf Block 4 viele Privilegien in Anspruch nehmen können, doch verzichtete er darauf. Seine selbstverständliche Kameradschaft auch mit Angehörigen anderer Nationen, denen gegenüber er nie auf die ihm als «Deutschen» zustehenden Privilegien pochte, und seine Bescheidenheit schützten ihn vor allen Versuchungen, denen ein Prominenter ausgesetzt war: zu kommandieren, zu herrschen und sich Zugang zu allen erreichbaren Genüssen zu verschaffen. Nur sehr wenige ahnten, dass Ernstl eine Schlüsselstellung in der Widerstandsbewegung einnahm. Aber bei allen, die ihn kannten, genoss er Achtung, die der Organisation zugute kam. Denn weil sie streng konspirativ arbeiten musste, war die persönliche Autorität jedes Mitgliedes von besonderer Wichtigkeit.

Heinrich Dürmayer wurde Capo des Kommandos SS-Bekleidungskammer, da die Widerstandsbewegung in Hinblick auf Flucht- und Aufstandspläne auf diese Position besonderen Wert legte. Im September 1944 wurde er Lagerältester im Stammlager. Durch beide Funktionen kam Dürmayer notwendigerweise in engen Kontakt sowohl mit der Lagerprominenz als auch mit der SS und nützte ihn im Interesse der Organisation. Aber trotz unserer Warnungen nahm er an heimlichen Gelagen gemeinsam sowohl mit Grünen als auch mit SSLern teil und begründete das damit, dass er auf diesem Weg manches erfahre und Einfluss auf SS-Angehörige nehmen könne. Indirekt bestätigt das der Rapportführer Claussen, der später in der Haft schrieb: «Wie oft habe ich den Lagerältesten rufen lassen und mit ihm bei einem Glas Schnaps gesprochen, nicht nur dienstlich, sondern auch pri-

vat» und in seiner Rechtfertigungsschrift nochmals auf Dürmayer zurückkommt: «Ich darf wohl behaupten, dass er zu mir zumindest als Mensch Vertrauen hatte.»

Dürmayer entfremdete sich auf diese Weise den namenlosen Gefangenen, mit denen Burger stets so guten Kontakt behalten hat. Bei der Evakuierung von Auschwitz, die einen Lagerältesten der ernstesten Bewährungsprobe aussetzte, stellten sich die Folgen dieser Entfremdung ein. Kenner der Lage warfen Dürmayer vor, dass er damals seinen unstrittig grossen Einfluss auf die Lagerführung, den er sich durch sein Auftreten und seine Intelligenz erworben hatte, nicht so stark wie möglich im Interesse der Allgemeinheit genutzt hat. Sie erwarteten von ihm, dass er sich einer Kolonne der Evakuierten anschliesse und das Schlimmste zu verhüten – oder wenigstens zu mildern – trachte. Stattdessen verliess Dürmayer zusammen mit anderen prominenten Häftlingen in einem Auto das Lager.

Die Österreicherin Irmgard Jäntsch, die im Mai 1944 in Auschwitz entbunden hatte und als «Arierin» ihr Kind behalten durfte, beschreibt 17 Jahre später, wie sie sich an Dürmayer während der Evakuierung erinnert: «Ich bat ihn, als ich nach dem 17. 1. 1945 mit meiner Tochter ins Stammlager gekommen war, warme Wäsche für das Kind aus Kanada zu geben beziehungsweise mir zu erlauben, sie zu nehmen. Es befand sich im Stammlager ein Lager, und viele Häftlinge nahmen sich, was sie konnten. Dürmayer verbot es mir mit den Worten: ‚Das kommt überhaupt nicht in Frage, andere frieren auch.‘ Dann fuhr er im Auto des Schutzhaftlagerführers Hössler weg, während die Häftlinge in Fussmärschen evakuiert wurden.» Welche Umstände, die Jäntsch möglicherweise unbekannt geblieben waren, Dürmayer zu dieser Reaktion bewogen haben, bleibe dahingestellt. Im kritischen Moment der Evakuierung hat er den für sich bequemsten Weg eingeschlagen und nicht den, auf dem er seinen Mitgefangenen am nützlichsten hätte werden können.

Widerstand nachträglich darzustellen stösst verständlicherweise auf grosse Schwierigkeiten. Warum sollten sich Überlebende von Ausch-

witz anders verhalten als irgendjemand, der eine kritische Situation überstanden hat und im nachhinein über seine Gegenwehr befragt wird? Viele wollen dabeigewesen sein und authentische Berichte geben. Andere wiederum, die im Lager die streng geheim wirkende Organisation nie kennengelernt hatten, sind allen nachträglich gegebenen Darstellungen gegenüber skeptisch. Dokumentarisch belegbar ist nur das, was in den in Krakau aufbewahrten Briefen steht. Diese geben verständlicherweise keinen Aufschluss über Interna der Organisation. Zu ihrer Darstellung können daher nur die später geschriebenen Berichte von Mitgliedern dieser Organisation oder Aufzeichnungen der Bewacher herangezogen werden.

Will man über die Widerstandsbewegung in Auschwitz schreiben, so muss man sich darüber verständigen, was unter Widerstand verstanden werden soll. Teilte einer sein Brot mit einem Freund, so war das eine Handlung, die gegen das Vernichtungsprogramm der SS gerichtet war. Versteckte einer einen Bekannten vor einer Selektion, dann ist das eine noch deutlichere Tat dagegen. Im Folgenden soll der Begriff eines organisierten Widerstandes jedoch enger gefasst werden: Erst wenn sich eine Aktivität nicht darauf beschränkt, einem Freund, einzelnen Landsleuten oder Gesinnungsgenossen – kurz: Bekannten – zu helfen, sondern wenn Bemühungen einsetzen, allgemeine Verschlechterungen abzuwehren, Verbesserungen zu erreichen und die Tätigkeit der SS zu erschweren – wenn also dem anonymen Häftling geholfen und dem Vernichtungs- und Kriegsapparat des Regimes Schaden zugefügt werden sollte –, wird hier der Begriff einer Widerstandstätigkeit verwendet.

Damit soll keinesfalls die Tat desjenigen abgewertet werden, der seinem Freund von seinem Brot abgab oder ihn vor einer Vernichtungsaktion bewahrte; die engere Fassung des Begriffes dient nur der Konzentration auf das Wesentlichste.

Wer die Kraft zur Konsequenz aufbrachte, wurde zu einer Tätigkeit in diesem Sinn veranlasst, sobald er sich die Aufgabe gestellt hatte, anderen zu helfen. Es war so, wie Roger Abada schreibt: «Sicherlich gab es auf dem Gebiet der Solidarität Grenzen, und die Todeslager wä-

ren nicht das geblieben, was sie tatsächlich waren, wenn sich die Solidarität der Internierten unbeschränkt hätte auswirken können.» Stieß jemand, der sich mit seinen Schicksalsgenossen solidarisch fühlte und seine durch eine gehobene Stellung gegebenen Möglichkeiten in ihrem Sinne nützen wollte, immer wieder auf diese Grenzen, so konnte die Reaktion darauf sein: Resignation mit darauffolgender Demoralisierung oder Suche nach einer organisatorischen Tätigkeit.

Das Dilemma, mit dem sich ein Arzt und Pfleger auseinanderzusetzen hatte, wenn er den ihm Anvertrauten helfen wollte, wurde schon dargestellt. Ähnliche Entscheidungen hatten diejenigen zu treffen, die im zweiten Zentrum, von dem aus Hilfe organisiert werden konnte, beschäftigt waren: im Arbeitseinsatz. In der Regel erteilte dort die Lagerführung den Schreibern nur summarische Befehle: Soundso viele Häftlinge sind diesem oder jenem Kommando, diesem oder jenem Aussenlager zuzuteilen. Diese Befehle mussten erfüllt und die für den Arbeitseinsatz verantwortlichen SS-Angehörigen durften nicht durch irgendwelche nachträglichen Reklamationen belästigt werden; innerhalb dieses Rahmens hatten die im Arbeitseinsatz beschäftigten Häftlinge meist freie Hand.

Oszkár Betlen, der in der Schreibstube von Monowitz arbeitete, von wo aus der Arbeitseinsatz für alle zum Komplex Auschwitz III gehörigen Aussenlager gelenkt wurde, beschreibt das Dilemma, das ihm durch diese Funktion und seine Mitarbeit bei der illegalen Häftlingsorganisation entstanden war. Wen sollte er zum Beispiel auf die Liste setzen, wenn Häftlinge für das Lager Gleiwitz I angefordert wurden? Betlen wusste, dass dort Moll Lagerführer war, einer der berühmtesten SS-Männer. «Unter irgendeinem Vorwand konnte ich einen, zwei oder auch drei Namen von der Liste streichen. Wenn aber an Stelle der so Geretteten andere geschickt wurden? Dann hatte ich das Schicksal dieser auf dem Gewissen.» Betlen führt das Argument an, das schliesslich diese Zweifel zerstreute: «Da du nicht alle zu retten vermagst, hast du dich in erster Linie derer anzunehmen, die wieder andere retten werden», belehrten ihn seine Kameraden.

Wer nur von diesem Dilemma erfuhr, nicht aber von der Kraft und dem Mut derjenigen, die nicht an ihm zerbrochen waren, könnte zu Schlüssen kommen, wie sie Hannah Arendt formuliert hat: «In der Schaffung von Lebensbedingungen, in denen Gewissen schlechthin nicht mehr ausreicht und das Gute unter keinen Umständen mehr getan werden kann, wird die bewusst organisierte Komplizität aller Menschen an den Verbrechen totalitärer Regime auch auf die Opfer ausgedehnt und damit wirklich ‚total‘ gemacht. Wir wissen aus vielfachen Beschreibungen, bis zu welchem Grade die ‚Konzentrationslager‘ mit in die eigentlichen Verbrechen der SS verwickelt wurden, indem man ihnen, den Verbrechern, den Politischen, den Juden in den Ghettos und Vernichtungslagern, weite Teile der Verwaltung überliess und sie damit dem nie zu lösenden Konflikt auslieferte, entweder ihre Freunde in den Tod zu schicken oder andere, ihnen zufällig nicht bekannte Menschen ermorden zu helfen. Dabei ist noch nicht einmal entscheidend, dass der Hass von den eigentlichen Schuldigen abgelenkt wird (natürlich waren die Capos mehr verhasst als die SS), sondern dass der Unterschied zwischen Henker und Opfer, zwischen schuldig und unschuldig vernichtet wird.»

Hannah Arendt wird wegen Thesen dieser Art von vielen, die die Welt der nationalsozialistischen Konzentrationslager erlebt hatten, scharf kritisiert. So bezeichnet Jean Améry ihre Ausführungen als bemerkenswert verständnislos. Sie hat übersehen, dass gerade die von ihr beschriebene Gewissensbelastung nicht wenige veranlasst hat, mehr zu tun, als nur einzelnen auf Kosten anderer zu helfen. Voraussetzung dafür war die moralische Kraft, über Auschwitz hinausdenken zu können, ohne reale Hoffnung, Auschwitz zu überleben. Dazu musste das Glück kommen, auf Gleichgesinnte zu stossen. Um diese moralische Kraft aufzubringen, musste man im Besitz seiner physischen Kräfte sein. Die beiden zuerst aufgezählten Voraussetzungen brachten Mitglieder politischer Parteien am ehesten mit, die letzte unumgänglich notwendige war bei den verschiedenen Häftlingsgruppen sehr unterschiedlich gegeben.

Demzufolge hätten Deutsche in der Widerstandsbewegung am aktivsten werden müssen, Juden am wenigsten aktiv, von denen Lucie Adelsberger schreibt: «Kein jüdischer Häftling rechnete damit, Auschwitz je lebend zu verlassen. Wir lebten nicht nur räumlich, sondern auch geistig im Schatten der Kamine. Der Kamin war das Alpha und Omega aller Gespräche.» Trotzdem haben Juden von Anfang an in der Widerstandsbewegung mitgearbeitet, und die ersten Widerstandsgruppen wurden nicht von Deutschen, sondern von Polen gebildet. Das wohl deswegen, weil die ganz wenigen aus politischen Gründen inhaftierten Deutschen sich zwischen den Kriminellen verloren. Wo ein Deutscher in der ersten Epoche aktiv gegen die Lagerführung handelte – wie Otto Küsel im Arbeitseinsatz –, tat er das in Kontakt mit Polen.

Neben verschiedenen polnischen Gruppen bildete sich auch eine, deren zentrale Persönlichkeit Ernst Burger war und die von dem Franzosen Roger Abada so beschrieben wurde: «Es bestand bereits eine Organisation. Es war eine von österreichischen Häftlingen, welche auch einige Deutsche und Polen einbezog.» Abada fand im Dezember 1942 über den Wiener Rudi Friemel Kontakt mit dieser Gruppe, der damals ausserdem auch Juden angehörten, wovon Abada aber offenbar nichts erfahren hatte. Da jeder Kontakt von «Ariern» mit Juden besonders gefährlich war, blieben alle Verbindungen mit jüdischen Mitarbeitern auf das unumgänglich notwendige Minimum beschränkt. Tadeusz Holuj kann nur diese Gruppe im Sinne haben, wenn er schreibt, dass österreichische Kommunisten erst die Initiative zu einer politisch ausgerichteten illegalen Tätigkeit gegeben haben.

Über einzelne Aktionen der Widerstandsgruppen und deren Ergebnis, das allen zugute kam, wurde an anderer Stelle schon berichtet; zum Beispiel über den Kampf gegen die täglichen Tötungen mittels Phenolinjektionen im Krankenbau, über das Eindämmen des Prügelns durch Häftlingsfunktionäre und das Zurückdrängen der Kriminellen aus den Schlüsselpositionen, über den erfolgreichen Kampf gegen das

Spitzelunwesen. Auf die Bedeutung des Krankenbaus bei allen Bemühungen, dem Vernichtungsprogramm entgegenzuwirken, ist ebenfalls bereits hingewiesen worden. Dass es in dieser Schlüsselstellung gelungen war, das von der Lagerführung praktizierte Ausspielen einer nationalen Gruppe gegen eine andere zu unterbinden, bestätigt Höss, der schrieb: Es war «kaum möglich, V-Leute in einem Krankenbau zu halten».

Widerstandsgruppen verschafften sich ferner die Möglichkeit, ausländische Sender – am häufigsten Radio London – mit Apparaten zu hören, die sie benutzen konnten, wenn sie in SS-Unterkünften vor Arbeitsbeginn der SS Reinigungsarbeiten durchzuführen hatten. Die Verbreitung dieser Nachrichten wirkte der allgemeinen Demoralisation entgegen, umso nachdrücklicher, je positiver diese Nachrichten im Verlauf des Krieges wurden.

Nachdem die entscheidende polnische Organisation und die sich um Ernst Burger gebildete Gruppe einige Zeit in Kontakt nebeneinander tätig waren, kam es im Mai 1945 zu einer auch organisatorischen Vereinigung beider Gruppen mit einer stabilen Leitung, die sich aus zwei Polen und zwei Österreichern zusammensetzte. Sie stellte sich neben allen anderen Aufgaben auch die, nationale Gegensätze hinter den elementaren Gegensatz, der durch die Zebrauniform des Häftlings und die SS-Uniform der Mörder gekennzeichnet war, zurücktreten zu lassen. Fortschritte auf diesem Gebiet zählen zum Positivkonto der «Kampfgruppe Auschwitz», wie sich die Organisation nannte.

Neben der Rettung von Menschenleben drängte sich im Vernichtungslager jedem, der über seine Person und den Stacheldraht hinausdenken konnte, eine weitere Aufgabe auf: die Wahrheit über die Vernichtungsmethoden des Nationalsozialismus nicht mit den Opfern zusammen untergehen zu lassen. Ella Lingens schreibt, dass viele folgender Gedankengang aufrecht hielt: «Wir müssen überleben, um der Welt sagen zu können, was wir gesehen und erlitten haben.» Selbstverständlich vermochten vor allem Polen Kontakt mit der Bevölkerung der Umgebung und über sie mit der in Polen wirkenden Untergrundbewe-

gung herzustellen. Polnische Häftlinge, die ausserhalb des Lagerbereichs beschäftigt waren, und polnische Zivilarbeiter, die im Lagerbereich arbeiteten, stellten nach einiger Zeit einen permanenten Kontakt her, über den eine Widerstandsbewegung in Krakau laufend über das Lagergeschehen informiert wurde. Nach Bildung der internationalen Organisation im Lager führten Jozef Cyrankiewicz und Stanislaw Kłodzinski in deren Namen eine kontinuierliche Korrespondenz mit Krakau. Die von dort ins Lager geschickten Briefe wurden vernichtet, nachdem sie gelesen waren. In Krakau sind jedoch 350 Briefe aus dem Lager erhalten geblieben – ein Teil der umfangreichen Post.

Andere Kontakte führten in die benachbarte Tschechoslowakei. Die im Büro der Zentralbauleitung der Waffen-SS arbeitenden Frauen Krystyna Horczak, Waleria Walová und Vera Foltynová – eine Polin und zwei Tschechinnen – fertigten heimlich Kopien von Lagerplänen und Bauplänen der Krematorien mit den eingebauten Gaskammern an, die nebst anderen Unterlagen in die Tschechoslowakei geschickt wurden.

Foltynová schildert die Beweggründe für dieses gefährvolle Beginnen: «Wir waren überzeugt, dass wir aus dieser Hölle niemals herauskommen würden, und wir wollten, dass die Welt einmal alles erfahre.» Schliesslich schickten sie auch drei Originalpläne, die im Archiv der Zentralbauleitung in doppelter Ausfertigung lagerten, auf demselben Weg hinaus und fügten auch andere Mitteilungen über das Lager bei – zum Beispiel über Versuche, die Mengele mit Zwillingen anstellte. Andere Unterlagen betonierten sie im Waschraum ihres Blocks ein. Ihre Stubenälteste, die Polin Antonia Piatkowska, war dabei behilflich. Die Tschechinnen Foltynová und Walowa waren zwar Jüdinnen, sind aber wegen ihrer Tätigkeit in der kommunistischen Partei verhaftet worden.

Die Krankenschwester im SS-Revier, Maria Stromberger, half mir, Berichte über Auschwitz an meinen Bruder nach Wien zu senden, unter anderem auch einen zusätzlichen Durchschlag eines geheimen Monatsberichtes, den mir der Standortarzt diktiert hatte. Mein Bruder hat

Fakten und Daten daraus in einem Flugblatt zusammengestellt, das von einer illegalen kommunistischen Gruppe in Wien verbreitet wurde.

Da die Leitung der Widerstandsorganisation zur Kenntnis nehmen musste, dass die Nachrichten über die Vernichtung derart unglaublich klingen, dass sie häufig auf Skepsis stossen mussten, entschloss sie sich, Zweifel mit Hilfe von Fotografien zu zerstreuen. Dawid Szmulewski, der in Birkenau in der Widerstandsbewegung aktiv war, erhielt im Jahr 1944 von der Leitung im Stammlager den Auftrag, Fotografien von der Vernichtung zu beschaffen. Stanislaw Klodziński bezeugt, dass der polnische Zivilarbeiter Mordarski, der im Lagerbereich arbeitete, einen Fotoapparat ins Lager geschmuggelt hat. Er wurde mit Hilfe eines Esskübels, in den ein doppelter Boden eingebaut war, ins Sonderkommando gebracht, wo vom Dach eines Krematoriums aus Aufnahmen gemacht wurden. Der belichtete Film wurde wieder ins Stammlager gebracht, wo er von der in der SS-Kantine beschäftigten Helena Daton in einer Zahnpastatube versteckt aus dem Lager geschmuggelt wurde. Die Fotos kamen nach Krakau. Im Begleitbrief steht: «Wir sind der Meinung, dass man die vergrößerten Fotos weitersenden soll.» Und weiter: «Dringend. Schickt schnellstens zwei Metallfilmrollen für Fotoapparate 6 x 9.» Und nochmals: «Die Rollen schickt schnellstens!» Die Fotos sind weltbekannt geworden.

Die polnische Widerstandsbewegung in Krakau stand in Kontakt mit London. Nachdem sich alle Verbindungen eingespielt hatten, geschah es manchmal, dass Radio London bereits zwei Tage nach Vorkommnissen in Auschwitz über diese berichtet hat. Der einschneidende Personalwechsel im Herbst 1945 an der Spitze der Lagerführung wurde durch die über Auschwitz verbreiteten Nachrichten mitverursacht, wie an anderer Stelle nachgewiesen worden ist. Da wir die Empfindlichkeit der Zentrale derartigen Nachrichten gegenüber merkten – die umso grösser wurde, je ungünstiger sich die Kriegslage für die Deutschen entwickelte –, sandten wir systematisch Nachrichten über Details im Vernichtungsprogramm der SS hinaus. Sie haben ihre Wirkung nicht verfehlt und stellen heute wichtige Dokumente dar.

Anfang 1944 wurden über diesen Weg auch Namen und Personal-daten derjenigen SS-Angehörigen, die sich im Vernichtungsapparat besonders hervorgetan hatten, nach London gesandt. Die Wirkung stellte sich prompt ein. Von einem der in dieser Liste Angeführten, dem berüchtigten SS-Unterscharführer der Politischen Abteilung, Gerhard Lachmann, gab sein Kollege Hans Hoffmann Jahre später zu Protokoll: «Als ich zu ihm (ins Zigeunerlager) kam, übergab er mir seine Dienstpistole, die auf mich umgeschrieben wurde. Ausserdem gab er mir sein Privatfahrrad, das ich zu seiner Schwester schicken sollte. Bei dieser Gelegenheit erzählte er mir, dass sein Name in Zusammenhang mit Verbrechen in Auschwitz mit weiteren fünf Namen im englischen Rundfunk genannt worden sei. Er zählte mir auch die anderen Namen auf, mir ist jedoch nur noch Boger in Erinnerung. Gleichzeitig erwähnte er, dass er aus diesem Grund von Auschwitz fortkäme und ein neues Soldbuch mit einem anderen Namen erhalten würde.» Auch der Lagerführer des Zigeunerlagers, Franz Hofmann, erinnert sich daran, dass Lachmann damals ein Soldbuch mit falschem Namen bekommen hatte. Es ist anzunehmen, dass auch bei anderen derlei die SS demoralisierende Vorsichtsmassnahmen ergriffen wurden, wie sie im Fall Lachmann zufällig bekannt geworden sind. Der SS-Unterscharführer Johann Piringer, der diese Sendung auch gehört hatte, erinnert sich, dass damals auch Höss und Palitzsch das Todesurteil verkündet wurde.

Von BBC-London wurden schon lange vorher unmissverständliche Drohungen gegen die SS-Mannschaften ausgesendet, so Ende Dezember 1942, als der Sprecher im Anschluss an die Berichterstattung einer Unterhausdebatte über die Judenvernichtung sagte: «Diejenigen in Deutschland, die sich im vollen Bewusstsein dessen, was sie tun, als Werkzeuge der planmässigen Ausrottung einer anderen Rasse missbrauchen lassen – für die ist kein Platz in der neuen Welt nach dem Kriege. Für solche Leute kann es nichts geben als Vernichtung. Mögen die Mitglieder der SS und alle anderen, die an der Planung und Durchführung der nationalsozialistischen Politik der Judenausrottung betei-

ligt sind, das zur Kenntnis nehmen.» Eine Wirkung dieser Drohung war in Auschwitz nicht zu spüren; vielleicht weil damals noch der Glaube an den Sieg Hitlers zu stark war, um Furcht aufkommen zu lassen; sicherlich hatte die fünfviertel Jahre später gesendete Verurteilung besonders starke Wirkung, weil sie präzise Namen und Personaldaten einzelner SS-Funktionäre nannte.

Schliesslich schickte die Widerstandsbewegung Pläne aus dem Lager, auf denen die Vernichtungsanlagen eingezeichnet waren, und forderte die Alliierten auf, diese zu bombardieren. Ausdrücklich wurde hinzugefügt, dass ein Bombardement keineswegs etwa aus Bedenken, dabei könnten auch Häftlinge getötet werden, unterbleiben sollte. Dass diese Aufforderung die Alliierten erreicht hat, bestätigt ein Telegramm der Britischen Gesandtschaft in Bern an das Foreign Office in London, das vom deutschen Abhördienst am 5. Juli 1944 aufgefangen worden war. In diesem Telegramm wird die Vernichtungsaktion der ungarischen Juden geschildert und neben anderen Vorschlägen auch folgender gemacht: «Bombardierung der Eisenbahnlinien von Ungarn nach Birkenau, Zielwurf auf die Einrichtungen des Todeslagers.» Warum diese Bombardierung unterblieb, obwohl damals andere Ziele in der unmittelbaren Umgebung von den alliierten Luftflotten erreicht wurden, ist von den verantwortlichen Stellen nie geklärt worden.

Meiner Meinung nach geht zwar Bruno Baum zu weit, wenn er unmittelbar nach der Befreiung geschrieben hat, auf Grund der aus dem Lager geschickten Unterlagen und der alliierten Propaganda hätten sich die Zustände in Auschwitz derart verbessert, «dass zum Schluss das Stammlager Auschwitz den Charakter eines Musterlagers trug», diese Tendenz ist jedoch nachweisbar.

Die polnische Untergrundorganisation der Umgebung nützte die Verbindung, um den Gefangenen Medikamente zukommen zu lassen. Frühzeitig wurde diese Art einer Hilfe begonnen und stetig ausgebaut. Polen, die in der Umgebung wohnten, übergaben polnischen Häftlin-

gen, die im Kommando «Gärtnerei Rajsko» arbeiteten, regelmässig Arzneimittel. Ein rührender Brief, den Edward Biernacki aus dem Lager hinausgeschmuggelt hat, gibt vom Ausmass dieser Aktion Kunde: «Im Juni, Juli und August (offenbar 1942) brachte ich ungefähr 7.500 ccm Injektionsstoffe in den Häftlingskrankenbau sowie 70 Serien antityphöser Impfstoffe. Auch andere arbeiten auf dieselbe Art, und ihre Resultate sind gewiss ansehnlich. Ihr könnt sicher sein, dass wir eure Wünsche und Hoffnungen nicht enttäuschen werden. Für eure Opferwilligkeit und euer Gedenken nochmals: vergelt's Gott.»

Im November 1942 berichtete die polnische Widerstandsbewegung ihren Freunden in Krakau, dass die offiziell zugeteilten Medikamente etwa 20 Prozent des Bedarfs decken, weitere 10 Prozent im Lager organisiert werden. 70 Prozent des Bedarfs im HKB des Stammlagers werden durch Medikamente gedeckt, die ins Lager geschmuggelt wurden. Aus dem Bericht geht hervor, dass diese Arzneimittel nicht allen zugute kamen: «Prozentuell haben wir (an Kranken im HKB des Stammlagers) am meisten Polen, etwa 50 Prozent, nur diesen helfen wir», heisst es dort. Ob in dieser Bemerkung der nationale Egoismus der polnischen Widerstandsgruppe im Krankenbau selbst zum Ausdruck kommt oder ob diese Worte bloss in Kenntnis einer solchen Einstellung bei der Organisation in Krakau geschrieben wurden, bleibt offen. Sie unterstreichen jedenfalls die Bedeutung einer internationalen Organisation, die ein halbes Jahr später gebildet wurde. Mehrere Häftlinge und eine Polin aus der Umgebung haben bei dieser Hilfsaktion ihr Leben eingebüsst. Sie wurden beim Schmuggel ertappt und hatten keinen leichten Tod.

Nachdem «arischen» Häftlingen gestattet worden war, Pakete zu empfangen, baute die Widerstandsorganisation eine gefahrlosere Möglichkeit aus, Medikamente ins Lager zu schmuggeln. Sie veranlasste, dass Pakete mit Arzneimitteln an Adressen von Verstorbenen geschickt wurden. Polnische Häftlinge, die in der Paketstelle arbeiteten, kannten diese Adressen und schmuggelten die Pakete ins Lager, ohne dass sie die Zensur der SS passieren mussten.

Die Verbindung mit der Aussenwelt wurde auch genützt, um Fluchten zu organisieren. Da Himmler Kommandanten seiner Konzentrationslager hohe Fluchtzahlen nur schwer verzieh, wurden die schärfsten Repressalien bei Fluchten angewendet: Appellstehen des ganzen Lagers bis zu 20 Stunden – nach der ersten geglückten Flucht am 6. Juli 1940 –, Verurteilung von Kameraden des Geflohenen zum Hungertod in Dunkelzellen des Bunkers, Massenexekutionen von Kameraden auf dem Appellplatz, später Einweisung der Eltern des Flüchtlings in Lager und Plakatierung dieser Massnahme. Die Lagerführung versicherte sich zur Verhinderung von Fluchten nach bewährter Methode der Mithilfe der Capos, indem sie diese bestrafte, wenn einem Häftling ihres Kommandos während der Arbeit die Flucht geglückt war. Mancher Capo liess daher zu seinem Schutz die ihm unterstellten Häftlinge mehrmals am Tag antreten und abzählen, wodurch jede Flucht schneller bemerkt werden konnte. Wurde ein Flüchtiger lebend ergriffen, so ist er – solange Höss über Auschwitz regierte – öffentlich im Lager gehenkt worden; ist er bei der Verfolgung erschossen worden, so wurde seine Leiche neben dem Lagereingang allen sichtbar ausgestellt. Ferner wurde ein Heer von Spitzeln aufgeboden, um Gefangene ausfindig zu machen, die Fluchtgedanken äusserten.

Trotzdem riss die Kette der Fluchten und Fluchtversuche nie ab. Höss erwähnt, sein Vorgesetzter Glücks hätte ihn zweimal ablösen wollen «und nur wegen der bisher in den KL nicht erlebten hohen Fluchtzahlen, die ihm von Seiten des RFSS (Reichsführer-SS, also Himmler) so viel Schwierigkeiten machten».

Folgende Bemerkung in Grabners im Gefängnis gemachten Aufzeichnungen bestätigt das: «Nun setzte aber auch Berlin einen derartigen Druck wegen der Fluchten dahinter, so dass Höss eine grössere Zahl auf der Flucht erschossener Häftlinge berichten liess, als es tatsächlich waren, um diese Herren oben zu befriedigen.» Obwohl Grabners Aufzeichnungen im allgemeinen nur mit Vorsicht behandelt werden können, scheint diese Bemerkung glaubwürdig zu sein. Sie deckt sich mit dem Bericht von Höss über eine Äusserung Himmlers, als

dieser Mitte Juli 1942 Auschwitz inspizierte. Himmler habe ihm damals gesagt: «Die Fluchtzahlen von Auschwitz sind ungewöhnlich hoch und im KL noch nie dagewesen. Jedes Mittel» – er wiederholte – «jedes Mittel ist mir recht, das Sie anwenden, um vorzubeugen und Fluchten zu verhindern! Die Fluchtseuche von Auschwitz muss verschwinden!» Tatsächlich sind – wie Schriftstücken zu entnehmen ist – zwischen Juni und Oktober dieses Jahres 142 Häftlinge als auf der Flucht erschossen gemeldet worden.

Die Statistik wurde unschwer dadurch vergrössert, dass jeder SS-Mann belobigt und mit Sonderurlaub belohnt wurde, der meldete, er hätte eine Flucht verhindert. Da die Umstände, wie er das getan haben will, nicht näher untersucht wurden, wurde es üblich, Fluchten vorzutäuschen und die Prämie zu kassieren. Am häufigsten geschah das mit Hilfe des «Mützenwerfens». Einem lagerunerfahrenen Häftling wurde bei der Arbeit ausserhalb des Lagers seine Mütze vom Kopf gerissen und über die Postenkette geworfen. Dann wurde der Häftling angebrüllt, seine Mütze zu holen. Folgte er dem Befehl, so wurde er «auf der Flucht» erschossen. Der Einschuss war hinten, die Leiche ausserhalb der Postenkette, der Fall eindeutig. Folgte der Häftling nicht, dann musste er riskieren, wegen Befehlsverweigerung grausamer getötet zu werden.

Viele grüne Capos hatten ihren Spass an diesem Spiel, aber auch hier wäre eine Verallgemeinerung ungerecht. Alex Rosenstock erwähnt folgende Episode in Birkenau: «Es war im Jahr 1942. In der Faulgasanlage wurden damals sehr viele Häftlinge ermordet. Das Mützenwerfen war dort grosser Sport. Da kam ein reichsdeutscher Capo in dieses Kommando, er hiess Hermann. Als von einem SS-Mann wieder die Mütze eines Häftlings über die Postenkette geworfen wurde, sagte der Capo zu dem Häftling: ‚Geh nicht nach der Mütze, ich hole sie.‘ Nach ihm wurde nicht geschossen.» Von diesem Capo weiss Rosenstock auch zu berichten, dass er bei der Essenausgabe streng darauf achtete, dass alle gleich grosse Rationen bekamen. Hermann trug den schwarzen Winkel eines «Asozialen».

Manchmal wurden auch aus anderen Gründen Fluchtmeldungen

vorgetäuscht, wie zum Beispiel Heinz Brandt berichtet. Im Herbst 1944 konnten zwei Zigeuner aus einem zum Aussenlager Budy gehörenden Waldkommando fliehen, weil die Posten geschlafen hatten. Als diese – es waren Volksdeutsche – erwachten und die Flucht bemerkten, erschossen sie die restlichen 19 Häftlinge des Kommandos und meldeten einen allgemeinen Aufstand, bei dem es ihnen gelungen wäre, den Ausbruch aller bis auf zwei zu verhindern. So ernteten sie Lob statt Tadel.

Es kam aber auch zu vielen wirklichen und nicht bloss vorgetäuschten Fluchtversuchen. Anfangs waren die meisten Verzweiflungsakte. Zwei derartige Massenausbrüche sind bekannt geworden. Am 10. Juni 1942 flüchteten aus der Strafkompagnie für Männer, die in Birkenau den Königsgraben auszuheben hatte, etwa 50 Häftlinge. 15 wurden auf der Flucht erschossen, neun ist die Flucht geglückt, die restlichen wurden wieder ergriffen. Soweit man aus den Namen sowohl der Erschossenen als auch der Geflohenen schliessen kann, dürften alle Polen gewesen sein.

Grabner gibt an, dass damals hauptsächlich polnische Intellektuelle geflohen wären. Wie er weiter berichtet, wurden alle restlichen Angehörigen der Strafkompagnie mit Ausnahme der deutschen Capos vergrast. Die Lebenschancen von Nichtdeutschen, damals in der Strafkompagnie gleich Null, dürften diese verzweifelte Aktion ausgelöst haben.

Bald darauf brach aus Birkenau eine grössere Gruppe von Russen aus. Einige Angaben besagen, dass das am 6. Oktober 1942 gewesen sei, während Andrej Pogoschew, der diese Flucht überlebt hat, meint, es sei am 6. November geschehen. Damals wurde beim Abendappell das Fehlen von zwei polnischen Häftlingen gemeldet. Wie üblich wurden Funktionshäftlinge zu einer Suchaktion in der unmittelbaren Umgebung des Lagers innerhalb der grossen Postenkette eingeteilt. In diesem Fall erhielten auch diejenigen Russen, die von den Transporten russischer Kriegsgefangener am Leben geblieben waren und als eine Art Sehenswürdigkeit gewisse Privilegien genossen, den Befehl, sich an der Suchaktion zu beteiligen. Sie benützten die Gelegenheit, um in

der durch Nebel verstärkten Dämmerung auszubrechen. Broad schreibt, dass damals 70 Russen geflohen seien, Pogoschew bezeugt, er sei mit 70 Kameraden geflohen. Er wurde nicht gefragt, wie viele später von der SS ergriffen worden waren. Broad meint lediglich, dass die Verfolgungsaktion keinen «nennenswerten Erfolg» hatte. Der Direktor des Museums von Auschwitz, Kazimierz Smolen, gibt die Zahl der Flüchtigen mit «über 50 Personen» an. Er erwähnt, dass die Russen bei dieser Flucht einen Wachturm zerstört haben und dass «mehr als zehn» die Flucht endgültig geglückt sei. Sie haben sich einer Partisanengruppe angeschlossen, die in der Umgebung operierte. Alois Staller, der als deutscher Häftlingsfunktionär ebenfalls zu dieser Suchaktion eingeteilt worden war, will sich erinnern, dass 68 Russen geflohen und 14 Leichen von Geflohenen ins Lager zurückgebracht worden seien.

Eine andere Flucht ist vielen im Gedächtnis geblieben: Im Mai 1943 gelang drei Polen die Flucht aus dem Kommando Vermessungsdienst. Die Politische Abteilung forschte nach Mitwissern und Helfern. Am 19. Juli wurden zwölf polnische Häftlinge dieses Kommandos auf dem Appellplatz des Stammlagers vor allen angetretenen Gefangenen gehenkt. Die Leichen wurden zur Abschreckung lange hängen gelassen.

Flohen in der ersten Zeit viele Häftlinge spontan, eine günstige Gelegenheit schnell nützend, oder aus Verzweiflung, jedes Risiko auf sich nehmend, so wurden später immer häufiger Fluchten überlegt organisiert. Die Kampfgruppe Auschwitz bereitete im Lager Landkarten, Lebensmittel, Medikamente und Anlaufadressen vor und stellte Kontakt mit polnischen Partisanengruppen der Umgebung her, die die Flüchtigen in Empfang nehmen sollten. Das Wichtigste war, dass innerhalb der grossen Postenkette ein sicheres Versteck gefunden wurde, das auch von Spürhunden nicht entdeckt werden konnte. Denn sobald beim Abendappell das Fehlen eines Häftlings gemeldet wurde, gab die SS Fluchtalarm; die grosse Postenkette, innerhalb der untertags die meisten Kommandos arbeiteten, blieb stehen, während auf dem von ihr umstellten Gebiet eine Suchaktion durchgeführt wurde.

Verlief sie ergebnislos, so liess die Lagerführung die grosse Postenkette, die sonst nur tagsüber aufgezogen wurde, drei Nächte lang stehen. Der Flüchtige musste also innerhalb der grossen Postenkette drei Tage und drei Nächte in einem Versteck ausharren. Erst in der vierten Nacht konnte er den Lagerbereich verlassen.

Die Widerstandsbewegung hat auf diese Weise zahlreiche Fluchten organisiert, nur die letzte, allerdings wichtigste, misslang. Häufig wurden zwei Gefangene auf den Weg geschickt, nicht selten ein Pole, der die Verständigung mit den Helfern herzustellen hatte, und ein Angehöriger einer anderen Nation, auf dessen Flucht die Organisation Wert legte; mehrmals waren das Juden; drei sind mir namentlich bekannt. Zwei von ihnen sind am Leben geblieben, während der dritte nach Warschau entkam, jedoch dort der Gestapo in die Hände fiel.

Um einzelne Fluchten haben sich Legenden gewoben, so um die des Häftlings mit der Nummer 2, des Deutschen Otto Küsel, der am 29. Dezember 1942 mit drei Polen in einer kühn geplanten Flucht aus dem Lager entwich. Küsel wurde nach neun Monaten in Warschau aufgegriffen und nach Auschwitz zurückgebracht, wo zu seinem Glück gerade der neuernannte Kommandant Liebehenschei den Befehl aufgehoben hatte, dass alle aufgegriffenen Flüchtigen hingerichtet sind.

Am 24. Juni 1944 erfolgte eine andere, besonders aufsehenerregende Flucht. Der Pole Edek Galiński ist mit der allgemein angesehenen jüdischen Läuferin und Dolmetscherin Mala Zimetbaum in SS-Uniform aus Birkenau geflohen. Beide gelangten zwar mit Unterstützung von Polen zur slowakischen Grenze, wurden dort aber gefasst, ins Lager zurückgebracht und – Liebe – henschel war bereits von Baer abgelöst worden – öffentlich hingerichtet. Mala konnte sich angesichts des angetretenen Frauenlagers mit einer versteckt gehaltenen Rasierklinge die Pulsadern öffnen. Mit blutenden Händen schlug sie einem SS-Mann ins Gesicht – ein dramatischer Akt der Auflehnung im letzten Augenblick des Lebens, der sich vielen eingepägt hat.

Der Spiess der Kommandantur, Detlef Nebbe, sagte Jahre später

aus: «Bekanntlich war die Absicherung des Lagers nicht einfach; es musste mit allen möglichen Zwischenfällen gerechnet werden. Beispielsweise kamen massierte Angriffe der Partisanenbewegung vor. Auch versuchten Partisanen, sich in SS-Uniform in das Lagergebiet einzuschleichen.» Dass es sich da nicht um blosses Wichtigmachen eines Mannes handelte, der es liebte, vor deutschen Richtern seine «militärischen Pflichten» in Auschwitz herauszukehren, geht daraus hervor, dass sich im Herbst 1944 allein in der polnischen Partisanengruppe «Sosienka», die in der Umgebung des Lagers operierte, 29 Flüchtlinge aus Auschwitz befunden haben; die Gruppe zählte damals insgesamt 126 Mitglieder.

Auch sind mehrere Ausbruchsversuche aus Aussenlagern, die nicht so scharf bewacht waren wie das Stammlager oder Birkenau, bekannt geworden. Im Sommer 1944 stiess die Lagerführung in Janinagrube beim Ausheben eines Kanalisationsgrabens auf einen unterirdischen Gang, der neben der Latrine begann und unter die Umzäunung führte. Sie ermittelte, dass auf diese Weise ein Deutscher, ein Russe und ein dritter unbekannter Nationalität fliehen wollten. Bei einer späteren Vernehmung gab der Lagerführer Hermann Kleemann darüber zu Protokoll: «(Es) wurde einmal ein reichsdeutscher krimineller Häftling aufgehängt, weil er einen Fluchtversuch unternommen hatte, indem er einen Tunnel unter den Drahtzaun hindurch gegraben hatte. Diese Sache wurde von Häftlingen selbst angezeigt, da diese Angst vor den entstehenden Folgen hatten.» Weil die Hinrichtung eines Deutschen ungewöhnlich war, blieb sie offenbar Kleemann besser in Erinnerung als die seiner Gefährten.

Ein anderer Fluchtversuch in Janinagrube, ebenfalls mit Hilfe eines unterirdischen Stollens, glückte. Damals ist ein deutscher grüner Capo mit einem jungen polnischen Juden entwichen. Diese Flucht erfolgte auch im Jahr 1944, wahrscheinlich vor dem von Kleemann erwähnten missglückten Fluchtversuch. Beide gelangten bis Essen, von wo der Deutsche wahrscheinlich stammte. Dort wurden sie aufgegriffen, zu-

rückgebracht und auf dem Appellplatz von Janinagrube gehenkt, nachdem die Lagerführung den angetretenen Häftlingen verkündet hatte, dass es allen so ergehen werde, die zu fliehen wagten.

Der Lagerälteste von Golleschau, Josef Kierspel, erinnert sich an die Flucht des deutschen Capos Alois Reier, der ebenfalls aus der Gegend von Essen stammte und einen roten Winkel trug, im Sommer 1944. Die Flucht soll durch einen Tunnel erfolgt sein, der vom Badezimmer aus gegraben worden war. Der Capo wurde aufgespürt und erschossen. Ferner erinnert sich Kierspel an die Exekution eines Häftlings in Golleschau. Aus dem Urteil, das vor der Hinrichtung verlesen wurde, entnahm Kierspel, dass der Häftling nach einem Fluchtversuch einen Polizeibeamten mit einem Messer angegriffen habe. Dieser Gefangene wurde zwar in Golleschau hingerichtet, ist jedoch nicht aus diesem Aussenlager entflohen.

Der Lagerführer von Günthergrube, Alois Frey, gab zu Protokoll: «Während meiner Anwesenheit in Günthergrube sind fünf Häftlinge, an deren Nationalität ich mich nicht mehr erinnern kann, es waren jedenfalls keine deutschen Häftlinge, öffentlich aufgehängt worden. Die fünf hatten vor zu flüchten. Sie hatten einem SS-Mann zur Erleichterung ihrer Flucht einen Geldbetrag angeboten. Der SS-Mann, an den die Häftlinge herangetreten waren, war ein Volksdeutscher vom Balkan. Seinen Namen kann ich nicht mehr nennen. Er setzte mich von dem Vorhaben der Häftlinge in Kenntnis. Ich erstattete darauf Meldung bei dem Lagerkommandanten Schwarz. Die fünf Häftlinge wurden dann von Günthergrube weggeholt. Nach einigen Wochen wurden die fünf dann öffentlich aufgehängt.» Ludwig Wörl, damals Lagerältester in Günthergrube, erinnert sich, dass vier Juden hingerichtet wurden – er gibt den Zeitpunkt dieses Fluchtversuches mit September 1944 an. Da auch andere die Zahl der Hingerichteten mit vier angeben, dürfte sich Frey geirrt haben. Möglicherweise ist der fünfte im Zug der Vernehmungen gestorben, das heisst: ermordet worden. Die Opfer stammten aus der näheren Umgebung von Auschwitz. Einer soll mit der Schlinge um den Hals noch gerufen haben: «Jungens, haltet euch,

fürchtet euch nicht!» Sein Name war Fischel, er war früher Gehilfe des Kantors in Bedzin.

Ein ähnlicher Vorfall hat sich auch im Aussenlager Fürstengrube ereignet. Henryk Kowadlo bezeugt, dass ein jüdischer Blockältester namens Grimm mit zwei anderen Gefangenen exekutiert wurde, da verraten worden war, dass sie einen Tunnel für eine Flucht gegraben hatten. Dr. Miklos Udvardi dürfte denselben Vorfall meinen, wenn er angibt, dass Ende Juli oder im August 1944 fünf oder sechs Häftlinge in Fürstengrube öffentlich gehenkt wurden. Nach seiner Erinnerung waren die Gehenkten Polen und Juden aus Griechenland und Italien. Udvardi bezeugt, dass es sich um eine Verschwörung gehandelt habe und dass auf dem Block, auf dem der Hingerichtete Blockältester war, ein Radiosender gefunden wurde.

An einen missglückten Ausbruchversuch aus dem Aussenlager Jaworzno, ebenfalls mit Hilfe eines Grabens, erinnern sich Karl Dubsky, Theodor Weil und andere. Viele Beteiligte – die Angaben schwanken zwischen 19 und 29 – sind öffentlich am 6. Dezember 1943 gehenkt worden, da ein polnischer Blockältester ihre Fluchtvorbereitungen verraten hatte. Der Lagerälteste des Aussenlagers Sosnowitz wurde bei einem Fluchtversuch ertappt und im Lager gehenkt. Wahrscheinlich war er ein norwegischer Offizier.

Eine Flucht hat Geschichte gemacht: Alfred Wetzler und Rudolf Vrba, die am 7. April aus Birkenau entwichen waren, haben in der Slowakei, aus der sie stammten, Aufzeichnungen über Auschwitz jüdischen Organisationen und einem Repräsentanten der katholischen Kirche übergeben, die unter anderem an den Papst und Roosevelt weitergeleitet wurden.

Der wissenschaftliche Mitarbeiter des Museums von Auschwitz, Tadeusz Iwaszko, konnte in einer sorgfältigen Untersuchung aller erhalten gebliebenen Unterlagen 667 Fluchten nachweisen. Nach seinen Feststellungen sind mindestens 270 Geflohene wiederergriffen oder schon beim Fluchtversuch ertappt worden. Im Bunkerbuch findet sich bei drei im Jahr 1941 eingelieferten Häftlingen der Vermerk «von der

Flucht zurück», im Jahr 1942 bei 59 Bunkerinsassen und im darauffolgenden Jahr bei 119. Im Januar 1944 wurden fünf Häftlinge «von der Flucht zurück» in den Bunker gebracht. Nur bis zu diesem Zeitpunkt ist das Bunkerbuch erhaltengeblieben. Nachträglich gelang es, die Anschriften von etwa 100 aus Auschwitz Geflohenen zu ermitteln. Die Flucht und das darauffolgende Leben im Untergrund oder bei Partisanen haben demnach allermindestens 100, höchstens 597 Gefangene überstanden.

Von den 667, die nachweislich geflohen waren beziehungsweise eine Flucht versucht hatten, waren nur 16 Frauen. Am ehesten versuchten weibliche Häftlinge die Flucht aus der Strafkompagnie. Einerseits waren die Lebensbedingungen dort derart, dass man jedes Risiko auf sich zu nehmen bereit war; andererseits war die SK lange Zeit hindurch in einem Aussenlager untergebracht, dessen Bewachung nicht so straff organisiert werden konnte wie die des Stammlagers oder des Birkenauer Komplexes.

Von 481 der 667 Flüchtigen konnte die Nationalität eruiert werden. Mehr als 48 Prozent sind Polen, die zweitstärkste Gruppe bilden die Russen mit 19 Prozent. Das mag sowohl auf die verwandte Sprache zurückzuführen sein, die einem Russen die Verständigung mit Polen ermöglichte, als auch auf die besonders brutalen Vernichtungsmethoden gegenüber den Russen, schliesslich darauf, dass fast alle nach Auschwitz deportierten Russen Soldaten waren. Im Jahr 1944 hat die sich nähernde russische Front sicherlich manchen Russen zur Flucht bewogen. Ihre Fluchten häuften sich: Zwischen dem 19. April und dem 8. Juni sind 25 russische Kriegsgefangene aus Auschwitz geflohen, fast alle in Gruppen. Am 22. Mai glückte fünf und am 27. Mai gar sieben Russen eine gemeinsame Flucht.

Fast 16 Prozent der Flüchtigen waren Juden. Aus den Unterlagen war nicht festzustellen, aus welchen Ländern sie nach Auschwitz deportiert worden waren; doch darf von bekannt gewordenen Fällen verallgemeinert werden, dass die meisten aus Polen und der benachbarten

Slowakei stammten. Der Prozentsatz ist überraschend hoch, wenn man sich vor Augen hält, dass viele Juden aus sprachlichen Gründen keine Möglichkeit hatten, sich nach einer geglückten Flucht weiterzuhelfen. Sie hatten zudem mit dem Antisemitismus der Bevölkerung der Umgebung zu rechnen, auf deren Hilfe sie angewiesen wären. Als Edek Galiński seine Flucht mit Mala Zimetbaum vorbereitete, stellte ihm sein Freund und Landsmann Wieslaw Kielar die Frage, ob im Notfall mit der Hilfe von Leuten aus der Umgebung gerechnet werden dürfe, wenn diese bei Mala semitische Züge wahrnehmen. Nun, die Flucht scheiterte zwar nicht daran, wenn aber Polen derartige Erwägungen anstellten, hatten Juden erst recht damit zu rechnen. Schliesslich waren Juden körperlich am schwersten durch die Lagerhaft betroffen. Bei ihnen wirkte auch eine Hemmung kräftiger als bei denen, die der untersten Stufe der Häftlingshierarchie entfliehen konnten, die Elie A. Cohen so formuliert: «Jahrelang hat man uns eingehämmert, dass wir ausschliesslich Befehlen zu gehorchen, nicht zu denken noch Initiative zu entfalten hätten, so dass ich schliesslich Angst hatte, eine eigene persönliche Entscheidung zu treffen.» Das hinderte Cohen daran, bei der Evakuierung an Flucht zu denken, obwohl die Gelegenheit damals am günstigsten gewesen wäre.

6 Prozent derjenigen, die eine Flucht versucht haben, waren Zigeuner, fast ebenso viele Tschechen, die sich so wie die Russen mit Polen unschwer verständigen konnten und deren Heimat nicht weit entfernt war. Obwohl Deutsche zweifellos die günstigsten Voraussetzungen hatten, aus dem Lager auszubrechen, sind nur 4 Prozent aller Flüchtlingen Angehörige dieser Nation gewesen. Die Hindernisse, die sie – einmal aus dem Lager entflohen – in Freiheit zu überwinden hatten, waren für sie grösser als für die anderen Gruppen. Da ein Deutscher allein nicht auf Unterstützung durch die Bevölkerung rechnen konnte, haben die meisten Deutschen einen Kameraden anderer Nationalität mitgenommen, wenn sie sich zur Flucht entschlossen.

Die überwiegende Mehrheit der Geflohenen war jung. Immerhin floh auch ein 55jähriger, der mit einem Judentransport aus Frankreich

gekommen war. Die jüngsten Flüchtigen, deren Alter bekannt wurde, waren Zigeuner im Alter von 14 und 15 Jahren. Sowohl der Alte als auch die Zigeunerkinder wurden ergriffen und getötet.

Aus dem Stammlager, das am schärfsten bewacht wurde, erfolgte etwas mehr als ein Viertel aller Fluchten. Aus Birkenau, wo viel mehr Häftlinge interniert waren als im Stammlager, flohen fast ebenso viele wie aus allen Aussenlagern zusammen, die die relativ besten Möglichkeiten zur Flucht boten: Sie waren nicht so streng bewacht wie die grossen Lager, und die Häftlinge konnten in den Rüstungsbetrieben, in denen sie zur Arbeit eingesetzt waren, eher Kontakt mit der Aussenwelt herstellen, da dort auch nichtdeutsche Arbeiter beschäftigt waren. In Birkenau wiederum vergrösserte die Nähe von Kanada und die dadurch gesteigerte Möglichkeit von Bestechungen Chancen für eine Flucht.

Nachdem der Einsatz der Häftlinge in der Rüstungsindustrie forciert worden war, stellte sich die Widerstandsbewegung eine neue Aufgabe: Sabotage. Wie grausam die SS jeden Sabotageversuch verfolgte, mag ein Beispiel zeigen, das für viele steht: Im Arbeitslager Blechhammer wurde im Januar 1945 der Häftling Tuschenschneider öffentlich hingerichtet, nachdem er gefoltert worden war. Sein Verbrechen bestand darin, dass er in dem chemischen Werk, in dem er arbeitete, ein Stück Draht genommen hatte, um seine Schuhe zusammenzubinden. Ein deutscher Meister hat das bemerkt und gemeldet. Tuschenschneider, ein griechischer Jude, dessen Nummer der Meister ebenfalls aufgeschrieben hatte, und ein junger Franzose, der als Capo für die Arbeitsgruppe verantwortlich war, welcher diese beiden angehörten, wurden wegen «Sabotage» zum Tod verurteilt, wie Luzer Markowicz berichtet.

Trotz dieses Terrors wich die Widerstandsbewegung der Aufgabe nicht aus, systematische Sabotage in Rüstungsbetrieben zu organisieren. Es gibt keine zusammenfassende Darstellung über deren Ergebnisse. Daher können nur einzelne Resultate wiedergegeben werden, ohne dass diese Aufzählung Anspruch auf auch nur annähernde Vollständigkeit machen kann.

Roger Abada bezeugt, dass bei den DAW (Deutschen Ausrüstungswerken) die Produktion im Lauf einiger Monate auf die Hälfte abgesunken ist, nachdem eine systematische Sabotage organisiert worden war. Der Erfolg der Tätigkeit des Frauenkommandos, das in der Munitionsfabrik der Union-Werke zur Arbeit eingeteilt war, liess sich an den Beschwerden ablesen, die täglich einliefen und besagten, dass im Werk hergestellte Granaten nicht explodiert waren, wie Thérèse Chassaing berichtet. Häufig konnte auch erreicht werden, dass Maschinen wegen Defekten ausfielen. Bei der Rheinmetall A. G. Düsseldorf, die in Laurahütte einen Betrieb führte, haben die Häftlinge, die im technischen Büro arbeiteten, eine Möglichkeit gefunden, die Mechanismen der dort fabrizierten Geschütze zu beschädigen, nachdem diese bereits die Kontrolle passiert hatten. Sie entgingen somit dem Verdacht, diesen Schaden verursacht zu haben.

Auch im grössten Betrieb, in welchem Häftlinge von Auschwitz arbeiteten, in den Buna-Werken der IG-Farben, wurde Sabotage betrieben. Einmal erweckten Fehler in der Elektrozentrale Verdacht. Im Verlauf einer Untersuchung wurde die Baracke revidiert, in welcher der Obercapo des Kabelbaukommandos untergebracht war. Elie Wiesel schreibt, die SS hätte dabei Waffen gefunden. Der allgemein beliebte Obercapo – ein auffallend grosser Holländer namens Jupp Snelten van Vollenhoven – wurde in den Bunker gesteckt, gefoltert, später allerdings wieder freigelassen.

Ein junger, ebenfalls allgemein beliebter Pole namens Viktor Lies ist damals gehenkt worden; Franz Unikower, der als in der Politischen Abteilung von Monowitz arbeitender Häftling am besten informiert war, glaubt sich zu erinnern, dass Lies exekutiert worden sei, weil ein Spitzel angegeben habe, Lies hätte seine Flucht vorbereitet.

Als Sabotage in der Rüstungsindustrie aktuell wurde, hat sich die Widerstandsbewegung bemüht, Kader in diejenigen Kommandos einzuschleusen, die Möglichkeiten dazu boten. Zweifellos wurde auch von Gefangenen, die keinen Kontakt mit der «Kampfgruppe Auschwitz» hatten, Sabotage verübt. Schliesslich soll nicht unerwähnt blei-

ben, dass die Produktion in den Rüstungsbetrieben auch auf ungefährlicherem Weg gemeinsam mit SS-Angehörigen und in diesen Betrieben angestellten Zivilisten sabotiert wurde: Häftlinge erfüllten gerne private Wünsche dieser Herren und pfuschten nebenbei, statt in der Produktion zu arbeiten. Viele wichtige Rohstoffe sind bei derartigen Schwarzarbeiten der Rüstung entzogen worden.

In der letzten Periode hat die «Kampfgruppe Auschwitz» das Schwerkgewicht ihrer Tätigkeit nochmals verlagert. Die Vorgänge bei der Liquidierung des zweiten Vernichtungslagers Majdanek im Juli 1944, als sich russische Truppen dem Lagergebiet genähert hatten, alarmierten uns. Aus Erzählungen von «Ariern», die nach Auschwitz gebracht wurden, erfuhren wir, dass die Masse der Häftlinge bei der Liquidierung ermordet wurde, während sich die am Leben gelassenen «Arier» wegführen liessen, ohne an Flucht zu denken, obwohl sie in der ersten Verwirrung möglich gewesen wäre und Gefangene eine geheime Organisation gebildet hatten. Wir leiteten daraus die Aufgabe ab, uns so vorzubereiten, dass sich derlei nicht wiederholen dürfe, wenn russische Truppen Auschwitz erreichten. Damals wurde neben der allgemeinen Leitung der Kampfgruppe eine spezielle, militärische Leitung gebildet, der sich auch weitere polnische Widerstandsgruppen im Lager unterstellten. Ihre Aufgaben wurden in einem nach Krakau gerichteten Schreiben so definiert:

«Der militärische Lagerrat ist ein gemeinsamer, von allen militärischen Kampfgruppen gebildeter Führungsstab. Er organisiert die militärische Arbeit im Lager, bildet die Kader aus, stellt Kampfgruppen auf und teilt ihnen Aufgaben zu. Der militärische Lagerrat vereinigt leitende Kader, welche sich auf Militärs verschiedener Nationalität sowie auf jene stützen, die durch ihre Stellung im Lager und durch persönliches Ansehen heute die illegalen Gruppen in den Kommandos und in einzelnen Abschnitten um sich scharen und im entscheidenden Augenblick fähig sein werden, die Mithäftlinge ihrer Abschnitte mitzureissen und dem Kommando zu unterstellen.»

Die Kader wurden Kommandos zugeteilt, von denen wichtige Zentren wie E-Werk, Waffenkammer, Fahrbereitschaft oder Telefonzentrale erreichbar waren. Da aus der Korrespondenz hervorging, dass die in der Umgebung von Auschwitz – vor allem in den nahen Beskiden – operierenden Partisanengruppen mehrmals von der SS empfindlich geschwächt worden waren und für eine schlagkräftige Zusammenarbeit im Fall einer Liquidierung von Auschwitz nicht entsprechend vorbereitet schienen, beschlossen wir, einen Teil der Leitung hinauszuverlegen, damit im entscheidenden Augenblick eine gut koordinierte Aktion gesichert werden konnte.

Diese Flucht war für den August 1944 vorbereitet. Ernst Burger, Zbyszek Raynoch und ich sollten daran teilnehmen. Am Vorabend des Tages, für den die Flucht festgesetzt war, erhielten wir die Nachricht, dass die Partisanen, mit denen wir uns auf einem vereinbarten Platz hätten treffen sollen und die uns bewaffnet hätten, überfallen worden waren. Die Flucht musste verschoben werden. Ich konnte nicht mehr daran teilnehmen, denn ich wurde knapp nach dem gescheiterten Versuch nach Neuengamme überstellt. Deswegen musste auch der neuerliche Fluchtplan umgestellt werden. Ursprünglich hätte ich in SS-Uniform Ernst und Zbyszek – die in Häftlingsmontur geblieben wären – hinausführen sollen, als ob ich sie zu einer Arbeit eskortierte. Das fiel nun aus. Beim neuen Plan sah die Organisation wiederum davon ab, den üblichen Fluchtweg über das Versteck im Lagerbereich zu benutzen, da anzunehmen war, dass die SS von ihrer Routine abgehen würde, die grosse Postenkette drei Nächte lang stehen zu lassen, wenn lagerbekannte Deutsche unter den Flüchtigen waren. Ausser Burger und Raynoch sollten noch drei Polen flüchten, denn die Flucht sollte nun mit Hilfe von zwei SS-Männern erfolgen, die einen Lastwagen mit Kisten zu einem sieben Kilometer entfernten Ort fahren sollten. In den Kisten war Platz für fünf, die sich in ihnen versteckten, auf dem Treffpunkt warteten die Partisanen. Einer der für diesen Plan gewonnenen SS-Männer war jedoch ein Verräter. Statt in die Freiheit wurden die fünf am 27. Oktober 1944 zum Bunker gefahren. Sobald sie den

Verrat merkten, nahmen sie Gift, das sie vorsorglich bei sich hatten. Da die SS die Hintergründe dieses aussergewöhnlichen Fluchtversuches erfahren wollte, liess sie den Gefangenen den Magen auspumpen. Nur bei Zbyszek Raynoch und Czeslaw Duzel kam diese Bemühung zu spät. Sie starben, bevor sie gefoltert werden konnten. An dem Treffpunkt wurden die Partisanen überfallen. Dabei fand auch Kostek Jagiello den Tod, der vier Monate früher aus Auschwitz geflohen war. Schliesslich verriet der SS-Mann auch die beiden österreichischen Mitglieder der Widerstandsbewegung, welche im Kommando Fahrbereitschaft die beiden SS-Angehörigen für die Flucht gewonnen hatten: Rudi Friemel und Vickerl Vesely.

Ein Brief der Kampfgruppe nach Krakau kündigt von ihrem weiteren Schicksal: «Sehr dringend! Nach unseren ganz sicheren Informationen bezüglich der fünf im Bunker wegen Fluchtversuchs Eingekerkerten ist in Berlin der telegrafische Antrag des Kommandanten (Baer) eingetroffen, man möge über alle fünf wegen Fluchtversuchs, Überredung von SS-Angehörigen zur Flucht und Kontakt mit den Partisanen als abschreckendes Beispiel das Todesurteil fällen. Diese Nachricht ist streng vertraulich. Wir halten es hingegen für unbedingt notwendig, um das Leben der fünf Kameraden zu retten, folgende Nachricht durchzugeben: ‚In Auschwitz erwartet einige politische Häftlinge – Polen und Deutsche –, deren einziges Vergehen in einem Fluchtversuch besteht, die Hinrichtung. Sie sind Opfer der Provokation eines SS-Mannes, des Rumänendeutschen Viktor Roth, der sie zur Flucht überredete, um den Lagerbehörden neue, blutige Opfer liefern zu können. Fügt einen Vorschlag der Vergeltung hinzu, in einer Form, die Ihr für die beste haltet.»

Die Bemühungen waren umsonst. Einmal wurde zwar die Hinrichtung kurzfristig verschoben, aber am 50. Dezember 1944 wurde im Stammlager das letzte Mal auf dem Appellplatz vor der Küche eine Traverse auf Pflöcken fixiert, die als Galgen zu dienen hatte. Der noch nicht dreissigjährige Ernst Burger wurde mit vier Kameraden – zwei

Polen und zwei Österreichern – hingerichtet. Angehörige der beiden Nationen, welche in der Leitung der «Kampfgruppe Auschwitz» führend waren, standen so vereint unter dem Galgen, Kampftrübe auf den Lippen, deretwegen sie noch geschlagen wurden, als ihnen bereits der Strick um den Hals gelegt worden war.

Unmittelbar vor der Evakuierung von Auschwitz erfolgte noch eine Hinrichtung im Frauenlager. Am 6. Januar 1945 wurden vier junge Jüdinnen vor allen angetretenen Frauen gehenkt, weil die SS durch Spitzel und Folterungen erfahren hatte, dass sie das Pulver aus der Munitionsfabrik Union hinausgeschmuggelt hatten, welches beim Aufstand des Sonderkommandos verwendet worden war. Die vier waren Róza Robota aus Ciechanow, damals 25 Jahre alt, Ella Gärtner, Toszka und Regina – die Zunamen der beiden letzten sind nicht mehr festzustellen.

In der Schlussphase der Geschichte von Auschwitz hat die Widerstandsbewegung keine entscheidende Rolle mehr spielen können.

Im Herbst 1944 wurden viele Mitglieder der Organisation Transporten zugeteilt, die in wachsender Zahl in andere Lager geleitet wurden – freilich ohne dass die Lagerführung Verdacht hatte, dass die Betroffenen der Widerstandsbewegung angehörten, deren Leitung bis zum Schluss nicht entdeckt wurde. Der isolierte Aufstand eines Teiles des Sonderkommandos bedeutete eine zusätzliche Schwächung. Schliesslich wurde die Organisation durch die Verhaftungen am 27. Oktober geköpft, wie Eugène Garnier bemerkt. Zudem fiel der Offizier, der von der polnischen Untergrundorganisation mit dem Auftrag in die Umgebung von Auschwitz geschickt worden war, die Verbindung mit der Organisation im Lager zu halten, der Gestapo in die Hände. Bei ihm wurden Unterlagen gefunden, welche der SS Konturen der illegalen Organisation zeigten. Wie ernst die SS diese illegale Tätigkeit genommen hat, kann einem Bericht des Kommandeurs der Sicherheitspolizei in Kattowitz vom 18. Dezember 1944 entnommen werden, in dem die Organisation der polnischen Untergrundbewegung

beschrieben ist. Unter dem mit «Inspektorat Bielitz» überschriebenen Abschnitt steht unter anderem:

«Eine besondere Rolle in diesem Inspektorat spielt die Kreiskommandantur Auschwitz. Wie aus erfasstem Material hervorgeht, wird das Konzentrationslager in Auschwitz gleichfalls von der ‚AK‘ (Abkürzung für Armia Krajowa) erfasst. Das Lager wird von Seiten des Inspektorats durch den ‚Militärischen Rat des Lagers‘ – ‚WRO‘ (Abkürzung für ‚wojskowa rada obozu‘ – militärischer Rat des Lagers) betreut. Die Verbindung mit dem Lager wird durch eine Reihe von Personen aufrechterhalten. Insbesondere durch die Kreiskommandanten ‚Danuta‘ und den PPS-Mann ‚Kostka‘ (PPS ist die Abkürzung der Sozialistischen Partei Polens). Als ‚AK‘-Kommandant für das Lager wurde ein gewisser ‚Rot‘ (Deckname für Cyrankiewicz) eingesetzt. Dieser befasst sich insbesondere mit der Erstellung von Berichten über das KL und leitet diese über einen gewissen ‚Urban‘ (Deckname des polnischen Verbindungsoffiziers, der der Gestapo in die Hände gefallen war) an das Gebiet weiter. Die Berichte über das Lager Auschwitz enthalten Angaben über Zu- und Abgänge von Häftlingen, Einteilung des Lagers, Personalbestand der Belegschaft, Beurteilungen einzelner SS-Führer, Organisation der Häftlinge und Zukunftspläne. Zu den Aufgaben der ‚WRO‘ gehören auch die Fluchtvorbereitungen für Häftlinge. Für deren Weiterbeförderung sorgt die eigens hierfür aufgestellte Organisation ‚Bojowka‘, die ihre Verbindungen über verschiedene Anlaufstellen nach Krakau hat.»

Obwohl die Widerstandsorganisation zuletzt nicht mehr ihre volle Schlagkraft besessen hat, ist ihr Geist nicht geschwunden; er manifestiert sich in einer Erklärung, die im Sommer 1944 verfasst wurde und in der es heisst: «Nur eine solidarische, internationale Zusammenarbeit und der Kampf um die Freiheit geben uns das Recht, uns als Mitkämpfer gegen das Unheil zu betrachten, welches der Hitlerfaschismus der Welt bringt.» In diesem Sinn sind Mitglieder der «Kampfgruppe Auschwitz» nach der Evakuierung in andere Lager in der letzten Phase unmittelbar vor deren Befreiung tätig geworden.

Die Ergebnisse der Tätigkeit der Widerstandsbewegung in Auschwitz, die hier in grossen Zügen nachgezeichnet wurde, beweisen, dass Gefangene einen Ausweg aus dem Dilemma gefunden haben, welches die SS ihnen aufzwingen wollte und welches sie vor die Wahl stellte, zu Sterbenden oder unfreiwilligen Mördern zu werden. Es ist ihnen gelungen, Sand in die Todesmaschinerie zu streuen.

DIE BEWACHER

DIE WÄCHTER

«Ich schwöre dir, Adolf Hitler, als Führer und Kanzler des Reiches Treue und Tapferkeit. Ich gelobe dir und den von dir bestimmten Vorgesetzten Gehorsam bis in den Tod, so wahr mir Gott helfe.» Mit dieser Eidesformel wurde jedes Mitglied der SS vereidigt.

Der vom SS-Mann geforderte Gehorsam wird im «Lehrplan für die weltanschauliche Erziehung in der SS und Polizei, erarbeitet und herausgegeben vom SS-Hauptamt» ausführlich definiert: «Es ist ein Gehorsam, der darum besonders schwer ist, weil er aus reiner Freiwilligkeit kommt und alles verlangt, was ein Mann an Opfern hinsichtlich persönlichem Stolz, äusseren Ehren und vielem anderen, was ihm teuer ist, zu bringen vermag. Er verlangt den bedingungslosen Einsatz ohne das geringste Zaudern, und er verlangt die Ausführung jedes Führerbefehls auch dann, wenn der einzelne einmal glaubt, es innerlich nicht überwinden zu können.»

Zu diesem bedingungslosen Gehorsam kommt blinde Treue hinzu, «eine Angelegenheit des Herzens, niemals des Verstandes», wie Himmler predigte. Auf ihren Koppelschlössern trugen die SS-Männer die Worte: «Meine Ehre heisst Treue» eingestanz.

Hans Buchheim gehört zu den Wissenschaftlern, die nach den Gründen forschten, die so viele Menschen bewogen haben, in der Uniform der SS Handlungen zu begehen, die unter normalen Umständen unfassbar scheinen. Er kommentiert den bei der SS geforderten Gehorsam: «Es war nicht der Gehorsam soldatischer Pflichterfüllung, der von jedem Staatsbürger zu fordern ist, sondern der Gehorsam des weltanschaulichen Kämpfers, der auf der Treue basierte, die, wie Himmler oft betonte, darin gezeigt wird, dass einer mehr tut als die Pflicht.»

Die Psychoanalytiker Alexander und Margarete Mitscherlich weisen auf andere Konsequenzen einer bedingungslosen Unterwerfung

unter den «Führerwillen» hin: «Die Faszination, die von Hitler, von seinen Forderungen, die er an die Nation stellte, ausging, hatte nicht nur mit Sadismus, sondern auch viel mit Masochismus, mit Unterwerfungslust zu tun, hinter der die viel bewusstseinsfernere Neigung zur AutoritätsSchändung stand. Da das Gehorsamsideal sehr bindend war, beschwor das Löcken wider den Stachel in Gedanken unerträgliche Schuldängste, die mit überschüssender Unterwürfigkeit abgegolten wurden. Welches Volk wäre sonst bereit, die sich langsam als wahnhaft offenbarenden Ziele seiner Führung mit solcher Geduld, mit solcher Ausdauer auch in der Selbstzerstörung zu verfolgen?» Aus der eben zitierten Definition des Gehorsams durch das SS-Hauptamt ist eine masochistische Komponente herauszulesen.

Das Ehepaar Mitscherlich führt seine Analyse zu folgender Schlussfolgerung: «Identifiziere ich mich mit ihm (dem Idol) und erhöhe es nach Kräften, so spüre ich die von ihm ausgehende Unterdrückung nicht mehr als Last, sondern als Lust. Auf diesem Weg fällt dem Idol, in unserem Fall dem ‚Führer‘, die Qualität der Einzigartigkeit zu. Ihm zu gehorchen wird ein Vergnügen, eine in die Geschichte eingehende Auszeichnung.»

Theodor W. Adorno weist auf eine andere Seite dieses Problems hin: «(Es geht) um ein vorgebliches Ideal, das in der traditionellen Erziehung auch sonst eine erhebliche Rolle spielt, das der Härte ... Das gepriesene Hart-Sein, zu dem da erzogen werden soll, bedeutet Gleichgültigkeit gegen den Schmerz schlechthin. Dabei wird zwischen dem eigenen und dem anderer gar nicht einmal so sehr fest unterschieden. Wer hart ist gegen sich, der erkaufte sich das Recht, hart auch gegen andere zu sein, und rächt sich für den Schmerz, dessen Regungen er nicht zeigen durfte, die er verdrängen musste.»

Dem SS-Mann wurde gleichzeitig mit bedingungslosem Gehorsam seinem Führer und seinen Führern gegenüber, mit hündischer Treue und Härte das Bewusstsein eingehämmert, einer Elite anzugehören, von der man mehr verlangen und erwarten darf als von gewöhnlichen Sterblichen. Herbert Jäger weist darauf hin: «Typisch für die in der SS

gezüchtete Mentalität ist schliesslich auch die ‚avantgardistische‘ Vorstellung, der eigenen Zeit voraus zu sein und als kleine Elite stellvertretend jene ‚schweren Aufgaben‘ übernehmen zu müssen, für die das Volk in seiner Gesamtheit noch nicht ‚reif‘ sei. Die Rechtfertigung des eigenen Handelns wurde also nicht eigentlich in einer bereits bestehenden als vielmehr einer noch zu verwirklichenden Wertordnung erblickt, die den Terror nachträglich, wenn erst einmal seine ‚Notwendigkeit‘ allgemein eingesehen worden sei, sanktionieren würde.»

Eugen Kogon fasst seine Erfahrungen auf diesem Gebiet so zusammen: «Für die Ziele der SS war Wissen nicht erforderlich, sondern Bewusstsein: Herrenbewusstsein, Elitebewusstsein – selbst innerhalb der NSDAP –, Prätorianerbewusstsein, Freund-Feind-Bewusstsein. Mit allem dem war Ansehen verbunden, das durch Schärfe und Rücksichtslosigkeit des Auftretens, durch hochmütiges Gehaben, durch Unerbittlichkeit und Furchtverbreitung leicht noch zu erhöhen war. Kritisches Denken, das Vergleich und Unterscheidungsvermögen voraussetzt und daher zunehmenden Wissens bedarf, hätte die Schlagkraft beeinträchtigt, hätte ‚angebläsel‘, wäre ihnen zersetzend, gefährlich, treulos, ‚jüdisch‘ erschienen. Es war zum Bewusstsein nicht erforderlich; für dieses genügte politische Glaubenssätze. Sie zweifelten nicht an der Richtigkeit dessen, was ihnen die Führung sagte (und was für sie so angenehm, ja häufig bequem war).»

An den Stätten, die ausschliesslich zur Vernichtung von Menschen eingerichtet waren, reichte eine Handvoll SS-Angehöriger aus, um den Tötungsbetrieb aufrechtzuerhalten. Da Auschwitz nicht nur Vernichtungsanstalt, sondern auch Konzentrationslager war und sich auf Grund dieser Doppelfunktion zum grössten Lager entwickelte, musste dorthin eine ständig wachsende Zahl von Wächtern kommandiert werden.

Zu Beginn war Auschwitz ein kleines Lager. Höss gab an, dass ihm im Mai 1940 etwa 50 Waffen-SS-Männer als Wächter und 12 bis 15 Waffen-SS-Männer als Stab für den Aufbau des Lagers zur Verfügung standen. In einem im März 1941 verfassten Bericht ist bereits ein Stand von 700 SS-Männern angegeben.

Es sind keine Ziffern über die Stärke der Wachmannschaft im Frühling und Sommer 1942 erhalten geblieben, als die Menschenvernichtung organisiert wurde, doch dürfte sie nicht viel geringer gewesen sein als am 20. Juni 1943. In einem Dokument, welches dieses Datum trägt, wird eine Zahl «gegen 2000» erwähnt. Für Dezember 1943 beziffert Höss die Stärke der SS mit 3.000 Posten, 300 im Stab und 200 in der Verwaltung. In einem Dokument vom 5. April 1944 ist die Stärke der Wachmannschaft mit 2950 ausgewiesen. Stab und Verwaltung sind in dieser Zahl offenbar nicht inbegriffen. Am 8. September 1944 schickte die Widerstandsbewegung im Zusammenhang mit Nachrichten, welche die Partisaneneinheiten ausserhalb des Lagers auf Aufgaben vorbereiten sollten, die bei einer Liquidierung des Lagers aktuell würden, auch eine Zusammenstellung über die Stärke der Wachtruppe hinaus, die folgende Zahlen enthält:

Auschwitz I 1.119 SS-Männer
Auschwitz II 908 SS-Männer
Auschwitz III 1.315 SS-Männer
zusammen
5.542 SS-Männer

Insgesamt haben wesentlich mehr SS-Angehörige in Auschwitz Dienst versehen, denn SS-Männer wurden häufig versetzt, anfangs vorwiegend von einem KZ zu einem anderen, später zu Fronteinheiten. Höss schätzte, dass während seiner Dienstzeit – also bis November 1943 – insgesamt 6.000 Männer der Waffen-SS zeitweise in Auschwitz gewesen seien. Er fugt hinzu: «Ich nehme an, dass weitere 1.000 Waffen-SS-Männer bis zur Evakuierung ausgetauscht wurden. Demnach waren 7.000 Waffen-SS-Männer in Auschwitz.»

Als im März 1942 das Frauenlager eingerichtet wurde, kamen auch Aufseherinnen nach Auschwitz. Der Kommandant von Birkenau, Josef Kramer, gab an, dass im Sommer 1944 etwa 40 bis 50 Aufseherinnen dorthin kommandiert gewesen seien.

Die Zusammensetzung der Wachmannschaft war sehr unterschiedlich und wurde im Lauf der Zeit immer bunter. Den Kern bildeten stets

SS-Männer, die jahrelang in der Schule der Konzentrationslager ge-drillt worden waren. Sie hatten Schlüsselpositionen besetzt und gaben – selbst als sie zum Schluss schon nur mehr eine sehr kleine Minder-heit bildeten – immer den Ton an.

Theodor Eicke, der längere Zeit Kommandant des ersten national-sozialistischen Konzentrationslagers in Dachau war, hat es im Sinn der SS als Musterlager eingerichtet und die Wachtruppe entsprechend ge-drillt. Als er später zum Inspekteur aller KZs ernannt wurde, sorgte er für eine Übertragung seiner Methoden in die anderen Lager. Höss schrieb: «Dachaus Führer und Männer werden laufend an die anderen Lager versetzt, um den ‚Dachauer Geist‘ hineinzubringen und um et- was militärischer – preussischer zu werden.» Höss schildert Eickes Grundsätze bei der Erziehung: «Weichlinge hätten in seinen Reihen keinen Platz und würden gut tun, sich so schnell wie möglich in ein Kloster zu verziehen. Er könne nur harte, entschlossene Männer ge- brauchen, die jedem Befehl rücksichtslos gehorchten. Nicht umsonst trügen sie den Totenkopf und die stets scharf geladene Waffe!»

Die meisten Spitzenfunktionäre der Auschwitz Truppe sind nach diesem Prinzip geformt worden. Der Kommandant Baer, die Lager- führer Aumeier, Hofmann, Hössler und Schwarzhuber, die Verwal- tungsführer Möckel und Burger und der Rapportführer Palitzsch wa- ren seit 1935 voll in die SS eingegliedert. Die Kommandanten Höss und Kramer haben ein Jahr später als niedrige Chargen ihre Laufbahn in Dachau begonnen. Sie alle machten Karriere, weil sie die Eickesche Schulung willig angenommen hatten.

Andere sind auf kuriosen Wegen zur SS gekommen. Erich Dinges (Jahrgang 1911) will im März 1933 der motorisierten SS nur deswe- gen beigetreten sein, damit er – leidenschaftlicher Motorrad-Rennfah- rer – weiter an Rennen teilnehmen konnte. Richard Böck (Jahrgang 1906) blies in einer Musikkapelle in Günzburg die Trompete. So wie alle anderen Mitglieder seiner Kapelle trat er im Jahr 1934 dem SS- Reitersturm Günzburg bei. «Es blieb uns gar nichts anderes übrig, wenn wir weiter Musik spielen wollten, bei der SA war schon ein an-

derer Musikzug», erklärt Böck nachträglich diesen folgenschweren Schritt. Beide haben es allerdings trotz ihrer langen Zugehörigkeit zur SS lange nicht so weit gebracht wie die zuerst Genannten.

Hermann Rauschnig, der zu den Vertrauten Hitlers gehört hatte, bevor er mit dem Nationalsozialismus gebrochen hat, schreibt: «Die Auswahl asozialer, erblich belasteter Persönlichkeiten zu Bewachungszwecken in den Konzentrationslagern erfolgte mit besonderem Vorbedacht. Ich hatte Gelegenheit, einiges in dieser Richtung zu erfahren. Notorische Säufer und Kriminelle wurden ausdrücklich in den militärischen Verbänden der Partei ausgewählt und zu besonderen Formationen zusammengestellt. Man hat hier den höchst charakteristischen Fall einer wirklichen Auslese des ‚Untermenschentums‘ zu bestimmten politischen Aufgaben.» Anlässlich einer Beschwerde über Ausschreitungen der SS Gefangenen gegenüber habe Hitler ausdrücklich Terror als das wirksamste politische Mittel bezeichnet, schreibt Rauschnig, der das nur in der ersten Zeit nach der Machtergreifung Hitlers erfahren haben konnte.

Konrad Morgen hat seine Erfahrungen als SS-Richter im Zug seiner Erhebungen gegen Mitglieder von Wachmannschaften der Lager in den Kriegsjahren gesammelt. Sein Urteil lautet: «Die SS-Wachmannschaft stellte eine negative Auslese dar.» Höss beschwerte sich in polnischer Haft darüber, dass «Auschwitz allmählich der Personal-Schuttbladeplatz der I.K.L. (Inspektion der Konzentrationslager) geworden war».

Das mag alles zutreffen. Dennoch hält ein Erklärungsversuch, der nachträglich häufig angestellt wird, keiner Prüfung stand: Es ist nicht so, als ob eine Handvoll abwegig Veranlagter das verbochen hätte, was die Nachwelt schauernd zur Kenntnis nehmen muss.

Die Ärztin Ella Lingens schätzt, dass nicht mehr als fünf bis zehn Prozent der Wachmannschaften von Auschwitz Triebverbrecher im klinischen Sinn gewesen wären. «Die anderen waren ganz normale Menschen, die durchaus wussten, was Gut und Böse ist.»

Benedikt Kautsky bestärkt diese Ansicht: «Nichts wäre falscher, als zu glauben, die SS wäre eine Horde von Sadisten, die aus eigenem Antrieb, aus Leidenschaft und Gier nach Lustbefriedigung Tausende von Menschen gequält und misshandelt haben. Die einzelnen, die so handelten, waren durchaus in der Minderheit; ihr Bild prägt sich nur deutlicher ein, weil es schärfer profiliert ist als das des farblosen Rohlings, der sein Pensum an Brutalitäten vorschriftsmässig, sozusagen bürokratisch erledigt, ohne je seine Mittagspause zu versäumen.»

Wenn andere, die sich als Häftlinge nicht einen so guten Überblick verschaffen konnten wie Kautsky und Lingens, den Anteil der Sadisten höher schätzen, so mag das eine Folge dessen sein, dass sadistisch veranlagte SS-Angehörige vorzugsweise auf Stellungen befördert wurden, die sie in unmittelbaren Kontakt mit den Gefangenen gebracht haben, während das Gros der SS-Männer als Wachposten auf den Türmen oder Begleitposten der Arbeitskommandos für die Häftlinge anonym blieb. Darauf weist ein Ausbilder der Wachtruppe namens Hans Schillhorn hin: «Diejenigen, die von den Wachkompanien in das Schutzhaftlager kamen, haben sich sämtlich freiwillig dorthin gemeldet», sagt Schillhorn. Die «aktiven Typen aus den Wacheinheiten» – wie er sie bezeichnet – hätten sich darum bemüht, zur Kommandantur und damit in unmittelbare Berührung mit dem Lager zu kommen. Der leichtere Dienst, die weitaus grössere Möglichkeit zu organisieren, verlockte diese «aktiven Typen», der intimere Kontakt mit der Mordmaschinerie störte sie nicht.

Auch der Rechnungsführer einer Wachkompanie, Friedrich Althaus, bestätigte das, als er vor Gericht aussagte: «Mir ist bekannt, dass Teilnehmer an Sonderaktionen eine Extraration an Schnaps und Zigaretten bekamen. Ich bin der Ansicht, dass SS-Leute, welche diese Aktionen freiwillig mitmachten, dies nicht nur wegen der Extraration taten, sondern weil sie vermutlich Lust an derartigen Massnahmen hatten. Die Truppenversorgung in dieser Hinsicht war nämlich gut.»

Dennoch hat Hannah Arendt richtig erkannt, dass die Organisation der Massenvernichtung weder mit Fanatikern noch mit Lustmördern

und Sadisten gerechnet hat: «Sie rechnet einzig und allein mit der Normalität von Menschen vom Schlage Herrn Heinrich Himmlers», schreibt Arendt.

Zum Kader der «alten KZ-Hasen» stiessen im Lauf der Jahre mehr oder weniger zufällig andere. Die Rolle, die der Zufall dabei spielen konnte, wird im Fall Gerhard Neuberts sichtbar. Der im Jahr 1909 Geborene wurde wie viele andere Sudetendeutsche Mitglied der Henlein-Partei und ist wie die meisten Henlein-Anhänger nach der Eingliederung der Sudeten an Deutschland der SS beigetreten. Nach Kriegsbeginn wurde er zu einer Fronteinheit eingezogen. Über seinen weiteren Weg gab Neubert zu Protokoll: «Wir haben im Kampfeinsatz erhebliche Verluste erlitten. Unsere Einheit wurde nach Krakau zurückgenommen, um dort neu aufgestellt zu werden. Ich erhielt zunächst Heimaturlaub, wurde aber telegrafisch nach kurzer Anwesenheit in Diepholz zurückgeholt. Durch die Schwierigkeiten in den Verkehrsverhältnissen bin ich zwei Tage zu spät nach Krakau gekommen. Es wurde mir und einigen anderen, die ebenfalls zu spät zurückgekommen waren, eröffnet, dass wir zukünftig in Auschwitz zum Einsatz kämen. Ich konnte zunächst nach Diepholz zurückfahren und meinen restlichen Urlaub dort verbringen. Nach Urlaubsende habe ich mich dann im Februar oder März 1943 in Auschwitz gemeldet.» Dort machte sich Neubert schuldig und musste in Frankfurt verurteilt werden.

Franz Wunsch war 16 Jahre alt, als seine Heimat Österreich gewaltsam an das Dritte Reich angeschlossen wurde. Noch nicht 18 Jahre alt, meldete er sich freiwillig zur SS. «Ich sah in ihr eine Elitetruppe und habe mich dem allgemeinen Trend und der damaligen Stimmung der Bevölkerung angepasst», erklärte Wunsch diesen Schritt mehr als drei Jahrzehnte später einem Gericht in Wien. Die Werbebüros seien damals überfüllt gewesen, durch die nicht abreissende Kette der Siege sei eine «ungeheure Stimmung» unter der Jugend entstanden. Er kam damals mit 80 anderen gleichzeitig zur Musterung, aber nur 4 von ihnen wurden für tauglich befunden, ein so strenger Massstab sei an-

gelegt worden. Wunsch wurde nach Auschwitz erst versetzt, nachdem er an der Front verwundet und nicht mehr frontdiensttauglich war.

Auch der berüchtigte Rapportführer Oswald Kaduk war zuerst bei einer Fronteinheit der SS. Nach einer Erkrankung wurde er nach Auschwitz versetzt. Kaduk war Volksdeutscher aus Oberschlesien. Wie er kamen immer mehr Volksdeutsche zur Auschwitzer Wachmannschaft, als die Erweiterung des Lagers eine Vergrößerung der Truppe notwendig machte.

SS-Obergruppenführer Gottlob Berger, für die Auffüllung der SS-Verbände verantwortlich, formulierte in einem an Himmler gerichteten Bericht vorsichtig, dass «in den Arbeitslagern (volksdeutscher Umsiedler) etwas gewaltsam geworben» worden sei. Dieser Bericht trägt das Datum vom 10. Oktober 1945. Dass diese «etwas gewaltsame» Werbung auch schon früher üblich war, beweist der Weg, auf dem Wladimir Bilan und Stefan Baretzki zur SS gekommen sind.

Beide wurden mit vielen anderen Volksdeutschen aus der Bukowina nach Deutschland umgesiedelt. In der Kirche wurde damals verkündet, alle Volksdeutschen mögen sich zur Umsiedlung melden, sagte Baretzki. Er folgte der Aufforderung und kam nach Breslau. Dort seien die jungen Burschen gemustert worden, ohne dass ihnen gesagt wurde, es handle sich um eine Musterung für einen Freiwilligenverband – die SS – und nicht für die Wehrmacht. Wladimir Bilan kam damals mit seiner Familie nach Hirschberg. Dort sei im Herbst 1941 eine Kommission erschienen, erzählte Bilan, welche alle Männer zwischen 30 und 40 Jahren gemustert habe, auch ihn. Ohne dass sie sich besonders hätten verpflichten oder etwas unterschreiben müssen, hätten sie den Befehl bekommen, sich am 21. Oktober im KL Auschwitz zu melden. Damals seien umgesiedelte Volksdeutsche fast in Kompaniestärke zur Wachmannschaft gekommen. Er habe sich erkundigt, was KL zu bedeuten habe, bis dahin hatte er das nicht gewusst.

Manche, die in Auschwitz stolz die SS-Uniform trugen, hatten zu Kriegsbeginn noch eine andere an. Peter Weingartner hat in der jugoslawischen Armee gekämpft, als Deutschland dieses Land überfallen

hat. In der Kriegsgefangenschaft wurde er im Oktober 1942 zur SS angeworben und nach Auschwitz versetzt. Als Hitler Polen überfiel, gehörten Perschei und Nierzwicki der polnischen Armee an, Perschei war bei den Kämpfen in Modlin eingesetzt, Nierzwicki bei der polnischen Kriegsmarine. Wegen seiner deutschen Abstammung wurde er bereits nach drei Tagen aus der Kriegsgefangenschaft entlassen. Beide haben ebenso wie Baretzki schwere Blutschuld auf sich geladen.

Ein junger Bursch aus dem Banat, dessen Name leider nicht bekannt ist, war der SS beigetreten, weil ihm dadurch die Matura geschenkt wurde. Er gehört zu denen, die sich in Auschwitz nicht durch Schulung und Milieu infizieren liessen. Er ist mit Gefangenen geflohen, wurde ergriffen und dürfte erschossen worden sein.

Höss gab zu Protokoll: «Wir hatten Tausende von Wachmännern, die kaum Deutsch konnten.» Dadurch entstanden mit den «Beutegermanen» – wie die Volksdeutschen von den deutschen SSlern abschätzig genannt wurden – manchmal groteske Situationen. Racz, Posten unseres Kommandos im SS-Revier, stammte aus dem Banat. Weil der primitive Bursch Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache hatte, ging er mich an, ihm Liebesbriefe zu schreiben. Ich tat das, weil ich ihn mir dadurch verpflichten konnte. Ein anderer Volksdeutscher dieser Dienststelle namens Bara stammte aus der Umgebung von Auschwitz und sprach besser Polnisch als Deutsch. War kein anderer SS-Mann in der Nähe, dann unterhielt sich Bara mit den Polen unseres Kommandos in der gemeinsamen Muttersprache. Er benützte den persönlichen Kontakt, um die Häftlinge für sich organisieren zu lassen, diese «kauften» sich ihn damit. Der Spiess des Wachsturmbanns und spätere Adjutant des Kommandanten von Auschwitz II, Johann Schindler, schätzt, dass sich die Wachtruppe zu 60 bis 70 Prozent aus Volksdeutschen aus den Ostländern zusammengesetzt habe.

In der letzten Phase verfügte die SS über zu wenig Mitglieder. Wie aus einem Schreiben ersichtlich ist, das der Chef des SS-Wirtschafts- und

Verwaltungshauptamtes, Oswald Pohl, am 5. Juni 1944 unterzeichnet hat, wurden damals 10.000 Angehörige des Heeres in die Waffen-SS übernommen und zur Bewachung verschiedener Lager eingesetzt. Im Austausch kamen dafür SS-Angehörige der Wachmannschaften an die Front. Damals wurde der SS-Stabsscharführer Detlef Nebbe als Hauptfeldwebel der Wehrmachtsleitstelle in Auschwitz eingesetzt. Nach seiner Erinnerung ist diese etwa im April 1944 geschaffen worden. Zu ihr wurden ungefähr 1.200 bis 1.500 Wehrmachtsangehörige versetzt. Allerdings kamen nicht alle zur Bewachungsmannschaft. In einem Brief der Widerstandsbewegung vom 22. August 1944 ist die Zahl der Wehrmachtsangehörigen, die in Auschwitz in SS-Uniform Dienst versahen, mit etwas mehr als 1.000 angegeben. Es waren meist ältere, kränkliche Soldaten, die den Strapazen der Front nicht mehr gewachsen waren. Viele unterschieden sich wohltuend von den SS-Angehörigen, freilich nicht alle. So schreibt Olga Lengyel, dass die ihr bekannt gewordenen Wehrmachtsangehörigen den schärfsten SSiern an Brutalität nicht nachstanden.

In der letzten Phase wurden auch andere Einheiten zur Bewachung von einzelnen kleinen Aussenlagern herangezogen. So wurde das im Frühling 1944 errichtete Arbeitslager Laurahütte von einer Einheit der Küsten-Flakartillerie bewacht. Arnost Basch bezeugt, dass die Behandlung der Häftlinge dank dieser Bewachung nicht so schlecht war wie in anderen Lagern. Die unmittelbare Lagerführung befand sich freilich in Händen von erfahrenen SS-Männern. Im Aussenlager Althammer wurden die Häftlinge bei der Arbeit auch von nicht mehr einsatzfähigen Angehörigen der Kriegsmarine bewacht.

Bei der Anwerbung von Frauen als Aufseherinnen gab es besondere Schwierigkeiten. Höss beschrieb, wie die meisten Aufseherinnen nach Auschwitz gekommen sind: «Da sich freiwillig – trotz eifriger Werbung der NS-Frauenorganisationen – sehr wenig Anwärtnerinnen für den Dienst in einem KL meldeten, musste der täglich sich steigernde Bedarf zwangsweise beschafft werden. Jede Rüstungsfirma, der weib-

liche Häftlinge zugewiesen werden sollten, musste einen gewissen Prozentsatz an weiblichen Angestellten zur Verwendung als Aufseherinnen zur Verfügung stellen.» Höss ergänzte: «Dass diese Firmen nicht das beste Material abgaben, ist nur zu verständlich, bei dem allgemeinen, kriegsbedingten Mangel an weiblichen Arbeitskräften.»

Von den 16 Aufseherinnen, die nach der Evakuierung von Auschwitz nach Bergen-Belsen versetzt wurden und sich nach der Befreiung im Lüneburger Prozess verantworten mussten, sind n im Jahr 1944 der Lagerleitung auf dem von Höss beschriebenen Weg von oberschlesischen Rüstungsbetrieben zur Verfügung gestellt worden, fünf waren schon länger Aufseherinnen. Herta Ehlert war in einer Bäckerei beschäftigt, bevor sie zur SS kam. Elisabeth Volkenrath war Friseurin, wurde im Krieg zur Arbeit in einer Munitionsfabrik verpflichtet und von dort zur SS «versetzt», wie sie vor dem britischen Militärgericht erklärte, das sie zum Tod verurteilt hat. Gertrude Liehr ist von ihrem Vater veranlasst worden, der NSDAP beizutreten. Da er als früherer Gewerkschaftsfunktionär den Nationalsozialisten verdächtig war, wollte er sie damit absichern. Die im Jahr 1921 Geborene kam ebenfalls über einen Rüstungsbetrieb nach Auschwitz.

Diese mehr oder weniger zufällig nach Auschwitz gekommenen Leute entsprachen etwa dem Durchschnitt, wie der im Auschwitzer Hygiene-Institut beschäftigte SS-Arzt Dr. Hans Münch sagt: «Das Hauptkontingent der Bewachungsmannschaften bestand aus Menschen, wie wir sie aus unserem Alltagsleben fast täglich sehen und kennen, Menschen, die in ihrer Bildung, in ihrem Herkommen, in ihrer damaligen deutschen Mentalität genau dem entsprochen haben, was von ihnen erwartet wurde. Es waren in sehr vieler Hinsicht Beamtentypen, wie wir sie gerade in Deutschland besonders ausgeprägt beobachten können, Leute, die ihre Pflicht taten und heute noch darauf stolz sind, wie gut sie als Soldaten waren.» Münch hat offenbar die Männer, die in der Verwaltung eingesetzt waren, am besten kennengelernt.

Alle 7.000 – alte KZ-Hasen und naive Volksdeutsche, als verwundet aus dem Frontdienst Ausgeschiedene und Mädchen, die aus Rüs-

tungsbetrieben abgestellt worden waren – sind in Auschwitz mit dem durchorganisierten Apparat der Menschenvernichtung konfrontiert worden, in den jeder direkt oder indirekt eingegliedert wurde.

Ihr Reichsführer, der sie dazu erzogen hat, jeden Führerbefehl zu befolgen, «auch dann, wenn der einzelne glaubt, es innerlich nicht überwinden zu können», hat den Ton angeschlagen, den die in Vernichtungslagern Tätigen dankbar übernommen haben. Himmler sagte seinen Führern: «Für die Organisation, die den Auftrag (der Tötung auch jüdischer Frauen und Kinder) durchführen musste, war er der schwerste, den wir bisher hatten. Er ist durchgeführt worden, ohne dass – wie ich glaube sagen zu können – unsere Männer und unsere Führer einen Schaden an Geist und Seele erlitten hätten. Diese Gefahr lag sehr nahe. Der Weg zwischen den beiden hier bestehenden Möglichkeiten, entweder zu roh zu werden, herzlos zu werden und menschliche Leben nicht mehr zu achten oder weich zu werden und durchzudrehen bis zu Nervenzusammenbrüchen – der Weg zwischen dieser Scylla und Charybdis ist entsetzlich schmal.»

Als Himmlers SS-Führer später von Richtern gefragt wurden, warum sie an den Massenmorden mitgewirkt hatten, sagten sie nur: «Allen SS-Leuten war wohl der Gedanke gekommen, dass dies (die Judenvernichtung in Auschwitz) nicht der richtige Weg war. Aber da war keine Macht, das zu ändern.» «Der Gedanke, einen Befehl nicht auszuführen, kam einfach niemandem. Und jemand anderer hätte es sowieso getan, wenn ich es nicht getan hätte.» – «Bei Weigerung hätte ich eine Bestrafung zu erwarten gehabt, und der Auftrag wäre ohnedies ebenso von anderen ausgeführt worden unter demselben Zwang.» So verantworteten sich der Adjutant Höcker, der Kommandant Höss, der berüchtigte Lagerarzt Dr. Entress. Man könnte die Namen ebensogut vertauschen, so monoton klingen ihre Worte. Auch die machtbewussten Führer verstanden sich nachträglich nur als kleine Rädchen im allmächtigen Apparat.

Himmler, dem übel geworden war, als er das erste Mal einer Massenexekution beiwohnte, hat dafür gesorgt, dass die Distanz zwischen

Tat und Täter denkbar gross gehalten wurde; die «gefährlichste Tatkonstellation, die kriminologisch überhaupt denkbar ist», wie der Jurist Herbert Jäger meint. Himmler ordnete an, die Menschenvernichtung zu «humanisieren». «Was sie (die SS-Führung) unter ‚Humanisierung‘ verstand, war offenbar nichts anderes als die auf die Dauer nötig erkannte Abschirmung gegen mitleiderregende Reizsituationen. So dürften die hemmenden Wirkungen, die mit den Massenerschießungen verbunden waren und sogar bei Himmler als Schwächeanfall in Erscheinung traten, der Grund für die späteren Gaswagenmorde und die Tötung in Gaskammern gewesen sein», meint Herbert Jäger zu Recht.

Auf einen anderen Trick weist Hannah Arendt hin, der SS-Männer in Vernichtungslagern «von den Reaktionen eines gleichsam animalischen Mitleids ‚befreien‘ konnte, das normale Menschen beim Anblick physischer Leiden nahezu unweigerlich befällt. Der von Himmler, der anscheinend besonders anfällig für solche instinktive Reaktionen war, angewandte Trick war sehr einfach und durchaus wirksam: er bestand darin, dies Mitleid im Entstehen umzukehren und statt auf andere auf sich selbst zu richten. So dass die Mörder, wenn immer sie die Schrecklichkeit ihrer Taten überfiel, sich nicht mehr sagten: Was tue ich bloss! sondern: Wie muss ich nur leiden bei der Erfüllung meiner schrecklichen Pflichten, wie schwer lastet diese Aufgabe auf meinen Schultern!»

Durch die Uniform der Exekutoren erhielten alle Mordbefehle quasimilitärischen Charakter und boten so dem Exekutor ausserdem die Möglichkeit, sich hinter dem preussischen Ideal von blindem Gehorsam zu verstecken und sich von jeder persönlichen Verantwortung freizusprechen.

Höss schlägt einen anderen Ton an, wenn er schreibt: «Ich wollte als hart verschrien sein, um nicht als weich zu gelten.» Der junge Unterscharführer der Politischen Abteilung Gerhard Lachmann sagte mir bei einem Verhör, in welches er einen Vortrag über die Notwendigkeit der Judenvernichtung einbaute: «Ja, es ist grausam, die Juden auszu-

rotten, aber man muss hart sein können, wenn man etwas Grosses durchführen will. Das macht ja eben den Führer, dass er auch hart sein kann bei der Verfolgung eines Zieles, das er als richtig erkannt hat.» Sein noch jüngerer Kollege Hans Stark hatte über seinem Schreibtisch die Losung «Mitleid ist Schwäche» angebracht.

«Härte war gewissermassen die Qualitätsnorm der SS, der es zu genügen galt; nichts wurde so gefürchtet, als für ‚weich‘ gehalten zu werden», schreibt Herbert Jäger mit Recht. Härte und Selbstmitleid wurden aufgerufen, das Gewissen zu betäuben.

Es wurde auch dadurch eingeschläfert, dass Mörder wie Opfer aus ihrer normalen sozialen Umwelt herausgerissen waren. «Die jüdischen Opfer waren wenigstens im Gebiet des ‚Grossdeutschen Reiches‘ schon seit Jahren systematisch sozial isoliert worden (und diese Isolierung wurde von den ‚Ariern‘ akzeptiert, die wenigen Ausnahmen bestätigen nur die Regel; die Zigeuner wurden seit jeher von der Umwelt abgestossen), aber auch die Henker waren es während des Einsatzes ‚irgendwo im Osten‘. Da die Mordaktionen obendrein unter strengster Geheimhaltung stattfanden, war die Versuchung nicht gering, die Taten, die so ausserhalb jeder sozialen Kontrolle stattfanden, auch vor dem Gewissen als nicht geschehen zu betrachten. Wer würde denn später zu Hause danach fragen, was man in einem Wald bei Minsk oder hinterm Stacheldraht von Auschwitz einem unbekanntem Juden angetan hat», fragt Hans Buchheim.

Dazu kam der Glaube, die Herrschaft des Nationalsozialismus werde tausend Jahre – also unabsehbar lang – währen. Es war verlockend, in diesem Führerstaat zur Elite zu zählen; sich von ihr zu trennen schien gefährlich.

Schliesslich tat die hämmernde, monotone, totale Propaganda der Nationalsozialisten das Ihre. Himmler schrieb, das Ringen auf Leben und Tod mit den Juden sei genauso ein Naturgesetz «wie der Kampf des Menschen gegen irgendeine Seuche, wie der Kampf des Pestbazzillus gegen den gesunden Körper». Der SS-General von dem Bach-Zelewski sagte in seiner Zelle im Nürnberger Gefängnis: «Ich bin der Überzeugung, wenn man Jahre und Jahrzehnte lang die Lehre predigt,

dass die slawische Rasse eine minderwertige Rasse ist und Juden nicht einmal Menschen sind, dann ist ein solches Resultat (nämlich widerspruchslose Beteiligung an Massenmorden) unausbleiblich.»

«Uns wurde das Denken abgenommen, das taten ja andere für uns», sagte Hans Stark, der mit 19 Jahren in die Mühle von Auschwitz kommandiert worden war, seinen Richtern. «Jedes dritte Wort war doch: Die Juden sind an allem schuld, die Juden sind unser Unglück; das wurde uns eingehämmert.» Je jünger einer war, als er in den Mordapparat hineingestellt wurde, desto stärker wirkte die totale Propaganda.

Es wäre falsch, die SS isoliert zu betrachten. Reinhard Henkys warnt davor, zu übersehen, «dass sich im Deutschland der Hitler-Jahre ein Klima herausgebildet hatte, das denen, die sich der von der nationalsozialistischen Führung gestellten Aufgabe unterzogen, ‚minderwertige‘ Rassen und Völkerschaften auszurotten, nicht das Gefühl gab, sich damit asozial zu verhalten, sich ausserhalb der Grundnormen der Gesellschaft zu stellen.»

Der Jurist Ernst-Walter Harnack weist darauf hin, dass die im Namen des Nationalsozialismus begangenen Verbrechen mit Hilfe eines gewaltigen Apparates staatlicher und staatsverbundener Organisationen durchgeführt worden waren, «in den Tausende von Menschen in einer Hierarchie, beherrscht von Ober- und Unterordnung, von Befehl, Anweisung und Gehorsam, beeinflusst und geleitet von einer Ideologie mit weithin faszinierender Kraft, von Gefühlen und Treuepflicht, des Autoritätsglaubens und des irgendwie gearteten Vertrauens in die bessere Einsicht der Obrigkeit – einer Obrigkeit zudem, die sich im Kriege befand, der die Welt bis zum Kriege mindestens Duldung entgegenbrachte, der das Volk samt seinen Universitäten und Kirchen im ganzen jahrelang zugestimmt hatte und an deren Spitze ein namentlich für einfachere Gemüter und jüngere Menschen oft fast religiös verklärter ‚Führer‘ stand.» Harnack ist spürbar bemüht, die SS zu entschuldigen – ihm konnte zum Beispiel nicht entgangen sein, dass die Verbrechen im Keim schon vor Kriegsbeginn exerziert worden waren; sein

Hinweis auf das Gewicht der Zustimmung von «Universitäten und Kirchen» kann jedoch nicht bagatellisiert werden. Viktor von Weizsäcker spricht treffend von Verbrechen, die im Kollektiv «mit moralischer Anästhesie» begangen wurden.

Alexander Mitscherlich widerlegt die nachträglich so gern geäusserte Ansicht, ein Abschaum hätte unter Missbrauch des deutschen Namens gemordet. Er hält dem entgegen: «Wir wissen aber, dass die Höss und Bormann, die Hohen und Niedrigen, im Einverständnis waren mit nahezu jedermann. Jedermann hat es mitgenossen, dass die Juden abgeführt wurden wie Vieh, wie es jedermann mitgenossen hat, als die Schiffe der Ostindischen Companie die Negersklaven zu Tode pferchten. Für die Nachzügler der Geschichte: es geht um den unbewussten Genuss, der – höchst paradox – sogar bei denen, die mit eigenen Händen gewürgt und mit Wehrmachtsstiefeln getrampelt und mit Gewehren unseres Staates geschossen haben, unbewusst bleiben konnte. Da wurde in eherner Pflichterfüllung exekutiert. Nichts von Lust, meint Biedermann. Die Grösse des echten Marquis de Sade trifft man seltener, die Himmler sind da eher Legion.»

Helmut Gollwitzer geht noch weiter, wenn er sagt, dass die unvorstellbaren Untaten «weithin von durchaus ‚normalen‘ Personen begangen (wurden), deren sadistische Möglichkeiten durch eine historische Gesamtkonstellation freigesetzt worden sind, an der das ganze Volk schuld hat, so dass hier die Mörder Opfer der Gesellschaft sind wie die von ihnen Gemordeten». Wenn es auch fatal wäre, Schuld im kriminellen Sinn mit moralischer Mitverantwortung zu vermengen, so entkräftet das den Hinweis Gollwitzers auf die moralische Mitschuld nicht. Dort, wo sich Teile der Gesellschaft ihrer Verantwortung bewusst wurden, vermochten sie die Ausführung von Verbrechen zu hemmen: Der Massenmord an Geisteskranken deutscher Nationalität wurde von Hitler mit Rücksicht auf die ablehnende Reaktion weiterer Kreise, deren Sprachrohr kirchliche Würdenträger waren, gestoppt.

Die Morde an Juden, Zigeunern und Slawen irgendwo «im Osten» lösten keine vergleichbaren Reaktionen aus. Daher konnte den SS-

Männern suggeriert werden, dass sie Taten vollbringen, über die man zwar nicht sprechen dürfe, auf die man jedoch stolz sein soll, die gewöhnlichen Menschen nicht zugemutet werden können, deren Wert erst spätere Generationen richtig einschätzen würden. So wurden sie schliesslich imstande, Juden und Zigeuner mit der Mentalität von Kammerjägern zu morden, die Ungeziefer vertilgen. Das ist wörtlich zu nehmen; wurden doch diejenigen SS-Männer, die für den Gebrauch des Giftgases ausgebildet wurden, «Desinfektoren» genannt.

Auf Volksdeutsche hatte weder die nationalsozialistische Propaganda noch die allgemeine Einstellung der Deutschen eine so nachhaltige Wirkung erzielen können wie auf Leute, die im Dritten Reich gross geworden waren. Auf sie wurde mit simpleren Mitteln eingewirkt. Stefan Baretzki, der mit 22 Jahren nach Auschwitz kommandiert worden war, gab dem Frankfurter Gericht ein recht anschauliches Bild, wie diese jungen, primitiven Burschen in Auschwitz geknetet worden sind. Bei einem seiner spontanen Ausbrüche rief Baretzki im Gerichtssaal aus: «Damals wurden uns Hetzfilme gezeigt, wie ‚Jud Süß‘ und ‚Ohm Krüger‘. An diese beiden Titel kann ich mich erinnern. Und was für Folgen das für die Häftlinge hatte! Die Filme wurden der Mannschaft gezeigt – und wie haben die Häftlinge am nächsten Tag ausgesehen!» Erich Kohlhagen erinnert sich, wie er und andere Juden der Strafkompagnie in Sachsenhausen verprügelt wurden, nachdem die SS am Abend vorher den Film «Jud Süß» gesehen hatte.

Baretzki hat dem Frankfurter Gericht ferner geschildert, wie die jungen Volksdeutschen dazu gebracht wurden, alle Befehle auszuführen. Er sprudelte einmal hervor: «Ich war in Auschwitz. Dort hat man Tausende umgebracht. Man hat uns gesagt, das ist ein Gesetz, das muss so gemacht werden. Das hat der Lagerführer Schwarzhuber bei der Belehrung gesagt. Man hat gesagt, man muss vergasen. Wir wurden von Offizieren und Zivilisten belehrt. Man hat uns gesagt, die Judenvernichtung ist notwendig. Ich bin kein guter Sprecher, Sie müssen

mir schon nachhelfen, Herr Vorsitzender. Man hat ja gefragt: Was haben denn die Leute gemacht? Man hat uns gesagt, sie haben Brunnen vergiftet und Sabotage geübt, und wenn wir gefragt haben: Auch die Frauen und Kinder? – hat man uns zur Antwort gegeben: Wenn ihr im ersten Schuljahr seid, dann benützt ihr das Schulbuch für die erste Klasse und nicht das für die fünfte.» Auf die Frage des Vorsitzenden, ob damit gemeint war, sie verstünden das noch nicht, antwortete Baretzki: «Jawohl. Man hat uns gesagt: Das werdet ihr später erfahren. Man hat uns auch gesagt, was Hitler gemacht hat, ist alles Gesetz.»

Bereits in der Voruntersuchung gab Baretzki, der sich keineswegs raffiniert verteidigt hat und dem in dieser Beziehung daher Glauben geschenkt werden kann, zu Protokoll: «Wir wurden des Öfteren von SS-Offizieren und Zivilisten darüber belehrt, dass die Vorgänge in Auschwitz rechtmässig seien, weil die eingelieferten Häftlinge sich als Saboteure betätigt hätten. Ich persönlich war aber der Auffassung, dass all diese Dinge ein Unrecht waren. Denn was sollen zum Beispiel Kinder für Sabotagehandlungen begangen haben? Als ich im Jahr 1943 in Rumänien in Urlaub war, sagte meine Mutter zu mir, dass es das Beste wäre, wenn ich nicht wieder nach Auschwitz zurückginge und in den Bergen illegal lebte. Auch mein Bruder riet mir anlässlich dieses Urlaubs, in die Berge zu gehen. Ich habe aber dann gedacht, wenn ich nicht zurückkehre, werden womöglich Repressalien gegen meine Mutter ergriffen.»

Der Kommandant des Volksdeutschen Baretzki hat mit derlei Gedanken nie gespielt. Als Höss in seiner Zelle in Nürnberg gefragt wurde, ob er nicht die Ausführung eines Befehls hätte verweigern können, lautete seine Antwort: «Nein, nach unserer ganzen militärischen Ausbildung kam uns der Gedanke, einen Befehl zu verweigern, einfach nicht in den Sinn – unabhängig davon, was für ein Befehl.» Höss fügte hinzu: «Ich nehme an, Sie können unsere Welt nicht verstehen. Natürlich hatte ich Befehlen zu gehorchen.»

Als er im Krakauer Gefängnis seine Erinnerungen niederschrieb,

kam Höss darauf zurück: «Es wurde mir seit meiner Verhaftung wiederholt gesagt, dass ich ja diesen Befehl (Auschwitz zur Massenvernichtungsstätte auszubauen) hätte ablehnen können, ja dass ich Himmler hätte über den Haufen schießen können. Ich glaube nicht, dass unter den Tausenden von SS-Führern auch nur einer einen solchen Gedanken in sich hätte aufkommen lassen können. So etwas war einfach ganz unmöglich. Wohl haben viele SS-Führer über manchen harten Befehl des RFSS gemeckert, geschimpft, aber ausgeführt haben sie jeden ... Die SS-Schulung ... sass tief, und der RFSS wusste wohl, was er von einer Schutzstaffel verlangen konnte.» Das Elitebewusstsein ist auch im Kerker noch nicht geschwunden. Höss setzte fort: «Aber Ausenstehende können es nicht verstehen, dass es nicht einen SS-Führer gab, der Befehle des RFSS verweigert oder ihn gar wegen eines grausam harten Befehles beseitigte. Was der Führer befahl beziehungsweise für uns sein ihm Nächststehender, der RFSS – war immer richtig.» Höss unterstrich das Wort «immer».

Der Kommandant von Birkenau, Josef Kramer, sagte vor dem englischen Militärgericht in Lüneburg: «Himmler war mein oberster Vorgesetzter, und jeder Befehl, der von ihm kam, war selbstverständlich durchzuführen. Eine andere Ansicht bestand einfach nicht, und einen militärischen Befehl nicht durchzuführen stand ausserhalb jeder Frage.»

Adolf Eichmann beteuerte in israelischer Haft, ihm hätte nur eines ein schlechtes Gewissen bereitet: Wenn er den ihm erteilten Befehlen nicht nachgekommen wäre. Vor Gericht bezeichnete er als seine Schuld den Gehorsam, fügte jedoch sofort hinzu, dass Gehorsam als Tugend gepriesen werde. Auch er zweifelte wie Höss daran, dass seine Richter ihn verstehen könnten.

Auf die Frage des Untersuchungsrichters, warum er in Auschwitz nicht verbrecherische Befehle verweigert habe, antwortete der Ingenieur Klaus Dylewski: Dies sei «eine dem deutschen Volkscharakter artfremde Reaktion».

In Nürnberg erwähnte Höss, ihn hätten bei der Durchführung der Massenmordaktionen manchmal Zweifel beschlichen. «Bei all diesen Zweifeln, die mir kamen, war immer wieder einzig ausschlaggebend

der unbedingte Befehl und die dazugehörige Begründung des Reichsführers Himmler.» In Krakau fasste Höss nochmals zusammen: «Erzogen in der strengen Disziplin der SS-Organisation, glaubte ich, dass alles, was ihr Chef sowie Hitler befehlen, richtig sei, und ich war der Ansicht, dass es eine Schande und ein Zeichen meiner Schwäche wäre, wenn ich versuchen würde, mich der Ausführung dieser Aufträge und Befehle in irgendeiner Weise zu entziehen.»

Bezeichnenderweise redeten sich weder Höss noch die anderen bei diesen nachträglichen Erklärungsversuchen darauf aus, sie hätten die Mordbefehle aus Furcht vor Strafe ausgeführt. So eine Ausrede schien ihnen offenbar zu blamabel zu sein – und zudem zu wenig glaubhaft. Bezeugt doch zum Beispiel der erste Leiter der Gestapo von Kattowitz, SS-Obersturmbannführer Emanuel Schäfer, auf die Frage des Untersuchungsrichters, was mit SS-Angehörigen geschah, die erklärten, bestimmten Aufgaben nervlich und seelisch nicht gewachsen zu sein: «Solche Personen wurden in ihrem eigenen Interesse versetzt. Sie bekamen Aufgaben zugewiesen, durch die sie nervlich und seelisch weniger belastet wurden. Obwohl ich im Augenblick keinen konkreten Fall nennen kann, weiss ich, dass derartige Versetzungen vorgenommen worden sind. Ich halte es für unsinnig, wenn heute behauptet wird, solchen Leuten sei mit Erschiessen gedroht worden. Die Betroffenen setzten sich allerdings der Gefahr aus, dass sie als ‚Schleimscheisser‘ angesehen wurden. Es bestand auch die Möglichkeit, dass derartige Personen in der Beförderung langsamer vorwärtskamen, aber auch das kann man nicht mit Sicherheit sagen.» Schäfer muss es wissen; denn er war auch Vorgesetzter der in der Politischen Abteilung in Auschwitz tätigen SS-Männer.

Richard Böck erinnert sich an seinen Kameraden Lange, der Blutordensträger, Inhaber des Goldenen Parteiabzeichens und «alter Kämpfer» war. Als in der Anfangszeit die Erschiessungen von Gefangenen noch durch Exekutionspeietons erfolgten, hat Lange durchgesetzt, dass nur Freiwillige dafür herangezogen wurden. Er begründete

seine Initiative damit, dass er als alter Nazi nicht für so etwas gekämpft hätte. Sein Kompaniechef SS-Obersturmführer Köllmer hat ihn deswegen vor der angetretenen Einheit angefahren, er möge sich schämen. Lange reichte daraufhin ein Versetzungsgesuch nach Dachau ein, das sofort genehmigt wurde. Als ich Böck fragte, ob der Kompaniechef nicht durch Langes Initiative in Verlegenheit gekommen sei, antwortete Böck: «Es meldeten sich mehr Freiwillige, als man zu der Exekution brauchte.» Das bestätigt auch Wilhelm Brocks, der von Anfang bis Ende in Auschwitz war und zu Protokoll gab: «Es ist öfter vorgekommen, dass ein SS-Mann, der zu einem Erschiessungskommando eingeteilt war, nicht mitmachen wollte. Dann wurde das unter den Männern ausgehandelt, und es hat sich wohl immer ein anderer gefunden, der mitgemacht hat. Den Offizieren kam es nur darauf an, dass die Zahl stimmte.»

Bekanntlich hat in den zahlreichen NS-Prozessen trotz eifrigsten Suchens und Fachkenntnis ihrer Mandanten kein Verteidiger einen Fall präsentieren können, in dem ein SS-Mann wegen Verweigerung eines Mordbefehls exemplarisch bestraft worden wäre.

Es ist nicht Aufgabe dieser Untersuchung, die Ursache der grenzenlosen Autorität zu ergründen, die der pedantisch-bürokratische Himmler, der so gar nichts von dem Idealbild an sich hatte, in dessen Sinn seine Männer erzogen wurden, bei seiner SS genoss. Doch einzelne bezeichnende Episoden seien erwähnt. Himmler inspizierte Auschwitz zweimal: Am 1. März 1941 und am 17. und 18. Juli 1942, als der Mechanismus der Massenvernichtung eben eingerichtet worden war, den er aufmerksam besichtigte, wobei er «weich in den Knien» wurde, wie sich Höss Eichmann gegenüber geäußert hat. Trotz dieses von Höss registrierten Schwächezeichens hat Himmler damals eine Vergrößerung der Tötungskapazität befohlen. Für Höss bedeutete das ein Vorbild, wie man seine Schwächen niederzukämpfen und hart zu sein hat.

Himmler hat sich in Auschwitz den Vollzug der Prügelstrafe an einer Frau vorführen lassen und interessiert beobachtet. Eine andere Epi-

sode ist für diesen Mann ebenfalls charakteristisch. Da sich Himmler für alles, was mit Landwirtschaft zusammenhängt, besonders interessierte, liess er sich auch einen Kuhstall zeigen. Dort arbeitete damals der polnische Häftling Teddy Pietrzykowski. Nachdem er vorschriftsmässig gemeldet hatte, fragte Himmler ihn, ob es etwas zu trinken gäbe. Teddy antwortete: «Jawohl, fette Milch, Magermilch und Obers.» Himmler liess sich ein Glas Magermilch reichen und gab Teddy dafür eine Schachtel Zigaretten.

Die Wirkung Himmlers auf die Auschwitz SS wird durch folgende Aussagen am Rande des Frankfurter Prozesses angedeutet: Der Rapportführer Oswald Kaduk verblüffte das Gericht 22 Jahre später mit folgender minutiöser Schilderung: «Der Besuch (Himmlers) fand am 17. Juli 1942 statt. Um 14.20 Uhr kam der Reichsführer ins Stammlager. Er blieb dort bis 15 Uhr. Der Reichsführer war nicht beim Appell anwesend. Um 15.05 Uhr fuhr er mit seinem Wagen nach Birkenau.» Bei diesem Besuch hatte Himmler einen einfachen SS-Mann angesprochen. Nachträglich fragte Baretzki diesen, was Himmler ihm gesagt habe. Der antwortete nur: «Glaubst du, ich weiss es? Ich habe mich angepisst vor Angst.»

Der Adjutant von Höss, der Hamburger Exportkaufmann Robert Mulka, der keineswegs primitiv war, schildert dem Frankfurter Gericht seine Erinnerung an den Himmler-Besuch: «Ich hatte damals eine Unterredung mit dem Reichsführer über das besondere Benehmen von SS-Führern. Bei der Tafel im Führerheim hat sich ein Untersturmführer mit beiden Armen auf den Tisch aufgestützt. Ich habe eine Ordnonanz zu diesem geschickt und ihn fragen lassen, ob er nicht eine Chaiselongue haben will. Himmler hat das gehört und gesagt: ‚Grossartig, so will ich meine Führer haben! Sie sollen nicht nur an der Front tapfer sein, sondern sich auch mit Lackstiefeln in jedem Salon bewegen können» Mulka ist noch mehr als zwei Jahrzehnte später stolz darauf, dass der «Reichsführer» – wie er Himmler immer noch respektvoll nennt – ihn zweier Sätze gewürdigt hat. In seinem Gedächtnis sind sie zu einer «Unterredung» angewachsen.

Kennzeichnend für Himmler war ferner, dass er sich sogar gegen Kriegsende noch um Kleinigkeiten selbst kümmerte, während er häufig entscheidende Fragen offenliess, was das Gefühl in der SS verstärkte, ständig unter unmittelbarer Kontrolle des Reichsführers zu stehen. Eine aussergewöhnliche Episode illustriert das:

Der Wiener Rudolf Friemel hat in den Reihen der Internationalen Brigaden in Spanien gekämpft und in diesem Land eine Spanierin nach dem in der Republik geltenden Recht zivil geheiratet. Nach der Niederlage der Republik wurde Friemel wie die meisten seiner Genossen in Südfrankreich interniert. Schliesslich landete er in Auschwitz. Seine Frau, die ebenfalls emigriert war und einem Sohn das Leben geschenkt hatte, zog zu Friemels Vater nach Wien. Da das Franco-Regime in der Republik geschlossene Zivilehen nicht anerkannte, war die Ehe Friemels auch für deutsche Behörden ungültig. Deswegen bemühten sich sowohl der Vater als auch die Frau Friemels hartnäckig darum, dass Rudi Friemel seine Frau nochmals nach deutschem Recht heiraten könne. Ein entsprechendes Gesuch landete schliesslich auf dem Schreibtisch Himmlers. Himmler entschied das Gesuch positiv. Vater, Frau und der kleine Sohn erhielten die Erlaubnis, nach Auschwitz zu kommen, Rudi durfte sich die Haare wachsen lassen. In Zivilkleidern ging er am 18. März 1944 zum Standesamt von Auschwitz, wo sonst ausschliesslich Todesbescheinigungen ausgestellt wurden, und die Ehe wurde nochmals nach deutschem Recht geschlossen. Da Himmler persönlich die Erlaubnis erteilt hatte, räumte die Lagerführung Friemel ungewöhnliche Rechte ein: Im Erkennungsdienst, wo sonst nur Aufnahmen gemacht wurden, die Verbrecher alben füllen, ist ein richtiges Hochzeitsbild aufgenommen worden. Im Bordell des Lagers wurde dem Paar für eine Nacht ein Zimmer zur Verfügung gestellt.

Dass nicht der unbedingte, blinde Gehorsam allein die SS-Männer von Auschwitz veranlasst haben kann, alle Mordbefehle sofort zu befolgen, ist unschwer nachweisbar, denn andere Befehle wurden allgemein missachtet. So war zum Beispiel der SS Geschlechtsverkehr mit «Fremdvölkischen» verboten. Immer wieder musste an diesen Befehl,

der regelmässig umgangen wurde, erinnert werden. Häufig wurden Kommandanturbefehle mit den Worten eingeleitet: «Letztmals mache ich auf das Verbot aufmerksam ...»

Besonders streng war jede persönliche Beziehung zu einem Häftling untersagt. Trotzdem haben viele SS-Männer intime Beziehungen zu weiblichen Gefangenen aufgenommen, von Höss angefangen, der sagt, ihm sei jeder Befehl heilig gewesen.

Mit grösstem Nachdruck hat Himmler seinen Männern verboten, sich bei den Vernichtungsaktionen am Gut der Ermordeten zu vergreifen. «Wer auch nur eine Mark nimmt, der ist des Todes», drohte der Reichsführer. In den Vernichtungsstätten hat sich nur eine verschwindend kleine Anzahl von SS-Angehörigen nicht bereichert. Der Leiter einer SS-Kommission, welche Korruptionsfälle zu untersuchen hatte, Konrad Morgen, erinnert sich, dass in mehreren Dutzend Fällen SS-Angehörige von Auschwitz wegen Aneignung von Gütern der Ermordeten zu Zuchthausstrafen – also keineswegs zum Tod, wie Himmler gedroht hatte – verurteilt wurden, ohne dass davon eine abschreckende Wirkung ausgegangen wäre.

Die SS-Männer vergriffen sich nicht nur am Gold der Ermordeten, sondern auch an der Nahrung der Lebenden. Baretzki, der Blockführer in Birkenau war, schilderte das anschaulich: «Um 9 Uhr gingen der Arbeitsdienstführer und der Rapportführer und um 10 Uhr der Lagerführer frühstücken in die Häftlingsküche.» Von Höss angefangen kamen die prominenten Führer nach Harmense, um sich Fische zu holen, die dort in den Teichen gezogen wurden. Pery Broad schreibt, dass täglich Wagen mit Würsten und Fleisch, die für die Häftlingsküche bestimmt waren, zur SS-Küche gefahren wurden. «Es war direkt eine auffallende Verschlechterung der SS-Kost feststellbar, als sich Egersdörfer – der das Magazin der Häftlingsküche verwaltete – mit dem Küchenchef der SS-Küche, SS-Oberscharführer Scheffler, überworfen hatte und aus diesem Grunde die ‚Sonderzuteilungen‘ ausblieben», schildert Broad. Egersdörfer gab zu Protokoll, dass SS-Angehörige

grosse Mengen von Lebensmitteln aus der Häftlingsküche verschoben hätten. So will er einmal daraufgekommen sein, wie etwa 200 Zentner Margarine, die zur Häftlingsverpflegung gehörten, im Keller der Kommandantur versteckt worden waren.

Ganz offen eignete man sich Güter aus Kanada an, die im Krieg Mangelware waren. Je höher der Rang des SS-Mannes, desto ungeeigneter die Methode der Aneignung. Liess sich ein SS-Führer im SS-Revier ein Bad vorbereiten, dann hatte der damit beauftragte Häftling auch Seife und Kölnischwasser bereitzustellen. Niemand fragte, woher der Häftling das beschaffte. Es versteht sich, dass nach dem Bad beides verschwand.

In dem Kommando «SS-Schneiderei» waren 25 weibliche Gefangene ausschliesslich damit beschäftigt, für Frauen von SS-Führern und SS-Aufseherinnen zu nähen. Zu einer Zeit, als Himmler wiederholt und sehr energisch befohlen hatte, dass möglichst viele Häftlinge der Rüstungsindustrie zur Verfügung zu stellen sind und nur für unbedingt erforderliche Lagerarbeiten Häftlinge verwendet werden dürfen, wurde dieses Kommando vergrössert. Dass die Stoffe aus Kanada beschafft wurden, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. «Arisieren» galt damals nicht als ehrenrührig. Deswegen zeigten die meisten SSler trotz aller Strafandrohungen keine Hemmungen, das Verbot zu missachten.

Wäre die Umwelt in Deutschland den Zielen, welche die SS verfolgte, feindlich oder auch nur stumm ablehnend gegenübergestanden, dann wären wahrscheinlich die Tötungsbefehle so befolgt worden wie die Verbote, sich am Judengut zu bereichern. Mordbefehle geben Macht, die berauscht; sie verlangen Härte, auf die man stolz sein kann; sie fördern das Elitebewusstsein, weil sie nicht jedermann erteilt werden können. Dadurch unterschieden sie sich grundsätzlich von anderen Befehlen, mit deren Einhaltung man es gar nicht so genau nahm, eben weil man sich zu einer Elite zählte, von der Aussergewöhnliches verlangt werden darf. Eine Episode ist dafür kennzeichnend:

Als Auschwitz aufgebaut wurde, wurden die in der Umgebung wohnenden Polen ausgesiedelt. Wer die SS kennt, kann sich die Sze-

nen vorstellen, die sich dabei abgespielt haben. Richard Böck berichtet, dass sich damals einige SS-Angehörige seiner Kompanie geweigert haben mitzumachen. Lagerführer Schwarz machte nicht etwa auf die Konsequenz einer Befehlsverweigerung aufmerksam, sondern fuhr sie nur an: «Ihr seid doch gar keine Kerle!» Das genügte, um die Widerspenstigen zur Aufgabe ihrer Resistenz zu veranlassen.

Den Druck, der auf Mitglieder der SS ausgeübt worden ist, darf man sich nicht allzu stark vorstellen, wie folgendes Beispiel zeigt: Die nationalsozialistische Partei erwartete von ihren Anhängern, dass sie aus den Religionsgemeinschaften austreten und sich als «gottgläubig» bezeichnen. Die SS als Nazi-Eliteorganisation wünschte das noch nachdrücklicher. Das religiöse Bekenntnis von 59 der 40 im grossen Krakauer Auschwitz-Prozess Angeklagten ist bekannt geworden. 11 bezeichneten sich als gottgläubig und 4 als konfessionslos. 17 gaben an, der evangelischen und 7 der katholischen Religionsgemeinschaft anzugehören. In diesem Prozess hatten sich in erster Linie prominente SS-Angehörige zu verantworten.

Himmler hat die Taktik seines Meisters Hitler, die sich so gut bewährt hatte, nachgeahmt; er überliess oft auch entscheidende Fragen der Initiative seiner Untergebenen, von denen er selbständiges Handeln verlangte. Eugen Kogon schreibt in diesem Zusammenhang: «Die SS-Führung erwartete vom Nachgeordneten Gehorsam und Selbständigkeit zugleich. Beide mussten vom Untergebenen sozusagen erfüllt werden. Als bestes SS-Mitglied galt infolgedessen, wer ‚wusste, worauf es ankam‘, nicht lange auf ausgesprochene Befehle wartet, sondern ‚im Geiste des Reichsführers-SS‘ handelte.» Kogon vergleicht den typischen SS-Mann der Lagerbewachung treffend «mit einem auf Menschen dressierten Bluthund, der in freier Jagd seinem Trieb nachgeht, sofort aber auf jeden entfernten Pfiff seines Herrn hört, sei es zum Kuschen, sei es zur Spezialattacke».

Die meisten SS-Führer empfanden es offenbar als eine Auszeichnung, dass sie mit einer ebenso wichtigen wie geheimnisvollen Aufga-

be betraut wurden, der Vernichtung von Menschen zum Wohle der «deutschen Rasse». Sie glaubten, ihren Führer gut zu verstehen, wenn sie dabei über das direkt Befohlene hinaus Initiative entfalteten. Ihre Einstellung kommt in der Schilderung zum Ausdruck, die Adolf Eichmann in Israel über das Verhalten der Auschwitzter SS-Führer gemacht hat, wenn diese hohe Besucher zu den Vernichtungsanlagen geführt hatten:

«Diese Leute, wenn man nur dorthin kam, haben sich natürlich erst recht einen Tort aus der ganzen Sache gemacht, um so einem Menschen, der vom Schreibtisch kommt, die Sache so grausig wie möglich zu schildern und so die ganze Sache so abrupt wie möglich zu vermitteln, und freuten sich natürlich jedesmal, wenn man nervlich hier eben nicht diese Haltung, wie sie es zu nennen pflegten, aufbrachte, wie sie es taten.»

Das ist wörtlich dem Tonband entnommen, das Eichmann während der Voruntersuchung besprochen hat. Eichmann beschrieb auch, wie man sich «SS-mässig» zu verhalten hatte, wenn angesichts der Massenvergasungen die Nerven zu versagen drohten: «Es hätte sich schlecht gemacht, wäre ich in Ohnmacht gefallen (angesichts der Leichenhaufen auf dem Rost), denn schliesslich befand sich doch ein kleiner Schwanz Nachgeordneter hinter uns, wo eine solche Sache als ein Lapsus ausgelegt worden wäre und die sofort wie ein Lauffeuer umgegangen wäre und die Leute sich in ihrer ganzen Haltung persönlich einer Korrektur unterzogen hätten, das durfte nicht sein.» Diese Sätze sind einem Tonband entnommen, das Eichmann als freier Mann in Argentinien besprochen hat.

Die Folgen des Gefühls, innerhalb der Elite der SS nochmals einer speziellen Elite anzugehören, hat Wanda von Baeyer-Katte untersucht. Sie schreibt: «Die Verbrechen, die begangen wurden, bildeten für die dabei benutzten Exekutoren und ebenso für die sekundär sonst noch auf dem Dienstwege irgendwie damit beteiligten eine Art Blutkitt. Es fesselte sie aneinander – indem jeder im anderen den Trost erblickte, dass man hier mitmachen und nicht darüber verzweifeln könne.»

Eine Kameraderie entsteht, eine Abart der Kameradschaft; man

deckt wechselseitig Verfehlungen, umgeht gemeinsam unangenehme Befehle, dünkt sich über die allgemeine Norm erhaben. Sie bleibt über die gemeinsame Lagerzeit erhalten und ähnelt, wenn man sich vor Gericht zu verantworten hat, der Solidarität von Gangstern, von denen jeder weiss, dass der andere auch auspacken könnte.

Gleichzeitig haben die SS-Männer von Auschwitz die Skrupellosigkeit ihrer Herren kennen und fürchten gelernt. Die SS-Richter Konrad Morgen und Gerhard Wiebeck wurden einmal, als sie im Zug ihrer Untersuchungen zu den Gaskammern gingen, dort von einem SS-Unterführer angesprochen, der sie fragte, was mit ihnen geschehen wird, wenn der Krieg einmal zu Ende sein wird.

Deutlicher schreibt Broad darüber: «Immer wieder hörte man aus dem Munde einfacher Wachsoldaten, dass sie sich nicht vorstellen könnten, jemals wieder entlassen und freie Menschen zu werden. Um das Geheimnis zu wahren, würden sie wohl als letzte in die Gaskammern marschieren, mutmassten einige. Es ist bezeichnend, dass jeder es als eine Selbstverständlichkeit ansah, dass Himmler die zu einem solchen Schritt notwendige Charakterlosigkeit und Brutalität aufbrachte.»

MENSCHEN – NICHT TEUFEL

Gross ist die Versuchung, die Menschen, die in SS-Uniform in Auschwitz waren, in Schemen zu pressen, besonders, seitdem ihre Taten in verschiedenen Prozessen publik geworden sind. Der deutsche Jurist Herbert Jäger weist auf zwei Variationen hin: «Einerseits eine Tendenz zur Dämonisierung des Täters, die aus ihm ein ‚Ungeheuer‘ machte, indem sie das Gesamtgeschehen auf ihn projizierte, ohne sich auf konkrete Verhaltensweise, Tatsituation und Persönlichkeitsbild näher einzulassen; andererseits die Neigung zur völligen Depersonalisation, die den Funktionär zum unselbständig und gleichsam antriebslos agierenden Partikel einer ferngesteuerten Terrormaschine werden liess.» Jäger schreibt, ihm komme beides gleichermaßen unwahrscheinlich vor.

«Die brutalen Gesichter der Uniformierten mit dem Symbol des Todes an Mütze und Kragenspiegel, mit der Ausdruckslosigkeit der Miene, der Hetzpeitsche in der Hand, der Pistole am Gürtel, den Langschäftern an den Beinen, machten auf die Neuankömmlinge einen unauslöschlichen, erschreckenden Eindruck.» So beschreibt Reimund Schnabel seine erste Begegnung mit der SS bei seiner Einlieferung in Dachau. Dabei hätte Schnabel wesentlich leichter als die allermeisten unter der SS differenzieren können: Er sprach ihre Sprache, ihm waren als ehemaligem Führer der Hitlerjugend der bellende, schnarrende Ton und das uniforme Gehaben vertraut, hinter dem das Individuum verborgen war.

Die Antwort, die eine akademisch gebildete deutsche Jüdin auf die Frage nach ihren Beobachtungen von den SS-Angehörigen gegeben hat, ist typisch: «Für mich waren alle gleich. Wenn Sie mich fragen, wie sie ausgesehen haben, kann ich nur antworten: Sie trugen alle Stiefel.» Prügelstock und Stiefel bildeten für den täglich gepeinigten namenlosen Häftling, der seinen Blick nicht zu erheben wagte, Gesichts-

ersatz seiner Peiniger. Schnabel schreibt, sie wirkten genormt, als Termiten des Schreckens, Züchtungsergebnisse der Hölle. Nur Gefangene, die näheren Kontakt mit einzelnen Angehörigen der SS bekommen haben, vermochten sich ein Bild von deren Persönlichkeit zu verschaffen.

Selbst Jozef Kret, der sorgsam um Objektivität seiner Schilderungen bemühte polnische Pädagoge, beschreibt die SS-Eskorte, welche ihn und seine Leidensgefährten zur Strafkompagnie nach Birkenau führte, summarisch mit diesen Worten: «Diese stumpfen, bösen, gehorsamen und kritiklosen Automaten, in der Schule Himmlers für die Kunst des Mordens ausgebildet, würden überall, wo sie ein Befehl hinstellte, gründlich und empfindungslos ihr schändliches Handwerk ausüben.» Professor Robert Waitz, der seine Beobachtungen nicht wie Kret auf einem kurzen Marsch unter überstarkem psychischem Druck anzustellen hatte, sondern als Häftlingsarzt in Monowitz in Ruhe und lange Zeit hindurch beobachten konnte, entgeht ebenfalls der Gefahr von Pauschalurteilen nicht, wenn er schreibt: «Alle SS-Offiziere halten sich für etwas Überraszendes, fast für Übermenschen. Alle SS-Unteroffiziere sind rohe Patrone, Sadisten und Räuber, die danach trachten, soviel wie nur irgend möglich für sich selbst zu organisieren. Sie alle sind tatsächlich davon überzeugt, dass Häftlinge keine menschlichen Lebewesen sind, sondern das Übel dieser Welt personifizieren. Der Häftling ist für sie eine Art Tier, das man strafen muss und mit allen Mitteln, soviel nur irgend möglich, leiden lassen sollte, bevor man es letzten Endes ausrottet. Mitleidsgefühl oder menschliches Erbarmen ist ihnen im Allgemeinen völlig unbekannt.»

Man stösst auf Schwierigkeiten, wenn man nachträglich die uniforme Anonymität der Bewacher von Auschwitz aufheben will; sie selbst haben nicht – ähnlich wie viele überlebende Gefangene – ihre Erinnerungen schriftlich fixiert. Die wenigen, die es getan haben, verbanden damit einen Zweck, den man im Auge behalten muss, wenn man ihre Niederschriften verwerten will. Vor Richtern sind die Bewach-

cher meist wortkarg, flüchten mit Vorliebe in Erinnerungslücken, die von ihnen unterzeichneten Protokolle sind in der Regel dürr.

Stützt man sich auf Beschreibungen ehemaliger Gefangener, so sind Erinnerungsverschiebungen zu berücksichtigen. Wird der Name eines SS-Angehörigen in Verbindung mit besonderen Untaten immer wieder in der Öffentlichkeit erwähnt, dann kann es vorkommen, dass Überlebende ihre Erlebnisse auf ihn projizieren. Im Fall des Lagerarztes Dr. Josef Mengele war das zu beobachten. Mehrmals hörte ich Äusserungen, Mengele hätte ihnen dies und jenes angetan, obwohl zu der Zeit, als das Geschilderte geschah, Mengele noch nicht in Auschwitz war; Olga Lengyel beschreibt ihn als blonden Engel, obwohl Mengele ein ausgesprochen dunkler Typ ist, kurz, Verbrechen eines anonym gebliebenen SS-Arztes wurden Mengele zugeschrieben, über den so viel Böses zu lesen war. Stefan Baretzki platzte einmal vor dem Frankfurter Gericht mit der Bemerkung heraus: «Heute schieben sie alles auf den Dr. Mengele. Der hatte sich für ganz andere Sachen interessiert.»

Auch andere Erinnerungsverschiebungen können beobachtet werden: Die Peiniger blieben vielen Opfern optisch in einer weit gefälligeren Form in Erinnerung, als es den Tatsachen entsprochen hatte. Betrachtet man diejenigen, die in NS-Prozessen die Anklagebänke bevölkern, so merkt man bald, dass nur wenige vor Jahren dem Typ des blonden, blauäugigen, sportlich trainierten Mannes entsprochen haben können. Simon Laks und René Coudy geben in ihrem Buch trotzdem rund 50 SS-Leuten, die sie bei der Eskortierung einer Häftlingskolonne beobachtet hatten, summarisch das Attribut: «Alle schön, jung.»

Zu derlei Gedächtnisverschiebungen hat wohl der krasse Unterschied zwischen dem Bild der verdreckten Gefangenen mit ihren geflickten Monturen und dem der adretten Uniformen der SS beigetragen, ferner das Selbstbewusstsein des SS-Mannes, das sich in Haltung und Auftreten ausdrückte und ihn als ein Wesen einer anderen Welt auswies, als der stets nach möglichen Gefahren spähende, geduckte und gehetzte Häftling.

Einzelne bekannte SSler werden nachträglich eindeutig idealisierend beschrieben. So gibt Fania Fénelon Mengele das Prädikat «schöner Siegfried», Thérèse Chassaing schreibt: «Mengele ist tadellos in seiner Uniform, mit einem Koppel gegürtet, gross, mit glänzenden schwarzen Stiefeln, die an Sauberkeit, Wohlstand und Menschenwürde gemahnen. Kein Muskel bewegt sich. Er ist unempfindlich.» Elie Wiesel erwähnt als Mengeles charakteristische Attribute «weisse Handschuhe, Monokel und das übrige», Jin Steiner, der als Zwilling von Mengele in dessen Versuchsreihe aufgenommen worden war, spricht von dessen «engelhaftem Lächeln», und Siegfried van den Bergh glaubt, dass in einem Film mindestens der berühmte Herzensbrecher Ramon Novarro seine Rolle spielen müsste. Carl Laszlo beschreibt Mengele als «auffallend schönen Mann, der sogar auf die Häftlingsfrauen eine lähmend-faszinierende Wirkung ausübte», und führt weiter aus: «Mengele kam mit unbewegtem Gesicht, seine schönen, regelmässigen, wie aus Stein gemeisselten, kalten Züge schienen die Maske des Todes selber zu sein. Mit seinen glänzenden Stiefeln schritt er wie im Takt auf der Lagerstrasse.»

Ich habe Mengele nahezu täglich in der Schreibstube des SS-Reviere gesehen, wo er bürokratische Routearbeit verrichtete. Mir sind an ihm weder ein besonders einnehmendes Äusseres noch Eleganz aufgefallen. Nie habe ich ihn mit einem Monokel gesehen.

Dounia Ourisson-Wasserstrom, die als Dolmetscherin der Politischen Abteilung Maximilian Grabner häufig begegnet ist, beschreibt diesen Abteilungschef als gross und sehr elegant. Grabner war jedoch eher klein, und sein Äusseres kündete zwar von überbetontem Selbstbewusstsein, nicht aber von Eleganz.

Alina Brewda, welche als Ärztin den Standortarzt auf dem Versuchsblock häufig gesehen hat, nähert in ihrer Beschreibung dessen Aussehen dem SS-Ideal an. Sie spricht von seinen «penetrant blauen Augen, hart wie Stahl». Dr. Wirths hatte zwar helle, aber keine blauen Augen. Ein griechischer Jude, der von Horst Schumann sterilisiert worden ist, beschreibt 24 Jahre später diesen Arzt als «so schön wie

eine Frau». Fotografien Schumanns aus dessen Auschwitzzeit widerlegen eine so exaltierte Beschreibung.

Auch dergleichen Gedächtnisverschiebungen können nicht verallgemeinert werden. So konnte sich zum Beispiel Grete Salus von jeder Verteufelung freihalten, obwohl sie nur kurze Zeit in Auschwitz war und daher SS-Angehörige nicht näher kennenlernte. Sie schreibt: «Ich habe Angst vor Menschen. Ich habe vor nichts solche Angst wie vor Menschen. Wie gut und wie böse sie werden können, dafür gibt es kein Mass, keine Basis, keine Sicherheit. Die Lebensumstände und Erziehung sorgen gewöhnlich dafür, dass keines von beiden ins Masslose wachsen kann; hier waren kleine Beamte, Handwerker, junge Mädchen, Frauen. Die ganze Bosheit, die ihnen innewohnte, hätte sich unter anderen Umständen höchstens in Tratsch Übervorteilen, Tyrannei im Familienkreis und dergleichen ausgelebt.» Es waren keine Teufel, welche die Auschwitzer Mordmaschinerie in Gang gehalten haben; es waren Menschen.

Auch etwas anderes ist zu berücksichtigen, wenn man Beschreibungen von früheren Gefangenen zur Charakteristik ihrer Wächter heranzieht: Erfahrungsgemäss sind ihnen gute Taten einzelner viel besser in Erinnerung geblieben als all das Böse, das sie von ihnen meist anonym Gebliebenen erlitten haben.

Bevor man versucht, sich ein Bild von einzelnen Personen zu machen, die ausserhalb des Stacheldrahtes von Auschwitz eine besondere Rolle gespielt haben, ist es zweckmässig, sich die Auswirkungen der Demoralisation nochmals vor Augen zu halten, von der sich kein Bewacher eines Vernichtungslagers freihalten konnte. Sie ging von den Vernichtungsstätten aus. Der SS-Richter Dr. Konrad Morgen hat sie anschaulich beschrieben, als er eine Inspektion der Krematorien schilderte:

«Die Krematorien fielen nicht weiter auf. Ein grosses Tor führte zu den sogenannten Auskleideräumen. Dort gab es nummerierte Plätze und auch Garderobemarken. Pfeile an der Wand zeigten zu den Duschräumen. Die Beschriftung war in sechs oder sieben Sprachen angebracht.

In dem riesigen Krematorium war alles spiegelblank. Nichts hat darauf hingedeutet, dass dort noch eine Nacht zuvor Tausende Menschen vergast und verbrannt worden waren. Nichts ist von ihnen übriggeblieben, nicht einmal ein Stäubchen auf den Ofenarmaturen.

Ich wollte die SS-Leute kennenlernen und begab mich in die SS-Wachstube Birkenau. Dort habe ich das erste Mal einen wirklichen Schock erlitten. Während im Allgemeinen Wachstuben spartanisch einfach waren, lagen hier SS-Männer auf Couchen und dösten mit gläsernen Augen vor sich hin. Statt eines Schreibtisches stand ein Hotelherd im Raum, und vier bis fünf junge Jüdinnen von orientalischer Schönheit backten Kartoffelpuffer und fütterten die SS-Männer, die sich wie Paschas bedienen liessen. Die SS-Leute und die weiblichen Häftlinge duzten einander.

Auf meinen entsetzt fragenden Blick zuckte mein Begleiter nur die Achseln und sagte: ‚Die Männer haben eine schwere Nacht hinter sich, sie hatten mehrere Transporte abzufertigen.‘ Bei der anschliessenden Spindkontrolle ergab sich, dass in einzelnen Spinden ein Vermögen an Gold, Perlen, Ringen und Devisen in sämtlichen Währungen gehortet war. In ein oder zwei Spinden befanden sich Geschlechtsteile frischgeschlachteter Bullen, die zur Erhöhung der eigenen sexuellen Potenz dienen sollten. So etwas habe ich noch nie gesehen« – mit diesen Worten schloss Morgen seine Beschreibung ab.

Ein Häftling des Sonderkommandos, Leon mit Namen, in Polen geboren, nach Frankreich ausgewandert und von dort deportiert, hatte ausschliesslich für die bei den Krematorien beschäftigten SS-Männer zu kochen, denn die SSler verschmähten die Kost der SS-Küche. Er musste die Lebensmittel selbst beschaffen.

Wie schnell jemand von der allgemeinen Demoralisation infiziert wurde, kann ein anderes Beispiel veranschaulichen: Von dem den Leichen ausgebrochenen Zahngold ist viel abgezweigt worden, bevor es nach Berlin abgeliefert wurde. Das ist in der Zentrale ruchbar geworden, und sie beorderte darum einen Sonderbeauftragten nach Auschwitz. Zdzislaw Mikolajski konnte ihn beobachten:

«Aus Berlin kam ein Mann namens Kerper als Bevollmächtigter für das Zahngold. Er ordnete an, dass es bei uns in Goldbarren umgeschmolzen wird. Eines Tages ist er mit Gold nach Berlin gefahren, das musste er immer selbst abliefern. Nach einiger Zeit kam ein Fernschreiben aus Berlin, in dem angefragt wurde, was mit Kerper und dem Gold sei. Die Zahnstation antwortete, dass Kerper vor zwei bis drei Tagen abgefahren sei. Eine Woche später habe ich von einem SS-Mann erfahren, dass Kerper mit dem Gold in Düsseldorf, wo er wohnte, verhaftet worden sei.»

Als Ventil bot die SS ihren Männern Alkohol an. Für Teilnehmer von «Sonderaktionen» wurde zusätzlich Schnaps ausgegeben. Betrunkene SS-Angehörige im Dienst bildeten keine Ausnahmen. Vom Birkenauer Blockführer Weiss wird erzählt: «Er hat gern getrunken. Als er einmal angetrunken war, hat er gesagt: ‚Mutter, wenn du wüsstest, dass dein Sohn ein Mörder geworden ist!‘» Der Rapportführer Oswald Kaduk, dessen Name durch das, was beim Frankfurter Prozess bekannt geworden ist, zum Synonym für sadistische Ausschreitungen wurde, sagte vor Gericht: «Um zehn Uhr hatte ich schon meine Ladung.» Zeugen bestätigten das und betonten, dass Kaduk betrunken viel gefährlicher war als nüchtern.

Welche Wege SSler eingeschlagen haben, die keinen unmittelbaren Zugang zu Kanada hatten, um zu Alkohol zu gelangen, bezeugte Hans Spicker, der als Häftling in der Lagerdruckerei arbeitete: «Ein Unterscharführer hat mir – es dürfte 1945 vor Jahresende gewesen sein – den Auftrag gegeben, mich als Fälscher zu betätigen. Er befahl mir, Marketendermarken für Schnaps, Zigaretten und andere Dinge zu drucken. Ich habe diese Fälschungen angefertigt und bekam vom Unterscharführer dafür Margarine, Brot, Wurst und Zigaretten.»

Die Gefangenen hatten alles Interesse, die Korruption der SS zu unterstützen. Was der Blockälteste des Zigeunerlagers, Anton van Velsen, sagte, darf verallgemeinert werden: «Wir versuchten systematisch, SSler weich zu machen. Wir gaben ihnen Uhren, Ringe und

Geld. Wenn sie genommen haben, dann waren sie nicht mehr so gefährlich. Schliesslich waren sie demoralisiert bis zum Nullpunkt.»

Ein Beispiel für einen so stark Demoralisierten bot der Rapportführer von Monowitz, Bernhard Rakers. Wenn Häftlinge, die eine gewisse Position hatten, sich etwas zuschulden kommen liessen, pflegte er sie nicht zu melden, sondern zu erpressen. Felix Rausch erzählt, dass Rakers Lebensmittel, die er bei einer Visitation eines Häftlings gefunden hatte, abnahm und den Gefangenen anfuhr: «Nächste Woche bringst du mir Eier!» Selbstverständlich bemühte sich der Erschrockene, in der gestellten Frist Eier für Rakers zu organisieren. So entging er einer Strafe, und Rakers ersparte es sich, die abgenommenen Lebensmittel abzuliefern.

Erich Kohlhagen charakterisiert Rakers drastisch: «Es gab im ganzen Werk keinen Artikel, den er nicht gebrauchen konnte, von Stecknadeln angefangen über Vorhängeschlösser, elektrische Artikel, Koffer, Bilder, bis zu Fahrrädern, Betten, Möbeln und sämtlichen Bekleidungsstücken. Für alles hatte er Verwendung. Alles liess er sich von Häftlingen, die nicht anders konnten, wollten sie wenigstens einigermaßen Ruhe vor ihm haben, stehlen. Soweit er diese Sachen für sich selbst verwenden wollte, schickte er sie in ganzen Wagenladungen nach Hause zu seiner Frau. Einen nicht geringen Teil verbrauchte er aber zur Unterhaltung seiner zahlreichen Geliebten.» Einmal kam Rakers ein Schriftstück in die Hand, das von Häftlingen auf einer Schreibmaschine im HKB geschrieben und an französische Zwangsarbeiter gerichtet war, welche ebenfalls in den Buna-Werken arbeiteten. Kontaktaufnahme zwischen Häftlingen und Fremdarbeitern wurde allerstrengstens bestraft. Rakers meldete diesen Fund nicht, sondern erpresste die Funktionäre des Krankenbaus, die ihm schliesslich das kompromittierende Schriftstück mit Lebensmitteln und Medikamenten «abkauften».

Besonders gross war die Demoralisation der Aufseherinnen – oder sie verstanden es schlechter als ihre männlichen Kollegen, sich abzudecken. Jedenfalls schreibt Höss: «Viele Aufseherinnen kamen vor das

SS-Gericht wegen Diebstählen. Das waren aber nur die wenigen, die dabei erwischt wurden. Trotz der abschreckendsten Strafen wurde weitergestohlen, wurden auch weiter Häftlinge als Mittelspersonen dazu benutzt. Ein krasser Fall zur Beleuchtung. Eine Aufseherin liess sich so weit herunter, dass sie sich mit männlichen Häftlingen, meist grünen Capos, einliess und als Entlohnung für den bereitwilligst erlaubten Geschlechtsverkehr sich wertvollen Schmuck, Gold u. ä. geben liess. Um ihr frivoles Treiben abzudecken, unterhielt sie ein Verhältnis mit einem Stabschef der Truppe, bei dem sie auch die so schwer verdienten Einnahmen verschlossen und verpackt aufbewahrte. Dieser Trottel hatte von dem Treiben seiner Liebsten keine Ahnung und war sehr überrascht, als man bei ihm die netten Sachen fand.»

Robert Mulka hatte als Gerichtsoffizier Durchsuchungen bei Aufseherinnen angeordnet, bei denen «Schmucksachen von erheblichem Wert» gefunden wurden. Er gibt an: «Sie hatten auch Wäsche, die aus Häftlingsgut stammte. Ich habe dafür gesorgt, dass derartige Fälle an das Höhere SS- und Polizeigericht in Breslau mit Tatbericht gemeldet wurden. Ich erinnere mich an Strafen bis zu drei Jahren Gefängnis.» Wilhelm Boger bestätigt, dass er wegen dergleichen Delikten zahlreiche Ermittlungen gegen Aufseherinnen durchgeführt hat. Die Aufseherin Becker erinnert sich an ein Verfahren gegen ihre Kollegin Buchalla: «Es wurde erzählt, dass sie zwei oder drei Koffer voll Sachen gehabt habe. Die Verhandlung gegen Buchalla fand in der Kantine des Stabsgebäudes statt, und wir anderen Aufseherinnen mussten dabei zur Abschreckung zugegen sein.» Becker hat vergessen, welche Strafe Buchalla damals erhalten hat.

Wie häufig, waren es die Kleinen, die erwischt wurden. Als die von dem SS-Richter Morgen geführte Kommission nach Auschwitz kam, um die Korruptionsfalle zu untersuchen, deren Vertuschung nicht mehr möglich war, wurden, wie der Rapportführer Wilhelm Claussen nachträglich in amerikanischer Haft aussagte, die Stuben und Spinde «nur bei Mannschaftsdienstgraden bis einschliesslich Hauptstabschef» durchsucht.

«Eines wurde vermisst, nämlich die Durchsuchungen bei den SS-Führern und Verantwortlichen der Lager überhaupt. Sie hatten in der Zwischenzeit so viel Zeit und konnten ihre Schätze verstecken oder fort-schaffen. Dass gerade bei ihnen am meisten zu suchen war, stand doch ausser Zweifel.» Trotzdem beunruhigte die Suche die SS-Führer nicht nur in Auschwitz, sondern ebenfalls in der Zentrale, denn auch dorthin floss der Strom, der aus Kanada abgezweigt worden ist.

Die Untersuchungskommission verwahrte die konfiszierten Wertgegenstände in einer Baracke. Diese brannte eines Nachts ab. Doktor Morgen antwortete zwei Jahrzehnte später auf meine Frage, eine Untersuchung hätte ergeben, dass zwei Brandherde bestanden hätten. «Die Täter der offensichtlichen Brandstiftung konnten nicht eruiert werden. Alle SSler schwiegen», schloss Morgen. Claussen schreibt in seinem Bericht auch, dass die Brandursache nicht geklärt werden konnte, erwähnt jedoch Gerüchte, denen zufolge SS-Obersturmführer Reimers von der Untersuchungskommission selbst den Brand gelegt haben sollte. Er war damals nach Berlin beordert worden, da er im Verdacht stand, sich ebenfalls an den Schätzen von Kanada vergriffen zu haben. Durch den Brand hätte er alle Spuren verwischen wollen. Reimers wurde damals verhaftet. Er behauptet freilich nachträglich, dass er wegen seiner streng durchgeführten Untersuchung missliebig geworden und darum vorübergehend in Haft genommen worden sei. Reimers gab zu Protokoll, dass er bei ungefähr 30 SS-Angehörigen Durchsuchungen angeordnet hatte. «Das Ergebnis dieser Aktion führte zur Festnahme von zirka 8 bis 14 SS-Leuten, bei denen Wert-sachen in ihrer Wohnung gefunden worden waren, die nachweislich aus gestohlenem Häftlingsgut stammten», gab Reimers an.

Sein Kollege Helmut Bartsch scheint sich genauer zu erinnern: «Die Sonderkommission hat in der Zeit von Oktober 1943 bis zu meinem Abgang Ende April 1944 123 Ermittlungsverfahren gegen SS-Angehörige durchgeführt. Gegen 23 SS-Unterführer und 2 SS-Führer wurde auf Grund der Ermittlungsergebnisse Haftbefehl erlassen. Die Inhaftierten wurden, soweit es sich um SS-Unterführer handelte, so-

gleich dem SS-Gericht überstellt. Es wurde auch bald danach Anklage erhoben, und es erfolgten auch fortlaufend Verurteilungen. Es ist mir bekannt, dass Strafen von zwei bis vier Jahren Gefängnis ausgesprochen wurden. Zumeist wurde auch zugleich auf Ausschluss aus der Waffen-SS befunden.»

Bartsch weist darauf hin, dass der Korruptionssumpf über die Wachmannschaft von Auschwitz hinausreichte: «So wurde auch der Leiter der Volksdeutschen Mittelstelle in Kattowitz, SS-Hauptsturmführer Eisenreich, nachdem ihm umfangreiche Diebstähle und Unterschlagungen von Häftlingseffekten nachgewiesen worden waren, von der Sonderkommission festgenommen und dem SS-Gericht überstellt.» Führern gegenüber scheint dieses Gericht jedoch nicht so prompt gearbeitet zu haben. Bartsch gab zu Protokoll: «Der Ausgang des Verfahrens ist mir nicht bekannt.» Viele Verfahren kamen erst gar nicht zu einem Gericht der SS. So wurde der Arbeitsdienstführer Wilhelm Emmerich zwar im Bunker inhaftiert, weil bei ihm Gold gefunden worden war, aber er wurde ohne Urteilsspruch aus der Haft entlassen.

Diese Angaben beweisen, dass die SS die Drohung ihres Reichsführers, wer auch nur eine Mark vom Gut der ermordeten Juden nehme, sei des Todes, nicht allzu ernst zu nehmen hatte.

Als der SS-Richter Morgen in amerikanischer Haft das Dilemma zu beschreiben versuchte, vor dem er in seiner doppelten Eigenschaft als Jurist und SS-Führer stand, hat er auf eine Ursache hingewiesen, die ihm für die so häufigen Gesetzesübertretungen von SS-Angehörigen verantwortlich zu sein schien: «Als besonderes Krebsübel der SS kam noch dazu, dass diese in der Illegalität gegen Partei, Staat und Wehrmacht emporgewachsen war und grundsätzlich die Illegalität niemals aufgab. Der SS-Richter stiess daher immer wieder auf Vorgänge, die zwar gesetzlich verboten, SS-mässig jedoch geboten und befohlen waren ... Der Richter konnte hier nur mittelbar eingreifen, indem er den Trägern dieser Vorgänge andere Delikte nachwies, die ausserhalb dieses Konfliktes standen. Dies war auch gar nicht so schwer, denn Men-

schen, die in der Ungesetzlichkeit leben und handeln, verlieren bald jegliche Hemmungen und tun so ziemlich alles, was ihnen passt.»

Wilhelm Boger, der reiche Erfahrungen bei Untersuchungen von Eigentumsdelikten gesammelt hatte, will damals zu Dr. Morgen gesagt haben: «Wenn die Judentransporte nicht abgestellt werden, können Sie alle vier Wochen die ganze Wachmannschaft aus wechseln.»

In dieses Milieu waren diejenigen hineingestellt, die nun näher beschrieben werden sollen.

DER KOMMANDANT

Niemand hat den Charakter des Vernichtungslagers Auschwitz so stark beeinflusst und auf dessen Wachmannschaft so nachhaltig eingewirkt wie Rudolf Höss. Obwohl er im November 1945 von der Spitze des Lagers abgelöst wurde, gilt er doch allgemein als «der» Kommandant von Auschwitz. Er hat die Massenvernichtung organisiert, die nach seinem Abgang unverändert weiterlief. Zur Überwachung der grössten Vernichtungsaktion der ungarischen Juden kam Höss im Frühling 1944 wiederum nach Auschwitz und wurde vorübergehend Standortältester.

Die ausführlichen Aufzeichnungen, die er im Krakauer Gefängnis gemacht hat, und seine Gesprächigkeit bei Vernehmungen ermöglichen es, von ihm ein genaueres Bild zu bekommen als von anderen SS-Führern von Auschwitz.

Schon sein Vorleben ist dadurch bekannt geworden. Im Jahr 1900 im Badischen geboren, autoritär und religiös erzogen, meldete er sich, erst sechzehn Jahre alt, im Ersten Weltkrieg als Freiwilliger und avancierte trotz seiner Jugend zum Unteroffizier. Nach Kriegsende bemühte er sich nicht um eine berufliche Ausbildung, sondern schloss sich dem im Baltikum kämpfenden Freikorps an. «Ich ... fühlte mich stets hingezogen zu einer Kameradschaft, in der sich einer auf den anderen in der Not und Gefahr unbedingt verlassen konnte», idealisierte Höss nachträglich diesen Schritt mit Phrasen seiner Generation. Den Personenkreis, der sich bei diesen Einheiten zusammengefunden hatte, charakterisierte Höss so: «Die Angehörigen dieses Freikorps setzten sich zusammen aus Offizieren und Soldaten, die, aus dem Weltkrieg zurückgekommen, den Anschluss an das bürgerliche Leben nicht mehr finden konnten, aus Abenteurern, die ihr Glück auf diese Art versuchen wollten, aus Arbeitslosen, die dem Nichtstun und der öffentlichen Wohlfahrt entgehen wollten, und aus jungen, begeisterten Freiwilligen, die aus Vaterlandsliebe zu den Waffen eilten.»

Sich selbst zählte er wohl zu den «jungen, begeisterten Freiwilligen». Wofür eine solche Begeisterung ausgenützt wurde, zeigt sein Beispiel deutlich: Noch keine 23 Jahre alt, beteiligte er sich am Mord an einem «Verräter» und wurde deswegen zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, von denen er etwas mehr als die Hälfte verbüßen musste. Im Gefängnis sei er ein Musterhäftling gewesen, schreibt Höss. Das kann ihm geglaubt werden, denn er verhielt sich auch in polnischer Haft äusserst diszipliniert. Das klare Verhältnis zwischen Autorität und Untergebenem in einem Zuchthaus kam dem Bedürfnis von Höss entgegen, sich in ein übersichtliches System von Befehl und Gehorsam einzuordnen.

Vorzeitig begnadigt, schloss sich Höss dem «Bund der Artamanen» an, der «germanisches Brauchtum» und Liebe zur Landwirtschaft predigte. Der sonst sehr wortreiche Höss beschreibt auffällig knapp, wie er von dort zur Wachmannschaft der Konzentrationslager kam: «Anlässlich der Besichtigung der SS in Stettin (wo Höss eine Gruppe der Reiter-SS aufgestellt hatte) wurde Himmler auf mich aufmerksam – wir kannten uns vom Bund der Artamanen her – und veranlasste mich, zur Verwaltung eines KL überzugehen. So kam ich im November 1934 nach Dachau», gab Höss in Nürnberg zu Protokoll. Als Unterscharführer wurde er von der SS übernommen, begann seinen Dienst als kleiner Blockführer, avancierte schnell zum Rapportführer, trug bereits im September 1936 die Abzeichen eines Untersturmführers und wurde Adjutant und Schutzhaftlagerführer in Sachsenhausen, bevor er im Mai 1940 zum Kommandanten des neu zu errichtenden Lagers bei Auschwitz ernannt wurde.

In seiner Krakauer Zelle schrieb Höss: «Schon von Anfang an war ich von meiner Aufgabe, meinem Auftrag, voll erfüllt, ja besessen, alle auftretenden Schwierigkeiten reizten mich zu vermehrtem Eifer an. Ich wollte mich nicht unterkriegen lassen. Mein Ehrgeiz liess dies nicht zu. Ich sah nur noch meine Arbeit.»

In einer Niederschrift, die er seinem polnischen Untersuchungsrichter übergab, beschrieb Höss seine Empfindungen bei der ersten Probevergasung in Auschwitz: «(Ich sah) zum ersten Male die Gaslei-

chen in der Menge. Mich befiel doch ein Unbehagen, so ein Erschauern, obwohl ich mir den Gastod schlimmer vorgestellt hatte. Ich stellte mir darunter immer ein qualvolles Ersticken vor. Die Leichen waren aber durchwegs ohne jegliche Verkrampfung. Wie mir die Ärzte erklärten, wirkte die Blausäure lähmend auf die Lunge, die Wirkung wäre aber so plötzlich und so stark, dass es nicht zu den Erstickungserscheinungen wie z.B. durch Leuchtgas oder durch allgemeine Luftentziehung des Sauerstoffs führe.» Ungeniert setzte Höss fort: «Über die Tötung der russischen Kriegsgefangenen (den Opfern dieser Probeerogasung) an und für sich machte ich mir damals keine Gedanken. Es war befohlen, ich hatte es durchzuführen. Doch ich muss offen sagen, auf mich wirkte diese Vergasung beruhigend, da ja in absehbarer Zeit mit der Massen-Vernichtung der Juden begonnen werden musste, und noch war weder Eichmann noch mir die Art der Tötung dieser zu erwartenden Massen klar ... Nun hatten wir das Gas und auch den Vorgang entdeckt.»

Diese Stimmung blieb nicht auf Höss beschränkt. Auch der Lagerführer Aumeier gab an, dass sie damals zwar einen Schock erlitten hätten, aber ‚alle freudig erregt‘ gewesen wären.

Dem amerikanischen Psychiater G. M. Gilbert gegenüber, der Höss vor dessen Überstellung nach Polen in der Nürnberger Zelle studiert hat, äusserte er sich folgendermassen: «Sie können es mir glauben, es war nicht immer ein Vergnügen, diese Berge von Leichen zu sehen und das fortwährende Verbrennen zu riechen. Aber Hitler hatte es befohlen und hatte sogar die Notwendigkeit erklärt. Und ich habe wirklich nie viel Gedanken darauf verschwendet, ob es unrecht war. Es schien einfach nötig.»

In seinen Krakauer Aufzeichnungen vermerkte Höss dagegen: «Diese Massenvernichtung mit allen Begleiterscheinungen ging nun nicht einfach so – zur Kenntnis genommen – über die dabei Beteiligten hinweg. Wohl allen, bis auf wenige Ausnahmen, der zu dieser ungeheuerlichen ‚Arbeit‘, zu diesem ‚Dienst‘ Kommandierten und wie auch mir selbst haben diese Vorgänge genug zu denken gegeben, haben tiefe Eindrücke hinterlassen.»

Der Widerspruch zwischen diesen Äußerungen kann nicht damit erklärt werden, dass Höss den zuletzt erwähnten Passus im Hinblick auf eventuelle Milderungsgründe bei seinem Prozess geschrieben hat; denn er hat die vorher zitierten Äußerungen ebenfalls seinem Untersuchungsrichter übergeben. Höss scheint sich vielmehr in beiden Fällen darum zu bemühen, von sich selbst ein Bild zu zeichnen, das dem Idealtyp der SS gleicht; einerseits sieht er sich als den blind Gehorchenden, der «wirklich nie viel Gedanken darauf verschwendet» hat, welchen Inhalt die Befehle seines Führers hatten, andererseits bemüht er sich, dem Vorbild eines Offiziers zu gleichen, der gerade bei der Durchführung «harter» Befehle seiner Truppe mit Beispiel voranzugehen hat, auch wenn ihm «diese Vorgänge genug zu denken» geben.

Dieses Bemühen kommt auch im folgenden Absatz seiner Aufzeichnungen zum Ausdruck: «Die meisten der Beteiligten traten oft bei meinen Kontrollgängen durch die Vernichtungsstellen an mich heran, um ihre Bedrückung, ihre Eindrücke an mich loszuwerden, um durch mich beruhigt zu werden. Aus ihren vertraulichen Gesprächen hörte ich immer und immer wieder die Frage heraus: Ist das notwendig, dass Hunderttausende Frauen und Kinder vernichtet werden müssen? Und ich, der ich mir unzählige Male im tiefsten Inneren selbst diese Frage gestellt, musste sie mit dem Führer-Befehl abspeisen, damit vertrösten. Musste ihnen sagen, dass diese Vernichtung des Judentums notwendig sei, um Deutschland, um unsere Nachkommen für alle Zeit von den zähesten Widersachern zu befreien.»

Höss flüchtete – Himmler getreulich folgend – in das so bequeme Selbstmitleid. Er setzte fort: «Wohl stand für uns alle der Führer-Befehl unverrückbar fest, auch, dass die SS ihn durchführen musste. Doch an allen nagten geheime Zweifel. Und ich selbst durfte auf keinen Fall meine gleichen Zweifel bekennen. Ich musste mich, um die Beteiligten zum psychischen Durchhalten zu zwingen, felsenfest von der Notwendigkeit der Durchführung dieses grausam-harten Befehls überzeugt zeigen. Alle sahen auf mich. Welchen Eindruck machten

solche Szenen, wie oben geschildert, auf mich, wie reagierte ich darauf? Daraufhin wurde ich genau beobachtet, jede Äußerung meinerseits durchgesprochen. Ich musste mich sehr zusammenreißen, um nicht einmal in der Erregung über eben Erlebtes meine inneren Zweifel und Bedrückungen erkennen zu lassen. Kalt und herzlos musste ich scheinen, bei Vorgängen, die jedem noch menschlich Empfindenden das Herz im Leibe umdrehen liessen. Ich durfte mich noch nicht einmal abwenden, wenn allzu menschliche Regungen in mir hochstiegen. Musste kalt zusehen, wie die Mütter mit den lachenden oder weinenden Kindern in die Gaskammern gingen.»

Und weiter: «Ich musste alle Vorgänge mitansehen. Ich musste, ob Tag oder Nacht, beim Heranschaffen, beim Verbrennen der Leichen zusehen, musste das Zahnausbrechen, das Haarabschneiden, all das Grausige stundenlang mitansehen. Ich musste selbst bei der grausigen, unheimlichen, Gestank verbreitenden Ausgrabung der Massengräber und dem Verbrennen stundenlang dabeistehen. Ich musste auch durch das Guckloch des Gasraums den Tod selbst ansehen, weil die Ärzte mich darauf aufmerksam machten. Ich musste dies alles tun – weil ich derjenige war, auf den alle sahen, weil ich allen zeigen musste, dass ich nicht nur die Befehle erteilte, die Anordnungen traf, sondern auch bereit war, selbst überall dabeizusein, wie ich es von den von mir dazu Kommandierten verlangen musste.»

Ein Mensch, der unter anderen Verhältnissen möglicherweise ein gewissenhafter Leiter eines Postamtes hätte werden können, wurde durch pervertiertes Pflichtgefühl und durch ein nach Himmlers Rezept entwickeltes ebenfalls perverses Selbstmitleid instandgesetzt, ein Vernichtungslager zu kommandieren. Und man muss Höss bestätigen: Er war in Auschwitz tatsächlich stets unterwegs; die Lager beschäftigten ihn weit weniger als die Tötungseinrichtungen .

Man darf in Höss nicht nur ein – wenn auch hochgestelltes – ausführendes Organ sehen. In einem Führerstaat besitzt der Führer eines Vernichtungslagers Entscheidungsbefugnis. Höss schilderte selbst, dass

Himmler gravierende Entschlüsse an seine Untergebenen delegiert hat. In seinem Bürokratendeutsch sei die Beschreibung des Dilemmas wiedergegeben, vor das sich Höss auf Grund widersprüchlicher Befehle gestellt gesehen hat. Die Abkürzungen bedeuten: RFSS – Reichsführer-SS, also Himmler; RSHA – Reichssicherheitshauptamt, das für die Deportation in die Vernichtungslager zuständig war; WVHA – Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt, welches die Konzentrationslager verwaltete und dem Pohl vorstand. Höss schrieb:

«Nach dem RFSS-Befehl vom Sommer 1941 waren alle Juden zu vernichten. Das RSHA erhob die schwersten Bedenken, als der RFSS auf Pohls Vorschlag die Aussortierung der Arbeitsfähigen befahl. Das RSHA war immer für die restlose Beseitigung aller Juden, sah in jedem neuen Arbeitslager, in jedem neuen Tausend Arbeitsfähiger die Gefahr der Befreiung, das am Lebenbleiben durch irgendwelche Umstände. Keine Dienststelle hatte wohl mehr Interesse am Steigen der Todesziffern der Juden als das RSHA, das Juden-Referat. Dagegen hatte Pohl den Auftrag des RFSS, möglichst viele Häftlinge zum Rüstungseinsatz zu bringen. Er legte daher den grössten Wert auf die Einlieferung möglichst vieler Häftlinge, also auch möglichst vieler arbeitsfähiger Juden aus den zur Vernichtung bestimmten Transporten. Er legte auch grössten Wert auf die Erhaltung dieser Arbeitskräfte, wenn auch mit wenig Erfolg. RSHA und WVHA waren also genau entgegengesetzter Auffassung. Doch Pohl schien stärker, denn hinter ihm stand der RFSS und verlangte immer dringender – Häftlinge für die Rüstung, gezwungen durch seine Versprechungen dem Führer gegenüber. Auf der anderen Seite wollte aber auch der RFSS möglichst viele Juden vernichtet haben ...

Die KL standen zwischen RSHA und WVHA. Das RSHA lieferte Häftlinge ein mit dem Endziel der Vernichtung: ob sofort durch Exekutionen oder durch die Gaskammer oder ob etwas langsamer durch die Seuchen (hervorgerufen durch die unhaltbar gewordenen Zustände in den KL, die man mit Absicht nicht beseitigen wollte), blieb sich gleich. Das WVHA wollte die Häftlinge erhalten für die Rüstung.»

Über den Chef von Eichmann im RSHA, SS-Obergruppenführer Heinrich Müller, schrieb Höss an anderer Stelle: «Meine persönlichen Vorstellungen bei ihm, die Aktionen (Deportationen in die Vernichtungslager) abzubremsen, um die Missstände beseitigen zu können, waren stets erfolglos, da er sich immer hinter den strikten RFSS-Befehl stellte, ‚die befohlenen Aktionen sind rücksichtslos durchzuführen!‘ Ich habe in dieser Hinsicht alles bei ihm versucht – doch vergebens. Obwohl ich sonst vieles bei ihm erreichte, was anderen nie gelungen wäre. Heute (November 1946) glaube ich, dass man die Zustände in Auschwitz nicht abstellen wollte, um auf kaltem Wege die Wirkung der Aktionen zu vergrössern.»

Es mag Höss geglaubt werden, dass er sich Müller gegenüber um das Abbremsen der Vernichtungsaktionen bemüht hat. Die von Höss beschriebene Tendenz der Zentrale des RSHA ist durch Dokumente belegbar. Während jedoch andere – zum Beispiel der Standortarzt Dr. Eduard Wirths – die widersprüchliche Befehlslage nutzten, um den Vernichtungsmechanismus zu bremsen, stiess sich Höss nur am Konflikt von Kompetenzen. Er schrieb weiter:

«Die Aussuchung der arbeitsfähigen Juden hatte durch SS-Ärzte zu erfolgen. Es ist aber wiederholt vorgekommen, dass auch Führer des Schutzhaftlagers bzw. Arbeitseinsatzes dies durchführten, ohne mein Wissen oder gar meine Billigung. Dadurch entstanden stets Reibereien zwischen den SS-Ärzten und den Arbeitseinsatzführern. Der Gegensatz der Anschauungen bei den Führern in Auschwitz war entstanden und wurde stets weitergenährt durch die gegensätzliche Auffassung des RFSS-Befehles bei den höchsten Dienststellen in Berlin. Das RSHA (Müller-Eichmann) hatte aus sicherheitspolizeilichen Gründen das grösste Interesse daran, möglichst viele Juden zu vernichten. Der Reichsarzt-SS, der ja den SS-Ärzten die Richtlinien über die Aussortierung gab, war der Anschauung, dass nur wirklich voll arbeitsfähige Juden für den Arbeitseinsatz in Frage kämen, da schwächere, ältliche und nur bedingt taugliche in kurzer Zeit arbeitsunfähig würden, den

ohnehin schon überlasteten allgemeinen Gesundheitszustand weiter verschlechterten, die Reviere unnötig vermehrten, dadurch weiteres ärztliches Personal und Medikamente erforderlich machten und schliesslich doch getötet werden müssten. Das WVHA (Pohl, Maurer) hatte Interesse daran, möglichst viele Arbeitskräfte, auch wenn sie später arbeitsunfähig wurden, für den Rüstungs-Einsatz zu erhalten. Weiter verschärft wurden diese Interessengegensätze durch die sich ins Unermessliche steigenden Anforderungen von Häftlings-Arbeitskräften durch das Rüstungsministerium bzw. die Organisation Todt. Beiden Dienststellen machte der RFSS dauernd Versprechungen mit Zahlen, die nie zu erfüllen waren. Standartenführer Maurer hatte nun die schwierige Aufgabe, dem steten Drängen obiger Dienststellen auch nur einigermaßen nachzukommen, und so wurden durch ihn die Arbeitseinsatzführer scharf gemacht, möglichst viele Arbeitskräfte zu erhalten. Eine klare Entscheidung des RFSS herbeizuführen war nicht möglich.»

Die wirre Situation wurde von jedem seiner Einstellung entsprechend genützt: Der Standortarzt bremste die Vernichtung nach Kräften, der Arbeitseinsatzführer Sell setzte sich über das Drängen seines Vorgesetzten Maurer hinweg und tat alles, um die Vernichtungsmaschinerie zu beschleunigen, Höss improvisierte, wenn technische Schwierigkeiten das Vernichtungsprogramm in Frage zu stellen drohten, und setzte seine ganze Autorität ein, damit seine Untergebenen im gleichen Sinn wirkten, während Liebehenschel sich darauf beschränkte, Befehle durchzuführen.

Trotz Himmlers Schweigen erhielt Höss allerdings eindeutige Signale: Nur drei SS-Männer von Auschwitz sind mit dem Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern ausgezeichnet worden, einem Orden, der wegen besonderer Bewährung vor dem Feind verliehen wurde: der Chef der Gaskammern Otto Moll, Josef Klehr, der die meisten Giftinjektionen verabreicht hat und später der Chef der «Desinfektoren» wurde, welche Giftgas einzuwerfen hatten, und Höss selbst. Mit dieser Auszeichnung billigte Himmler unmissverständlich den Eifer dieser

drei und unterstrich gleichzeitig demonstrativ die Fiktion, der Massenmord von Auschwitz käme Frontdienst gleich.

Als Eichmann in Argentinien seine Lebensgeschichte auf ein Tonband aufnehmen liess, kam er auch auf Höss und Himmler zu sprechen: «Dass Höss persönlich als Mensch unter seiner Arbeit, zu der teilweise auch die physische Vernichtungsarbeit von Gegnern gehörte, litt, das habe ich aus seinem eigenen Mund erfahren, denn – gewissermassen zu seinem eigenen Tröste – hat er mir einmal, als wir in seiner Wohnung (Mobilier SS-Naturholzstil, sauber, einfach, aber heimisch und nett – beschreibt sie Eichmann an anderer Stelle) sassen, gesagt, dass vor wenigen Tagen der RF (Reichsführer, also Himmler) das KZ Auschwitz besucht habe, dass er sich alles angeschaut habe, auch die physische Vernichtung der Gegner, von der Vergasung bis zur Verbrennung. Der RF habe in Anwesenheit auch von Höss diesen SS-Männern gesagt: «Das sind Schlachten, die unsere kommenden Generationen nicht mehr zu schlagen brauchens Und dass dieses RF-Wort nicht nur seinen Männern, sondern auch ihm selbst die innere Beruhigung gegeben hätte, dass diese an sich schwere, an sich belastende Arbeit für das Blut, dem er entstammt, notwendig sei und durchgeführt werden müsse. Ich habe daraus entnommen, dass Höss das nicht war, was einen bulldoggenhaften, unkomplizierten, brutalen KZ-Kommandanten darstellt, sondern dass Höss ein Mann war, der mit sich selbst ins Gericht zu gehen pflegte und sich selbst auch Rechenschaft davon abzulegen gewohnt war, was er tat.»

Wenn sein Führer Himmler von Schlachten sprach, die kommenden Generationen erspart bleiben würden, konnte sich Höss als Soldat und brav fühlen, während er die Abwicklung des umfangreichsten Massenmordes organisierte. Er schrieb von «menschlichen Hemmungen», die er zutiefst hätte begraben müssen, von «menschlichen Regungen», die ihm nach Gesprächen mit Eichmann beinahe wie Verrat am Führer vorgekommen seien, und von «trüben Stimmungen». Eichmann wiederum sagte, dass er sich zusammennehmen musste, um nicht in Ohnmacht zu fallen und damit anderen ein schlechtes Vorbild zu

geben. Keiner der Organisatoren der Vernichtung wollte vor dem anderen «schwach» oder «weich» erscheinen, einer attestierte dem anderen, dass dieser unter seiner Aufgabe litt, aber sie überwandten sich und brachten heroisch das Opfer, das ihr Führer ihnen abforderte, und wiederholten sein Wort von der «Vernichtung der Gegner», obwohl einem primitiven Mann wie Baretzki die Frage aufgestossen ist: Sind denn Kinder und Frauen Feinde?

Höss wurde von Himmler dafür eindrucksvoll belohnt. Stanislaw Dubiel, als Häftling Gärtner und Faktotum in der Villa Höss, beschreibt einen Besuch Himmlers in der Villa des Kommandanten: Himmler sprach «sehr herzlich mit Höss und seiner Frau, nahm die Kinder von Höss auf seine Knie, die Kinder nannten ihn ‚Onkel Heini‘. Solche Szenen wurden auf Fotografien verewigt, die in Vergrößerungen an den Wänden der Wohnung von Höss hingen». Dieses private Verhältnis hat Höss offenbar nicht genützt, um eine Entscheidung von Himmler in dem Kompetenzkonflikt Eichmann-Pohl zu erhalten; vielleicht war er auch stolz, in einer so bedeutenden Frage allein entscheiden zu können.

Wenn Höss einmal schrieb: «Ich war in Auschwitz seit Beginn der Massenvernichtung nicht mehr glücklich. Ich wurde unzufrieden mit mir selbst», so ist das eine der Lügen, mit denen er sich in seinen eigenen Augen besser zu machen trachtete. Als Höss über seine Versetzung von Auschwitz berichtete, die offiziell mit der Vergrößerung des Lagers begründet wurde, die eine Dreiteilung erforderlich mache, verriet sich Höss, indem er schrieb: «Als auf Pohls Vorschlag Auschwitz aufgeteilt wurde, liess er mich wählen zwischen: Kommandant von Sachsenhausen oder Amtschef D I (also Abteilungsleiter in der zentralen Verwaltung aller Konzentrationslager). Das war an und für sich schon etwas ganz Aussergewöhnliches bei Pohl, dass er einen Führer seine Verwendung wählen liess – er liess mir auch noch 24 Stunden Bedenkzeit. Es war aber nur eine wohlwollende Geste, um mich für die Aufgabe von Auschwitz zu trösten, wie er es ansah.» Dass Pohl sich nicht irrte, wenn er der Meinung war, Höss bedürfe eines Trostes,

bestätigte Höss in Folgendem: «Zwar war mir im ersten Moment die Losreissung schmerzlich, gerade weil ich durch die Schwierigkeiten, durch die Missstände, durch die vielen schweren Aufgaben mit Auschwitz verwachsen war. Aber ich war dann froh, dass ich so von all dem befreit wurde.»

Sein weiteres Verhalten zeigt, wie unwahr das ist. Er liess seine Familie noch längere Zeit nach seiner Versetzung in Auschwitz wohnen und benützte jede Gelegenheit, um sie zu besuchen. Schliesslich hätte er sich unter Hinweis auf seine ständig wachsenden Aufgaben als Amtschef einer nochmaligen – vorübergehenden – Versetzung nach Auschwitz entziehen können. Er fuhr jedoch hin und bemühte sich mit ganzem persönlichem Einsatz, alle Transportschwierigkeiten auszuräumen, um noch gegen Kriegsende die Kapazität der Auschwitz-zer Vernichtungsmaschinerie zu steigern.

Eine Aussage der Sekretärin des Stellvertreters von Eichmann in Ungarn, Hermann Krumej, zeigt allerdings, dass die zwiespältige Haltung von Höss keine nachträgliche Konstruktion von ihm war. Im Prozess gegen Krumej sagte Frau Ferchow am 17. Januar 1969 in Frankfurt aus, sie hätte einmal in Budapest für Höss einige Telegramme an das Reichssicherheitshauptamt zu schreiben gehabt. Bei dieser Gelegenheit habe ihr Höss gesagt, dass er es dort oben – also offenbar in Auschwitz – nicht mehr aushalten könne. Wenn es auch schwer zu dem Bild des selbstbewussten und stets um Haltung bemühten SS-Obersturmbannführers passt, sich zu einer ihm nicht näher bekannten Sekretärin so offen zu äussern, so ist andererseits kein Grund ersichtlich, der Frau Ferchow bewogen haben könnte, diese Äusserung zu erfinden.

Auf der anderen Seite trumpfte Höss mit seinen Taten auf. Als sich Grabner im Oktober 1944 – also nach der Äusserung, die Höss in Budapest gemacht haben soll – wegen auch seinen Vorgesetzten gegenüber getarnten Tötungen vor einem SS-Gericht verantworten musste, ist Höss als Zeuge vernommen worden. Der Vorsitzende Dr. Werner Hansen schildert sein Verhalten anschaulich: «Höss hat versucht,

Grabner zu entlasten. Er ist in einer sehr überheblichen Art und Weise in den Gerichtssaal hereingerauscht. Er sagte: ‚Ihr wisst ja gar nicht, was vor sich geht. In Auschwitz werden ganze Transporte liquidiert!‘ Ich erinnere mich, dass er in einer Verhandlungspause bei Grabner gestanden ist und abfällige Bemerkungen über das Gericht gemacht hat.»

Obwohl Höss sein ganzes Leben in einem streng geregelten Verhältnis von Befehl und Gehorsam verbracht hat und sich darin wohl fühlte, können seine Taten in Auschwitz mit Autoritätshörigkeit allein nicht erklärt werden. Denn ihm waren nicht alle Befehle Himmlers gleichermassen heilig.

Als Kommandant hat er das strenge Verbot Himmlers, sich nicht an fremdem Eigentum zu vergreifen, seinen Untergebenen gegenüber häufig wiederholt. Wie Höss selbst handelte, berichtet Stanislaw Dubiel. Gab der Kommandant einen Empfang, dann sagte Frau Höss zu Dubiel, welche Lebensmittel sie benötigte. Wie dieser sie beschaffen musste, beschreibt Dubiel später einem polnischen Gericht: «Anfangs trug ich die Waren im Korb aus dem Lebensmittelmagazin für Häftlinge, welches SS-Unterscharführer Schebeck verwaltete, später benützte ich einen Wagen. Aus dem Warenlager brachte ich für den Privathaushalt von Höss Zucker, Mehl, Margarine, verschiedene Backpulver, Suppengewürze, Makkaroni, Haferflocken, Kakao, Zimt, Griess, Erbsen und andere Produkte. Frau Höss war niemals zufrieden, dauernd fing sie mit mir ein Gespräch darüber an, was ihr im Haushalt noch fehle. Mit diesen Lebensmitteln versorgte sie nicht nur ihren eigenen Haushalt, sondern schickte diese auch an ihre Verwandten in Deutschland. Ich hatte auch die Küche von Höss mit Fleisch aus dem Schlachthaus und laufend mit Milch zu versorgen. Für alles, was aus den Lebensmittelmagazinen und der Lagerschlächtereie in den Haushalt von Höss ging, hat Höss niemals etwas bezahlt.»

Dubiel brachte täglich 5 Liter Milch aus der Lagermolkerei in die Villa Höss. Auf Grund der Milchkarten wären der Familie Höss nur 174 Liter täglich zugestanden. Im Lauf eines Jahres hat Dubiel drei

Säcke Zucker, jeden zu 85 Kilogramm, zu organisieren gehabt. In der Villa hat er Kisten mit je 10.000 jugoslawischen Zigaretten der Marke Ibar gesehen. Mit diesen Zigaretten, die offiziell für die Häftlingskantine geliefert worden waren, bezahlte Frau Höss Schwarzarbeiten der Gefangenen. Sie schärfte Dubiel ein, dass kein SS-Mann von all dem erfahren dürfe, denn Höss hat nicht nur Organisieren, sondern auch Schwarzarbeit verboten und strengste Strafen angedroht.

Marta Fuchs, eine Schneiderin aus Bratislava, die aus rassischen Gründen deportiert worden war, hatte mit Gehilfinnen viele Monate lang in der Villa Höss zu schneiden. Ein Mansardenzimmer wurde als Werkstatt eingerichtet. Die Stoffe wurden offenbar aus Kanada beschafft. Eine andere Jüdin mit dem Rufnamen Manza war als Friseurin bei Frau Höss beschäftigt. Sie nützte die Tendenz, Häftlinge für sich arbeiten zu lassen, geschickt aus und veranlasste Frau Höss, noch jemanden für Strickarbeiten für ihre Kinder anzufordern. So kam eine weitere Gefangene zu einem guten, geschützten Arbeitsplatz und Frau Höss zu einer Privatsklavin mehr.

Als über die Schwarzarbeiten in der Villa des Kommandanten schon zu viel gesprochen wurde, liess Frau Höss im Stabsgebäude eine Schneiderwerkstatt einrichten und dort Weiterarbeiten, wodurch die Frauen anderer SS-Führer Gelegenheit erhielten, ebenfalls davon zu profitieren. Doch auch in dieser Zeit wurden Marta Fuchs und eine andere Schneiderin noch kurzfristig zu Arbeiten in die Villa Höss kommandiert, wo auch zwei Bibelforscherinnen beschäftigt waren, eine als Köchin, die andere als Stubenmädchen. Der Name von einer ist bekannt: Sophie Stipel aus Mannheim.

Zur selben Zeit erliess Höss wiederholt Befehle, möglichst viele Häftlinge in Rüstungsbetrieben zu beschäftigen und alle anderen Arbeitsplätze rigoros zu überprüfen, damit jede nicht unbedingt nötige Arbeitskraft der Rüstungsindustrie zur Verfügung gestellt würde.

Besonders bezeichnend ist das eigenartige Verhältnis, das sich zwischen Höss und Erich Grönke entwickelt hat. Grönke, der wegen Diebstahls, Notzucht und widernatürlicher Notzucht wiederholt vor-

bestraft und als sogenannter Berufsverbrecher ins KZ eingewiesen worden war, gehörte zu den ersten 30 deutschen Häftlingen, die von Sachsenhausen nach Auschwitz kamen. Er wurde Capo in der Lederfabrik. Dort hatte Grönke viele Möglichkeiten, Lederwaren und später, als alles den Deportierten auf der Rampe abgenommene Lederzeug in diese Fabrik geschafft wurde, auch darin versteckte Wertgegenstände abzuzweigen. Höss hat durchgesetzt, dass Grönke im Jahr 1941 freigelassen und als Leiter der Lederfabrik eingesetzt wurde. Es wurde ihm ermöglicht, in Bielitz die Meisterprüfung als Schuhmacher abzulegen.

Grönke, dem Morde an Häftlingen zur Last gelegt wurden, hat vor dem Frankfurter Untersuchungsrichter über seine Beziehungen zu Höss ausgesagt: «In die Villa Höss bin ich häufig hereingekommen. Manchmal am Tage zweimal. Höss hatte immer besondere Wünsche, ich musste Folgendes für ihn besorgen: Instandhaltung des Sattelzeuges für seine Pferde und des Schuhzeugs der Familie, Besorgung von Gegenständen des täglichen Bedarfs. In der Lederfabrik war nicht nur die Schusterei untergebracht, sondern auch die Schmiede, die Schlosserei, die Stellmacherei, schliesslich auch die Schneiderei. In Bezug auf alle diese Betriebe hatte Höss irgendwelche Wünsche, er bediente sich dabei meiner Person als Mittelsmann.» Frau Höss habe er öfter mit der Kutsche ausgefahren. Stanislaw Dubiel erinnerte sich, dass Grönke täglich bei der Villa Höss vorfuhr und nicht nur verschiedene Galanteriewaren und Schuhe für alle Familienangehörigen, sondern auch Kleidungsstücke und Stoffe brachte.

Höss freundete sich schliesslich mit diesem Gewohnheitsverbrecher so an, dass er mit ihm auf die Jagd ging, sich mit ihm duzte, ja dass ein Sohn von Höss nicht einschlafen wollte, bevor Grönke ihm nicht «Gute Nacht» gesagt hatte, wie sich der Lagerführer Hofmann erinnerte.

Grönke war wohl der Hauptlieferant für Höss, aber nicht der einzige. Der frühere SS-Oberscharführer Robert Sierek gab zu Protokoll, dass er Anstände hatte, weil er zu Häftlingen zu freundlich gewesen sei. Aber: «Zu ernsten Folgerungen für mich kam es nicht. Ich wurde von dem Lagerkommandanten Höss nur verwarnet. Höss unternahm

vor allem deshalb nichts gegen mich, weil er auf meine Hilfe und Unterstützung angewiesen war, denn ich musste ihm immer wieder irgendetwas besorgen, hauptsächlich Stoffe. Solche Besorgungen waren mir deshalb möglich, weil ich oft als Einkäufer für die Lagerverwaltung unterwegs war.»

Als die Familie Höss endlich von Auschwitz fortzog, schrieb der Standortarzt am 26. November 1944 seiner Familie: «Von Höss' Haus und Garten hat er (der Kommandant Baer) mir erzählt, es sei eine Schande, wie dort alles eingerichtet wäre, unverantwortlich. Mit zwei Eisenbahnwaggons und x Kisten sei der Aus- und Umzug erfolgt! Un erfreulich ...»

Was alle wussten, konnte auch Eichmann nicht verborgen bleiben. Trotzdem sagte er: «Höss war die Bescheidenheit in Person.» Womöglich noch verlogener ist Eichmanns Idealisierung, wenn er sagt: «Höss führte ein vorbildliches Familienleben.» Dabei musste er erfahren haben, dass ein Grund der Versetzung von Höss in der Aufdeckung des Verhältnisses bestand, welches er mit Eleonore Hodys, einem weiblichen Häftling, eingegangen war. Der SS-Richter Morgen, welcher die Untersuchungskommission leitete, die dem in Auschwitz auf die Spur gekommen war, gab darüber zu Protokoll: «Ich halte es für sicher, dass die Versetzung Höss' nach Berlin mit dem von mir eingeleiteten Verfahren zusammenhing. Offenbar wollte Pohl auf diese Weise erreichen, dass er als Gerichtsherr für Höss zuständig wurde, um ihn damit schützen zu können.»

Dr. Morgen bestätigt, dass das mit Hodys aufgenommene Protokoll über dieses Verhältnis und den Versuch von Höss, sie im Stehbunker dem Hungertod auszuliefern, nachdem es ruchbar geworden war, Pohl vorgelegt worden ist. Pohl hat dieses Faktum bagatellisiert und Höss befördert. Stanislaw Dubiel deutet die Ursache dafür an, wenn er schildert, dass bei Besuchen Pohls bei Höss eine sehr herzliche Atmosphäre geherrscht hat, ihm stets ein grosser Empfang bereitet wurde und Höss bei solchen Anlässen Pohl Geschenke gegeben hat.

Höss, der in der Haft offen über seine Mitwirkung bei der Massen-

tötung geschrieben hat, wick jedem Thema, das zur Affäre Hodys hätte führen können, aus. Dem Psychiater Gilbert sagte er bloss: «Selbst als ich die Ausrottungsaufgabe durchführte, führte ich ein normales Familienleben und so weiter.» Auf nachstossende, möglicherweise durch das verräterische «und so weiter» ausgelöste Fragen antwortete Höss nur, seine sexuellen Beziehungen zu seiner Frau seien in Auschwitz normal gewesen, «aber nachdem meine Frau herausfand, was ich tat, hatten wir selten Verlangen nach Geschlechtsverkehr», und fügte hinzu, das Sexuelle hätte in seinem Leben nie eine grosse Rolle gespielt und er habe nie den Drang verspürt, eine Liebesgeschichte anzufangen oder fortzusetzen. Direkt wurde Höss nach der Affäre Hodys nicht gefragt; offenbar war sie den Untersuchenden nicht bekannt.

So bedenkenlos sich Höss über die Befehle hinweggesetzt hat, sich nicht an Häftlingsgut zu bereichern oder keine Beziehungen zu gefangenen Frauen anzuknüpfen, so ernst hat er den Geheimhaltungsbefehl genommen. In Nürnberg sagte er aus:

«Ende 1942 wurde meine Frau von dem damaligen Gauleiter Oberschlesiens durch Bemerkungen auf die Vorgänge in meinem Lager aufmerksam gemacht. Meine Frau frug mich dann später, ob dies der Wahrheit entspräche, und ich gab dies meiner Frau zu. Das war mein einziger Bruch dieses dem Reichsführer gegebenen Versprechens (über die Geheimhaltung der Massenvernichtung), und ich habe sonst niemandem gegenüber gesprochen.»

Höss war auch bei der Truppe gefürchtet. So gab der ehemalige SS-Oberscharführer Hans Schillhorn zu Protokoll: «Höss ging rigoros gegen die Häftlinge und auch gegen die SS-Leute vor.»

Die Meinung des SS-Richters Konrad Morgen über Höss lautet: «Ich will nicht behaupten, dass Höss von Grund auf ein schlechter Mensch war. Meines Erachtens war er ein typischer Kommisknopf. Die ganzen Verhältnisse im KL Auschwitz und darüber hinaus allgemein während der damaligen Zeit haben auch ihn demoralisiert. Kein

Mensch verträgt es, wenn er schrankenloser Herrscher über Leben und Tod ist, wenn er also einen Menschen von der einen Minute zur anderen in Asche verwandeln kann.»

Als Eichmann in Argentinien sein Leben und Wirken beschrieb, bezeichnete er Höss als liebenswerten Kameraden und Freund. Er sagte: «Höss war die personifizierte Pünktlichkeit und Akkuratessse. Höss war sein eigener Registrator, was seine penible, bürokratische Handlung anbelangt. Höss war vielleicht zum Schluss horizontmässig zu klein gewesen, um den gewaltigen KZ-Bereich Auschwitz zu bearbeiten.»

Nachdem Höss am 11. März 1946 in Schleswig-Holstein, wo er unter falschem Namen als Landarbeiter gelebt hatte, verhaftet worden war und seine Aussagen über Auschwitz die Öffentlichkeit erregt hatten, haben ihn Psychiater untersucht. Der polnische Professor Batawia schrieb in seinem Gutachten unter anderem: «Rudolf Höss ist weder ein anormaler Mensch vom Typus ‚moral insanity‘ oder ein gefühlloser Psychopath noch ein Mensch, der irgendwelche verbrecherische Neigungen oder sadistische Tendenzen zeigte. Er ist ein Mensch von durchschnittlicher Intelligenz.» Batawia führt weiter aus: «Er ist ein verschlossener, autistischer und zweifellos empfindlicher Mensch (eine eigenartige Empfindlichkeit eines Schizothymikers), obwohl er seine Gefühlsreaktionen nicht kundtut ... Er ist ein Mensch, der von seiner frühen Jugend an gewöhnt war, seine Pflichten ernst zu nehmen und sie mit grosser Gewissenhaftigkeit und Eifrigkeit zu erfüllen ... Er ist auch ein Individuum, das man gewöhnlich als einen starken Mann mit nicht alltäglich vorkommender Willensstärke bezeichnet ...»

Der amerikanische Psychologe G.M. Gilbert kam auf Grund seiner vorher in Nürnberg angestellten Untersuchungen zu dem Schluss, dass Höss den Eindruck eines geistig Normalen mache, «aber mit einer schizoiden Apathie, Gefühllosigkeit und einem Mangel an Einfühlungsvermögen, wie er kaum weniger extrem bei einem richtigen Schizophrenen auftritt». Prinz Schaumburg-Lippe, kein geschulter

Psychologe, erkundigte sich, als er Höss im Nürnberger Gefängnis begegnete, wer denn dieser blumenpflückende Dorfschullehrertyp sei.

Gilbert wollte ergründen, was in Höss vorgegangen war, als er die Mordbefehle durchgeführt hat, die Himmler ihm unter vier Augen erteilt hatte: «Ich fragte ihn, ob er sich je überlegt hätte, ob die Juden, die er ermordete, schuldig waren oder in irgendeiner Weise ein solches Schicksal verdienten. Wieder versuchte er mir geduldig zu erklären, dass solche Fragen unrealistisch seien, weil er in einer völlig anderen Welt gelebt habe. Wer stehen Sie nicht, wir SS-Leute sollten nicht über diese Dinge nachdenken; es kam uns nie in den Sinn. Und ausserdem war es gewissermassen eine Selbstverständlichkeit geworden, dass die Juden an allem schuld hatten.» Ich drängte auf eine Erklärung, warum das eine Selbstverständlichkeit war. „Nun, wir haben nie etwas anderes gehört. Es stand nicht nur in Zeitungen wie dem *Stürmer*, sondern wir hörten es überall. Selbst bei unserer militärischen und ideologischen Ausbildung wurde als selbstverständlich vorausgesetzt, dass wir Deutschland vor dem Juden zu schützen hätten ... Erst nach dem Zusammenbruch begann mir klar zu werden, dass es vielleicht doch nicht ganz richtig war, nachdem ich hörte, was alle Leute sagten. Aber niemand hat vorher so etwas gesagt; jedenfalls hörten wir nichts davon.»

Erst Menschen, die für ihn als Gefangenen eine Autorität darstellten, brachten Höss auf diesen Gedanken, nicht etwa sein Gewissen. Es ist ebenfalls charakteristisch, dass Höss im Krakauer Gefängnis alles zu Papier bringt, was sein dortiger Vorgesetzter – der polnische Untersuchungsrichter Jan Sehn – für die Verhöre benötigt, obwohl ihn dieser korrekt darauf aufmerksam gemacht hatte, dass seine Aufzeichnungen im Prozess gegen ihn verwendet werden können. Höss nennt einen weiteren Grund, der ihn bewegen haben dürfte, so offen über das Vernichtungslager und sich zu schreiben: «Was Menschlichkeit ist, habe ich erst hier in den polnischen Gefängnissen kennengelernt. Mir, der ich als Kommandant von Auschwitz dem polnischen Volk so viel Schaden und Leid – wenn auch nicht persönlich oder aus eigener Initiative – zugefügt, wurde ein menschliches Ver-

ständnis entgegengebracht, das mich oft und oft tief beschämte. Nicht nur von den höheren Beamten, sondern auch von den einfachsten Wachmännern. Viele darunter waren ehemalige Häftlinge in Auschwitz oder anderen Lagern.»

Es ist nicht anzunehmen, dass Höss dies in der Hoffnung geschrieben hätte, dadurch wenige Tage vor dem Vollzug des Todesurteils eine Begnadigung zu erreichen; er machte sich diesbezüglich keine Illusionen.

Nachdem das Todesurteil gesprochen worden war, schrieb Höss über sich: «Es ist tragisch; ich, der ich von Natur aus weich, gutmütig und stets hilfsbereit war, wurde zum grössten Menschenvernichter, der kalt und bis zur letzten Konsequenz jeden Vernichtungsbefehl ausführte. Durch die jahrelange eiserne Schulung in der SS, die das Ziel hatte, aus jedem SS-Mann ein willenloses Werkzeug zur Durchführung aller Pläne des RFSS zu machen, war auch ich ein blindlings jedem Befehl gehorchender Automat geworden. Meine fanatische Vaterlandsliebe und mein stärkst übertriebenes Pflichtbewusstsein waren gute Voraussetzungen für diese Schulung. Es ist hart, am Ende sich eingestehen zu müssen, dass man einen falschen Weg gegangen und sich dadurch selbst dieses Ende bereitet.»

Von der heroisch-verlogenen Pathetik des Nazijargons kommt Höss selbst in dem Abschiedsbrief nicht weg, den er wenige Tage vor seiner Hinrichtung an seine Frau schreibt: «Ich bin zeitlebens ein verschlossener Gesell' gewesen, habe nie gerne jemand in das, was mich innerst zutiefst bewegte, hineinsehen lassen, machte dies alles mit mir selbst ab. Wie oft hast Du, Liebste, dies bedauert und schmerzlich empfunden, dass Du selbst, die Du mir am nächsten standest, so wenig an meinem inneren Leben teilnehmen konntest. So schleppte ich auch schon jahrelang all meine Zweifel und Bedrückungen über die Richtigkeit meiner Tätigkeit, über die Notwendigkeit der mir erteilten harten Befehle mit mir herum. Ich konnte und durfte mich niemandem gegenüber darüber auslassen.»

Wie manche andere Nationalsozialisten kehrte auch Höss zu religi-

ösen Betrachtungen zurück. Streng katholisch erzogen, hatte er sich unter nationalsozialistischem Einfluss von der Kirche abgewandt. Er schrieb seiner Frau, ihm sei in der langen Haftzeit die Erkenntnis gekommen, dass sein Handeln im Dienst der nationalsozialistischen Ideologie völlig falsch gewesen sei, und setzte fort: «Nun war es ganz logisch, dass mir starke Zweifel erwachsen, ob nicht auch meine Abkehr vom Glauben an Gott völlig falschen Voraussetzungen unterlag. Es war ein schweres Ringen. Doch ich habe meinen Glauben an meinen Herrgott wiedergefunden.»

In seinen Abschiedsbriefen zieht der Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz das Resümee. Er schreibt an seine Frau: «Mein verfehltes Leben legt Dir, Liebste, die heilige Verpflichtung auf, unsere Kinder zu einer wahren, aus tiefstem Herzen kommenden Menschlichkeit zu erziehen. Unsere lieben Kinder sind alle gutmütig veranlagt. Fördere all diese guten Herzensregungen in jeder Weise, mache sie empfindsam für jegliches menschliche Leid.»

An seinen ältesten Sohn Klaus richtet er folgende letzten Worte: «Werde ein Mensch, der sich vor allem in erster Linie von einer warm empfindenden Menschlichkeit leiten lässt. Lerne selbständig zu denken und zu urteilen. Nimm nicht alles kritiklos für unumstösslich wahr hin, was an Dich herangetragen wird. Lerne aus meinem Leben. Der grösste Fehler meines Lebens war, dass ich auf alles, was von ‚oben‘ kam, gläubig vertraute und nicht den geringsten Zweifel an der Wahrheit des Gegebenen wagte. Gehe mit offenen Augen durchs Leben. Werde nicht einseitig, betrachte bei allen Dingen das Für und Wider.»

Reue? Einkehr? Phrasen?

Wäre der Kommandant von Auschwitz nicht durch Krieg und Freikorps aus der Bahn geworfen worden, hätte er nicht eifrig und willig die Dressur der SS aufgenommen, dann hätte er sich wenig von anderen unterschieden, die ihre Pflicht dort tun, wo sie hingestellt werden.»Kein Mensch verträgt es, wenn er schrankenloser Herrscher über Leben und Tod ist» – Morgen hat recht.

SS-FÜHRER

Wer sich der Mentalität der SS anzupassen wusste, konnte schnell Karriere machen. Das nationalsozialistische System stellte mit Vorliebe junge, ihm ergebene Menschen auf hohe Posten und band diese so noch stärker. Auch die meisten SS-Führer von Auschwitz waren jung.

Möckel, Liebehenschei und Caesar sind ein Jahr jünger als Höss – im Jahr 1901 geboren. Alle drei brachten es bis zum SS-Obersturmbannführer. Der Leiter der Verwaltung, Ernst Möckel, hatte niemals einen normalen Beruf ausgeübt. Schon vor der Machtergreifung Hitlers im Jahr 1935 war er hauptamtlich bei der SS angestellt. Sein Nachfolger Wilhelm Burger (Jahrgang 1904) war zwar als Lehrer ausgebildet, hat aber diesen Beruf nie ausgeübt, sondern wurde Versicherungsvertreter, bis ihn die Wirtschaftskrise arbeitslos machte. Burger, der dafür zu sorgen hatte, dass trotz der schwierigen Verkehrsverhältnisse auch gegen Kriegsende immer genügend Giftgas in Auschwitz lagerte, um keine Stockung im Vernichtungsvorgang eintreten zu lassen, hatte mit 24 Jahren eine Jüdin geheiratet, die Tochter des Generaldirektors der Aschaffener Zellstofffabrik. So nützlich diese Verbindung im Jahr 1928 gewesen sein mochte, nachdem Hitler an die Spitze Deutschlands gelangt war, wurde sie ihm hinderlich. Er liess sich darum im Jahr 1935 mit der Begründung scheiden, er habe zur Zeit seiner Eheschliessung den Unwert der jüdischen Rasse noch nicht durchschaut. Von da an stand einer steilen Karriere bei der SS nichts mehr im Weg. Später wollte Burger seinen Richtern mit Hinblick auf diese Verbindung nachweisen, dass er nie Antisemit gewesen sei.

Arthur Liebehenschei und Dr. Joachim Caesar gehörten seit der Machtübernahme Hitlers zum Kader der SS, doch passierten sie nicht die Dachauer Schule, was in Auschwitz fühlbar wurde. Liebehenschei hatte 12 Jahre bei der Reichswehr gedient, bevor er zur SS überwechselte, wo er bald in die Zentrale versetzt wurde. Der Diplom-Landwirt

Caesar gab im Jahr 1953 seinen Beruf auf, um das Amt eines Bürgermeisters zu übernehmen. Ein Jahr später wurde er in das Schulungsamt der SS berufen, wo ihm die Verantwortung für die SS-Leithefte übertragen wurde. Schliesslich wurde er an die Spitze der landwirtschaftlichen Betriebe in Auschwitz versetzt, an deren Führung Himmler besonders viel gelegen war.

Der Befehlshaber der Wachtruppe und erste Kommandant von Birkenau nach der Dreiteilung von Auschwitz, Friedrich Hartjenstein, und der Leiter der Politischen Abteilung, Maximilian Grabner, sind im Jahr 1905 geboren, der Arbeitseinsatzführer und Kommandant von Auschwitz III, Heinrich Schwarz, ein Jahr später.

Von allen, die Spitzenfunktionen in der Auschwitzer SS-Mannschaft bekleidet haben, sind nur der Nachfolger von Schwarz als Arbeitseinsatzführer, Max Sell (Jahrgang 1893), und der Chef der Zentralbauleitung der Waffen-SS, Karl Bischoff (Jahrgang 1897), für ihren hohen Rang nicht auffallend jung. Hartjenstein, Schwarz und Sell sind erst zu Kriegsbeginn zur SS gekommen, der Österreicher Grabner nach der Besetzung seines Landes. Von allen Spitzenfunktionären haben nur Bischoff – der als Baufachmann bei der Luftwaffe eingesetzt und von dort im Oktober 1941 nach Auschwitz kommandiert worden war –, Hartjenstein und Baer die Front gesehen, von den Ärzten Dr. Wirths und Dr. Mengele.

Der Schutzhaftlagerführer Schwarzhuber ist im Jahr 1904 geboren, seine Kollegen Aumeier, Hössler und Hofmann zwei Jahre später. Baer wurde mit 33 Jahren Kommandant des grössten nationalsozialistischen Konzentrationslagers.

Es ist bedauerlich, dass der Nachfolger von Höss als Kommandant, Arthur Liebehenschei, in der Haft nicht ähnlich wie Höss eine schriftliche Beichte abgelegt hat. Es wäre interessant gewesen, zu erfahren, was dieser Mann an der Spitze des Vernichtungslagers empfunden hatte, dessen Wirken sich so eindeutig von dem seines Vorgängers ab-

gehoben hat. So ist man auf Äusserungen von anderen angewiesen. Nicht viele ehemalige Häftlinge haben ihn näher kennengelernt; dazu war das halbe Jahr, in dem er die SS von Auschwitz kommandiert hat, zu kurz. Doch liegen einzelne aufschlussreiche Beschreibungen vor.

So gab Dr. Erwin Valentin am 16. Mai 1945 – also mit ganz frischem Gedächtnis – zu Protokoll: «Unter Liebehenschei änderte sich das Leben in Auschwitz derart, dass es für unsere Verhältnisse beinahe erträglich zu nennen war. Liebehenschei war besonders gut gesinnt den Juden gegenüber, er verbot das Schlagen von Juden auf der Arbeitsstelle und setzte Capos und Vorarbeiter ab, die Juden geschlagen hatten, und nahm auch Beschwerden von Juden entgegen.» Weil Valentin selbst den Judenstern trug, hat dieses Zeugnis Gewicht.

Als Rudolf Steiner einmal dabei ertappt wurde, wie er Schuhe organisierte, wurde er zu zehn Stockhieben auf das Gesäss verurteilt. Die Prügelstrafe wurde auf Block 11 vollzogen, Liebehenschei war anwesend. Erfahrene Häftlinge rieten Steiner, laut zu schreien, denn das könne Liebehenschei nicht aushalten. Steiner schrie daher nach den ersten Schlägen so laut er konnte, und tatsächlich stoppte der Kommandant die Prügelstrafe, bevor alle zehn Schläge ausgeteilt waren.

Jenny Spritzer schreibt: «Während man Höss selten persönlich gesehen hatte und dann meistens nur im eleganten Auto vorbeiflitzen, inspizierte Liebehenschei persönlich das Lager und beobachtete die Häftlinge bei der Aussenarbeit. Einige Male kam Liebehenschei in unsere Büroräume (der Politischen Abteilung), öffnete jede Zimmertür, winkte unser gewohnheitsmässiges Aufspringen ab, liess sich unter anderem auch von mir meine Arbeit erklären und wohnte einigen Vernehmungen bei. Jede Bunkerstrafe, die von unserer Abteilung verhängt wurde, reduzierte er um die Hälfte, denn der Kommandant musste ja alle diese Strafen unterschreiben.»

Spritzers Beschreibung beweist, wie unobjektiv der eifersüchtige Höss seinen Nachfolger charakterisiert hat, als er schrieb: «L. war auch in Auschwitz mehr auf seinem Dienstzimmer und diktierte Befehl auf Befehl und Berichte, hielt stundenlange Standort-Ältesten-Be-

sprechungen, dieweil das Lager immer weiter sank im Allgemeinzu-stand.»

Der Lagerführer des Stammlagers, Franz Hofmann, kam vor dem Frankfurter Gericht auf den Unterschied zwischen den beiden Kommandanten zu sprechen: «Unter der Kommandantur von Liebehenschei sind meines Erachtens dann nur noch Aktionen durchgeführt worden, die von Berlin angeordnet waren; im Gegensatz zu der Zeit, als Höss Kommandant war.»

Höss fertigte im Krakauer Gefängnis Charakteristiken vieler SS-Führer an, auch eine von Liebehenschei, die seine Einstellung zu diesem beleuchtet. Beide waren schon Nachbarn in der SS-Siedlung von Sachsenhausen gewesen. Aus dieser Zeit beschrieb Höss ihn so: «L. war ein stiller, ruhiger Mensch, der sehr gutmütig war. Auch musste er stets Rücksicht auf seinen Zustand – er war schwer herzkrank – nehmen ... Wir kamen oft zusammen, doch menschlich kamen wir uns nicht näher, wir waren wohl zu verschiedene Naturen und hatten auch zu weit auseinanderliegende Interessen.»

Sowohl die Abneigung von Höss als auch seine Auffassung vom richtigen Verhalten eines KZ-Kommandanten kommen in folgendem Absatz zum Ausdruck: «Nach seiner Anschauung hatte ich in Auschwitz grundsätzlich alles verkehrt gemacht, und er fing nun an, alles anders einzurichten, als es bisher der Fall war.» Höss setzt fort: «In kurzer Zeit war er ‚überfahren‘ und tat, was die Häftlinge wollten ... Er hielt auch Ansprachen an die Häftlinge, wobei er ihnen versprach, dass nun alles besser würde und er aus dem Mordlager ein richtiges KL machen würde.»

Auch Eichmann hat keine andere Meinung über Liebehenschei. Er sagte knapp: «Er benahm sich quasi wie ein Enfant terrible in Auschwitz und liess zum Schluss alle fünf grad sein.»

Im grossen Krakauer Auschwitz-Prozess wurde Liebehenschei zum Tod verurteilt. In der Begründung des Urteils heisst es unter anderem: «Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Angeklagte nach seiner Ankunft im Lager Auschwitz eine Reihe von Änderungen in der Behandlung der Häftlinge einführte, die ihr Schicksal bedeutend besserten.»

Nach dem Hinweis darauf, dass solche Anordnungen Liebehenschels einem Wunsch der Zentrale in Berlin entsprachen, die damals an einer gründlicheren Ausbeutung der Arbeitskraft der Häftlinge interessiert war, wird betont: «Nichtsdestoweniger muss man die Erteilung dieser Anordnung zugunsten des Angeklagten werten, da der Angeklagte ihre Ausführung überwachte und die Aufträge, die er von seiner vorgesetzten Dienststelle bekam, nicht einengend, sondern erweiternd interpretiert hat.»

Dass Liebehenschei trotzdem dieselbe Strafe wie Höss erhielt, mag juristisch unvermeidlich gewesen sein; es weist jedoch auf die Unzulänglichkeit hin, derartige Untaten mit normalen Massstäben der Justiz zu messen.

Als Auschwitz im Mai 1944 für die grösste Vernichtungsaktion vorzubereiten war, stand der «weiche» Liebehenschei im Weg. Intrigen wurden gesponnen, die Höss andeutete: «Er lebte schon seit Jahren nicht gut mit seiner Frau, die sehr zänkisch und kleinlich war. In der Vorzimmerdame von Glücks (dem Chef Liebehenschels in Oranienburg) hatte er nun eine Frau gefunden, die ihn verstand und auf seine Eigenheiten einging. Es kam zur Ehescheidung, und L. konnte nun nicht länger mehr bei der Inspektion (aller Konzentrationslager) bleiben, daher seine Versetzung nach Auschwitz.» Die Diskretion, mit der Höss seine eigenen persönlichen Beziehungen und die seiner Freunde übergeht, fehlt in diesem Fall. Er setzte fort: «Inzwischen hatte er wieder geheiratet, und dabei stellte es sich heraus, dass seine zweite Frau von Seiten des SD belastet war, längere Zeit mit Juden verkehrt zu haben, noch nach den Nürnberger Gesetzen. Diese Tatsache wurde auch bald in Auschwitz bekannt, und L. war da nicht mehr tragbar.»

Richard Baer, Adjutant von Pohl, bevor er als Nachfolger Liebehenschels der dritte Kommandant von Auschwitz wurde, stritt bei einer Vernehmung in Frankfurt energisch ab, bei der Intrige mitgemischt zu haben: «Ich bestreite, mich bei meinem Dienstantritt dem scheidenden Kommandanten Liebehenschei und dessen Ehefrau gegenüber

taktlos benommen zu haben. Als ich den Dienst antrat, bin ich den Eheleuten gar nicht begegnet. Etwa ein halbes oder dreivierteil Jahr vor meinem Dienstantritt in Auschwitz habe ich allerdings von Pohl den Auftrag erhalten, Liebehenschel einen persönlichen Brief zu überbringen. Dieser Brief bezog sich auf die beabsichtigte Heirat Liebehenschels. In dem Brief waren Bedenken gegen die Person der Ehefrau geäußert worden. Die Bedenken bestanden darin, dass die spätere Frau Liebehenschels ein Verhältnis mit einem Juden gehabt haben sollte. Bei der Briefüberbringung habe ich mich mit Liebehenschel zusammengesetzt und habe ihm in kameradschaftlicher Form den Inhalt des Briefes erläutert, das heisst, ich habe ihn auf den Inhalt des Briefes vorbereitet. Pohl hatte mich beauftragt, dieses kameradschaftliche Gespräch mit Liebehenschel zu führen.»

Aus einer Stellungnahme, die Baer am 5. Juli 1944 seinen damaligen Vorgesetzten abgab, kann man deutlicher entnehmen, wie er sich damals Liebehenschel gegenüber benommen hat. Dort heisst es unter anderem: «Ich sass mit L. in einem Nebenzimmer des Führerheims beisammen. Nachdem ich eingangs dienstliche Angelegenheiten besprochen hatte, übergab ich ihm den Brief und sagte dabei, dass ich von SS-Obergruppenführer Pohl den besonderen Auftrag habe, ihm in seinem Schicksal helfend beizustehen ... Als ich im Zuge der weiteren Unterhaltung erklärte, dass es für einen SS-Führer unmöglich sei, mit einer Frau, die sich im Alter von 19 Jahren noch 1935 mit Juden einliess, die Ehe einzugehen oder überhaupt mit ihr zu verkehren, sagte er mir, dass dies bei ihm nun schon geschehen und nicht ohne Folgen geblieben wäre ... Ich gab ihr (also Fräulein Hüttemann) unsere Absicht bekannt, für sie und ihre Mutter in Posen Wohnung und Arbeit zu vermitteln. Ich erklärte ihr weiterhin: ‚Durch die Feststellungen des SD ist für Sie in Zukunft eine Heirat mit einem SS-Mann unmöglich geworden. Alle anderen Heiratsmöglichkeiten, bis zum Generaldirektor einschliesslich, stehen Ihnen offen, nur nicht die mit einem SS-Schützen.‘»

Baer malt aus, wie er Liebehenschel am 21. April angetroffen hat: «Er konnte kaum aus den Augen sehen, denn diese waren durch tage-

langes Weinen sehr verschwollen. Sein Auftreten war alles andere als männlich ... Auf meinen Hinweis, dass nun von Fräulein Hüttemann zwei in Widerspruch stehende Protokolle bestünden, sagte er mir, ihm seien in seiner langjährigen Tätigkeit als SS-Führer die GPU-Methoden des Sicherheitsdienstes des RFSS hinreichend bekannt geworden. Auf meinen Hinweis, dass seine Anklagen äusserst kühn wären und er für diese Behauptungen Beweisführungen antreten müsse, sagte er, er würde das in unzähligen Fällen tun können.»

Höss schrieb zu dieser Affäre nur einen Satz: «Baer hat sich übrigens bei der Versetzung Liebehenschels diesem und dessen zweiter Frau gegenüber äusserst taktlos benommen.»

Dieser Blick hinter die Kulissen macht die bei der SS herrschenden Moralbegriffe deutlich. Pohl bagatellierte, dass Höss eine Gefangene in Auschwitz zu seiner Geliebten gemacht hatte und sie beseitigen wollte, als das ruchbar wurde. Er liess ihn trotzdem avancieren. Aber die legale Verbindung Liebehenschels mit einer Frau, die Jahre früher mit einem Juden ein Verhältnis eingegangen sein soll, stellt in den Augen Pohls eine derartige Mesalliance dar, dass Liebehenschel nicht Kommandant in Auschwitz bleiben kann, obwohl die Frau eine Vertrauensstellung bei einem hohen SS-Führer bekleidet hatte.

Der dritte Auschwitzer Kommandant, Richard Baer, war farbloser als seine beiden Vorgänger. Er hatte die typische Karriere der SS-Grössen durchlaufen: Baer hatte das Konditorhandwerk gelernt, wurde im Jahr 1951-20 Jahre alt – arbeitslos und zählte bereits im April 1953 zur Wachmannschaft von Dachau. Vor dem Frankfurter Staatsanwalt sagte er nach seiner Verhaftung aus: «Wenn ich nach dem Grund meines Eintritts zur allgemeinen SS gefragt werde, so möchte ich darauf antworten, dass ich keine besonderen politischen Gründe gehabt habe. Ich kann heute eigentlich gar nicht mehr sagen, was mich dorthin gezogen hat. Besonders gefallen hat mir die soldatische Disziplin. Ich hatte Freude am Soldatenspielen. Wir trafen uns jeden Montag oder Dienstag im evangelischen Vereinshaus (in Weiden). Dort war ein

Saal, wo wir exerziert und Sport getrieben haben. Mitglied dieser Gruppe war auch der nachmalige Kommandant der Konzentrationslager Neuengamme und Dachau, Martin Weiss. Ich kann mich erinnern, dass er einmal zu einem Schulungslehrgang nach Amberg abkommandiert wurde. Als er zurückkam, hat er uns dann den Parademarsch und ähnliche Dinge beigebracht. Das hat mir damals Spass gemacht.»

Über seine Ausbildungszeit in Dachau gab Baer zu Protokoll: «Der Dienst war sehr streng. Wir wurden von der Landespolizei (der Dachau in der ersten Zeit noch unterstand) mächtig geschliffen. Je mehr wir geschliffen wurden, je stolzer waren wir darauf.» Bereits im September 1958 wurde Baer zum SS-Untersturmführer befördert; seine Einstellung prädestinierte ihn für eine schnelle Karriere.

Der SS-Rottenführer Oskar Kieselbach vergleicht die Kommandanten: «Baer war strenger als sein Vorgänger Liebehenschel. Der Vorgenannte war sowohl bei den SS-Angehörigen als auch bei den Häftlingen beliebt. Derartiges kann von Baer nicht behauptet werden.» Der Pole Franz Targosz beschreibt Baer als «arrogant, leichtfertig. Seine schwachen Seiten waren die Jagd, Frauen und der Wein.» Dass dieser Kommandant von der allgemeinen Sucht, sich zu bereichern, ebenfalls ergriffen worden war, beweist folgende Bemerkung Targosz': «Ich sah bei ihm Briefmarkenalben eines bekannten belgischen Sammlers.»

Höss schrieb: «Baer war gewandt, konnte gut reden und verstand es, sich durchzusetzen» und schildert, welche Vertrauensstellung sich Baer als Adjutant des mächtigen Pohl aufbauen konnte. Jeder, der etwas bei Pohl erreichen wollte, war bestrebt, sich bei Baer beliebt zu machen. «Baer wurde hierdurch masslos verwöhnt, machtgerig und überspannt», konstatierte Höss.

Als Baer zu Liebehenschels Nachfolger ernannt worden war, hätte ihn Höss und nicht sein unmittelbarer Vorgänger einweisen sollen. «Das war aber nach seiner Auffassung bei ihm nicht notwendig, da er im KL erfahren genug sei», mokierte sich Höss im Krakauer Gefängnis: «Er hatte andere Interessen, er ging viel auf Jagd und zum Fischen

und fuhr spazieren. Baer glaubte, dass er als Adjutant bei Pohl genug gearbeitet hätte und nun der Ruhe bedürfe.» Schliesslich warf Höss ihm vor, dass er sich bei der Evakuierung von Auschwitz «rechtzeitig in den besten und grössten Wagen» abgesetzt hätte.

In der letzten Phase wurde Baer als Kommandant in Mittelbau eingesetzt. «Als es in Mittelbau mulmig wurde und die Luftangriffe dort an Heftigkeit zunahmen – verstauchte sich Baer den Fuss und zog sich zur Ausheilung in die Steiermark zurück», schloss Höss seine Charakteristik ab, die über den Beschriebenen ebenso Aufschluss gibt wie über den Beschreiber.

Berüchtigt wurden die beiden Kommandanten von Birkenau und Auschwitz III, Josef Kramer und Heinrich Schwarz, die Häftlinge eigenhändig misshandelten. Kramer hatte nur Volksschulbildung, arbeitete als Angestellter in einer Fabrik, war dann jahrelang arbeitslos und fand seinen Weg zur SS. Schwarz war von Beruf Buchdrucker, «der Typ eines Cholerikers, leicht erregbar und gleich aufbrausend», wie Höss ihn charakterisiert.

Olga Lengyel beschreibt Kramers Verhalten anlässlich einer Selektion im Krankenbau des Frauenlagers. Beim Verladen der Opfer auf die Lastwagen ergriff die SS eine Art kollektiver Wahnsinn. Kramer, der diese Szene dirigierte, verlor das Aussehen eines regungslosen Buddhas. Seine kleinen Augen leuchteten eigenartig, er benahm sich wie ein Irrer. Lengyel beobachtete, wie er sich einmal auf eine Unglückliche stürzte und ihr den Schädel mit einem Knüppelschlag zerschmetterte. Das Porträt wird durch die Aussage seiner Frau vor dem englischen Kriegsgericht ergänzt. Sie bezeugte: «Die Kinder waren für meinen Mann alles. Er ist so musikliebend.»

Denke ich an Schwarz, dann kommt mir immer ein Bild vor Augen: Im Herbst 1942 standen wir wieder einmal bei einem Abendappell in Reih und Glied. Schwarz, damals Lagerführer im Stammlager, liess einen Häftling herausrufen, der offenbar gemeldet worden war. Ein älterer, magerer, völlig heruntergekommener Mann stand zitternd in seiner schäbigen Häftlingsmontur vor dem dicken, machtstrotzenden

Lagerführer. Schwarz schlug mit aller Kraft auf den Muselmann ein und trat nach ihm, als er am Boden lag. Ich kann nicht vergessen, wie er geiferte, seine Augen hervorquollen, wie sich sein Gesicht rötete.

Höss, der sonst mit Lob gegenüber ihm unterstellten SS-Führern sehr sparsam war, hob ausdrücklich hervor: «In Schwarz hatte ich einen treuen Helfer, der mir viel wesentliche Arbeit abnahm. Auch in der Juden-Vernichtungsaktion. Wenn Schwarz dabei Dienst hatte, konnte ich beruhigt sein.» An anderer Stelle schrieb Höss: «Schwarz war ein unermüdlicher Arbeiter, keine Arbeit war ihm zuviel. Stets war er frisch und einsatzfreudig. Selbst die schwierigsten Aufträge konnte ich Schwarz ohne Bedenken übergeben. Er führte alles gewissenhaft und umsichtig durch.»

Sein Nachfolger, der Lagerführer Franz Hofmann, beschrieb ihn deutlicher: «Bei Schwarz hiess es immer: Vernichten, vernichten!» Zusammen mit Höss, Grabner und Aumeier gehörte er seiner Erfahrung nach zu denen, die das Vernichtungsprogramm vorangetrieben haben. «Wenn kein Transport kam, war der Teufel los. Sie schimpften: ‚Was machen denn die in Berlin!‘ Das hat ihnen nicht gepasst, wenn nichts los war.»

Hans Aumeier hat sechs Jahre die Schule besucht, wurde als Eisendreher ausgebildet und war mit 18 Jahren das erste Mal arbeitslos. Im Februar 1951 wurde er bei der SA hauptamtlich angestellt, im gleichen Jahr wechselte er zur SS über. Er gehörte zu den ersten SS-Männern, die nach Dachau kommandiert wurden. Bald wurde er dort Führer der «Sonderausbildung», wo auch Höss in die Lehre ging. Höss charakterisiert Aumeier so: «Er war nicht selbständig, er hatte auch keine Initiative. Er musste stets geschoben werden. ‚Er hat ein zu kleines Hirn‘, meinte der RFSS bei einem Besuch 1942.»

Aumeier «lebte in den alten Eickeschen Anschauungen über Haftlingsbehandlung weiter», die Erweiterung des Lagers sei für seinen Gesichtskreis zu gross gewesen, «er wurde nervös und fahriger, trank immer mehr», schrieb Höss weiter. «Die übelsten Kreaturen» seien unter Aumeier zu Blockältesten und Capos gemacht worden, «durch forsches Auftreten hatte jeder bei ihm schon gewonnen», hat Höss be-

obachtet. Das mag für grüne Capos gegolten haben; die namenlosen Häftlinge fürchteten ihn mehr als andere Lagerführer. Als Aumeier im August 1945 verhört wurde, erhielt der ihn verhörende Offizier den Eindruck eines völlig Ungebildeten.

Über den Lagerführer des Birkenauer Männerlagers, Johann Schwarzhuber, liegen zahlreichere Schilderungen als über andere vor, offenbar fiel er aus der Reihe. Schwarzhuber war wie Baer, Schwarz, Aumeier und viele andere, die durch die Dachauer Schule gegangen waren, Bayer. Er wurde im Jahr 1935 in Dachau zum Blockführer ausgebildet. Höss, damals zusammen mit Schwarzhuber Blockführer, schreibt, dass sich dieser – so wie er selbst – wenn möglich vor der Anwesenheit beim Strafvollzug drückte, während sich viele andere dazu gedrängt hätten; es gehörte zu Eickes Erziehung zur «Härte», dass er eine Kompanie der Wachmannschaft zusehen liess, wenn an einem Häftling die Prügelstrafe vollzogen wurde.

Der Blockführer Stefan Baretzki, der im Frankfurter Auschwitz-Prozess als einziger Angeklagter die Atmosphäre in Birkenau schilderte, kam auch auf Schwarzhuber zu sprechen, der sich offenbar nicht als so «weich» gezeigt hatte, da seine Karriere ebensowenig wie die von Höss dadurch gefährdet wurde: «Mein Vorgesetzter war jeden Tag im Lager. Das war der Lagerführer Schwarzhuber. Jeden Morgen um halb sechs hat es Befehlsausgabe gegeben, da hat er uns vorgehalten, was nicht in Ordnung war am vorigen Tag. Den Tag über konnte man ja den Lagerführer gar nicht sprechen. Aber am Morgen, da hat er gesagt: Wer hat noch eine Frage? Er wusste über alles Bescheid, was im Lager geschah. Wenn einer von den Herren im Lager war, dann war der Teufel los.» Auf die Frage, ob Baretzki etwa von Schwarzhuber gerügt worden sei, wenn diesem zu Ohren gekommen war, dass Baretzki Häftlinge misshandelt hatte, antwortete der Angeklagte: «Da wurde nur gesagt: ‚Wenn etwas nicht stimmt, dann fahren Sie dazwischen!‘ Mit Güte konnte man sich im Lager nicht durchsetzen.» Baretzki schilderte dem Gericht, wie er vergeblich dem Wasser-

mangel in dem neu eingerichteten Birkenauer Lagerabschnitt «Mexiko» abhelfen wollte: «Wenn ich mit dem Schutzhaftlagerführer Schwarzhuber darüber gesprochen habe, da hat er mir immer nur gesagt: ‚Das geht Sie doch nichts an, Sie müssen endlich einmal begreifen, dass das Juden sind!‘»

Die Häftlingsärztin Lucie Adelsberger hat ihre Erinnerung an Schwarzhuber niedergeschrieben: Als sie einmal mit Pflegerinnen nackt unter der Dusche stand – das Personal des HKB durfte häufiger baden –, «fand uns Herr Schwarzhuber von der Lagerleitung bei der Besichtigung. Und er besichtigte, der SS-Chef, herablassend, kurz angebunden und doch gnädig, als Mann, abschätzend, schmunzelnd und geil. Jede der nackten Frauen kontrollierte er nach Herkunft und Nummer, nach Arbeit im Lager, nach den Linien ihres Wuchses oben und unten, nach ihren Brüsten und Hüften.»

Czeslaw Mordowicz fasst sein Urteil knapp zusammen: «Man konnte sich vorstellen, dass es Schlimmere gab als ihn. Persönlich war Schwarzhuber nicht so brutal wie andere.» Das schreiben auch Ota Kraus und Erich Kulka: «Niemals beging er persönlich Rohheiten oder Gewaltakte gegen einen Häftling; für so etwas fand er immer geeignete Leute, SS-Männer oder Häftlinge. Er verstand es auch, die Rolle eines fürsorglichen Kommandanten zu spielen, der nur auf das Wohl seiner Schutzbefohlenen bedacht ist; dabei unterjochte eine Handvoll SS-Männer unter seiner Leitung Zehntausende.»

Dass auch dann noch, als im Stammlager bereits die Grünen durch die Roten abgelöst worden waren, im Birkenauer Männerlager Danisch als Lagerältester und andere Kriminelle als Blockälteste und Capos ihr so übles Regiment weiter ausüben konnten, ist auf Schwarzhubers Konto zu buchen, der sich persönlich zurückhalten konnte, solange er sich solcher Typen als Werkzeuge bediente. Baretzki beschrieb dem Frankfurter Gericht allerdings auch eine Begebenheit, in der Schwarzhuber eine andere Rolle gespielt hatte. In seiner schwerfälligen Sprache stiess dieser Angeklagte hervor: «Da war das There-

sienstädter Familienlager. Das Lager sollte vergast werden. Das wusste man ja schon vorher. Also da waren auch Kinder drin. Sie spielten dort ein Kindertheater, und wir waren an die Kinder schon gewöhnt. Als das Lager vergast werden sollte, sind wir (offenbar mehrere Blockführer) an den Lagerführer herangetreten und haben gesagt: ‚Aber doch nicht die Kinder auch?‘ Es war eine Gruppe von 68 oder 78 Kindern. Der Lagerführer Schwarzhuber rettete die Burschen und steckte sie ins Männerlager.» Unter den Geretteten befand sich Otto Dov Kulka. Er erinnert sich, dass damals zwischen dem Lagerführer, anderen SSlern und Häftlingen, die Lehrer des Kinderblocks waren, eine heftige Diskussion geführt wurde, bevor er und die anderen den rettenden Befehl erhielten, ins andere Lager zu gehen.

Hofmann, der von der gemeinsam verbrachten Dachauer Dienstzeit her mit seinem Kollegen Schwarzhuber befreundet war, erzählte mir, dass Schwarzhuber als einziger Höss ins Gesicht gesagt hätte, er sei nicht zur SS gegangen, um Juden umzubringen. Meine Frage, ob Schwarzhuber das im Rausch geäußert hätte, verneinte Hofmann. Höss erwähnte zwar diese Episode nicht, berichtete aber im Zusammenhang mit der Vergasung der Insassen des Zigeunerlagers: «Es war nicht leicht, sie in die Kammern hineinzubekommen. Ich selbst habe es nicht gesehen, doch Schwarzhuber sagte mir, dass keine Judenvernichtung bisher so schwierig gewesen sei und ihm sei es besonders schwer geworden, weil er fast alle genau kannte und er in einem guten Verhältnis zu ihnen stand.»

Ungeniert hat Schwarzhuber so wie alle zugegriffen, wo sich nur eine Möglichkeit geboten hat: Der Wiener Franz Kejmar, einer der wenigen Birkenauer Capos, der einen roten Winkel trug und einen guten Ruf hatte, wusste nach reicher Lagererfahrung, wie man sich einen SS-Führer «kaufen» konnte. Eines Tages meldete er Schwarzhuber, er habe in Kanada Gold und Schmuck gefunden. Natürlich machte er diese Meldung so, dass niemand mithören konnte, und legte dem Lagerführer Wertgegenstände vor, die er sich für diesen Zweck organisiert hatte. Schwarzhuber verstand sofort und sagte dem Capo: «Gut,

du bist in Ordnung. Rede mit niemandem darüber.» Und fügte hinzu: «Wenn du einmal Schnaps brauchst, komm zu mir.»

Einmal hat Kejmar Schwarzhuber beobachtet, als wiederum Leute zum Krematorium geführt wurden. Er war – wie oft – betrunken und weinte.

Alex Rosenstock arbeitete in der Häftlingszahnstation des Lagerabschnittes, der Schwarzhuber unterstand. Wie viele andere zog es auch Schwarzhuber vor, sich nicht von SS-Zahnärzten, sondern von diesem Häftling behandeln zu lassen. Eines Tages erfuhr Rosenstock, dass sein Bruder im Stammlager bei einer Selektion für die Gaskammer ausgesucht worden war. Da sich während der Zahnbehandlung ein gewisser persönlicher Kontakt eingestellt hatte, wagte Rosenstock in seiner Verzweiflung den Lagerführer zu bitten, seinen Bruder zu retten. Schwarzhuber liess sich dessen Nummer geben und hat ihn tatsächlich aus der Gruppe der Selektierten herausgezogen, obwohl ihm das Stammlager nicht unterstand.

Nach der Erinnerung von Dawid Szmulewski hat Schwarzhuber regelmässig den Blockältesten des Sonderkommandos, einen Juden mit dem Vornamen Georges, besucht. Schwarzhuber brachte ihm Schnaps und nahm dafür Gold und Schmuckstücke, die von Angehörigen des Sonderkommandos organisiert worden waren. Dasselbe praktizierte der Rapportführer Polotschek, der in der Umgebung wohnte. Szmulewski vermutet, dass Polotschek in seiner nahen Heimatstadt den Schmuck illegal veräussert haben dürfte, sowohl für seinen Chef als auch für die eigene Tasche.

Emil Bednarek hat als Blockältester beobachtet, wie Schwarzhuber russische Kriegsgefangene am Lagerzaun Volkstänze vorführen liess, während seine Familie ausserhalb der Drahtumzäunung zusah. «Er hat es immer gut mit den Russen gemeint», schliesst Bednarek seine Schilderung ab.

Wie viele andere hatte auch Schwarzhuber eine Vorliebe für Musik. Daher spielte die von ihm protegierte Lagerkapelle bei seiner Geburtstagsfeier eine besondere Rolle. Die Chronisten dieser Kapelle, Simon

Laks und René Coudy, beschreiben, wie das Orchester an diesem Tag den Marsch abbrach, den es beim Ausmarsch der Häftlingskolonnen wie üblich spielte, als das Auto des Lagerführers kam. Eine für diesen Anlass komponierte Fanfare ertönte, und der Lagerführer nahm Haltung an. Während die Kapelle mit ihrem Festprogramm begann, nachdem die Trompeten verstummt waren, stiegen auch die Frau und die beiden Kinder Schwarzhubers aus dem Wagen. Die Frau, die Frische, Gesundheit und Schönheit ausstrahlte, nahm ihren Gatten liebevoll am Arm, die beiden blonden Kinder – etwa sechs und acht Jahre alt – ergänzten das idyllische Bild. Schwarzhuber sprach zu den Seinen, mit der Hand auf das Lager deutend. Schliesslich befahl er, sein Lieblingslied zu spielen: «Heimat, deine Sterne».

Laks und Coudy schildern eine weitere Begebenheit: Als eines Abends die Kommandos ins Lager zurückmarschiert waren und die Kapelle den letzten Marsch beendet hatte, kam Schwarzhuber schwankend, beschrieb grosse Bogen und stolperte über unsichtbare Hindernisse; kurz, er war total betrunken. Mit der Ungeduld eines verwöhnten Kindes winkte er einigen SS-Unterführern und Mannschaftsdienstgraden, die in respektvoller Entfernung gefolgt waren, ab, sich zu entfernen und den Appell abzunehmen, während er auf die Kapelle zu steuerte. Er ergriff den Taktstock und befahl breit lachend, sein Lieblingslied «Heimat, deine Sterne» zu spielen. So gut ein Betrunkenener es vermochte, dirigierte er. Laks und Coudy schreiben: «Wir spielten wie gewöhnlich und erreichten ohne Zwischenfall das Ende des Stückes. Wie waren wir aber erstaunt, als Schwarzhuber uns unvermittelt fragte: ‚Könnt ihr mir die Internationale spielen?‘

Alle erschrecken, und niemand wusste, wie man auf diese Frage reagieren sollte. Lucien fand zuerst sein Gleichgewicht, nahm Haltung an und sagte: ‚Wir haben nicht die Noten, Herr Lagerführer.‘ – ‚Und warum haben Sie sie noch nicht?‘ fragte Schwarzhuber mit dem Eigensinn eines Betrunkenen. Dann fügte er ruhig hinzu: ‚Das macht nichts, ihr werdet sie bald bekommene Sagte es und ging ins Lager.

Nach dem Appell hielt er eine Ansprache, in welcher er die Häftlinge aufforderte, keinen falschen Gerüchten Glauben zu schenken und sich nicht durch Bombardierungen und Kanonendonner demoralisieren zu lassen. Der Sieg sei gewiss und die Häftlinge im Lager in völliger Sicherheit.»

Vor dem Frankfurter Gericht schilderte Baretzki eine Szene, die sich niemand hätte ausdenken können. Auf die Frage, ob auch Kinder von SS-Angehörigen ins Lager hineinkonnten, antwortete er in seiner abgehackten, harten Sprechweise, die wörtlich wiedergegeben ist: «Was heisst hier Kinder von SS-Angehörigen im Lager? Ein Kind ist ein Kind, und Kinder, das sind viele Kinder. Das war der Junge vom Schwarzhuber. Er war sechs Jahre alt und hatte eine Tafel um den Hals gehabt, wenn er ins Lager gegangen ist, seinen Vater zu suchen. Auf der Tafel ist gestanden, dass er der Sohn vom Schutzhaftlagerführer Schwarzhuber ist, damit sie ihn nicht schnappen und weg in die Gaskammer mit ihm. Er geht ja nur seinen Vater suchen.» Als ich während einer Unterredung mit Baretzki im Gefängnis die Sprache auf diese Episode brachte, erklärte er, warum dem Kind die Tafel umgehängt wurde. Einmal war Schwarzhubers Sohn verschwunden. Da er häufig ins Lager ging, wurde er auch dort fieberhaft gesucht. Baretzki sagte: «Da an diesem Tag kein Transport gekommen war, konnte er nicht in der Gaskammer sein.» Nach dem Appell ist der Bub angelaufen gekommen. Seitdem hatte er die Tafel umhängen, wenn er ins Lager ging.

Franz Hofmann berief sich vor seinen Richtern in Frankfurt darauf, dass er als Lagerführer menschlicher war als Aumeier oder Schwarz, was bestätigt wurde, allerdings nicht viel besagt. Wie diese stammt er aus Bayern, lernte das Tapeziererhandwerk, fand jedoch in diesem Beruf keine Arbeit und hat sich als Kellner, Hoteldiener und Verkäufer durchgeschlagen, wenn er nicht arbeitslos war. Im Jahr 1933 gehörte er bereits zur Dachauer Wachmannschaft, wo er sich hochdiente. Hofmann schildert dem Gericht – sich verteidigend –, wie schwer es einem Schutzhaftlagerführer gemacht wurde, für Häftlinge einzutreten:

«Als ich noch in Dachau (Lagerführer) war, hat es einmal mit der Bekleidung und der Verpflegung nicht geklappt, und ich habe das gemeldet. Da liess mich Himmler selbst kommen und sagte, wenn ich mich nicht durchsetzen kann, dann wird er mich einmal für ein Jahr ins KZ schicken. In einem anderen Fall hat uns eine Firma tausend Paar Schuhe angeboten. Ich hatte das Geld, um die Schuhe zu kaufen. Alles war da, aber es fehlte an einem lumpigen Fetzen Papier, damit ich die Schuhe haben kann. Pohl hat dieses Papier verweigert.» Hofmann stösst erregt hervor: «Die waren die Schuldigen, die am Schreibtisch gesessen sind und nur telefoniert haben! Man sagte uns einfach: ‚Seht zu, wie ihr zurechtkommt.‘»

Ich glaube nicht, dass das einer der üblichen Versuche war, sich vor Gericht auf Kosten Verstorbener herauszureden; dafür scheinen mir Hofmann zu einfältig und die Äusserungen für Pohl zu charakteristisch zu sein.

Einige Polen, die von Beginn an in Auschwitz interniert waren und daher bessere Vergleichsmöglichkeiten als andere hatten, bezeichnen Franz Hössler als den besten Auschwitz Lagerführer. Eine Zeitlang war Hössler im FKL eingesetzt. Vor dem britischen Kriegsgericht, vor dem er sich nach Kriegsende zu verantworten hatte, beteuerte Hössler, wieviel er in diesem Lager improvisiert hatte, das sich in einem selbst nach Auschwitzer Massstäben katastrophalen Zustand befand: «Als Lagerführer FKL baute ich, indem ich das Material mit Hilfe von Capos und anderen Häftlingsfunktionären von anderen Baustellen nahm und in mein Lager schmuggelte, da die Bauten nicht im offiziellen Plan vorgesehen waren.» Bis zu einem gewissen Grad bestätigt die ehemalige Blockälteste Anna Palarczyk diese Verteidigung. Sie erzählte mir: «Er war von Beruf Ofensetzer und konnte es nicht leiden, wenn etwas nicht funktionierte. Typisch für ihn war, dass er vor allem nachsah, ob die Öfen in den Baracken in Ordnung waren.»

Dass Hössler nicht nur für das Lager organisierte, das ihm unterstand, geht aus einem Protokoll hervor, das im September 1945 mit Grabner aufgenommen wurde. Dort steht: «Ich erinnere mich, dass

Anfang 1945 eine Meldung bei mir auflag, die besagte, dass nächtlicherweise ein Wagen unter der Anleitung des Lagerführers (Hössler) in dem Lager Kanada war, wo sich die beschlagnahmten und geraubten Güter der hingerichteten Juden befanden. Der Wagen wurde vollgeladen, und die Gegenstände wurden unter den Beteiligten verteilt. Diese Meldung wurde mir unter dem Vermerk ‚vertraulich‘ gegeben. Obwohl ich diese vertrauliche Meldung an das zuständige Gericht weiterleitete, habe ich in der Folge nicht mehr davon gehört.» Grabner stand mit Hössler – wie mit allen SS-Führern, die als «weich» galten – auf Kriegsfuss. Seine Bestrebungen, seine Feinde auch nachträglich noch anzuschwärzen, können in anderen Fällen nachgewiesen werden.

Die aus der Slowakei deportierte Alica Jakubovic hebt hervor, dass man mit Hössler sprechen konnte, was im Allgemeinen mit SS-Führern unmöglich war. «Er war nicht so schlecht wie die anderen», schreibt sie, schränkt allerdings ein, dass er viel versprochen, aber häufig vergessen habe, sein Wort zu halten. Bei einer Selektion im März oder April 1944 hat Hössler gesagt, dass schon genug von den Slowakinnen drangekommen wären. Damals wurden diese von der Selektion ausgenommen.

Folgende von Judith Sternberg-Newman geschilderte Episode bestätigt die Charakteristik, die Jakubovic gegeben hat. Eine Jüdin mit dem Vornamen Frieda ist einmal einer Selektion zum Opfer gefallen, obwohl sie noch nicht wie ein Muselmann aussah. In ihrer Verzweiflung wagte sie es, den Lagerführer Franz Hössler um ihr Leben zu bitten. Hössler erwiderte, er könne ihr nicht helfen und für sie bedeute es ja keinen Unterschied, ob sie früher oder später sterbe. In ihrer Todesangst flehte Frieda weiter, beteuerte, dass sie arbeiten will, und betonte, dass ihr Mann im Ersten Weltkrieg an der Front war. Daraufhin fragte Hössler sie, woher sie stammte. Sie antwortete: «Aus Osnabrück.» Hössler versprach ihr schliesslich, sie zu retten. Als die selektierten Frauen auf Lastwagen verladen wurden, musste jedoch auch Frieda mit auf das Auto. Hössler hatte sein Versprechen offenbar vergessen. Als die Lastwagen aus dem Frauenlager am Lagerführer vor-

beaufahren, schrie Frieda mit aller Kraft: «Herr Lagerführer!» Hössler wurde auf sie aufmerksam und fragte: «Bist du die aus Osnabrück?» Als sie bejahte, holte Hössler sie vom Wagen herunter. Welche Assoziation Hössler mit der Stadt Osnabrück verband, erfuhr sie nicht.

Eine ähnliche Episode schildert Eva Landstofova-Neumanova: Bei einer Selektion im HKB wurden einmal auch zwei gesunde Pflegerinnen auf die Liste der zu Vergasenden gesetzt. Die Blockälteste Bozena Teichnerová wagte es, Hössler um Hilfe für die beiden zu bitten. ‚Zu einer äusserst ungünstigen Zeit, Hössler hatte nämlich gerade mit seinem Stiefel den Hals einiger vor ihm knieenden Frauen bearbeitet, die um ihr Leben baten.‘ Trotzdem erfüllte Hössler die Bitte der mutigen Blockältesten. Das hat sich Mitte 1945 abgespielt.

Krystyna Zywułska berichtet, dass Hössler einen fünfjährigen Russenjungen namens Wolodja gern hatte und stets nach ihm fragte, wenn er in den Russenblock kam. Während sich andere Kinder scheu vor der SS versteckten, sei Wolodja gleich auf Hössler zugegangen, habe ihn als Onkel angesprochen und gefragt, wie es ihm gehe. So ist Hössler auf den Jungen aufmerksam geworden. Als Wolodja starb, schien Hössler betroffen.

Zeugen im ersten Wiener Auschwitz-Prozess, die Hössler in der ersten Zeit des Lagers gut hatten beobachten können, weil sie als Capos grössere Bewegungsfreiheit hatten, beschrieben übereinstimmend, dass Hössler den Bau der Vernichtungsanlagen mit allem Eifer betrieben habe. Dieser Initiative dürfte Hössler es zu verdanken haben, dass er überdurchschnittlich schnell avancierte und Lagerführer wurde. Tadeusz Paczula bezeichnet Hössler als einen Mann, der sich völlig gewandelt hat, nachdem er zum Führer avanciert war. ‚Anfangs machte er den schlimmsten Eindruck, es gab keinen Schlimmeren. Als Führer war er dann ganz anders; für uns Häftlinge war er wirklich der beste Lagerführer.‘

Muss nochmals darauf hingewiesen werden, dass Ausnahmen den Gefangenen gut im Gedächtnis geblieben sind und dass ihnen die Re-

gel oft nicht mehr erwähnenswert scheint, die lautet, dass jeder Lagerführer Selektionen angeordnet und durchgeführt hat?

Hössler ist im Jahr 1906 in Schwaben geboren und gehörte wie die meisten Kollegen zur alten Garde der KZ-Bewacher. Er und Schwarzhuber wurden zur gleichen Strafe verurteilt wie Aumeier und Schwarz – zum Tod. Dazu kann nur wiederholt werden, was über die gleiche Strafe für Höss und Liebehenschei gesagt wurde.

«Jeder, der dort war, tat auch einmal etwas Gutes. Das war ja das Schlimmste», sagte Ella Lingens. «Hätten die SS-Männer in Auschwitz immer nur Böses getan, so hätte ich mir gesagt, sie können nicht anders; es sind krankhafte Sadisten. Diese Menschen aber konnten zwischen Gut und Böse unterscheiden und entschieden sich einmal für Gut und neunhundertneundneunzigmal für Böse.»

Eine Ausnahme von dieser Regel bildete der Leiter der Politischen Abteilung, der nach Höss die Menschenvernichtung am nachdrücklichsten betrieben hat: Maximilian Grabner. Kein Bericht kündigt davon, dass er sich auch nur einmal für das Gute entschieden hätte. In meinen Aufzeichnungen steht über ihn:

«Heute bin ich das erstemal dem gefürchteten Leiter der Politischen Abteilung, Grabner, begegnet.

Ernst hat mir seine Geschichte erzählt. Ein Österreicher aus dem Waldviertel, ein früherer Polizist. Schon unter Schuschnigg war er im Kommunistenreferat. Nach der Okkupation wurde er von der Gestapo übernommen. Seit dem Aufbau des Lagers Auschwitz ist er Chef der Politischen Abteilung. Die periodischen Erschiessungen im Bunker sind sein Werk. Niemand ist so gefürchtet im Lager wie er. Nicht einmal der Kommandant.

„Kommen Sie mal herunter!“

Im Stiegenhaus des SS-Reviere höre ich unter mir eine Stimme, leise, knapp, unheimlich. Der Gerufene, einer von unserem Kommando, der gerade beim Gangfenster gestanden ist, läuft die Treppe hinunter. Ich höre ihn die Hacken zusammenschlagen.

,Was haben Sie denn da beim Fenster zu tun? Kommen Sie nur mit mir.'

Im Vorhof des Krematoriums war wieder ein Lastauto angekommen. Unser Kamerad hat zugeschaut, wie die Opfer ausgeladen wurden. Der Häftling ist nie mehr ins Kommando zurückgekommen, am nächsten Tag läuft seine Nummer in der Schreibstube ein. Die Totenmeldung lautet auf Lungenentzündung. Es war Grabners Stimme, die ich gehört habe.»

Nur eine Äusserung von ihm sei zur Charakterisierung seiner Einstellung zitiert: Als der deutsche Zivilarbeiter Albert Matz für Häftlinge, die in seinem Werk in der Auschwitzer Umgebung zu arbeiten hatten, Zusatzernährung bekommen wollte, erwiderte Grabner nur: «Nehmen Sie einen Knüppel und schlagen Sie die Wanzen tot.»

Sein Untergebener Pery Broad, der den Hass Grabners gegen jede Intelligenz zu spüren bekommen hat, beschreibt seinen Chef drastisch: «Im Dienstzimmer des Leiters der Abteilung II der Kommandantur sind alle Sachbearbeiter und Schreiber versammelt. Der Chef, SS-Untersturmführer Max Grabner, hält eine Dienstbesprechung ab. Wichtigtuertisch schwadroniert der mittelgrosse Mann hinter seinem Schreibtisch herum. Seine unzusammenhängenden Sätze und sein falsches Deutsch lassen erkennen, dass man trotz der silbernen Schulterstücke vor einem völlig ungebildeten Menschen steht. Eingeweihte wissen, dass er im Zivilberuf auf irgendeiner Alm Kühe hütete.»

Dass Broad nicht übertreibt, mag ein Zitat aus der Rechtfertigungsschrift belegen, die Grabner im Krakauer Gefängnis verfasst hat. Buchstabengetreu steht dort zum Beispiel: «So konnte ich doch nicht gegen dieses unheimliche und rücksichtslose Regim, schon war ich doch schwarz über schwarz beschrieben. Drohung über Drohung mit dem SS und pol. Gericht wegen Befehlsverweigerung, Militärischen Ungehorsam, Sapotage usw. und wie man die Leute einfach verschwinden lies, zwang mich Folge zuleisten.»

Dass Grabner auch bei der Wachmannschaft gefürchtet war, deutet der SS-Unterscharführer Horst Czerwiński an, der zu Protokoll gab:

«Grabner war uns SS-Männern gegenüber sehr arrogant und brüllte uns ständig an.»

Es gehörte auch zu Grabners Obliegenheiten als Chef der Auschwitz Gestapo, die Korruption bei der Wachtruppe zu bekämpfen. Welche Voraussetzungen er dafür mitbrachte, mag folgende Aussage belegen:

Feliks Mylyk bekleidete als Häftling eine Vertrauensstellung innerhalb des Kommandos «Politische Abteilung». Er hat in Krakau zu Protokoll gegeben: «Ich selbst musste auf Verlangen Grabners für ihn verschiedene Gegenstände organisieren. In seiner Wohnung in Auschwitz habe ich viele Koffer, Mäntel und andere Gegenstände gesehen, die aus Kanada stammten. Auf diesen Koffern waren noch die Namen der früheren rechtmässigen Eigentümer aufgeschrieben.» Vor dem Krakauer Gericht, vor dem sich Grabner zu verantworten hatte, bezeugte Mylyk, dass dieser ihm aufgetragen hatte, Pakete zu packen und nach Wien zu adressieren, wo Grabners Angehörige lebten. In diesen Paketen befanden sich Güter aus Kanada. Vergleichsweise harmlos hört sich dagegen die Aussage der Ordonnanz Grabners, des SS-Rottenführers Heinrich Pyschny, an: «Einmal musste ich Füchse schiessen, damit seiner Frau ein Pelzmantel angefertigt werden konnte.»

Pery Broad berichtet, dass sich Grabner von den Capos der Lederfabrik, der Ausrüstungswerke, des Schlachthauses, der Molkerei und der Gärtnerei hinten herum mit Gebrauchsgegenständen aller Art bis zu Möbeln und mit Lebensmitteln versorgen liess. Als Gegenleistung schrieb er über diese Capos positive Führungsberichte.

Als durch ein beschlagnahmtes überschweres Paket, das Zahngold enthielt, die Korruption nicht länger zu vertuschen war und SS-Richter zu einer Untersuchung nach Auschwitz beordert wurden, stiessen diese – wie an anderer Stelle bereits dargestellt – auch auf die Quelle aller Eigentumsdelikte: auf die Judenvernichtung und Kanada. Hat die Kommission «von allen Seiten, einschliesslich Himmlers, fürs erste

jede Unterstützung» bekommen, wie Dr. Morgen sagte, so änderte sich das, sobald die Untersuchung über Korruptionsfälle hinaus ausgedehnt wurde. Dabei wagte es ohnedies kein SS-Richter, die Massenvernichtung von Juden in das Verfahren miteinzubeziehen; der Hinweis auf einen Führerbefehl genügte, um diesen Juristen die Augen zu schliessen und die Hände zu binden. Sie stiessen aber auch auf Grabner und die von ihm geleiteten Exekutionen an der Schwarzen Wand. Weil die erschossenen Häftlinge nicht wie die bei der Ankunft von RSHA-Transporten Vergasten als «SB» – also sonderbehandelt, der gebräuchlichen Tarnbezeichnung für getötet – an die Zentrale gemeldet wurden, sondern als an fingierten Krankheiten verstorben, fühlten sich die SS-Richter befugt, diese Tötungen als willkürlich zu betrachten und in ihre Untersuchung miteinzubeziehen, umso eher, als die allermeisten Opfer Polen – also «Arier» – waren. Ein Verfahren gegen Grabner wurde eröffnet.

Der frühere Hauptamtsleiter beim Hauptamt SS-Gericht, Kurt Mittelstädt, bezeichnete es nachträglich als einen Erfolg von Doktor Morgen, dass die Untersuchung, die ursprünglich wegen Korruption eingeleitet worden war, auch auf Verbrechen an Leib und Leben der Gefangenen ausgedehnt worden ist. Er bestätigt jedoch, dass sich «gewisse Kräfte gegen diese Untersuchungen» eingeschaltet haben. Das Verfahren erstreckte sich nicht nur auf eigenmächtige Tötungen, wie sich Helmut Bartsch erinnert: «Der damalige Leiter der Politischen Abteilung, SS-Untersturmführer Grabner, war ebenfalls beschuldigt, sich Häftlingseffekten angeeignet zu haben. Auch gegen ihn wurde ein Ermittlungsverfahren wegen Diebstahls eingeleitet.»

Ermittlungen gegen Höss, Schwarz und Aumeier wurden ebenfalls begonnen, aber sie verliefen im Sand. Die SS-Richter wurden zwar bei ihrer Arbeit von Liebehenschei unterstützt, aber der Kommandant Baer erwiderte dem SS-Richter Dr. Gerhard Wiebeck auf dessen Meldung, er hätte einen weiblichen Häftling ermittelt, mit dem Höss ein Liebesverhältnis unterhalten hat, bloss: «Durch den Schornstein mit ihr!» Diese Äusserung wurde «in einem sehr scharfen Ton» gemacht, erinnert sich Wiebeck.

Das Strafverfahren gegen Höss sei im Untersuchungsstadium steckengeblieben – sagte der stellvertretende Chef des Hauptamtes SS-Gericht, Reinecke, später in Nürnberg aus.

So blieb neben einigen abgeurteilten Korruptionsfällen niedriger SS-Dienstgrade nur das Verfahren gegen Grabner übrig. Sein Prozess begann in Weimar am 15. Oktober 1944, wie sich Boger erinnert, der als Zeuge vernommen wurde. Grabner sollte «für die grossen Herren» den Kopf hinhalten, meint Boger, «Höss und Doktor Mildner verschwanden, Grabner sollte gehenkt werden». Bei anderer Gelegenheit sagte Boger: «Für mich ist Dr. Morgen ein Handlanger der Führungsspitze in den Querelen der verschiedenen Dienststellen.»

Dr. Werner Hansen, der als SS-Richter den Vorsitz im Prozess gegen Grabner führte, schilderte später den Verlauf dieser Verhandlung: «Grabner war angeklagt, 2000 Häftlinge ermordet zu haben. Die sollen erschossen worden sein, wenn der Arrest in Auschwitz überbelegt war. Die Todesfälle sollen mit fingierten Krankengeschichten und Todesursachen getarnt worden sein. Er sagte aus, dass er für diese 2000 Tötungen besondere Exekutionsbefehle des Reichssicherheitshauptamtes bekommen habe mit der Anweisung, diese Befehle nachher sofort zu vernichten. Das sagte Grabner allerdings erst, als er von mir in die Enge getrieben worden war. Wir haben uns in der Zentrale erkundigt, ob solche Befehle vorgelegen seien, und bekamen keine Antwort. Höss als Zeuge versuchte, Grabner zu entlasten, aber er hat keineswegs die Verantwortung dafür übernommen.»

Die Atmosphäre des Prozesses veranschaulichte Franz Hofmann, der sagte, er habe sich vor seiner Zeugenaussage in Weimar mit dem Standortarzt Wirths und dem Lagerführer Schwarz getroffen, die ebenfalls als Zeugen geladen waren. Obwohl Wirths und Hofmann gegen Grabner eingestellt waren und zumindest Wirths ihn in der Voruntersuchung erheblich belastet hatte, einigten sie sich bei dieser Besprechung darauf, Grabner zu entlasten. Weder Wirths noch Hofmann wagten vor Schwarz ihre Absicht auszusprechen, Grabners Schuld nicht zu verkleinern. Dr. Wiebeck erinnert sich, dass Boger vor Ge-

richt theatralisch verkündete: «Viel zu wenig haben wir umgebracht, alles geschah für Führer und Reich!»

Gegen Grabner wurde eine Zuchthausstrafe von 12 Jahren beantragt, dann wurde der Prozess vertagt. SS-Untersturmführer Kaiser wurde mit dem Auftrag in die Zentrale der Gestapo geschickt, festzustellen, ob Grabner tatsächlich solche Befehle erteilt worden waren, wie er behauptete. Der Leiter der Gestapo, Heinrich Müller, machte eine Überprüfung unmöglich. Daher kam der Prozess niemals zu einem Abschluss.

Grabner beschrieb sein weiteres Schicksal: «Später (also nach dem im Oktober 1944 unterbrochenen Prozess) kam ich wieder nach Berlin und weiter dann nach Kattowitz. Es wurden noch einmal Ermittlungen angestellt. Von Kattowitz kam ich dann nach Breslau, und von dort hätte ich in Begleitung eines Beamten mich nach Berlin begeben und mich beim Reichskriminalamt melden sollen, zu dem es aber nicht mehr gekommen ist, da wir beide unsere eigenen Wege gegangen sind.»

«Die Grossen des WVHA stritten sich mit RSHA» – mit diesem Resümee des Verfahrens dürfte Boger nicht unrecht haben.

ÄRZTE BEI DER SS

Die Ärzte bei der Wachtruppe in Auschwitz unterschieden sich von den anderen SS-Führern: Sie waren Akademiker, während die übrigen meist nur eine unzulängliche Schulbildung hatten; sie wurden erst zu Kriegsbeginn eingezogen, während viele andere schon Jahre früher in der Schule Eickes gekniet worden waren.

Obwohl sie daher weniger als die anderen darauf vorbereitet waren, wurde ihnen im Vernichtungsprogramm eine besondere Rolle zugewiesen: Sie hatten in der Regel bei Selektionen zu entscheiden, wer in den Gaskammern sterben musste. Ob die oberste Führung das angeordnet hat, um die Fiktion aufrechtzuerhalten, die Entscheidung werde auf Grund einer ärztlichen Untersuchung gefällt, ist ungeklärt. Schon bei der ersten nationalsozialistischen Massenmordaktion an Geisteskranken durften nur Ärzte in den «Euthanasie»-Anstalten die Gasähne aufdrehen.

Die ihnen zugewiesene Aufgabe im Tötungsmechanismus, die ihrer beruflichen Erziehung vollkommen widersprach, hat bei manchen Ärzten Konflikte ausgelöst; am stärksten bei denen, die ihren ärztlichen Beruf ernst nahmen und keine blindgläubigen Nationalsozialisten waren.

Wegen ihrer Schlüsselstellung wurden die SS-Ärzte von den Gefangenen sehr aufmerksam beobachtet; war es doch ungemein wichtig, herauszubekommen, bei welchen Gewissenskonflikte bestanden und genutzt werden konnten. Häftlingsärzte und Schreiber hatten die günstigsten Voraussetzungen für solche Beobachtungen, da sie mit den SS-Ärzten bei der Arbeit zusammenkamen. Dazu kam, dass viele SS-Ärzte jung, fachlich unerfahren und bestrebt waren, die Zeit des KZ-Dienstes für ihre berufliche Weiterbildung zu nützen. Manche suchten daher Fachgespräche mit Häftlingsärzten, ja scheuten sich oft nicht, ganz offen von diesen zu lernen. Der fachliche Kontakt führte

zu einem persönlichen, der dadurch gefordert wurde, dass sich das geistige Niveau der anderen SS-Führer krass von dem der Ärzte unterschied, welche die bei der SS verbreitete Verachtung für Bildung und Intellekt zu fühlen bekamen. Daher konnte die Intelligenz der Häftlingsärzte und Schreiber sie zu Gesprächen verlocken, die über das dienstlich Notwendige hinausgingen.

Ich brachte schon Erfahrung im Umgang mit SS-Ärzten mit, da ich in Dachau Schreiber im Häftlingsrevier war. Dort hatte ich mir angewöhnt, die Ärzte nicht der Vorschrift entsprechend mit «Herr Hauptsturmführer» oder «Herr Obersturmführer» anzusprechen. Ich verwendete immer die Anrede: «Herr Doktor». Weder in Dachau noch in Auschwitz hat sich jemals ein Arzt dies verboten. Ich tat das, weil ich beobachtet hatte, dass durch diese im Lager ungewohnte Anrede der übliche, militärisch-knappe Ton zugunsten eines lockeren zivilen verdrängt wurde, dem eher eine persönliche Note gegeben werden konnte. Manches über das Dienstliche hinausgehende Gespräch wurde durch unmilitärische Anrede und durch Vermeidung des geforderten zackigen «Jawohl!» zugunsten eines österreichisch-weichen «Bitte schön» erleichtert. Durch meine Tätigkeit als Häftlingsschreiber des SS-Standortarztes Auschwitz kam ich nicht nur mit diesem in einen engen Arbeitskontakt, sondern auch mit allen anderen Ärzten der SS, die bei der ausgedehnten bürokratischen Tätigkeit auf mich angewiesen waren. Ich registrierte ferner aufmerksam alles, was ich von Freunden über das Verhalten der Ärzte im Lager erfahren konnte.

Nach dem Gesichtspunkt, der uns allein interessierte, konnten drei Typen von Ärzten bei der SS unterschieden werden, freilich mit dem bei jeder Typisierung notwendigen Vorbehalt: denjenigen, der im Vernichtungsapparat widerwillig mitwirkte, denjenigen, der stumpf und stur alle Befehle ausführte; und schliesslich denjenigen, der über die Mordbefehle hinaus «Fleissaufgaben» ausführte.

Von den SS-Ärzten, die ich beobachten konnte – also von denen, die nach dem August 1942 in Auschwitz waren –, hat Dr. Friedrich En-

tress am krassesten den Typ verkörpert, der Initiative zu «Fleissaufgaben» ergriffen hat. Er war im Jahr 1914 geboren, stammte aus Posen, wo sein Vater an der Universitätsbibliothek beschäftigt war, und hatte eben erst sein Medizinstudium beendet, als er Anfang 1941 zum KZ Gross-Rosen und von dort im Dezember 1941 nach Auschwitz kam. Der Dokortitel wurde ihm Mitte 1942 verliehen, ohne dass er eine Dissertation vorlegen musste. Eine Verordnung, die Deutsche aus den Ostgebieten bevorzugte, ermöglichte das.

Entress hat einen zentralen Befehl als Freibrief zum Töten interpretiert, das Spritzen im Krankenbau eingeführt und es so organisiert, dass ein Sanitäter der SS – dem er bald diese schmutzige Arbeit überliess – schnell und reibungslos täglich bis zu hundert Kranke und mehr durch Phenolinjektionen töten konnte. Entress beschränkte sich darauf, zu bestimmen, wer gemordet wird, und das Spritzen zu überwachen.

Er scheute sich nicht, von Häftlingsärzten zu lernen. Bei dem polnischen Lungenspezialisten Wladyslaw Tondos hat Entress gemeinsam mit seinen Kollegen Dr. Jäger und Dr. Vetter etwa drei Monate lang die Behandlung Tbc-Kranker mit Pneumothorax geübt. Er veranlasste, dass die Patienten während dieser Behandlung doppelte Lebensmittelrationen erhielten; denn unter anderen Bedingungen hätten die Behandlungsfolgen nicht ungestört beobachtet werden können, die Kranken wären gestorben. Nachdem Entress und seine Kollegen das Interesse an dieser Behandlung verloren hatten, wurden ihre Patienten durch Phenolinjektionen ermordet, was nur Entress angeordnet haben konnte. Das dürfte Ende 1942 geschehen sein.

Entress lernte ferner bei einem anderen polnischen Arzt – Doktor Wladyslaw Dering – Chirurgie. Einmal befahl er, dass Gesunde mit dem Blut von Fleckfieberkranken infiziert würden; er wollte die Folgen einer solchen Infektion studieren.

Entress leitete die grösste Vernichtungsaktion, die je in einem Auschwitzer Krankenbau durchgeführt wurde: Die Selektion der Fleckfieberkranken, der Rekonvaleszenten, ja sogar auch mehrerer Pfleger Ende August 1942. Unter den bereits Genesenen befand sich

der frühere Leiter des polnischen Gesundheitsministeriums, Doktor Bujalski. Er wandte sich an Dr. Entress mit der Bitte, im Krankenbau bleiben zu dürfen, da er sich gesund fühle und arbeiten könne. Entress antwortete ihm, er käme in ein Erholungsheim, wo auf ihn als Arzt eine lohnende Beschäftigung warte. Dr. Bujalski glaubte dem SS-Arzt und bat ihn, als er bereits den Lastwagen bestiegen hatte, der ihn mit allen anderen zu einer Gaskammer fahren sollte, nochmals heruntersteigen und sein Stethoskop holen zu dürfen. Entress sagte, ein Stethoskop bekäme er im Sanatorium, er brauche es nicht mitzunehmen. Zynisch spielte er diese Szene bis zum Ende.

Sein Eifer brachte Entress in engen Kontakt mit der Stelle in Auschwitz, die die Vernichtung am radikalsten vorwärtstriebe: Er nahm enge Bindung mit der Politischen Abteilung auf, die er auch dann nicht lockerte, als Dr. Wirths im September 1942 Standortarzt und damit sein Vorgesetzter wurde, obwohl ihm nicht unbekannt bleiben konnte, dass Wirths wegen seiner der Politischen Abteilung entgegengesetzten Einstellung schnell in einen Konflikt mit Grabner geriet, der sich ständig verschärfte.

Ursache dieses Konfliktes waren die unklar gehaltenen, sich häufig widersprechenden Befehle der Zentrale und ihre unterschiedliche Auslegung durch Grabner und Wirths. Der Standortarzt nahm den Befehl seines Vorgesetzten wörtlich, dass an Lungentuberkulose Erkrankte einer «Sonderbehandlung» zuzuführen sind, weil diese in Auschwitz nicht geheilt werden konnten, aber einen Infektionsherd darstellten, solange sie lebten, und stützte sich auf eine andere Weisung, die besagte, dass die Todeszahlen gesenkt werden sollten. Nach seiner Auffassung hatten nur Tbc-Kranke, jedoch keine anderen Häftlinge getötet zu werden. Grabner und Entress fassten die Anordnung aus Berlin als Freibrief dafür auf, alle Muselmänner und Kranken, die nicht bald wieder arbeitsfähig zu werden versprochen, zu spritzen. Die Vorgänger von Wirths hatten das eingeführt, und ihre Initiative wurde sichtlich gern gesehen. Entress begnügte sich entsprechend dieser Auffassung in der Ambulanz mit einem flüchtigen Blick auf den vorgeführten nackten Kranken und traf seine Entscheidung. Wirths mel-

dete er jedoch, dass alle, die er für den Tod bestimmt hatte, an Tbc erkrankt waren. An anderer Stelle wurde beschrieben, wie dem Standortarzt bewiesen werden konnte, dass Entress ihn hinterging.

Daraufhin wurden die täglichen Tötungen durch Phenolinjektionen im Stammlager eingestellt und Entress als Lagerarzt nach Monowitz versetzt, was im HKB des Stammlagers eine deutliche Verbesserung, im Krankenbau von Monowitz allerdings eine Verschlechterung mit sich brachte. Oszkar Betlen bezeugt, dass «Doktor Entress in Bezug auf die Häftlingsaussonderung besonders radikal» war, und der Lagerälteste des Monowitzer Krankenbaues, Stefan Budziaszek, charakterisiert Entress als «vom Vernichtungswillen durchdrungen». Das Spritzen führte Entress in Monowitz jedoch nicht ein.

Infolge seines permanenten Konflikts mit Wirths wurde er von diesem nie zur Beförderung eingereicht. Erst als Wirths die günstige Situation, die durch die Versetzung von Höss und die Verhaftung von Grabner entstanden war, dazu nützte, um Entress von seiner Dienststelle ganz zu entfernen, konnte dieser avancieren. Der Leitende Arzt aller Konzentrationslager, SS-Standartenführer Doktor Enno Lolling, der über die Ursache des Konflikts zwischen Wirths und Entress unterrichtet war, ermunterte letzteren und gleichgesinnte Ärzte durch Ernennung von Dr. Entress zum Standortarzt von Mauthausen und zum SS-Hauptsturmführer.

War es seine ausgesprochen unsportliche Erscheinung, sein kränkliches Naturell, das ihn veranlasste, «härter», grausamer als andere zu sein? Fühlte er sich als «Volksdeutscher» nicht gleichwertig und wollte diesen Mangel durch mörderischen Übereifer wettmachen?

Auch Dr. Franz von Bodman hat Initiative beim Morden entwickelt. Da er nur kurz in Auschwitz war, ist er weniger bekannt geworden. Nach einer Fleckfiebererkrankung ist er nicht mehr zurückgekommen. Er war im Sommer 1942 vorübergehend Standortarzt und hatte im Lager keinen Vorgesetzten, der ihm das hätte befehlen können, was Bod-

man getan hat. Das war nicht wenig. Im Gegensatz zu Entress, der den ihm unterstellten SDG damit beauftragt hat, tötete Bodman eigenhändig mit Phenolinjektionen. Im Krankenbau des Frauenlagers, das damals noch in einem abgetrennten Teil des Stammlagers untergebracht war, hat er «sehr viele Menschen abgespritzt», wie sich die Lagerälteste erinnert. Er injizierte Gift in eine Vene und nicht ins Herz, was längere Todesqualen zur Folge hatte.

Eine slowakische Jüdin hat sich eines Tages geweigert zu arbeiten und ihre Kameradinnen aufgefordert, ebenfalls mit der Arbeit aufzuhören. Ein Posten schoss sie deswegen nieder. Manea Svalbova erinnert sich, wie dieses Mädchen mit Verletzungen in Brust und Bauch in den Krankenbau gebracht wurde, und Bodman verbot, die Verwundete zu verbinden. Zur Abschreckung musste sie auf sein Geheiss verbluten. Als ein anderes Mal zwei angeschossene Mädchen in den HKB gebracht wurden – eine mit einem Bauch-, die andere mit einem Schenkelschuss –, verbot Bodman wiederum jede Hilfe und tötete beide mit Giftinjektionen, wie Svalbova berichtet.

Von den Lagerärzten, die über das ihnen Befohlene hinaus töteten, wurde Dr. Josef Mengele am bekanntesten. Denn im Gegensatz zu seinen meisten Kollegen war er arbeitswütig. Einige Zeit unterstand ihm das Frauenlager. Olga Lengyel schreibt: «Dr. Mengele unterliess es niemals, wenn sich eine Gelegenheit dazu bot, peinliche und anstössige Fragen an Frauen zu stellen. Als er eines Tages erfuhr, dass eine schwangere Gefangene ihren Mann schon seit langen Monaten nicht gesehen hatte, da er Soldat war, konnte er sein Amüsement darüber nicht verbergen. Ein anderes Mal entdeckte er ein fünfzehnjähriges Mädchen, das offenbar erst im Lager schwanger geworden war. Er verhörte sie lange und wollte auch die geheimsten Details ihrer Affäre erfahren. War seine Neugier befriedigt, so bestimmte er ohne jedes Bedenken sein Opfer für die nächste Selektion.»

Manea Svalbova hat in Erinnerung behalten, wie einmal ein junges Mädchen Mengele um das Leben ihrer eben von ihm selektierten Mut-

ter gebeten hat. «Als Antwort sandte Mengele auch das Kind in das Gas», sagte Svalbovä knapp.

Am deutlichsten wird Mengele durch das charakterisiert, was Anna Sussmann durch ihn hatte erleben müssen. Sie war schwanger, als sie im August 1944 nach Auschwitz deportiert wurde, was aber bei der Zugangsselektion unbemerkt blieb. Damals hatte die Lagerführung davon gehört, dass Schwangere ihren Zustand verbergen. Um sich eine umständliche Untersuchung zu ersparen, liess sie verkünden, alle schwangeren Frauen würden täglich einen Viertelliter Milch bekommen. Eine befreundete polnische Ärztin riet Sussmann, sich keinesfalls zu melden. «Das war eine harte Prüfung, denn wir bekamen täglich etwa zwei Schöpflöffel Suppe für sechs Personen», erinnert sich Anna Sussmann. Eine Schwangere meldete sich und erhielt tatsächlich einige Tage lang die versprochene Milch. Daraufhin meldeten sich auch andere, bloss Sussmann nicht. Alle wurden aus dem Lager geführt und nie mehr gesehen.

Weil sie bei der Arbeit schwer zu heben hatte, kam es bei Anna Sussmann zu einer Frühgeburt: «Die Wehen begannen beim Zählappell. Ich musste trotzdem Habtacht stehen. Als der Appell endlich vorüber war, musste ich mich in den Block hineinschleichen. Unter Decken habe ich entbunden. Es war ein Bub, der gelebt hat. Obwohl ich mich sehr zurückgehalten habe, habe ich doch einen Schrei ausgestossen.» Diesen Schrei hörte Mengele. «Er nahm das Kind und warf es ins offene Feuer. Zu dieser Zeit war bei mir noch nicht einmal die Nachgeburt weggegangen.» Anna Sussmann wird noch zwanzig Jahre später bleich, wenn sie den Namen Mengele hört. Sie ist nicht die einzige.

Ella Lingens beschreibt, wie dieser «unbarmherzige Zyniker», der über Organisationstalent und Initiative verfügte, das Fleckfieber im Frauenlager bekämpft hat, das andere SS-Ärzte nicht einzudämmen vermochten. Zuerst schickte er 1.500 kranke Jüdinnen ins Gas und machte in dem überbelegten Lager eine Baracke frei, die er desinfizieren und mit neuen Strohsäcken und sauberen Decken ausstatten liess. Dann wurden Kranke aus einer anderen Baracke gründlich entlaust

und nackt in die gereinigte Unterkunft verlegt. Nun liess er die freigeordnete Baracke desinfizieren, belegen und so weiter. Dadurch wurde die Epidemie tatsächlich gestoppt. Dass man dasselbe auch ohne Verschickung von Menschen in den Tod hätte erreichen können, etwa durch Aufstellung einer neuen Baracke, scheint Mengele gar nicht in den Sinn gekommen zu sein. Im Krankenbau des Männerlagers ist im Januar 1944 das Fleckfieber mit ähnlichen Methoden bekämpft worden. «Die Epidemie im Krankenbau war auf Kosten einiger hundert Menschenleben beherrscht worden», schreibt Alfred Fiderkiewicz. Wahrscheinlich hat Mengeles Beispiel Nachahmer gefunden. Dass Mengele mit seinen Erfolgen bei der Seuchenbekämpfung zufrieden war, geht aus Erzählungen des Capos der Desinfektion, Felix Amann, hervor. Unter Mengeles Aufsicht hatte er die Entlausung im Zigeunerlager erfolgreich durchgeführt. Als Belohnung gab ihm Mengele Sardinendosen und einmal sogar eine Flasche Schnaps mit den Worten: «Du sollst auch leben.»

Damals grassierte im Zigeunerlager eine sonst in Europa kaum auftretende Krankheit: Noma. Diese Mangelkrankheit zerfrass, ja durchlöcherte den Kindern die Wangen. Czelný, damals Leichenträger in diesem Lagerabschnitt, musste die Leichen der an Noma gestorbenen Kinder aus dem Schuppen schleppen, in dem die Toten bis zum Abtransport zum Krematorium gesammelt wurden, und unter Mengeles Aufsicht die Köpfe vom Rumpf trennen. Diese liess Mengele in mit Chemikalien gefüllte Glasgefässe legen.

Im Zigeunerlager war Dr. Epstein Häftlingsarzt. Früher hatte er an der deutschen Universität in Prag Vorlesungen über Kinderheilkunde gehalten. Mengele sagte ihm, er werde doch sicher nicht aus dem Lager herauskommen, könne sich aber das Leben erträglicher machen, wenn er für ihn eine wissenschaftliche Arbeit schreibe. Die Wahl des Themas stehe ihm frei. Epstein entschloss sich, eine Arbeit über die Noma-Krankheit zu verfassen, um den Kranken auf diesem Weg zu helfen. Mengele war einverstanden. Es wurde eine Noma-Abteilung im Krankenbau eröffnet, in die 45 ZigeunerKinder eingewiesen wur-

den. Mengele sorgte für Medikamente und bessere Kost. Er selbst fotografierte die Kinder vor der Einlieferung und nach der Behandlung. Ein Paradefall wurde der Stolz der Station: Einem etwa zehnjährigen Zigeunermädchen namens Zdenka Ruzyczka ist durch die Behandlung die bereits durchbrochene Wange, durch die man die Zähne hatte sehen können, wieder zugewachsen und vernarbt.

Damals wurde die Zwillingsforschung nachdrücklich gefördert. Ein Wissenschaftler, der einen Weg weisen könnte, welcher zur schnellen Vermehrung der «Herrenrasse» führt, hätte mit grösster Förderung und höchster Anerkennung rechnen können. Mengele hatte sich auf diesem Gebiet spezialisiert und war an dem Institut für Erbbiologie tätig, bevor er an die Front kommandiert wurde.

Alle SS-Ärzte waren turnusweise zum Rampendienst eingeteilt, wo sie zu selektieren hatten. Mengele tauchte auch dann an der Rampe auf, wenn er nicht an der Reihe war, denn er suchte Zwillingspaare aus, die auf sein Geheiss in einer besonderen Baracke untergebracht, dort besser ernährt und nach allen Regeln untersucht, gemessen und gezeichnet wurden. Lucie Adelsberger hat den im Zigeunerlager befindlichen Kinderblock einige Zeit hindurch betreut. Sie beschreibt die Visiten Mengeles: «Er hatte die Taschen voll von Bonbons und teilte sie einzeln aus. Spielerisch warf er sie den Kindern zu. Die Bonbons reichten nicht für alle, aber einmal kam jedes Kind an die Reihe, wenn nicht heute, dann morgen oder übermorgen. Sobald der Lagerarzt erschien, strahlten die Kinder. Ein Bonbon, und sie vergessen ihr Leid.»

Und mit Bonbons hat Mengele die Zwillingspaare nach Abschluss seiner Untersuchungen zu seinem Wagen geführt, sie zu einer Fahrt eingeladen und ins Krematorium gebracht. Nirgends in der Welt konnte ein Zwillingsforscher seine Versuchspersonen am gleichen Tag sezieren, um die inneren Organe miteinander vergleichen zu können. Mengele sorgte dafür, dass seine Zwillinge zur selben Zeit und

an der gleichen Todesursache starben. In einem Krematorium liess er eine pathologisch-anatomische Station einrichten. Aus einem Transport ungarischer Juden zog er den Pathologen Dr. Miklos Nyiszli heraus und versetzte ihn zu dieser Station. Nyiszli, der Auschwitz überlebt hat, beschreibt, wie ihm zusammen mit den Leichen eines Zwillingspaars die Ergebnisse der verschiedensten klinischen Untersuchungen und Röntgenaufnahmen auf den Tisch gelegt wurden. «Es fehlt nur der Sektionsbefund, den ich ausfertigen muss», fügt Nyiszli hinzu. Mengele «sitzt stundenlang neben mir zwischen Mikroskopen, Epruvetten, Reagenzgläsern oder steht ganze Stunden im blutbespritzten Kittel und mit blutbefleckten Händen am Seziertisch und sucht und forscht wie besessen».

Die Todesursache der Versuchspersonen blieb Nyiszli nicht verborgen: «Bei der Untersuchung des Herzens stelle ich an der Aussen- seite der linken Herzkammer einen kleinen, rundlichen, blassroten Fleck fest, der durch den Stich einer Injektionsnadel ins Herz verursacht worden ist. Ich öffne die linke Herzkammer. In der Regel entnimmt man ihr das Blut mit einem Löffel, und die Menge wird gewogen. In diesem Fall ist das undurchführbar; das Blut ist zu einer festen Masse erstarrt. Ich nehme den Blutklumpen mit der Pinzette heraus und rieche daran. Ich spürte den charakteristischen starken Chloroformgeruch. Die Teile, die auch das Institut für Erbbiologie und Genetik in Berlin-Dahlem interessieren könnten, müssen konserviert und fachgerecht, entsprechend den Vorschriften für die Postbeförderung solchen Materials, verpackt werden. Damit sie schneller befördert werden, erhalten die Pakete den Stempel: ‚Eilt, wichtiges Kriegsmaterial.‘»

Der Rapportschreiber erinnert sich an insgesamt mehr als sechzig Zwillingspaare – zwischen zwei und vierzehn Jahren alt – im Zigeunerlager. Als am 1. August 1944 die Insassen dieses Lagerabschnittes ermordet wurden, waren nur mehr sieben Zwillingspaare am Leben.

Ein Häftlingsarzt namens Dr. Rudolf Vitek, der in Mengeles Auftrag diese Kinder zu untersuchen hatte, erwähnt das Zwillingspaar Dieter und Hans Schmidt, dreieinhalbjährige Zigeuner aus Deutsch-

land. Mengele lud sie einmal ein, mit ihm spazierenzufahren, und nahm sie in seinem Wagen mit. Zurückgekommen fragte er, welcher Internist die beiden untersucht habe. Es meldete sich Dr. Benno Heller, ein Berliner. Mengele fuhr ihn verärgert an: «Sie sind ein schlechter Internist, Sie haben notiert, dass beide ohne Lungenbefund sind. Bei der Sektion habe ich aber festgestellt, dass Dieter kranke Lungenspitzen hatte.»

Verwachsene, Liliputaner und andere Personen, die Anomalien aufwiesen, teilten das Schicksal der Zwillinge: Mengele sonderte sie an der Rampe aus dem Strom der Deportierten, liess sie genau untersuchen, töten und sezieren.

Mengele experimentierte auch auf anderen Gebieten, auf denen damals Lorbeeren erreichbar schienen. Ella Lingens gibt an: «Ich erinnere mich an die kleine Dagmar. Sie kam in Auschwitz (im Jahr 1944 als Kind einer Österreicherin) auf die Welt, und ich habe bei der Geburt geholfen. Sie ist gestorben, nachdem Mengele ihr Einspritzungen in die Augen gegeben hatte, weil er versuchen wollte, eine Änderung der Augenfarbe herbeizuführen. Die kleine Dagmar sollte blaue Augen bekommen.» Dagmar war nicht das einzige Kind, das Mengele zu solchen Versuchen missbraucht hat. Romualda Ciesielska, die in Birkenau einen Kinderblock als Blockälteste leitete, erzählt, dass 36 Kinder aus diesem Block von Mengele für Versuche mit der Augenfarbe ausgewählt worden waren. Sie litten an Schmerzen, die Augen wurden eitrig, aber langsam wieder normal. Ein Kind sei an einem Auge fast erblindet, sagt Ciesielska.

Mengele befasste sich allgemein mit Anomalien der Augenfarbe. Sein Lehrer, Professor Freiherr von Verschuer, der damals am Kaiser-Wilhelm-Institut wirkte, gab nachträglich in einem Gespräch mit mir zu, dass Mengele an dieses Institut ungemein interessante Präparate von Augenpaaren mit unterschiedlicher Färbung gesandt hatte. Es handelte sich um Augen von Zigeunern, die Mengele wegen dieser Anomalie hatte töten lassen. Als ich das dem Professor mitteilte, zeigte er sich überrascht und bestürzt. Sollte er sich nie darüber Gedanken gemacht haben, woher sein Schüler diese Präparate genommen hat?

Dass auch falsche Gerüchte über diesen skrupellosen, arbeitsbesessenen Arzt entstanden, ist nicht verwunderlich. So hat Olga Lengyel gehört, dass Mengele nur deswegen seine grauenhaften Experimente durchführe, um nicht an die Front zu müssen. Das trifft zwar auf manchen anderen zu, der in Auschwitz Menschenversuche angestellt hat, nicht jedoch auf Mengele. Ich habe seine Gesundheitspapiere im SS-Revier eingesehen. Aus diesen ging hervor, dass er bei einer SS-Einheit an der Ostfront war und von dort im Frühling 1945 nach Auschwitz versetzt wurde, nachdem er für frontdienstuntauglich erklärt worden war. Ich erinnere mich, dass er stolz das Eiserne Kreuz Erster Klasse trug und seine Kollegen, die nie eine Front gesehen hatten, gerne fühlen liess, dass er schon im Kampf gestanden war. Später erfuhr ich, dass er sich nach Konstatierung seiner Untauglichkeit für weiteren Frontdienst um die Versetzung nach Auschwitz mit dem Hinweis beworben hatte, in diesem Lager ausreichendes Menschenmaterial für seine wissenschaftlichen Arbeiten zu finden.

Menschen, die Mengele näher kannten, beschreiben ihn nicht als einen sadistisch veranlagten Wüterich. Czely hebt hervor, dass er mit Häftlingen immer in höflicher Form und betont ruhig sprach und die bei der SS üblichen Grobheiten unterliess. Der Birkenauer Häftlingsarzt Robert Lévy schreibt, dass es ihm manchmal bei Mengele gelungen war, nach einer Selektion den einen oder anderen durch den Hinweis, er könne bald wieder arbeitsfähig sein, von der Todesliste streichen zu lassen. Setzte er sich allerdings für offensichtlich allzu Schwache ein, so drohte ihm Mengele, dass er das Schicksal dieser Selektierten teilen werde.

Eine polnische Pathologin, die für ihn Untersuchungen durchzuführen hatte, wurde mit seiner Hilfe aus Auschwitz entlassen, da sie schwanger war. Als Freigelassene musste sie in Krakau weiter für Mengele Gewebeschnitte anfertigen. Nach der Entbindung schickte ihr Mengele einen Blumenstrauss.

Die Vorgeschichte dieses Arztes, der so berüchtigt ist, dass er als «der» SS-Arzt in Vernichtungslagern angesehen wird, ist aufschlussreich: Mengele war im Jahr 1911 in Günzburg geboren und von wohl-

habenden Eltern «gut katholisch» erzogen worden, wie man sagte. Seine Studienkollegen schildern ihn als lebenslustig, beliebt und freundlich. Sieht man von einem ausgeprägten Ehrgeiz ab, so ist in ihrer Erinnerung kein Zug haften geblieben, der auf seine spätere Entwicklung hätte hindeuten können. Sie beschreiben ihn auch nicht als fanatischen Nazi. In einem im Jahr 1959 ausgefüllten Fragebogen gab Mengele an, dass er am 1. Mai 1957 der NSDAP beigetreten sei, jedoch weder in der Partei noch bei der SS eine Funktion bekleide.

Sein Lehrer, der Chef des Instituts für Erbbiologie, Professor Freiherr von Verschuer, bestätigt Mengele in einem vom 12. März 1940 datierten Schreiben absolute Zuverlässigkeit und fügt hinzu: «Sehr zu-
statten kommt ihm für die Arbeit an meinem Institut, insbesondere für die erb- und rassenbiologischen Begutachtungen zur Abstammungsprüfung, dass er neben der allgemeinen medizinischen Ausbildung über eine besondere anthropologische Ausbildung verfügt.» Bei Vorlesungen, die Mengele in Verschuers Vertretung gehalten hat, habe er bewiesen, dass er die Fähigkeit der Darstellung auch schwieriger geistiger Gebiete besitze und für eine akademische Laufbahn geeignet sei. Mengele hatte neben dem Medizinstudium auch Rechtswissenschaft studiert und in beiden Fächern den Doktorgrad erworben.

Die Ärzte Tadeusz Szymański und Rudolf Vitek haben ihn als Häftlinge kennengelernt. Szymański bezeichnet ihn als hochintelligent, Vitek als fanatischen Nazi und zynischen, kalten, undurchsichtigen, schlauen und scharfsinnigen Menschen. Er verfügte über grosse medizinische Kenntnisse und war auf wissenschaftlichem Gebiet ehrgeizig, meint Vitek.

Als ich den in Krakau freigesprochenen SS-Arzt Dr. Hans Münch, der Mengele offensichtlich geschätzt hat, viele Jahre später fragte, wieso Mengele imstande war, Taten zu begehen, wie sie vorhin beschrieben wurden, erwiderte Münch: «Mengele war davon überzeugt, dass zwischen Deutschen und Juden ein Kampf auf Leben und Tod geführt wird und dass daher die Deutschen die Juden, die er als eine intelligente und deshalb umso gefährlichere Rasse ansah, ausrotten müssen. Sein Standpunkt

gegenüber den Slawen unterschied sich davon. Hier differenzierte Mengele.»

Mengele gilt als der Prototyp eines SS-Arztes, der Gefangene der Vernichtungslager für Versuche missbraucht hat. Er war aber keineswegs der einzige. Ärzte, die nicht der SS angehörten, haben sich darum beworben, Menschenversuche in Auschwitz anzustellen.

Der prominenteste ist Professor Carl Clauberg. Im Jahr 1898 geboren, hat er sich als Gynäkologe auf dem Gebiet der Erforschung weiblicher Sexualhormone einen Namen gemacht und galt auf internationalen Gynäkologenkongressen als geschätzter Fachmann. Niemand hätte diesen angesehenen Wissenschaftler nötigen können, in einem Vernichtungslager tätig zu werden. Aus der erhalten gebliebenen Korrespondenz geht hervor, dass er selbst Himmler darum gebeten hatte, mit in Auschwitz internierten Frauen experimentieren zu dürfen. Er suchte eine Methode, mit deren Hilfe Frauen schnell und billig ohne Operation sterilisiert werden konnten. Himmler war an Experimenten dieser Art interessiert und räumte Clauberg alle Möglichkeiten ein, die dieser wünschte.

Nicht nur die Versuche Claubergs waren verbrecherisch; ihr Ziel sollte der «negativen Bevölkerungspolitik» – wie Himmler das umfangreichste vom Nationalsozialismus organisierte Verbrechen zu umschreiben liebte – dienen. Clauberg sollte eine Antwort auf die Frage finden, welche die Spitze der Verwaltung aller Konzentrations- und Vernichtungslager beschäftigte: Wie kann man missliebige Völker ausrotten, aber ihre Arbeitskraft für die Rüstung trotzdem noch nützen? Für Clauberg wurde der Block 10 im Auschwitz Stammlager eingerichtet und die Frauen, die er anforderte, zur Verfügung gestellt. Diese Frauen wurden im Lagerjargon «Kaninchen» genannt.

Clauberg war bei der Durchführung seiner Versuche rücksichtslos, doch wird von einzelnen Frauen bezeugt, dass er sie gegen Brutalitäten der SS in Schutz genommen habe. Da er Leiter einer Klinik in Königshütte war, kam er nur fallweise nach Auschwitz und zog Hilfskräfte heran. So hat er den Angestellten der Schering-Werke, Dr. Johannes

Goebel, der Mittel für Claubergs Einspritzungen zu beschaffen hatte, bewogen, ganz nach Auschwitz zu übersiedeln. Er liess ihm ein Haus in der Umgebung des Lagers zur Verfügung stellen und betraute ihn damit, selbständig intrauterine Einspritzungen vorzunehmen, obwohl Goebel kein Mediziner war.

Goebel prahlte so laut mit seinem Tun, dass die Schering-Werke sich von ihm distanzieren. Eduard de Wind charakterisiert ihn folgendermassen: «Überall steckte er seine Nase hinein und zwang alle Frauen ohne Mitleid, sich den Experimenten zu unterwerfen, während Clauberg noch mitunter ganz anständig sein und eine Frau schonen konnte, wenn sie aus diesem oder jenem Grund ersuchte, keine Injektion zu bekommen. Goebel war grob und sarkastisch. Er hatte die typische Kleinlichkeit von Menschen, die nicht gelernt haben, eine leitende Stellung zu bekleiden, plötzlich aber grosse Macht haben.» Sein Äusseres beschreibt de Wind anschaulich: «Er war in Zivil und hatte Reithosen an, die zu seinen Spinnenbeinen schlecht passten. In seiner leichten Sportjacke wirkte er wie ein kleiner Beamter, der etwas im Ausverkauf ergattert hat.»

Auch unter den Gefangenen zog Clauberg Hilfskräfte heran. Wie er den polnischen Häftlingsarzt Dr. Wladyslaw Dering dafür gewonnen hat, mit seinem ganzen Können und grosser Ambition bei den Menschenversuchen mitzuwirken, ist schon beschrieben worden. Nachdem Clauberg Derings Freilassung erreicht hatte, sicherte er sich dessen Fachwissen weiter. Er liess ihn an seine Klinik in Königshütte dienstverpflichten.

Einer jungen slowakischen Jüdin namens Sylvia Friedmann räumte er Privilegien im Versuchsblock ein, um eine willige Dienerin zu haben. Sie erhielt gegenüber den Insassinnen des Blocks weitgehende Vollmachten, dafür hatte sie Clauberg auch persönlich zu bedienen, für ihn zum Beispiel Kaffee und Zigaretten zu organisieren oder Pullover zu stricken. Einmal nahm er sogar seine dreijährige Tochter mit auf den Versuchsblock, damit seine «Kaninchen» deren Körpermasse nehmen und auch für sie stricken können.

Als sich das Kriegsende abzuzeichnen begann, verlor Clauberg das Interesse an seinen Experimenten; offenbar hatte er erfasst, dass Himmler seine Karriere nicht mehr fördern konnte. Er griff immer mehr zu Alkohol. Nach Kriegsende wurde Clauberg gefangenengenommen, an Russland ausgeliefert und dort in einem Schnellverfahren zu der damals obligaten Freiheitsstrafe von 25 Jahren verurteilt. Mit anderen wurde er im Jahr 1955 freigelassen. In Deutschland wurde neuerlich ein Verfahren gegen ihn eingeleitet. Aus den Gerichtsakten kann eine Antwort auf die Frage gefunden werden, was diesen anerkannten Gynäkologen veranlasst haben mag, sich zu solchen Verbrechen zu drängen.

Clauberg gab zu Protokoll, dass er schon seit seiner Jugend wegen seiner geringen Körpergrösse (154 cm) unter ständiger Zurücksetzung gelitten und stets das Bedürfnis gehabt habe, sich gegen Spott zur Wehr zu setzen. Tatsächlich wirkte er – klein, gedrunken, in militärisch betontes Zivil gekleidet – lächerlich. Es ist bezeichnend, dass er beim Untersuchungsrichter in Kiel einen höheren Dienstgrad beim Militär und ein höheres Gehalt beim Knappschafts-Krankenhaus in Königshütte angab, als dokumentarisch nachzuweisen war. Ein Sachverständiger konstatierte übermässige Geltungssucht. Sein Gutachten wurde angefordert, weil aus Claubergs Leben Episoden bekannt wurden, die von auffallender Brutalität zeugen: Als Student wurde gegen ihn ein Verfahren wegen Totschlags eingeleitet, das allerdings später eingestellt wurde, da ihm zugute gehalten wurde, dass er in Notwehr geschossen hätte. Seine Frau hat er einmal mit einem geladenen Jagdgewehr bedroht, nach seiner Geliebten mit einem Messer geworfen und sie verletzt. Vier Tage nach der Rückkehr aus der russischen Gefangenschaft schrieb er seiner Frau, sie möge «ihren Zu- und Haushältern empfehlen, den Freitod durch den Strick zu wählen», sonst werde er persönlich erscheinen. «Dann aber werde es nicht bei dem verhältnismässig milden Tod durch den Strick bleiben, sondern es werde viel qualvoller werden.»

Sein übersteigertes Selbstbewusstsein löste das in Deutschland gegen ihn eingeleitete Verfahren aus: Als er nämlich aus russischer Haft zurückkehrte, liess er sich im deutschen Fernsehen als Märtyrer feiern.

Erst dadurch wurde man auf ihn aufmerksam. Ferner annoncierte Clauberg in Zeitungen, er suche für «die Fortführung seiner wissenschaftlichen Arbeiten» eine Sekretärin.

Als Konkurrent Claubergs experimentierte Dr. Horst Schumann in Auschwitz. Er gehörte so wie Clauberg nicht der SS an. Schumann war Luftwaffenarzt, der sich bei der ersten nationalsozialistischen Massenmordaktion – sie trug die Tarnbezeichnung «Euthanasie», ihre Opfer waren in erster Linie Geisteskranke – so bewährt hatte, dass er mit Sterilisationsversuchen betraut wurde, obwohl er keinerlei Fachkenntnisse besass. Wollte Clauberg Frauen durch Einspritzungen unfruchtbar machen, so suchte Schumann dasselbe durch Röntgenbestrahlung der Genitalien zu erreichen; er experimentierte auch mit Männern. Seinen Opfern liess er nach der Bestrahlung die Gebärmutter beziehungsweise die Hoden operativ entfernen, um an diesen Organen den Grad der Zerstörung nach verschiedenen lang dosierter Bestrahlung festzustellen. So wie Clauberg scherte er sich nach Abschluss seiner Experimente um das Schicksal seiner «Kaninchen» nicht. Seine Versuche und die chirurgischen Eingriffe haben die Opfer mehr geschwächt als die Claubergs. Ihre Chance, nachher am Leben zu bleiben, war daher noch geringer.

Schumann wurde im Jahr 1906 geboren und wuchs in einem «national-konservativen» Elternhaus auf, wie er es charakterisiert, hat sich bereits als Vierzehnjähriger bei den bürgerkriegsähnlichen Zusammenstössen in Sachsen freiwillig für Meldegänge gemeldet, wurde «traditionsgebundener» Waffenstudent und trat Anfang 1950 der NSDAP bei. Ein Zufall führte ihn den Organisatoren der «Euthanasie»-Aktion zu: Ein früherer Mitschüler von ihm, ebenfalls Arzt, wollte bei dieser Tötungsorganisation nicht mitmachen. Er empfahl den Organisatoren, sich an seiner Statt an Schumann zu wenden, den er als strammen Nationalsozialisten kannte. Schumann hatte keine Bedenken.

Als Leiter der Tötungsanstalten Grafeneck und Sonnenstein hatte er den Gashahn aufzudrehen, nachdem die Patienten in den Vergasungsraum gebracht worden waren, und deren Sterben zu beobachten.

Er stellte an die für den Tod Bestimmten Geisteskranken Kontrollfragen, «um sich fortzubilden; man konnte doch lernen», wie Schumann im Jahr 1970 seinen Richtern versicherte. Unumwunden gab er vor Gericht zu, dass er keine psychiatrische Ausbildung hatte, die ihm ein Urteil über Geisteskrankheiten erlaubt hätte; ebenso wenig verstand er von Röntgenbehandlung, als er mit seiner Versuchsreihe in Auschwitz begann. Der Fachmann Clauberg bezeichnete ihn deswegen auch seinem Untersuchungsrichter gegenüber als Verbrecher, während er selbst keine Schuldgefühle zeigte.

Auch Schumann behandelte Häftlinge, die er als Hilfskräfte heranzog, gut. So versicherte er sich der willigen Mitarbeit von Staszek Slezak, der seine Röntgenapparate zu warten hatte, durch die Zusage, sich für seine Freilassung einzusetzen. Er nahm aber das Versprechen nicht so ernst wie Clauberg seines, das er Dering gegeben hatte, oder hatte keinen so grossen Einfluss wie dieser Professor; Slezak blieb im Lager und erlitt das Schicksal der Geheimnisträger, nachdem die Experimente beendet waren.

Auch Emil Kaschub, der ebenfalls Menschenversuche in Auschwitz durchführte, gehörte nicht der SS an. Er stammte aus Oberschlesien und war Fahnenjunker bei der deutschen Wehrmacht. Der französische Anwalt Stern, Pfleger auf der Stube, auf der die «Kaninchen» Kaschubs lagen, beschreibt ihn als einen 27jährigen Medizinstudenten von «angenehmem Äusseren», der in Breslau dem Sanitätsdienst zugeweiht war. Kaschub war weder so hochgestellt wie Schumann oder gar Clauberg noch war er so lange wie diese in Auschwitz. Er experimentierte dort nur wenige Wochen. Kaschub hat durch Injektionen unter die Haut und Einreibungen – Fejkiel erinnert sich an Eiter, Jauche und unbekannte chemische Mittel – bei Versuchspersonen Phlegmone hervorgerufen, die er wiederholt fotografierte und öffnete. Die der Wunde entnommene Flüssigkeit wurde nach Breslau geschickt. Fejkiel glaubt, dass mit diesen Versuchen herausgefunden werden sollte, auf welche Weise sich Drückeberger von der Wehrmacht Krankheiten beibringen konnten.

Nachdem Kaschub wieder einmal ein Opfer fotografiert und dem stark Fiebernden dabei sichtlich Qualen verursacht hatte, sagte er zu Stern, der ihm assistieren musste: «Glauben Sie mir, es war mir dabei ebenso dreckig wie Ihnen, aber ich musste es machen.» Auch insofern unterschied sich der kleine Fahnenjunker von dem Professor und dem Luftwaffenoffizier, die «es» sicher nicht «machen mussten» und von denen niemand ähnliche Äusserungen gehört hat.

Ein Mediziner, der sich in vieler Hinsicht von anderen Lagerärzten unterschied, nützte seinen Aufenthalt in Auschwitz ebenfalls für Experimente mit «anfallendem Menschenmaterial»: Johann Paul Kremer war 59 Jahre alt, als er im August 1942 den Befehl erhielt, während der Semesterferien nach Auschwitz zu fahren, gehörte also einer anderen Generation an als die meisten anderen SS-Ärzte. Seit 1935 war er ausserordentlicher Professor für Anatomie an der Universität in Münster, der einzige Universitätsprofessor, der in einem Vernichtungslager tätig war. In einem Tagebuch hat Kremer seine Reaktionen auf die Vorgänge in Auschwitz fixiert.

Laut Tagebuch hat Kremer an 14 Selektionen an der Rampe und den anschliessenden Vergasungen teilgenommen. Als er am 2. September – dem dritten Tag seines Aufenthaltes in Auschwitz – das erste Mal zu einer «Sonderaktion» herangezogen wurde, notierte er: «Im Vergleich hierzu erscheint mir das Dantesche Inferno fast wie eine Komödie.» Drei Tage später bezeichnete er eine Selektion im Frauenlager als «das Schrecklichste der Schrecken» und gab seinem Kollegen Thilo recht, der Auschwitz als «anus mundi» charakterisierte. Am 12. Oktober, als er das zehnte Mal einer Selektion und Vergasung beigewohnt hat, schrieb Kremer: «Schauerliche Scene vor dem letzten Bunker! (Hössler).» Fast fünf Jahre später erläuterte Kremer dem Krakauer Untersuchungsrichter diese knappe Notiz: «Ich kann mich erinnern, dass Hössler versuchte, die ganze Gruppe (von 1.600 Holländern) in einen Bunker hineinzutreiben. Dies gelang ihm bis auf einen Mann, den man nicht mehr hineinperchen konnte.

Diesen Mann erschoss Hössler mit der Pistole.» Sechs Tage später hat Kremer wiederum den Ausdruck «grässliche Szenen» in sein Tagebuch geschrieben: Drei junge, gesunde Holländerinnen, die vor dem Bunker um ihr Leben bettelten, wurden an Ort und Stelle erschossen.

Das Tagebuch gestattet einen Einblick in das Verhalten eines Universitätsprofessors, der sich an der Schwelle zum Greisenalter befand und sich offenbar bei den Massennorden nicht wohl gefühlt hat; wenngleich die Unlustgefühle nicht zu gross gewesen sein können, denn unmittelbar an seine knappen Berichte über Vernichtungsaktionen schloss Kremer in seinem Tagebuch detaillierte Schilderungen verschiedener Mahlzeiten an.

Kremer hat sich seinerzeit mit einer Arbeit «Über die Veränderungen des Muskelgewebes im Hungerzustande» habilitiert. In einer unmittelbar vor seiner Kommandierung nach Auschwitz veröffentlichten weiteren Arbeit hat er die Veränderungen der Zellen von Kaltblütlern nach experimentellem Hunger beschrieben. Der Standortarzt erfuhr von diesen Forschungen. «Er sagte, dass ich für meine Untersuchungen lebendfrisches Material von solchen Häftlingen entnehmen kann, die mit Phenolinjektionen getötet werden», gab Kremer Jahre später zu Protokoll. Dass Kremer dazu nicht gedrängt werden musste, kann man sich vorstellen.

In polnischer Haft sagte Kremer aus: «Wenn mich einer wegen eines weit fortgeschrittenen Aushungerungsprozesses interessierte, dann gab ich dem Sanitäter den Auftrag, den Kranken für mich zu reservieren und mich von dem Termin zu verständigen, zu welchem er mittels Injektion getötet werden sollte. Zu diesem Zeitpunkt wurden dann die von mir ausgewählten Kranken auf den Block geführt und noch zu Lebzeiten auf den Seziertisch gelegt. Ich trat zum Tisch und befragte den Kranken über Einzelheiten, die für meine Untersuchung von Interesse waren; so zum Beispiel nach dem Gewicht vor der Verhaftung, nach dem Gewichtsverlust in der Haft, ob er in der letzten Zeit Medikamente eingenommen hat und ähnliches. Nachdem ich

diese Informationen erhalten hatte, trat der Sanitäter heran und tötete den Patienten mittels einer Injektion in die Herzgegend. Ich selbst habe nie tödliche Injektionen gegeben. Ich wartete in einer gewissen Entfernung vor dem Seziertisch mit vorbereiteten Tiegeln. Unmittelbar nach Eintritt des Todes als Folge der Injektion hatten Häftlingsärzte Teile aus der Leber und der Bauchspeicheldrüse entnommen, welche ich in die Tiegel legte, in denen sich eine Konservierungsflüssigkeit befand. In einzelnen Fällen liess ich die Kranken, welche getötet werden sollten, um aus ihrem Körper Präparate für mich zu entnehmen, fotografieren. Die Präparate und die Fotografien nahm ich in meine Wohnung nach Münster.»

Im Tagebuch Kremers steht in diesem Zusammenhang lakonisch: «Heute lebendfrisches Material von menschlicher Leber und Milz sowie von Pankreas fixiert.» Ähnliche Eintragungen wiederholen sich mehrmals.

Der polnische Häftlingsarzt Wladyslaw Fejkiel berichtet, dass Kremer eines Tages zwei ausgehungerte Häftlinge für Untersuchungszwecke verlangt hat. Fejkiel hatte keine Bedenken, zwei Patienten auszusuchen, denn der akademische Grad Kremers war im Lager bekannt, und Fejkiel mutete einem Universitätsprofessor keine verbrecherische Initiative zu. Später erfuhr er, dass die beiden getötet und seziiert worden sind.

Kremer nützte seinen kurzen Aufenthalt in Auschwitz nicht bloss für seine wissenschaftlichen Arbeiten aus. Unter dem 16. Oktober steht pedantisch notiert im Tagebuch: «Heute mittag das zweite Paket mit 300.- RM Wert an Frau Wizemann (eine Bekannte in Münster) zum Aufheben abgeschickt.» Am Rand hat er hinzugefügt: «Seife, Seifenflocken, Nahrungsmittel.» Unter dem 17. November zählte Kremer den Inhalt des fünften Paketes auf. Er ist reichhaltiger: «2 Flaschen Konsumbranntwein, Vitamin- und Stärkungspräparate, Rasierklingen, Wasch- und Rasierseifen, Thermometer, Nagelzangen, Jodflaschen, Präparate in göprozentigem Alkohol, Röntgenbilder, Lebertran, Schreibsachen, Umschläge, Parfüms, Stopfwohle, Nadeln, Zahnpulver usw. usw.» Nachträglich wurde Kremer gefragt, woher diese Güter

stammten. «Die Häftlinge haben mir die Taschen vollgesteckt, ich konnte mich nicht erwehren», beschönigte Kremer seinen Diebstahl am Besitz der Ermordeten.

Trotzdem gehörte Kremer nicht zu denen, die wegen der ungeahnt grossen Möglichkeiten, sich zu bereichern, gern in Auschwitz blieben. «Ich hoffe, bald in Prag zu sein. Hier gibt es nichts, was einen reizen könnte», schrieb er am 5. September 1942 in einem Brief aus Auschwitz.

Gefangenen gegenüber war Kremer weder herrisch noch grob. Er sprach die Häftlinge mit «Sie» an – eine seltene Ausnahme. Wenn er im Krankenbau zu selektieren hatte, war die Zahl der Opfer meist geringer, als wenn Entress eine Selektion vornahm.

Nach Ablauf der Semesterferien kehrte Kremer an seine Universität zurück. «Beinahe möchte ich mich schämen, ein Deutscher zu sein», schrieb er keine zwei Monate, nachdem er Auschwitz verlassen hatte, in sein Tagebuch. Der Grund dafür: Kremer hat den angestrebten Lehrstuhl für Vererbungsbiologie nicht erhalten. «Gibt es noch eine ewige Gerechtigkeit, eine Vorsehung und einen Herrgott, ohne dessen Willen ja kein Haar von unserem Haupte fällt?» Diese Frage notiert Kremer nicht wegen der Gaskammern, in die er hineingeblickt hat; eine Bombardierung von Münster im Herbst 1945 hat ihn veranlasst, sie zu stellen.

Die Amerikaner drangen in Münster ein, der Krieg ging zu Ende, Kremer führte sein Tagebuch gewissenhaft weiter. Die letzte Eintragung trägt das Datum des 11. August 1945. Als er – fünf Tage vorher – zum Schuttaufräumen in Münster befohlen wurde, schrieb er empört: «So etwas muss man sich gefallen lassen, weil man SS-Arzt war.» Er hat die «grässlichen Szenen» von Auschwitz offenbar völlig verdrängt. Keine einzige Äusserung nach seinem Weggang von Auschwitz nimmt auf das Lager und den Massenmord, an dem Kremer mitgewirkt hat, Bezug. Ja, Kremer ist offenbar gar nicht zu Bewusstsein gekommen, was er über seine Taten in diesem Tagebuch selbst festgehalten hatte. Als ihm im englischen Internierungslager mitgeteilt

wurde, dass sein Tagebuch in seiner Wohnung gefunden worden war, freute er sich, denn er glaubte, damit den Beweis in Händen zu haben, dass er vom nationalsozialistischen Regime schlecht behandelt worden war, also nicht als Getreuer dieses Regimes betrachtet werden könne.

Der Fall Kremer beweist, dass selbst intellektuell geschulte Menschen ein Schuldbewusstsein gänzlich verdrängen können. Er wurde in Münster zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, nachdem er in Polen begnadigt worden war. Bei der Begründung dieser Strafe sagte der Vorsitzende: «Kremer wäre auch heute noch frei von Schuld, wenn er nicht durch Umstände, die letztlich ausserhalb seiner Person lagen, in jene Situation hineingestellt worden wäre, aus der diese Straftaten sich schliesslich entwickelten. Er wurde strafbar, weil er sich nicht auflehnte und weigerte.» Hinzuzufügen wäre gewesen, weil er sich nicht scheute mitzumachen, obwohl er den Massenmord als etwas Schreckliches empfunden hat – man denke nur an das von ihm entnommene «lebendfrische Material» und an seine Pakete mit Diebsgut.

Als Einundachtzigjähriger, der seine Strafen schon hinter sich hatte, wurde Kremer nochmals vor Gericht zitiert: In Frankfurt sollte er – diesmal als Zeuge – zu seiner Tagebucheintragung Stellung nehmen, die besagt, viele SS-Männer hätten sich zu den Vergasungsaktionen gedrängt, weil dafür Sonderrationen bewilligt wurden. Milde lächelnd sagte der Greis: «Das ist menschlich doch ganz verständlich, es war ja Krieg, und Zigaretten und Schnaps waren knapp. Wenn einer zigarettenüchtig war ...»

Auch Dr. Hellmuth Vetter benützte seinen Aufenthalt in Auschwitz für Menschenversuche. Bevor er als SS-Arzt zum Dienst in Konzentrationslagern abkommandiert wurde, war Vetter bei den IG-Werken in Leverkusen angestellt. Er hielt die Verbindung aufrecht, und die Bayer-Werke schickten ihm laufend neue Präparate, deren Wirkung Vetter an Häftlingen erproben sollte. Der im Jahr 1910 in Thüringen geborene Arzt überwachte diese Experimente, die ihm nicht befohlen

worden waren, mit grossem Eifer, verbot, den Kranken seiner Versuchsreihe andere Medikamente zu geben, ja er kam sogar nach Auschwitz, als er bereits zum KZ Mauthausen-Gusen versetzt worden war, um die weiteren Ergebnisse seiner Versuche kennenzulernen. «Nach Abschluss der Versuche interessierte er sich nicht weiter um das Schicksal dieser Kranken», sagt der Pfleger Stanislaw Klodziński. In Gusen führte Vetter ebenfalls Menschenversuche durch. Als er sich deswegen später vor einem Militärgericht in Nürnberg zu verantworten hatte, wurden Dokumente vorgelegt, aus denen hervorgeht, dass bei einer seiner Versuchsreihen von 75 Personen, die probeweise mit einem neuen Medikament behandelt wurden, 40 gestorben sind.

Nachdem Vetter zum Tod verurteilt worden war, schrieb er seinem Bruder, er möge mich ausfindig machen: «Herr Langbein kann bestätigen, dass ich mich einsetzte, wo es nur ging, um zu retten, was zu retten war. Ich habe Juden als Menschen und Patienten angesehen und sie auch danach behandelt.» Er rechnete mit meiner Fürsprache in Erinnerung daran, dass er in Dachau – wo ich ihn kennengelernt hatte, bevor wir uns in Auschwitz wiederbegegneten – manche Bitten von mir, Kranke betreffend, erfüllt hatte und Gespräche mit mir suchte, die keinen dienstlichen Charakter trugen. Dass seine «Kaninchen» in Auschwitz meist Juden waren und mir das bekannt war, scheint er verdrängt zu haben. Sonja Fischmann erwähnt folgende Episode: Als Vetter einmal schimmeliges Brot gezeigt wurde, das ausgegeben worden war, erwiderte er bloss, Schimmel sei gesund.

Der selbstbewusste, füllige Apotheker Dr. Viktor Capesius fällt aus dem Rahmen. Auch er hat mehr getan, als nur Befehle ausgeführt. Capesius stammt aus Siebenbürgen, wo er im Jahr 1907 geboren ist. Sein Schulfreund Karlheinz Schulery, der Pfarrer wurde und den Capesius als Entlastungszeugen laden liess, als er sich vor dem Frankfurter Gericht verantworten musste, schilderte wortreich, dass Capesius aus einer sehr kirchlichen und sehr sozialen Familie stamme, die

sehr viel Gutes getan habe. Wie viele andere Volksdeutsche aus Rumänien kam Capesius im Jahr 1943 zur SS. Da er vorher Vertreter der Bayer-Werke in Rumänien gewesen war, wurde er bei der SS als Apotheker eingesetzt.

Man kann seinen Verteidigern Glauben schenken, wenn sie dem Frankfurter Gericht beteuerten, Capesius sei kein überzeugter Nazi gewesen. Sie wollten es damit beweisen, dass seine Frau eine Halbjüdin war. Im fernen Siebenbürgen vermochte Capesius offenbar diesen «Makel» vor der Führung der SS zu verbergen.

Nach dem Tod seines Vorgängers übernahm Capesius Anfang 1944 die Leitung der SS-Apotheke in Auschwitz. Wie jeder andere SS-Führer der Dienststelle des SS-Standortarztes wurde auch er periodisch zum Rampendienst eingeteilt, als die Transporte aus Ungarn selektiert wurden. Dabei kam Capesius in eine Situation, in die kein anderer gekommen war: Als Vertreter der Bayer-Werke kannte er die Ärzte und Apotheker Siebenbürgens – das damals an Ungarn angegliedert worden war – persönlich. Viele waren Juden, die ihn nun an der Rampe wiedersahen und ratlos und hilflos ansprachen. Capesius redete mit ihnen ungarisch. «Er war aussergewöhnlich gemütlich, sehr liebenswürdig und jovial. Er sagte, wer müde sei, solle auf die andere Seite gehen, man komme in ein Schonungslager, es werde dort alles schön und gut sein und man könne dort auch seine Familienmitglieder treffen, die man bei der ersten Selektion in Auschwitz verloren habe. Viele gingen freiwillig hinüber, ganze Fünferreihen gingen dorthin.» So hat Frau Marianna Adam Capesius im Gedächtnis behalten. Mit seinem freundlichen Zureden erleichterte Capesius die Selektion; die Opfer gingen freiwillig zur Gruppe der für den Tod Bestimmten.

Aber die Selektion war für Capesius an der Rampe nicht das Wichtigste. Tadeusz Szewczyk, der in der SS-Apotheke arbeitete, beschreibt, wie dieser von der Rampe zurückkam: «Eines Mittags kam Dr. Capesius mit dem Sanka angefahren und gab Befehl, einige Koffer aus dem Sanka herauszutragen. Es handelte sich um etwa fünfzehn Lederkoffer von verschiedener Grösse. Ich bekam den Auftrag, den

Inhalt der Koffer zu sortieren. Dr. Capesius blieb bei mir. In den Koffern befanden sich Kleidungsstücke, Hemden, Kosmetika, Geld, Rasierapparate und ähnliches. Dr. Capesius legte die besseren Kleidungsstücke in die besseren Koffer, ebenso alles Geld. Das andere wurde auf den Boden zur allgemeinen Sortierung gebracht. Ausländisches Geld steckte er gleich in seine Kasse, deutsches Geld liess er im Koffer; Schmuck, Uhren und ähnliches steckte Capesius ebenfalls in seine Koffer und in seine Taschen.» Dass Capesius bei dieser Sortierung nicht kleinlich war, bestätigt Szewczyk: «Lebensmittel verteilte er unter die Häftlinge.»

Auf dem Boden befand sich das Magazin der SS-Apotheke. Wilhelm Prokop beschreibt, was er dort mitansehen musste: «Einmal machte Dr. Capesius auf dem Boden eine Inspektion, und ich musste ihn führen. Ich habe ihm alle Koffer mit Medikamenten gezeigt. Beim Rückweg bemerkte Dr. Capesius auf der rechten Seite Koffer, die mit Zahnprothesen, Gebissen und ähnlichem gefüllt waren. An manchen waren noch Knochensplitter und Zahnfleisch, alles war bereits in Verwesung übergegangen und stank fürchterlich. Capesius fragte mich: ‚Was ist das?‘ Ich sagte ihm, dass diese Koffer der Zahnstation gehören. Capesius ging auf die Koffer zu, hockte sich bei ihnen hin und wühlte mit seinen Händen in dem stinkigen Zeug. Er zog eine Prothese heraus und hielt sie vor sich, als ob er ihren Wert abschätzen würde.» Prokop hat bemerkt, wie der Inhalt dieser Koffer von Tag zu Tag geringer wurde. Er wurde von Capesius mit dem Tod bedroht, falls er darüber sprechen sollte.

Der Pole Jan Sikorski, der als lagererfahrener Vorarbeiter in der SS-Apotheke die günstigsten Voraussetzungen hatte, an alle Reichtümer heranzukommen, die dorthin gelangten, erklärte den Frankfurter Richtern: «Dr. Capesius war kein Freund der Häftlinge, aber er war nicht so ein Bandit wie andere. Es lag ihm nichts daran, das Lager mit Medikamenten zu versorgen, aber da damals der Krieg schon seinem Ende entgegenging, sicherte er sich, indem er manchem Häftling freundlich begegnete. Einmal sagte er zu mir: ‚Jetzt bin ich Offizier, und ihr seid Häftlinge. In zwei Monaten kann es vielleicht schon umgekehrt sein.‘»

Mir erzählte Sikorski, wie weit Capesius ging, um seine Wünsche zu befriedigen. Er suchte einmal eine Brillantenbrosche und versprach Sikorski zwölf Flaschen Schnaps, wenn er ihm eine organisierte. Sikorski übergab Capesius die gewünschte Brosche zur genannten Frist, und Capesius lieferte den Schnaps. Da Sikorski nicht das Risiko auf sich nehmen wollte, zwölf Flaschen ins Lager zu schmuggeln, erreichte er von seinem Chef, dass dieser ihm den Schnaps ins Lager trug. Der Sturmbannführer Capesius wurde natürlich nicht kontrolliert, wenn er das Lager betrat. Im Lager übergab er seinem Geschäftspartner die Flaschen.

Capesius wusste, wie man gut fährt: Sein Untergebener Kurt Jurassek, der häufig als Kurier nach Oranienburg reiste, überbrachte bei dieser Gelegenheit den Vorgesetzten von Capesius «kleine Geschenke». Ich habe nie einen Zug von Freundlichkeit bei diesem Leiter der SS-Apotheke feststellen können, nur Arroganz. Ich konnte ihm freilich auch nicht beim Organisieren von Nutzen sein.

Die Frankfurter Richter, die bei der Formulierung der Urteilsbegründung sehr vorsichtig waren, stellten zusammenfassend fest, dass sich Capesius «in einem Umfang bereichert hat, der selbst in Auschwitz auffallen musste, wo auf diesem Gebiet nicht gerade gewissenhaft umgegangen wurde».

Sein Landsmann Dr. Fritz Klein ist ebenfalls dem Typ der Ärzte zuzuzählen, der bei der Vernichtung eigene Initiative entwickelt hat, wengleich er sich von den bisher Genannten unterschied. Schon im Alter lag ein Unterschied. Klein ist im Jahr 1888 geboren. Bis zu seinem 55. Lebensjahr war er in einem kleinen Ort in Siebenbürgen als praktischer Arzt tätig gewesen. Während man bei seinen Kollegen den Eindruck erhielt, dass sie sich durch die SS-Uniform gehoben und bestätigt fühlten, passte Klein nicht in seine Uniform.

Er war überzeugter Antisemit. Ella Lingens hat ein Gespräch mit ihm im Gedächtnis behalten, das sie führen konnte, da sie sich als einzige deutsche Häftlingsärztin mehr herausnehmen durfte als andere. Sie wies einmal auf die Verpflichtung eines Arztes hin, das Leben je-

des Menschen zu beschützen. Klein erwiderte, dass er eben aus Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben aus einem kranken Körper einen entzündeten Blinddarm entferne. Die Juden stellen in Europa einen entzündeten Blinddarm dar, schloss Klein diesen Vergleich. Manea Svalbovä hat den Befehl Kleins nicht vergessen, jüdisches Pflegepersonal im Krankenbau des Frauenlagers durch «Arierinnen» zu ersetzen. Nur jüdische Ärztinnen durften bleiben. Als ihn einmal eine deutsche Jüdin, die selektiert worden war, um ihr Leben bat, hat er dieser geantwortet: «Du bist alt genug, um zu sterben. Was die anderen machen können, kannst du auch.» Judith Sternberg-Newman hat diese Antwort im Gedächtnis behalten.

Sein Verhalten bei Mordaktionen glich nicht dem, das man von anderen gewohnt war. Der Pfleger Janusz Mlynarski hat im Stammlager gehört, wie Klein den Aufsicht führenden SS-Mann angeherrscht hat, als wieder einmal Körperschwache auf Lastwagen verladen wurden, um zu den Gaskammern gefahren zu werden: «Wie können Sie nur die Wagen so voll laden, das sind doch Menschen und keine Sardinen!» Über das Ziel der Fahrt konnte Klein selbstverständlich keinen Zweifel haben.

Bei einer Visite im HKB des Frauenlagers machte eine Häftlingsärztin Klein darauf aufmerksam, dass diese oder jene Patientin noch zwei oder drei Tage Schonung nötig hätte. Klein ordnete darauf sehr höflich an, dass diese Rekonvaleszentinnen noch fünf bis acht Tage Bettruhe bekamen. Zwei Tage später fuhren Lastwagen vor den HKB, und alle Kranken, die länger als fünf Tage im Krankenbau gelegen waren, mussten die Wagen besteigen, die sie den bekannten Weg zu den Gaskammern führten. Das ereignete sich im Oktober 1944, als sich das Kriegsende bereits deutlich ankündigte.

Igor Bistic, Schreiber im HKB des Stammlagers, bat einmal Doktor Klein, einen ungarischen Juden von der Selektionsliste zu streichen. Klein lehnte ab. Der Selektierte, ein Abgeordneter des ungarischen Parlaments, der ebenfalls Klein hiess, musste den Weg zur Gaskammer antreten. «Nachher traute sich Dr. Klein nicht, mir in die Augen zu schauen», erinnert sich Bistic.

Am 15. Mai 1945 gab Dr. Erwin Valentin, der im gleichen HKB wie Bistric tätig war, mit frischem Gedächtnis zu Protokoll, dass Klein einen vierzehnjährigen jüdischen Burschen selektiert hat, obwohl ihm nichts fehlte; Valentin hatte ihn wegen eines Nackenkarbunkels geschnitten und bereits wieder arbeitsfähig geschrieben. Als der Junge schrie und jammerte, er sei ganz gesund und wolle noch leben, habe Klein unter Händereiben und mit Streicheln erklärt, der Junge gehe ja gar nicht durch den Kamin, sondern komme in einen anderen Krankenbau, wo es viel schöner wäre.

Einzelne Juden haben Klein allerdings auch von einer anderen Seite kennengelernt. Olga Lengyel bezeichnet ihn als den einzigen SS-Mann, den sie nie mit erhobener Stimme sprechen gehört hat. Einmal wurden von der Lagerführerin 315 Frauen selektiert und in eine Baracke eingeschlossen, wo sie zu warten hatten, bis der SS-Arzt endgültig entschied, wer in die Gaskammer komme. Die Medizinstudentin Lengyel, die als Pflegerin eingesetzt war, hatte den Lagerarzt auf dem Gang zu dieser Baracke zu begleiten. Sie bemühte sich, Klein klarzumachen, dass sich unter den Selektierten noch Arbeitsfähige befanden. Klein reagierte auf ihre Bitten nicht. Bei der Baracke angekommen, musterte er die Unglücklichen und jagte einige mit dem Bemerkten hinaus, sie seien ganz gesund und nur Simulanten. Damit hat er die Zahl derjenigen, die bald darauf die Lastwagen besteigen mussten, um 31 verringert.

Lengyel hätte einmal strafweise knien müssen. Unter irgendeinem Vorwand berief Klein sie ab und ersparte ihr diese Strafe. Als sie ein anderes Mal Klein auf die Insassinnen eines Blocks aufmerksam machte, die stundenlang im Regen vor ihrem Block in Reih und Glied stehen mussten, antwortete ihr Klein zwar nicht, begab sich jedoch sofort dorthin und befahl den Angetretenen, in den Block zu gehen. Dass Lengyel solche Erfahrungen mit Klein gemacht hat, mag darauf zurückzuführen sein, dass sie aus derselben Gegend Siebenbürgens stammte wie dieser SS-Arzt und sie miteinander ungarisch sprachen. Lengyel hat Klein mehr als einmal bei Selektionen beobachtet, bei de-

nen er Hunderte in die Gaskammer geschickt hat. Sie hat für ihn den Ausdruck «korrekter Mörder» gefunden.

Eduard de Wind hat nicht vergessen, dass Klein ihn einmal auf Biten seiner Frau, die ebenfalls im Lager war, von einer Liste der Häftlinge gestrichen hat, die der Strafkompagnie zuzuteilen waren. Unmittelbar vorher hat Klein allerdings den Blockältesten von de Wind nicht nur geprügelt, sondern auch abberufen, weil sich dieser geweigert hatte, einen kranken Juden zu schlagen. De Wind und seine Frau stammten aus Holland; sie verband keine gemeinsame Heimat mit Klein.

Jehuda Bacon lag auf dem Kinderblock des Theresienstädter Familienlagers. Er bezeugt, dass sich Klein für die dort untergebrachten Kinder interessiert hat und manchmal beinahe mit ihnen spielte. Er besorgte ihnen einen Fussball und benahm sich «fast wie ein Onkel».

Mich hat Klein einmal ersucht, in freien Stunden ein von ihm verfasstes Theaterstück mit Durchschlägen abzutippen. Ich habe mir keine Einzelheiten dieses Stückes gemerkt, aber im Gedächtnis behalten, dass es sich um ein reichlich unbegabt geschriebenes Blut-und-Boden-Drama aus Kleins Heimat gehandelt hat. Die Deutschen waren als mit ihrem Volk mysteriös verbundene Edelmenschen gezeichnet. Pawel Reinke, der Leiter der Häftlingsschreibstube im Stammlager, musste Reime für Verse finden, die Klein schmiedete. In seinen Gedichten rühmte Klein die Wohltaten des Nationalsozialismus für seine Heimat. Dr. Fejkiel hat gesehen, dass Klein stets ein Bild Hitlers bei sich hatte.

Olga Lengyel zufolge machte sich Klein keine Illusionen über den Kriegsausgang. Einmal kam er mit einem Fahrrad zum Frauenlager und beklagte sich darüber, dass ihm sein Dienstauto wegen Benzinmangels abgenommen worden war. «Der Krieg wird bald aus sein», beendete er seine Klage. Schliesslich bemerkte er, er wisse gut, dass weder sie noch irgendein anderer Häftling etwas für ihn unternehmen werde, sobald der Krieg beendet sei.

Wie mancher andere sprach Dr. Klein in Auschwitz gern dem Alko-

hol zu. Sein Landsmann Capesius, der an der Quelle sass, will ihn ausreichend mit Alkoholika versorgt haben. In der letzten Phase wurde Klein zum KZ Bergen-Belsen versetzt, dort von den Engländern verhaftet und mit anderen vor ihr Militärgericht in Lüneburg gestellt. Nach seiner Meinung über die Vernichtungsmethoden befragt, sagte er bloss: «Ich habe natürlich die Vergasungen nicht gebilligt, aber auch nicht protestiert, da das keinen Sinn gehabt hätte. Man kann nicht protestieren, wenn man in der Armee ist.» Er beteuerte: «Es war kein Vergnügen, an den Selektionen teilzunehmen.»

Ärzte, die stur Befehle ausführten, zwar nicht mehr taten, aber auch nicht den Gefangenen halfen, blieben farblos. Über sie ist am wenigsten zu berichten. Neben anderen können folgende Mediziner zu dieser Gruppe gerechnet werden:

Der Leiter des Hygiene-Instituts der Waffen-SS in Auschwitz, Dr. Bruno Weber: Marc Klein, ein Häftling, der in diesem Institut gearbeitet hat, beschreibt den im Jahr 1915 geborenen Arzt: «Als Mediziner schien er eine gute biologische Ausbildung zu haben, sein Spezialgebiet war die Mikro-Biologie. Von tadelloser Eleganz, hochmütigem Wesen und kühler Ironie, hielt er sich den Häftlingen fern, benahm sich jedoch stets korrekt.» Der ihm unterstellte SS-Arzt Dr. Hans Münch bekundet, dass sich Weber auch von anderen SS-Führern distanziert hat. Nach seiner Erinnerung hatte Weber vor Kriegsbeginn mit Hilfe eines Stipendiums in den Vereinigten Staaten studiert.

Ich hatte den Eindruck, dass Weber zwar von den Vorkommissen in Auschwitz angewidert war, aber trotzdem den Aufenthalt im Vernichtungslager einem Frontdienst vorzog. Er war dauernd bemüht, die Bedeutung seines Institutes zu unterstreichen, für dessen Vergrößerung er seine ganze Energie einsetzte. Da die Häftlinge, die dort als Fachkräfte arbeiteten, ungleich günstigere Bedingungen vorfanden als in den allermeisten anderen Kommandos, unterstützten sie Weber dabei nach Kräften.

Dr. Hans Wilhelm König – Jahrgang 1912 – ist schwer einer der drei Gruppen zuzuteilen; am ehesten passt er noch in die jetzt besprochene.

Einerseits hat König auf Kosten der Gefangenen zu lernen versucht. Dr. Samuel Steinberg hat im Stammlager beobachtet, wie Dr. König Phlegmonekranke amputierte, obwohl nach Steinbergs Urteil eine einfache Inzision genügt hätte. Aber damals wollte König verschiedene Methoden der Amputation erlernen. Die Amputierten wurden später als arbeitsunfähig ins Gas geschickt.

Ella Lings schreibt ebenfalls, dass König seinen Aufenthalt im Lager zur weiteren Ausbildung genützt und sich dabei nicht geniert hat, auch von jüdischen Häftlingsärzten zu lernen. Patienten, deren Krankheit ihn interessierte, liess er sorgsam pflegen, er erkundigte sich täglich nach deren Befinden.

War sein Interesse am Krankheitsverlauf erloschen, so schickte er diese Patienten in die Gaskammer. Sie bezeichnet ihn als intelligent, fleissig und «in Einzelheiten nicht unmenschlich». Sooft er im Frauenlager Selektionen durchzuführen hatte, betrank er sich.

Georges Wellers hebt hervor, dass König ihn und seine Mitgefangenen im Laboratorium des HKB in Monowitz stets höflich behandelt hat, ihn unter vier Augen mit «Herr Professor» ansprach, obwohl Wellers einen Judenstern tragen musste, und die Häftlinge deckte, als sie einmal in Gefahr kamen, vom Lagerführer bei einem Schwindel ertappt zu werden.

Lings erinnert sich, dass König vor der jungen jüdischen Chefärztin Enna Weiss grossen Respekt hatte. Ihr gegenüber bemerkte er einmal: «Vielleicht ist die englische Art des Lebens gar nicht so schlecht.» Dann benahm er sich wieder fanatischer als mancher andere. Dr. Fritz Berl erzählte, wie König in den Birkenauer Zerlegebetrieben zufällig einen jüdischen Zahnarzt erkannte, mit dem er seinerzeit zusammen in Prag studiert hatte. Er brachte ihm Essen und veranlasste, dass er zu einem besseren Kommando eingeteilt wurde.

Manea Svalbova wurde einmal von Dr. König aufgefordert: «Spielen wir mit offenen Karten. Ich weiss, dass Sie Fleckfieberkranke und Scharlachkranke verstecken. Tun Sie das auch ruhig weiter, aber zei-

gen Sie mir die Kranken und die Diagnosen, die Sie an Stelle der Infektionskrankheiten einsetzen.» Dieses sonderbare Angebot begründete König mit der Angst, die er vor dem ranghöheren Dr. Mengele hätte. Svalbovä handelte entsprechend diesem Vorschlag, ohne dass König jemals etwas Nachteiliges für die unter falschen Diagnosen laufenden Patientinnen unternommen hätte. Dies hat sich im Jahr 1944 ereignet.

Auch über Dr. Werner Rohde ist Unterschiedliches bekannt geworden. Der im Jahr 1904 in Marburg geborene Arzt hat der Versuchung nicht widerstehen können, Häftlinge zu Versuchszwecken zu missbrauchen. Wenn er auch nur einmal vier Häftlinge zwang, eine Flüssigkeit zu trinken, deren Wirkung nicht bei allen tödlich war – ein nach Auschwitz Massstäben geringfügiger Zwischenfall –, so ist seine Initiative für diesen Mord nachgewiesen. Andererseits bezeichnet ihn der aufmerksame Beobachter Edward Pys, der von Anfang an in Auschwitz war und alle Ärzte der SS kennengelernt hat, als einen der menschlichsten, schränkt allerdings ein, ihm sei nicht bekannt, ob in allen Krankenbauten derselbe Eindruck entstanden war. Dr. Erwin Valentin weiss zu berichten, dass Rohde auf Grund sachlicher Vorstellungen manchmal Menschen von einer Selektion zurückgestellt hat.

Der Lagerälteste Wladyslaw Fejkiel beschreibt ihn als «typischen deutschen Burschenschafter», der häufig «leicht angetrunken» in den Krankenbau kam. In solchen Momenten war er «weich», und man konnte ihm vieles einreden. Er unterschrieb jedes Papier, ohne es vorher zu lesen, interessierte sich für nichts und «verhielt sich verhältnismässig am anständigsten» von allen. «Mit seiner Hilfe konnten wir mehrmals Kameraden aus den verschiedensten Bedrängnissen retten», schliesst Fejkiel diese Charakteristik. Auch Tadeusz Paczula bestätigt, dass Rohde weniger Menschen für den Tod bestimmt hat, als der Sanitäter Klehr vorschlug. Paczula hat folgenden Ausdruck Rohdes im Gedächtnis behalten: «Ihr könnt retten, wen ihr wollt, nur nicht Juden.»

Die positivsten Aussagen über Rohde liegen von Frauen vor; offenbar war Rohde Bitten weiblicher Häftlinge gegenüber am zugänglichsten. Izabella Sosnowska bezeugt, dass er «bei Selektionen

menschliche Regungen zeigte, aus dem Gleichgewicht war und stark getrunken hat». Lilly Meitner und Margit Teitelbaum schrieben, dass sich Rohde um die Verbesserung der hygienischen Bedingungen im Frauenlager bemüht und angeordnet hat, dass Pakete, deren Adressanten verstorben waren, verteilt werden. Vorher hatte die SS diese Pakete für sich kassiert.

Am besten kannte Ella Lingens diesen Lagerarzt. Beide haben seinerzeit gleichzeitig in Marburg an der Lahn Medizin studiert. Lingens bezeichnet ihn als einen Wirrkopf, von dem man sich fragte, wieso er zur SS gekommen sei. Einmal erwähnte er ihr gegenüber, dass sie beide nach dem Krieg zusammen bei einem Glas Wein sitzen würden. Rohde bemühte sich, die Bedingungen im FKL zu verbessern, erinnert sich Lingens. Schliesslich liess er aber die Fleckfieberkranken doch zur Gaskammer fahren. Nach dieser Aktion wurden ihm keine Infektionskranken mehr gemeldet. Rohde schien dafür dankbar zu sein. Offenbar befürchtete er, nicht imstande zu sein, die in Auschwitz übliche Methode der Seuchenbekämpfung abzuwehren, falls nochmals epidemische Erkrankungen bekannt würden.

Rohde bediente sich auch höflicher Formen, wenn er Häftlinge für sich organisieren liess. Einmal hat er einen polnischen Häftling um ein nettes Geschenk für seine Frau ersucht. Dieser beschaffte ihm ein schweinsledernes Reisenecessaire. Rohde sagte dem Polen später, seiner Frau habe das Geschenk gut gefallen und sie lasse sich bedanken. Dass die Häftlinge sich bemühten, ihn durch Geschenke vollends zu korrumpieren, versteht sich von selbst. Es ist ihnen weitgehend gelungen.

Rohde wurde von Auschwitz nach Natzweiler versetzt. Als er sich wegen seiner dortigen Tätigkeit vor einem französischen Militärgericht zu verantworten hatte, sagte Professor Verse, dessen Schüler Rohde in Marburg war, er sei «ein guter Student im besten Sinn des Wortes» gewesen. «Ich bemerkte nie bei ihm eine aktive oder propagandistische Beteiligung zugunsten der NSDAP.» Gewichtiger als dieses Zeugnis ist das von Professor Paulsen, der Häftling in Natzweiler war und vor dem Gericht positiv über Rohde aussagte.

Bei mehreren SS-Ärzten war Widerwillen bei der Befolgung von Mordbefehlen zu beobachten. Man konnte sie – in verschiedenem Grad – dafür gewinnen, da und dort Gefangenen zu helfen.

Zu diesem dritten und für die Häftlinge wichtigsten Typ kann ein Arzt gezählt werden, der früher als alle anderen Nazi geworden war: Der Zahnarzt Dr. Willi Frank war im Jahr 1922 als Neunzehnjähriger Gründungsmitglied der NSDAP in Regensburg gewesen, hatte an dem Marsch zur Feldherrenhalle in München teilgenommen und durfte den Winkel des «alten Kämpfers» tragen. Häftlinge, die unter ihm in der Zahnstation in Auschwitz gearbeitet haben, stellen ihm ein gutes Zeugnis aus.

Sein Kalfaktor Männe Kratz – ein deutscher Jude – bezeugte: «Frank hat sich für mich eingesetzt. Ich habe eine leichte Vorzugsstellung erhalten.» Fenny Herrmann konnte dank Frank in der Häftlingszahnstation des Frauenlagers arbeiten. «Zu allen Frauen in der Zahnstation war Frank sehr gut. Er hat geholfen, wo er helfen konnte», bezeugt sie. Auch bei ihr war der Judenstern kein Hindernis für Frank zu helfen. Jüdischen Zahn Technikern, die im Krematorium Zahngold einzuschmelzen hatten, hat Frank Margarine und Weissbrot gebracht. Vor dem Tod, den sie schliesslich als Geheimnisträger fanden, hat er sie freilich nicht beschützt. Ich habe von Frank nie ein hartes oder heftiges Wort zu Häftlingen gehört.

In dem ihm als Angeklagten zustehenden Schlusswort konnte Frank in Frankfurt sagen: «Wie ich mich in Auschwitz benommen habe, haben diejenigen Häftlinge hier als Zeugen ausgesagt, mit denen ich dort zu tun hatte. Keiner von ihnen hat mich belastet. Ganz im Gegenteil, sie sagten alle, dass ich sie menschlich behandelt habe; mehrere gaben an, dass sie mir ihr Leben verdanken.» Zur Massenvernichtung bemerkte er zu seinen Richtern: «Ich kann nur sagen, ich habe es für ungeheuerlich gefunden, was damals geschah.» Trotzdem hat Frank widerspruchslos an der Rampe selektiert, wenn die Reihe an ihn kam, und wurde deswegen auch in Frankfurt verurteilt.

Neben Frank sass Dr. Franz Lucas in Frankfurt auf der Anklagebank. Ehemalige Häftlingsärzte sagten zu seinen Gunsten aus, so zum

Beispiel Dr. Wladyslaw Fejkiel: «Lucas war den Kranken gegenüber immer korrekt und hat uns gut behandelt.» Dr. Aron Bejlin beschwor folgende Aussage: «Lucas hat sich einmal im Zigeunerlager längere Zeit mit dem Häftlingsarzt Professor Epstein aus Prag unterhalten. Das war eine Seltenheit. Ich habe die Unterredung nicht angehört, aber Epstein hat uns nachher gesagt: ‚Kinder, das ist ein anständiger Kerl.‘ Dr. Lucas hat später im Krankenbau Birkenaus als Vertreter von Dr. Thilo gearbeitet. In dieser Zeit haben dort die Selektionen aufgehört. Er hat gemeinsam mit jüdischen Ärzten operiert, er wollte anscheinend lernen. Er hat auch manchmal den Ärzten etwas zu essen gebracht.» Epstein konnte darüber nicht befragt werden. Zu Prozessbeginn lebte er nicht mehr. Doktor Tadeusz Snieszko bezeugte in Frankfurt: «Einmal wurden alle Häftlingsärzte im Zigeunerlager zu einer Besprechung gerufen. Dr. Lucas hielt eine Ansprache. Das war eine grosse Überraschung für uns. Er sagte, er wolle wegen unserer Arbeit mit uns reden. Er sei sich darüber im Klaren, dass wir in einer schweren Lage seien, die er aber nicht ändern könne. Er sei der Überzeugung, dass wir keine Verbrecher seien, als Arzt halte er uns für seine Kollegen und werde alles tun, was in seiner Macht stehe, um den Kranken und dem Pflegepersonal zu helfen. Er tat dann auch alles, was er konnte.» Auch Dr. Tadeusz Szymański sagte zu seinen Gunsten aus: «Doktor Lucas war ein Mensch. Durch ihn habe ich den Glauben an den deutschen Menschen wiederbekommen.»

Emil Panovec traf Dr. Lucas zufällig im Stiegenhaus des SS-Reviere an dem Tag, als Gerüchte über das auf Hitler verübte Attentat bekannt wurden. Anfangs glaubte man, der Anschlag sei geglückt. Lucas habe, bezeugt Panovec, das Attentat begrüsst und angekündigt, dass nun bald alle Häftlinge nach Hause gehen könnten.

Kein Zeuge warf Lucas Grausamkeit vor, doch einige sprachen von einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Los der Gefangenen. Die schwerste Beschuldigung erhob ein Mitangeklagter, der Blockführer Stefan Baretzki. Er sagte nicht nur, dass Lucas so wie alle anderen SS-

Ärzte selektiert hatte – was Lucas schliesslich auch zugab, nachdem er es lange und pathetisch abgestritten hatte. Eine von Baretzki anschaulich geschilderte Episode wirft ein ungünstiges Licht auf Lucas: Bei der «Liquidierung» des Theresienstädter Familienlagers haben sich Baretzki und einige Kollegen dafür eingesetzt, dass die Kinder nicht mit den Erwachsenen zusammen in die Gaskammern müssen. Damals rettete der Lagerführer Schwarzhuber die Burschen, wie an anderer Stelle beschrieben wurde. «Die Mädchen konnte er aber nicht retten», denn ihm unterstand das Frauenlager nicht, in das man sie hätte verlegen müssen, «und die hatten so schöne, lange Haare», setzte Baretzki seine Aussage fort. «Da sind wir dann zu Dr. Lucas gegangen. Aber der hat das nicht gemacht.» Gefragt, ob er denn die Mädchen hätte retten können, antwortete Baretzki: «Ohne Weiteres. Er hätte die Mädchen ins Frauenlager bringen können.»

Lucas hat bereits auf dem Gymnasium aus seiner nationalsozialistischen Gesinnung kein Hehl gemacht, wie er in einem im Jahr 1957 abgefassten Lebenslauf hervorhob. Als Student ist er im Juni 1955 der SA beigetreten, aus der er aber wieder austrat. Als Grund dafür gab er an, der Geist vieler Mitglieder der SA-Studentenstürme in Münster sei alles andere als ideal gewesen. Damals trat Lucas der SS bei und gleichzeitig aus der Kirche aus, allerdings ohne innerlich mit ihr zu brechen, sondern nur, um der SS gefällig zu sein, wie er nachträglich behauptete.

Durch die Konfrontation mit dem Massenmord in Auschwitz in seelische Not geraten, hätte er sich während eines Urlaubs dem Bischof Dr. Berning anvertraut, einem Schulfreund seines Vaters, beteuerte Lucas vor seinen Richtern. «Der Bischof sagte mir, unmoralische Befehle dürfen nicht befolgt werden, doch gehe dies nicht so weit, dass man sein eigenes Leben gefährden müsse. Man habe sich den gegebenen Befehlen zu fügen, um nicht selbst das Opfer einer rigorosen Justiz oder gar einer Liquidation ohne förmliches Verfahren zu werden», behauptete Lucas; und fügte hinzu: «Auch von einem hohen Juristen bekam ich keinen sonderlichen Rat: Wir stehen im fünften Kriegsjahr, und da komme eben manches vor», soll dieser Landgerichtsdirektor

geantwortet haben. Diese Angaben konnten nicht nachgeprüft werden.

Manches spricht dafür, dass sich Lucas «rechtzeitig eine Rückfahrkarte gekauft» habe, wie Baretzki vor Gericht formuliert hat. Denn die meisten für ihn günstigen Aussagen beziehen sich auf Vorkommnisse im Jahr 1944 oder in den ersten Monaten des Jahres 1945, als Lucas in Ravensbrück Häftlingen geholfen hat. Seine hinterhältige Verantwortung vor dem Gericht, die er häufiger als jeder Mitangeklagte gewechselt hat, verstärkte diesen Eindruck. Nachdem er im Schlusswort pathetisch versichert hatte, er werde niemals über Auschwitz hinwegkommen, sagte er: «Ich sehe auch heute noch nicht, wie ich es damals hätte anders machen sollen.»

Der wiederholt zitierte Dr. Hans Münch – Jahrgang 1911 – konnte es anders machen. Er befand sich allerdings in Auschwitz in einer besonders günstigen Situation, da das Hygiene-Institut, in dem er beschäftigt war, unmittelbar dem Leitenden Hygieniker in Oranienburg, Professor Joachim Mrugowski, unterstellt war. Wie er dies nützte, um sich vor der Einteilung zu Selektionen zu drücken, schilderte er einmal so: «Ich habe mich zunächst nicht direkt geweigert – das schien mir im Bereich einer so verbürokratisierten pseudomilitärischen Angelegenheit, wie es Auschwitz war, gar nicht möglich –, sondern ich habe einfach gesagt: Ich kann es nicht. Dann bin ich zu meinem unmittelbaren Chef (Dr. Weber) gegangen und habe ihm das so dargestellt, wie es eben jemand sagt, und habe ihm meine ganze Not geklagt. Er hat es natürlich eingesehen, und er hat sich dafür verwandt, dass es die nächsthöheren Dienststellen und Chefs in derselben Weise von mir zu hören bekamen. Auch da hatte ich Verständnis gefunden. Und nachdem ich nachweisen konnte, dass ich auch mit sehr wesentlichen anderen Arbeiten voll ausgelastet bin, hatte ich für das nächste halbe Jahr Ruhe und konnte mich von Selektionen freihalten. Später, als ich in Auschwitz eingelebt war, fand man andere Lücken und Maschen, um solchen Sachen auszukommen.»

Marc Klein schreibt über Münch: «Er war zu den Häftlingen relativ freundlich, was selten, wenn auch nicht einzig dastehend war.» Dr. Vilo Jurkovic sagte, Münch sei ein Beweis dafür gewesen, dass sich Deutsche auch in SS-Uniform menschlich benehmen konnten. Münch wurde als einziger von vierzig Angeklagten im grossen Krakauer Auschwitz-Prozess freigesprochen. In der Begründung dieses Spruches wies das Gericht darauf hin, dass er sich aus der Mordmaschine heraushalten konnte und Zeugen bestätigt hatten, dass er Gefangenen geholfen hat, Kontakt mit ihren Familien herzustellen, sie mit Medikamenten versorgt hat, einmal zwei Frauen aus der Strafkompagnie freibekam und sich wegen seiner freundlichen Einstellung zu den Häftlingen Unannehmlichkeiten zugezogen hatte.

Aber auch Münch hat ebensowenig wie sein Vorgesetzter Weber etwas gegen folgenden Brauch einzuwenden gehabt, der sich im Hygiene-Institut eingebürgert hatte. Ursprünglich wurde dort Rindfleisch als Nährboden für Kulturen verwendet. Eines Tages kamen die Herren dieses Instituts auf die Idee, das dafür zugewiesene Rindfleisch lieber selbst zu essen. Sobald an der Schwarzen Wand Erschiessungen vorgenommen wurden, liessen sie aus Leichen von noch nicht völlig Abgemagerten Fleisch herausschneiden, das zur Züchtung von Kulturen verwendet wurde, während das weiter angeforderte Rindfleisch in den Kochtopf wanderte.

Nach dem Krieg habe ich Münch, der sich in einem kleinen Ort in Bayern als praktischer Arzt niedergelassen hat, gefragt, wie er seinerzeit zur SS gekommen war. Er erzählte, dass er Probleme der Hygiene zu seinem Fach gewählt und für die NS-Studentenschaft Untersuchungen über die Lebensbedingungen der Bevölkerung im bayerischen Wald angestellt hat. Für diese Arbeit bekam er einen Preis, und Dr. Weber, damals bereits bei der SS, wurde auf ihn aufmerksam. Er überredete ihn, ebenfalls der SS beizutreten, da er dort die günstigsten Voraussetzungen für weitere Arbeiten auf dem von ihm erwählten Spezialgebiet vorfinden werde, während sich sonst kaum Arbeitsmöglichkeiten böten. So kam Münch, der nicht im nationalsozialistischen

Geist erzogen worden war, zur SS; und als Weber nach Auschwitz kommandiert wurde, auch dorthin.

Dem Hygiene-Institut war für kurze Zeit auch ein junger Arzt namens Dr. Hans Delmotte zugeteilt, der eben erst die Junkerschule absolviert hatte. Seine Familie war in der Industrie verankert, Verwandte von ihm hatten hohe Funktionen in der nationalsozialistischen Hierarchie.

Wie jeder nach Auschwitz versetzte SS-Arzt musste auch Delmotte zuerst einen Kollegen bei dessen Dienstgängen begleiten, um alle Pflichten kennenzulernen. So kam Delmotte in den ersten Tagen auch zu einer Selektion an die Rampe. Was darauf folgte, beschreibt Münch: «Er kam völlig verstört wieder zurück. Er wurde von einem SS-Mann gebracht, weil er praktisch nicht in der Lage war, selbst nach Hause zu fahren. Er schlief im selben Haus im Zimmer neben mir. Ich glaubte, als er zurückkam und recht geräuschvoll die krachende Treppe herunterrumpelte, er sei dem Schnaps, der meistens bei den Selektionen zur Verfügung stand, nicht gewachsen gewesen. Er brach; aber er war nicht fähig, sich zu äussern. Erst am nächsten Morgen merkte ich, dass der Alkohol nicht die hauptsächliche Rolle gespielt hatte. Es kam auch am nächsten Morgen zu keinem aufrechten Gespräch. Er war völlig erschüttert, hatte seine Ausgehuniform angezogen und marschierte in strammer Haltung zum Kommandanten und erklärte ihm, dass er sich weigere, einen solchen Dienst zu machen, er könne das nicht; und er machte das in einer diplomatisch sehr ungeschickten Weise – er hat uns das nachher erzählt –, indem er sich ganz offiziell geweigert und gesagt hat, er bitte, entweder an die Front geschickt zu werden, oder man möge ihn selbst vergasen. Aber er könne das nicht machen.»

Dasselbe wiederholte Delmotte dem Standortarzt gegenüber, an welchen der Kommandant ihn verwies. Die Folge war: Delmotte wurde aufgetragen, längere Zeit hindurch Dr. Mengele zu begleiten; und dieser sollte ihn von der Notwendigkeit der Judenvernichtung überzeugen. Münch erinnert sich, mit welchen Argumenten das Mengele

schliesslich gelungen war. Er habe den jungen Arzt darauf hingewiesen, dass ein Arzt in Ausnahmesituationen Verantwortung für Selektionen auf sich nehmen muss; auch jeder Truppenarzt müsse an der Front selektieren, denn er kann nach einem Gefecht unmöglich alle dringenden Fälle gleichzeitig behandeln. Also müsse er entscheiden, wer zuerst behandelt wird, und damit andere zurückstellen, auf die Gefahr hin, dass diese später nicht mehr gerettet werden können. Mengele argumentierte ferner, an der Rampe müsse ja nur entschieden werden, wer noch arbeitsfähig sei. Dass schliesslich alle Juden ausgemerzt werden, sei beschlossene Sache, also sei die Entscheidung, wer vorerst noch ins Lager komme, nicht so schwerwiegend.

Der junge Delmotte liess sich schliesslich von Mengele überzeugen und selektierte wie jeder andere SS-Arzt. Münch gibt an, dass Delmotte das mit Abscheu getan habe und sich sein Wesen völlig verändert habe. «Er war im wahrsten Sinn des Wortes ein gebrochener Mann», meint Münch. Erst als im Herbst 1944 die Selektionen eingestellt wurden, wirkte er seelisch gelockerter.

Dr. André Lettich erinnert sich daran, dass Delmotte sofort ins Lager ging, als ihm die Selektion eines Häftlings namens Burstein gemeldet wurde, der im Hygiene-Institut arbeitete. Delmotte zog ihn aus der Gruppe der für den Tod Bestimmten heraus, indem er ihn als unentbehrlichen Fachmann reklamierte.

Als Delmotte nach Kriegsende mit seiner Verhaftung rechnen musste, hat er Selbstmord begangen.

Bei drei Ärzten, die lange Zeit in Auschwitz waren, habe ich am deutlichsten Hemmungen gegenüber Mordbefehlen bemerkt, und zwar nicht erst in der letzten Kriegsphase: bei Dr. Bruno Kitt, Dr. Horst Fischer und am klarsten bei dem Standortarzt Dr. Eduard Wirths.

Der älteste von ihnen war Kitt, 1906 in Hamm geboren, jedoch älter und fast betont unmilitärisch wirkend. Er verbarg nicht, dass er kein fanatischer Nazi war. Ich hatte den Eindruck, dass er fachlich besser ausgebildet war als die meisten seiner jüngeren Kollegen. Edward Pys

hält ihn für den intelligentesten SS-Arzt, dem er in Auschwitz begegnet ist. Ludwig Wörl hat Kitt im Winter 1942/45 in Monowitz kennengelernt, als er Lagerältester im HKB, Kitt Lagerarzt war. Wörl bestätigt, dass man mit ihm manchmal reden konnte. Auch der Nachfolger Wörls als Lagerältester, Heinrich Schuster, sagt, dass Kitt «zum Teil für unsere Vorschläge zugänglich» war. Sonja Fischmann meint kurz: «Vor Kitt hatten wir keine Angst.»

Einmal hat Kitt seinem Vorgesetzten Dr. Wirths seine Not geschildert, wenn er periodisch in den ihm unterstellten Häftlingskrankenbauten zu selektieren hatte, und gebeten, ihn als Lagerarzt abzulösen. Wirths betraute ihn damals für einige Zeit mit der Funktion eines Truppenarztes, also mit einer normalen medizinischen Tätigkeit. Allerdings war auch ein Truppenarzt nicht von der Einteilung zum Rampendienst befreit.

Wie viele andere ist Kitt im Jahr der Machtergreifung Hitlers der SS beigetreten. Lange Jahre später antwortete seine Frau auf meine Frage nach dem Grund für diesen Schritt, er hätte damit den lästigen Sonntagsübungen entgehen wollen, die er als Student bei der SA sonst hätte mitmachen müssen. Wäre Kitt ebenso wie Lucas in Frankfurt angeklagt worden, dann hätten sich für ihn nach meiner Kenntnis wahrscheinlich mehr Entlastungszeugen finden lassen als für Lucas. Kitt ist aber nach Auschwitz zum KZ Neuengamme versetzt worden und wegen dort begangener Verbrechen von einem britischen Militärgericht zum Tod verurteilt worden.

Mit noch stärkeren Hemmungen schien meiner Beobachtung nach Dr. Horst Fischer zu ringen. Da diesem Arzt, der nach Kriegsende unbehellig in der DDR praktiziert hat, im März 1966 ein Prozess wegen seiner Handlungen als Auschwitz Lagerarzt gemacht wurde, liegen Angaben über seine Person vor. Er ist im Jahr 1912 in Dresden geboren. Frühzeitig verlor er seine Eltern und wurde von Verwandten erzogen. Er studierte Medizin. Warum er am 1. November 1955 der SS beitrat, begründete er vor dem Gericht so: «Da ich Vollwaise war, habe ich um Studiengebühren-Erlass einkommen müssen. Um diesen Stu-

diengebühren-Erlass zu erlangen, musste man den Nachweis einer aktiven politischen nationalsozialistischen Betätigung erbringen, und ich bin damals der SS aus verschiedenen Gründen beigetreten. Einmal waren eine ganze Menge Kollegen bereits bei der SS. Zweitens war es vielleicht auch die Uniform, die mich damals gelockt hat, die mir imponiert hat. Ich hatte ausserdem den Eindruck, dass ich etwas unmännlich und weichlich wäre, und wollte das vielleicht auch dadurch kompensieren, dass ich gerade einer besonders harten Organisation beiträt.»

Wie er nach Auschwitz gekommen war, schilderte Fischer so: Wegen einer Erkrankung musste er von der Fronttruppe versetzt werden. Wenn ich mich richtig erinnere, war seinen Gesundheitspapieren zu entnehmen, dass er Lungen-Tbc hatte. In einem Erholungsheim der SS lernte er den leitenden Arzt aller Konzentrationslager, Dr. Enno Lolling, kennen. Ihm gegenüber hat er den Wunsch geäußert, seine chirurgische Ausbildung fortzusetzen. Lolling schlug ihm vor, sich zu den Konzentrationslagern versetzen zu lassen, dort könnte er seine chirurgischen Kenntnisse leicht vervollkommen. Damit war Fischer einverstanden.

Dieser Weg führte ihn im November 1942 nach Auschwitz. Vor Gericht beschrieb Fischer, wie ihm der Standortarzt Dr. Wirths, mit dem er seit einer gemeinsam verbrachten Ausbildungszeit befreundet war, über den Schock hinweghelfen wollte, den er erlitt, als er das erste Mal zu Selektionen herangezogen wurde: «Wir stehen gewissermassen an der inneren Front», soll Wirths damals zu ihm gesagt haben. «Du musst daran denken, wie viele junge Soldaten täglich und stündlich ihr Leben lassen. Dann wirst du leichter darüber hinwegkommen.» Mir gegenüber machte Fischer keinen Hehl daraus, dass ihn der Dienst in Auschwitz anwidere. Er sprach nicht nur stets freundlich, sondern auch ungeniert mit uns in der Häftlingsschreibstube des SS-Reviers, wahrscheinlich, weil ihm Wirths gesagt hatte, dass er das unbedenklich tun könne.

Häftlinge, die seine Tätigkeit in den Krankenbauten beurteilen konnten, bezeugen, dass er nicht nur uns gegenüber so redete. Doktor Robert Waitz schreibt, dass man bei ihm «manchmal ein menschliches

Rühren» beobachten konnte, und betont, dass er sich damit vorteilhaft von Dr. König und Dr. Entress unterschied. Das bestätigt Siegfried Halbreich, der Fischer ebenfalls in Monowitz kennengelernt hat. Der Lagerälteste dieses Krankenbaus, Stefan Budziaszek, erklärt, dass Fischer «von menschlichen Erwägungen ausging», Bitten zugänglich war und einmal ihm gegenüber geäußert habe: «Ich habe ohnedies schon lange die Nase voll, kann aber nicht zurücktreten.» Dass sowohl Waitz als auch Oszkär Betlen bezeugt haben, wie Fischer bei Selektionen die Zahl der Opfer verringert hat, wurde im Zusammenhang mit der Charakteristik des Lagerältesten Budziaszek schon erwähnt.

Ich habe ein Gespräch mit Fischer in meinem Bericht festgehalten, das nicht nur für ihn, sondern auch für die Verhältnisse in den Aussenlagern kennzeichnend ist. Dort steht:

«Haben Sie Zeit, Langbein?» Dr. Fischer, der Stellvertreter von Wirths, steht in der Tür.

„Jawohl. Halben oder ganzen Bogen, Herr Doktor?“

„Einen ganzen mit Durchschlag. Oder warten Sie, kommen Sie lieber, ich diktiere Ihnen im Zimmer vom Chef.“

Fischer will offensichtlich nicht vor Zbyszek und Emil (die mit mir in der Schreibstube saßen) sprechen. Es muss etwas Besonderes sein. Er setzt sich hinter den Schreibtisch von Wirths.

„Schreiben Sie: An den Standortarzt. Machen Sie aber gleich mehrere Durchschläge, ich habe mit dem Chef schon gesprochen, er will diese Meldung mit einem Begleitschreiben nach Berlin schicken.“

„Betreff?“ – „Sanitäre Zustände im Arbeitslager Jawischowitz.“ Dr. Fischer ist als Lagerarzt für alle Aussenlager eingeteilt. Ich habe ihn erst neulich darauf aufmerksam gemacht, dass die Totenzahl in Jawischowitz in letzter Zeit stark gestiegen ist, während sie in den meisten anderen Lagern im Frühling (das Gespräch fand im Frühling 1944 statt) sinkt. Jetzt hat er scheinbar die Gründe dafür gesucht. Der Brief ist eine Beschwerde über den Direktor der Grube, Herrn Heine. Die

Grube gehört zu den Hermann-Göring-Werken. Heine verlangt Verlängerung der Arbeitszeit, fordert, dass die Häftlinge zu Mittag kein Essen bekommen, weil das Essenausteilen untertags viel Zeit wegnimmt, verlangt schliesslich, dass die nicht voll arbeitsfähigen Häftlinge laufend aus dem Lager entfernt – das heisst vergast – und durch Neuzugänge ersetzt werden sollen.

Beim Diktat hat sich Fischer in Wut geredet. ‚Da sagt man immer, dass wir von der SS so schlecht sind. Aber diese Herren sieht man nicht! Die drängen ja ständig! Und das ist nicht das erstemal!‘»

Ich nützte damals die Gelegenheit, um einen verlässlichen Pfleger als Lagerältesten des Krankenbaus nach Jawischowitz zu bringen. Von da ab verfügte die Widerstandsorganisation über eine Verbindung auch zu diesem Aussenlager.

Wirths hatte zu Rscher, mit dem er sich wegen der Bekanntschaft aus der gemeinsamen Ausbildungszeit und der ähnlichen Einstellung zu den Massenmorden im Vernichtungslager verbunden fühlte, Vertrauen, während er sich zu anderen ihm unterstellten Ärzten reserviert förmlich verhielt. Schnell beförderte er ihn, so dass Rscher als Ranghöchster sein Stellvertreter wurde. In einem im August 1943 an seine Frau gerichteten Brief charakterisiert er Fischer so: «Er ist ja so ein anständiger und lieber Kerl, aber er meckert zu viel, sieht zu viel von dem, was man nicht sehen soll und darf oder manchmal besser übersieht ... Der Horst ist nun gerade der, der immer gerade heraus und ehrlich ist, aber dadurch sich und mir manches erschwert.»

Ich hatte den Eindruck, dass es Fischer nicht nur an der gebotenen Vorsicht mangelte; ihm fehlte auch die Konsequenz, die ich bei Wirths schätzen gelernt habe. Sah er keinen Ausweg, so resignierte er und versah seinen Dienst in der Tötungsmaschinerie – wenn auch mit innerem Widerstreben. Im Übrigen wollte er seine fachlichen Kenntnisse vervollkommen. Es ist keine nachträgliche Konstruktion, wenn Fischer am 22. Februar 1966 zu Protokoll gab: «Die Häftlingsärzte waren ausgesprochene Kapazitäten, die mir als solche auch von dem Standortarzt Wirths für meine persönliche weitere Ausbildung empfohlen wurden.»

Da sich Fischer vor Gericht nicht wie die allermeisten aufs Leugnen, Beschönigen und Nicht-mehr-Erinnern verlegt hat, sondern auszusagen bereit war, ist es bedauerlich, dass das Verfahren gegen ihn in Ost-Berlin nicht so gründlich geführt wurde, wie es die Materie erfordert hätte. Wenigstens in einer Beziehung können die Aussagen Fischers klären, was alle anderen SS-Ärzte vor Gericht offengelassen hatten: Nach welchem Gesichtspunkt die Selektionen in den Krankenhäusern durchzuführen waren. Fischer gab darüber zu Protokoll:

«Es gab mehrfach Besprechungen aller in Auschwitz tätigen SS-Ärzte zu dem Zweck, feste Kriterien zu den Selektionen herauszuarbeiten. Nach diesen Besprechungen ergaben sich im Wesentlichen folgende Merkmale zur Voraussetzung für Selektionen: Das waren Hungerödeme, das völlige Fehlen von Fettgeweben in den Gesässbacken (um das festzustellen, liessen die SS-Ärzte die nackt angetretenen Häftlinge sich umdrehen), der Verdacht einer Tbc, eine tatsächliche Tbc war wegen der fehlenden medizinischen Geräte schwer festzustellen (offenbar schien es zu umständlich, eine Durchleuchtung in der Röntgenstation des Stammlagers durchzuführen), Unfälle mit Knochenbrüchen und schwere Eiterungen. Das waren in etwa die Fälle, in denen Selektionen angebracht erschienen.» Fischer beschrieb rückhaltlos die Einstellung der Ärzte bei der SS: «Über die Tatsache, dass die Häftlinge mit diesen Merkmalen getötet wurden, haben wir uns kaum unterhalten. Ich persönlich sah darin auch gewissermassen die Erfüllung eines der Zwecke, die das Lager Auschwitz hatte.»

DR. WIRTHS

Der wichtigste aus der Gruppe von Ärzten in SS-Uniform, die widerwillig im Vernichtungsapparat dienten, war Dr. Eduard Wirths. Sein Widerwillen hatte für die Gefangenen die grösste praktische Bedeutung, denn er bekleidete ab Anfang September 1942 bis zur Evakuierung von Auschwitz die Funktion des Standortarztes – also nahezu während der ganzen Zeit, in der Menschen massenweise ermordet wurden; und er zog Konsequenzen aus seiner Einstellung, die kein anderer SS-Arzt gezogen hat.

Ich habe ihn bereits in Dachau kennengelernt. Meine erste Begegnung mit ihm in der internen Abteilung des Häftlingsreviers, wo ich Schreiber war, habe ich in meinem Bericht geschildert:

«Ein neuer Stationsarzt kommt. Er heisst Dr. Eduard Wirths. Gross, schütteres, dunkles Haar, sehr helle Augen, bestimmtes Wesen. Im Knopfloch seines Uniformrocks ist ein Ordensband, das ich bisher noch bei keinem gesehen habe. ‚Das ist das EK II, der muss an der Front gewesen sein‘, sagt Valentin (ein deutscher Pfleger. Später erfuhr ich, dass Wirths bei einem Einsatz seiner SS-Einheit in Lappland untauglich für weiteren Fronteinsatz wurde und Dachau das erste KZ war, das er kennenlernte).

Gleich am zweiten Tag bemerke ich, dass ihn noch etwas anderes von den übrigen SS-Ärzten unterscheidet. Er steht in der Ambulanz, seine Halsadern sind geschwollen, und seine Stimme ist gefährlich scharf. Vor ihm steht Heini (der junge Oberpfleger der internen Abteilung, der nur zu oft die ihm anvertrauten Patienten gewissenlos vernachlässigt hat) mit den Händen an der Hosennaht.

‚Warum haben Sie gestern nicht die Injektion gegeben, die ich angeordnet habe?‘ – ‚Obersturmführer, ich bin nicht dazugekommen, es war auf der Station so viel zu tun ...‘ und Heini will ihn totreden. Aber Dr. Wirths unterbricht ihn:

‚Wissen Sie denn nicht, dass der Mensch hätte sterben können? Haben Sie denn kein Verantwortungsgefühl?’

Das ist neu. Er macht auch anders Visite als die anderen Ärzte. Jeden Tag geht er von Bett zu Bett, hat manchmal ein freundliches Wort für einen Kranken, und einmal erwisch’ ich ihn sogar dabei, wie er versucht, sich mit einem alten Polen auf polnisch zu verständigen, was einem anderen SSler in seinem Hochmut nie eingefallen wäre.»

Ich habe Wirths bei diesen für uns so ungewöhnlichen Visiten begleitet, seine Anordnungen gewissenhaft notiert und vor jedem Bett kurz referiert, was er bisher angeordnet hatte. So zwang ich den ebenso selbtherrlichen wie faulen Oberpfleger Heini, die Verordnungen tatsächlich durchzuführen. Wirths konnte meine Beweggründe nicht kennen, lernte mich jedoch als gewissenhaften Schreiber schätzen.

Er blieb nur kurze Zeit auf unserer Station. In meinem Bericht steht: «Dr. Wirths übernimmt eine andere Station. Einmal begegne ich ihm auf dem Gang. Wir sind beide allein. Ich stehe stramm.

‚No, wie geht’s auf der Internen, Langbein?’

‚Nicht mehr so gut wie damals, als Sie bei uns waren, Herr Doktor.’ Wie Dr. Wirths schon an mir vorbei ist, sehe ich, dass er rot geworden ist. An Hals und Ohren merkt man’s deutlich. Er freut sich, wenn ein Häftling ihn lobt? Sonderbar. Er ist nicht wie die anderen.

Dann wird Dr. Wirths versetzt. Ins KZ Neuengamme, heisst’s in der Schreibstube.»

Ich war noch keine drei Wochen in Auschwitz, da erfuhr ich, dass ein neuer Standortarzt gekommen ist, der deutsche Häftlingsschreiber anforderte. Karl Lill, der mit mir von Dachau nach Auschwitz überstellt wurde, und ich waren die einzigen Schreiber im HKB, die als Deutsche geführt wurden, die meisten anderen waren junge deutschsprechende Polen. Wir beide wurden ins SS-Revier befohlen und hatten in der Schreibstube zu warten, in der auch SS-Männer untätig herumsass. Was folgte, beschrieb ich in meinem Bericht:

«Die Tür geht auf. Die beiden SSler spritzen in die Höh, schlagen die Hacken zusammen. Ein grosser Mann mit Offizierskappe kommt herein. Aber das ist ja Dr. Wirths aus Dachau! Er hat mich auch schon erkannt. Bevor noch der (ihn begleitende) Spiess etwas sagen konnte, ruft er ganz laut: «Der Langbein, nein, so was! Wie kommen denn Sie da her?» Und dann fragt er mich, wie's dem Kranken geht, der mit chronischem Magenkatarrh auf der Internen in Dachau gelegen ist, und dem, der so starken Gelenksrheumatismus gehabt hat und von ihm behandelt wurde. Schliesslich wendet er sich zum Spiess: «Der Langbein wird mein Schreiben und ist wieder draussen. «Mit mir hat der Standortarzt noch nie so viel gesprochen, seit er hier ist, wie mit den Häftlingen da.' Ganz beleidigt setzt sich der eine SSler nieder.»

So begann meine Tätigkeit beim Standortarzt, die ich bis zu meiner Überstellung nach Neuengamme am 25. August 1944 – also fast zwei Jahre lang – ausgeübt habe, sieht man von zwei durch Typhuserkrankung und Bunkerhaft verursachten Unterbrechungen ab.

Über Wirths liegt eine Beschreibung vor, die Höss im Krakauer Gefängnis angefertigt hat. Dort steht: «Wirths hatte vor dem Krieg eine ausgedehnte Landpraxis als praktischer Arzt im badischen Hinterland (die Anschrift seiner Angehörigen, die ich oft geschrieben hatte, lautete: Merchingen, Post Osterburken).

Zu Beginn des Krieges wurde er als Arzt zur Waffen-SS eingezogen und war bei verschiedenen Verbänden an der Front eingesetzt. Durch rücksichtslosen Einsatz seiner Person zog er sich in Finnland ein schweres Herzleiden zu und konnte an der Front nicht mehr verwendet werden. So kam er zur Insp.(ektion) KL und zum KL Auschwitz.

Wirths war ein tüchtiger Arzt mit einem stark ausgeprägten Pflichtgefühl und äusserst gewissenhaft und vorsichtig. Er hatte umfassende Kenntnisse auf allen medizinischen Gebieten und war stets bestrebt, sein ärztliches Wissen und Können zu erweitern. Doch war er sehr weich und gutmütig und brauchte unbedingt einen starken Rückhalt, auf den er sich stützen konnte. Alle ihm erteilten Befehle und Weisun-

gen befolgte er mit peinlicher Sorgfalt. In Zweifelsfällen vergewisserte er sich stets über die Richtigkeit.

So liess er sich die Weisungen der Polit. Abt. Grabners über verschleierte Exekutionen grundsätzlich immer von mir persönlich bestätigen, ehe er sie durchführte. Zum steten Arger Grabners, der ihm dies sehr übelnahm. Oft und oft klagte mir Wirths, dass er diese von ihm verlangten Tötungen mit seinem ärztlichen Gewissen nicht vereinbaren könne und sehr darunter leide. Er bat auch immer wieder um eine andere ärztliche Verwendung bei Lolling und beim Reichsarzt, vergebens. Ich musste ihn immer wieder aufrichten mit dem Hinweis auf die harte Notwendigkeit der vom RFSS ergangenen Befehle. Auch die gesamte Judenvernichtung brachte ihm Gewissensskrupel, die er mir oft im Vertrauen offenbarte.»

Dieser Charakteristik fügte Höss hinzu: «W. lag im ständigen Krieg mit der Bauleitung, weil er ständig auf die Verbesserung und Neuerichtung der hygienischen Einrichtungen drängte und bei ihm bekannt werdenden Fehlern unnachsichtlich nicht eher ruhte, bis diese beseitigt waren.»

An die schriftlich geführte, permanente Auseinandersetzung mit der Bauleitung erinnere ich mich gut. Wiederholt informierte ich Wirths über Missstände auf baulichem Gebiet und erinnerte ihn an nicht eingehaltene Zusagen der Bauleitung. Schliesslich hat Wirths einen Baufachmann für unser Kommando angefordert, damit kleinere Arbeiten in den verschiedenen Häftlingskrankenbauten direkt von seinem Büro vorbereitet werden konnten. So ist der jüdische Ingenieur Hanus Majer aus der Tschechoslowakei zu uns gekommen. Er hat das Lager überlebt.

In der Charakteristik von Höss heisst es weiter: «Selbst Lolling gab zu – was er nicht gerne tat –, dass W. der beste Arzt aller KL war. Ich habe in meiner 10jährigen Dienstzeit im KL-Wesen nie einen Besseren erlebt. Im Umgang mit den Häftlingen war er korrekt und versuchte, ihnen gerecht zu werden. M.E. war er oft zu gutmütig und vor allem zu leichtgläubig. Auch wurde seine Gutmütigkeit von den Häftlingen, besonders von den weiblichen, oft zu seinem Nachteil ausge-

nutzt. Die Häftlings-Ärzte bevorzugte er besonders, ja ich hatte oft den Eindruck, dass er sie als Kollegen behandelte. Das hatte erhebliche Nachteile für das Lager.»

Höss schliesst seine Beschreibung mit folgenden Sätzen ab: «W. war sehr kameradschaftlich und war unter den Kameraden auch sehr beliebt. Er half jedem, der zu ihm kam. Auch in den SS-Familien hat er als Arzt viel geholfen. Alle hatten Vertrauen zu ihm.» Höss geht in seinen Charakteristiken anderer SS-Führer von Auschwitz mit Lob sehr sparsam um.

Selbst der Leiter der Politischen Abteilung, Maximilian Grabner, mit dem Wirths in permanenter Fehde lag und der sich in anderem Zusammenhang bemüht hat, Wirths anzuschwärzen, muss in seiner in polnischer Haft verfertigten Niederschrift zugeben: «Wirths galt als der einzige Arzt, der sein Lager seuchenfrei bekommen hat, und als bester Arzt der Lager überhaupt.»

Auch Zeugnisse von anderen liegen vor. So erklärte der Lagerführer Franz Hofmann: «Wenn die Ärzte im Lager Selektionen durchführten, dann haben sie auch einen Befehl von oben bekommen. Ich kann dafür einen Beweis erbringen. Ich weiss das aus einem Gespräch mit dem Standortarzt Wirths, mit dem ich von Dachau her sehr gut befreundet war. Wir haben uns oft ausgesprochen. Eines Tages kam er zu mir und sagte: ‚Franz, heute habe ich wieder etwas erlebt. Ich musste zum Höss hinaufkommen. Vorher hatte ich ein Gespräch mit Aumeier und Grabnern Wirths war gegen das Selektieren von Häftlingen. Er sagte, dass die Ärzte nicht dazu da sind, Selektionen durchzuführen, sondern für die Kranken. Das Ende vom Lied war, dass Wirths mir in ein paar Tagen sagte: ‚Es ist direkt ein Befehl von Berlin gekommen, jetzt muss ich es machenn»

Im Prozess gegen Höss in Warschau sagte die im SS-Revier beschäftigte Krankenschwester Maria Stromberger als Zeugin aus, dass sie Anfang 1943 denunziert worden sei. Wirths hielt ihr vor, er habe von verschiedenen Seiten gehört, dass sie zu mütterlich und menschlich mit den Häftlingen umgehe. «Ich möchte nicht, dass Sie hinter

den Draht kommen, und warne Sie daher», schloss er seine Ermahnungen. Sie habe erwidert, sie sei weder SS-Mann noch Aufseherin und sie bitte um ihre Versetzung, wenn ihr Verhalten Anlass zur Kritik böte. Daraufhin habe ihr Wirths auf die Schulter geklopft und gesagt: «Schwester Maria, Sie bleiben hier, und ich werde Sie gegen alle weiteren Verleumdungen beschützen.»

Ich habe in den zwei Jahren gemeinsamer Arbeit Wirths genauer kennengelernt als jeden anderen Träger einer Uniform der SS. Zielbewusst steuerte ich darauf hin, Einfluss auf ihn zu gewinnen. Dabei kam mir die durch das Arbeitsverhältnis gegebene Situation zustatten.

Ist ein Arzt in SS-Uniform nicht faul und desinteressiert, so sucht er einen Sekretär, der mitdenkt; ist ein Schreiber in Häftlingsuniform nicht egoistisch und herzlos, so nützt er die Möglichkeiten, die sich ihm dadurch bieten. Jeder geistig rege Gefangene ist seinem Bewacher überlegen, da er sich ununterbrochen mit den Problemen beschäftigt, die sich aus seiner Lage ergeben, während Bewacher durch andere Fragen abgelenkt werden. Weder Belehrungen noch Warnungen konnten auf die Dauer verhindern, dass sich ein täglicher Arbeitskontakt zu einer menschlichen Beziehung vertiefte, wenn der Häftling es darauf angelegt hatte. Die Beziehung zwischen Wirths und mir bildet keine einsame Ausnahme. So schreibt Kogon: «Gelegentlich ist es gelungen, höhere SS-Führer nicht allein durch Korruption, sondern auch durch direkten politischen Einfluss zum Werkzeug der Häftlings-Selbstverwaltung zu machen. Diese Fälle waren äusserst selten und mit grosser Gefahr verbunden. Am ehesten glückte der Versuch mit einer bestimmten Art von SS-Ärzten.» Kogon war selbst Sekretär eines SS-Arztes in Buchenwald und spricht aus eigener Erfahrung. Walter Polter als Arztschreiber in Buchenwald und Ernst Martin als Häftlingsschreiber des Standortarztes von Mauthausen haben Ähnliches erlebt. Meines Wissens ist allerdings kein anderer SS-Arzt so weit gegangen wie Wirths.

Mehrere Faktoren wirkten dabei zusammen: seine Einstellung zu den Verbrechen in den Konzentrationslagern, die ich in Dachau studieren konnte; sein Arbeitseifer, der ihn einen Sekretär auch für Geheimpost suchen liess, der weder die stumpfe Gleichgültigkeit noch die eingeschränkte Intelligenz des SS-Unterscharführers Richter hatte, des offiziellen Schreibers in seinem Büro. Die Attacken, denen er als Intellektueller von Seiten anderer SS-Führer ausgesetzt war – er schrieb einmal, dass er häufig Aussprüche zu hören bekam wie: «Sie sind auch eine von den internationalen Intelligenzbestien!» –; all das zusammen erleichterte meine Absicht, ein persönliches Verhältnis zwischen uns beiden herzustellen und zugunsten des Lagers auszunützen. Durch strenge Einhaltung zweier Prinzipien suchte ich zu sichern, dass ich der aktive Partner blieb: Grundsätzlich nützte ich niemals meine Möglichkeiten aus, um etwas für mich persönlich zu erreichen, ich verhinderte damit eine Korruption. Das imponierte Wirths. Ich besprach jeden Schritt von Bedeutung mit Ernst Burger und später mit der Leitung der Widerstandsbewegung. So schützte ich mich davor, privilegiertes Werkzeug im Vernichtungsapparat zu werden. Davon zeugt ein Gespräch, das ich in den ersten Wochen mit Wirths führte. In meinem Bericht steht:

Wirths geht «wieder auf den Schreibtisch zu, setzt sich nieder. Jetzt schaut er mich forschend an. ‚Langbein, kann ich mich auf Sie verlassen?’

‚Doktor, in allem, was für die Häftlinge hier im Lager nützlich ist, werde ich Ihnen helfen, so gut ich kann. Etwas anderes werden Sie nicht von mir verlangen. Ich möcht’ aus dem Lager einmal herauskommen, aber so, dass ich vor mir selbst nicht die Achtung verlieren muss.’

So haben wir noch nie miteinander gesprochen. Wirths diktiert noch ein paar Kleinigkeiten. Dann ist er fertig. ‚Es ist gut.’

Ich bin einen Schritt weiter auf einem sehr gefährlichen Weg. Abends erzähl’ ich Ernstl das Gespräch.»

In anderem Zusammenhang wurde erwähnt, was auf diesem Weg für die Krankenbauten erreicht werden konnte.

Weil ich vermeiden will, das Bild dieser wohl interessantesten Persönlichkeit aus den Reihen der Auschwitz SS einseitig zu zeichnen, ziehe ich Beschreibungen anderer heran, die Wirths als Häftlinge kennengelernt haben.

Wladyslaw Fejkiel schreibt über ihn: «Im Häftlingskrankenbau begannen die Änderungen mit der Ankunft eines neuen SS-Standortarztes. Diesen Posten übernahm SS-Sturmbannführer Doktor E. Wirths, der aus Dachau kam. Mit ihm zusammen kamen einige Dutzend österreichische und deutsche Kommunisten, die im dortigen Lager als Krankenpfleger arbeiteten. (Fejkiel sind unwesentliche Irrtümer unterlaufen: Wir kannten zwar Wirths von Dachau her, kamen aber nicht zusammen mit ihm; er war inzwischen in Neuengamme gewesen. Wir waren nur 17 und nicht alle Kommunisten; aber die Bekannteren unter uns waren Kommunisten.) Es war eine Gruppe gut aufeinander eingespielter Häftlinge. Sie hatten eine grosse Erfahrung in der Konspiration und im Lagerleben. Diese Häftlinge wurden vom Standortarzt begünstigt, der – obwohl ein Nazi – jedoch einen elementaren Hass gegenüber kriminellen Verbrechern empfand. Die Angekommenen machten sich schnell mit der Atmosphäre von Auschwitz bekannt, nahmen Kontakte mit der Gruppe polnischer Demokraten auf und führten mit Hilfe des Standortarztes eine Art Revolution im Revier durch.»

Damit bestätigt Fejkiel folgenden Passus aus Wirths' Rechtfertigungsschrift, die dieser nach dem Krieg verfasst hat: «Geradezu unvorstellbar ist es, dass die unschuldigen politischen Gefangenen – gleich welcher Nationalität – im Lager von den Schwerverbrechern beaufsichtigt wurden. Immer und überall schlug ich vor, diese Schwerverbrecher durch die charakterlich anständigen und unschuldigen sogenannten Politischen, wozu auch die Juden gehörten, zu ersetzen. Dieser Vorschlag stiess deshalb auf Widerstand, weil man dadurch eine Stärkung der politischen Gegnerschaft zu erblicken glaubte. In den Revieren und Krankenbehandlungsräumen duldete ich keine kriminellen Gefangenen an leitenden und führenden Stellen.»

Fejkiel schildert seine erste Begegnung mit dem eben nach Ausch-

witz versetzten Standortarzt, als dieser den Krankenbau besichtigte: «Er nahm Einblick in die Organisation, die Ordnung, er unterhielt sich mit Kranken und fragte die Ärzte nach den Behandlungsmethoden. Auf mich machte er einen anderen Eindruck als die übrigen SS-Leute. Nach Besichtigung der Infektionsabteilung rief er mich und ordnete an, dass die Abteilung einmalig mehrere hundert Büchsen Fleisch als zusätzliche Nahrung für die Kranken erhalten soll. Ich war über dieses Geschenk, das man von einem SS-Mann nicht erwartet hätte, erstaunt. Abends holten wir die Konserven ab, brachten sie auf den Block und grübelten über die Bedeutung dieses Ereignisses nach. Das Ganze sah ja verdächtig aus.

Ich hatte nie Vertrauen zur SS gehabt, nie an ihren guten Willen und ihr Wohlwollen geglaubt. Nach den Erfahrungen mit Phenol und Gas konnte man kaum daran glauben, dass der SS-Standortarzt die Büchsen zur Ernährung der Kranken geschickt habe. Ich hatte den Verdacht, dass dies eine neue Methode war, mit der Wirths die Kranken loswerden wollte. In dieser Annahme wurde ich dadurch bestärkt, dass Wirths ausdrücklich angeordnet hatte, die Konserven seien ausschliesslich für Fleckfieberkranke bestimmt und dürften nicht anderen Kranken oder Pflegern gegeben werden.

Zweifel nagten an mir. Gemeinsam mit meinen Freunden Stanislaw Glowa, Stanislaw Klodziński und Tadeusz Szymański überlegte ich, was zu tun war. Die Vorsicht siegte. Wir hielten die Konserven zurück mit der Absicht, sie heimlich fortzuwerfen. Aber nachts machten sich einige Kranke über sie her und assen sie auf. In der Frühe waren sie wohl auf. Wir warteten bis zum Abend, ob sich Vergiftungssymptome zeigen würden.» Nichts dergleichen. So konnten die Konserven schliesslich verteilt werden.

Vor den Frankfurter Richtern bezeichnete Fejkiel Wirths als einen «intelligenten Arzt und keinen schlechten Menschen» und fügte hinzu: «Er brachte Medikamente und verstand, wie das Fleckfieber zu bekämpfen war.» Der unmittelbare Vorgänger von Wirths als Stand-

ortarzt, Dr. Kurt Uhlenbroock, hat das Fleckfieber noch auf die Weise bekämpfen lassen, dass die Läuse zusammen mit den Kranken vergast wurden. Fejkiel erwähnte schliesslich, dass ihn Wirths im Herbst 1943 aus dem Bunker befreit hat, wo er unter dem Verdacht inhaftiert war, einer Untergrundorganisation anzugehören.

Dr. Alina Brewda hat mich an einen Schritt erinnert, den wir gemeinsam unternommen hatten und der mir aus dem Gedächtnis geschwunden war. Sie war Ärztin auf dem Versuchsblock 10, wo eine Blockälteste namens Margit ihre Macht missbrauchte und Patientinnen schlug. Sie schilderte mir das, und ich erreichte bei Wirths, dass er Brewda kommen und die Situation beschreiben liess. Wirths löste daraufhin die Blockälteste ab. Er hatte Hemmungen, Dr. Brewda zu ihrer Nachfolgerin zu bestimmen, da sie Jüdin war. So ordnete er kurzerhand an, dass keine Blockälteste eingesetzt und die stellvertretende Blockälteste der leitenden Ärztin – also Doktor Brewda – unterstellt wurde.

Dass Wirths mit dem Tabu gebrochen und Ärzte in Schlüsselpositionen in den Krankenbauten – auch zu deren Lagerältesten – eingesetzt hat, ist schon in anderem Zusammenhang erwähnt worden.

Der im SS-Revier beschäftigte Pole Teddy Pietrzykowski wurde einmal von der SS-Aufseherin Irma Grese mit einer Peitsche geschlagen, weil er vor ihr nicht die Mütze gezogen hatte. Wirths, der das beobachtete, verwarnte die Aufseherin vor dem Häftling: «Schlagen Sie nicht meine Leute!»

Die Polin Irena Idkowiak kam als Neunzehnjährige mit ihren Eltern nach Auschwitz. Die Eltern starben. Sie wurde von Wirths aus dem KZ herausgeholt, indem er sie als Haushaltshilfe reklamierte. Sie blieb nach Kriegsende noch einige Monate im Haushalt der Familie Wirths und gab im Herbst 1945 zu Protokoll: «Ich erkläre hiermit (unter Beziehung auf einen geleisteten Eid), dass sich Herr Dr. Wirths stets in humaner und menschlicher Weise für die Häftlinge eingesetzt hat und dass Tausende von Häftlingen infolge seiner energischen Seuchenbekämpfung und aufopfernden Fürsorge dem Leben erhalten blieben.

Seine Fürsorge ging sogar so weit, dass sich Frauen von SS-Männern darüber beklagten, dass Herr Doktor Wirths die Häftlinge ihnen vorziehe. Ich betone nochmals, dass ich von meinen Mithäftlingen nur Gutes über Herrn Dr. Wirths sagen hörte.»

Karl Lill, ein Kommunist, mit mir zusammen von Dachau nach Auschwitz gekommen, der Schreiber des Standortarztes wurde, nachdem ich von Auschwitz überstellt worden war, ist vom Vorsitzenden des Frankfurter Schwurgerichts über Wirths befragt worden. Lill sagte:

«Ich kannte Dr. Wirths schon von Dachau her. Das war ein Mann, der dort die kranken Häftlinge wie ein wirklicher Arzt behandelt hatte. Er war schon in Dachau bestrebt, eine ordentliche Arbeit zu leisten.»

Vorsitzender: «Hat er in Auschwitz Besserungen eingeführt? Hat er die willkürlichen Spritzungen von kranken Häftlingen eingestellt?»

Lill: «Ohne Zweifel ist das durch ihn erfolgt.»

Vorsitzender: «Bestand ein Gegensatz zwischen ihm und Doktor Entress?»

Lill: «Freilich. Entress war ein ärztliches Ungeheuer.»

Vorsitzender: «Von manchen wurde hier Dr. Wirths als hochmütig geschildert. Ist es Ihr Eindruck, dass eine solche Hochmütigkeit vielleicht nur eine Pose gewesen sein dürfte?»

Lill: «Ja, so habe ich es empfunden.»

Trotz wiederholter Enttäuschungen war Wirths ständig bemüht, seine Vorgesetzten zu alarmieren. Periodisch hatte er nach Berlin zu berichten. Höss, der diese Berichte abzuzeichnen hatte, schrieb:

«In seinen monatlichen Arztberichten an D III und an den Reichsarzt-SS schilderte Wirths bis ins kleinste den genauen Gesundheitszustand, den Stand der gesamten hygienischen und sanitären Einrichtungen und die aufgetretenen Missstände in einer klaren Darstellungsweise und schonungslosester Offenheit. In diesen Berichten bat Wirths jedesmal um Hilfe zur Beseitigung dieses krassen, später grauenhaft zu nennenden Allgemeinzustandes des Lagers. Jeder, der diese Be-

richte las, konnte sich ein wirklichkeitsgetreues Bild dieser Zustände machen. Auch bei mündlichen Rapporten bei D III beziehungsweise Reichsarzt-SS nahm Wirths keine Rücksicht und berichtete schonungslos. Die von Pohl über D III angeforderten Sonderberichte bei Seuchen – z.B. wenn ihm die hohen Totenziffern zu denken gaben – verfasste Wirths so krass und vor allem die Ursachen, die zu all diesen Missständen führten, so eindeutig hervorhebend, dass die Berichte oft selbst mir zu übertrieben schienen. Doch liess ich Wirths gewähren. Eine fühlbare Hilfe ist durch all diese ärztlichen Berichte Auschwitz nie erstanden. Aber keine massgebende vorgesetzte Dienststelle blieb im Unklaren über die katastrophalen Zustände des KL Auschwitz, und kein Vorgesetzter – auch das RSHA nicht – kann je behaupten, darüber nichts erfahren zu haben!»

Diese Monatsberichte diktierte Wirths mir und liess sich auch von mir die Unterlagen dafür zusammenstellen. Auf Ungenauigkeiten oder Schönfärbereien der Teilberichte aus den einzelnen Lagern machte ich den Standortarzt aufmerksam. Häufig wies ich ihn auch auf Probleme hin, die er dann in seinen Bericht aufnahm. Die Zusammenarbeit hatte sich so eingespielt, dass er mich einmal aufforderte, selbst einen Bericht «so wie üblich» auf Grund der Unterlagen zusammenzustellen und ihm zur Unterschrift vorzulegen, wenn der Termin zur Absendung dieses Monatsberichts drängte und Wirths anderwärtig beschäftigt war. Er hat diesen Bericht unverändert abgesandt, obwohl er um eine Nuance krasser abgefasst war als üblich.

Wirths schrieb nachträglich über diese Zusammenarbeit, er hätte «seit Anbeginn meiner Tätigkeit dem mir vertrauten Gefangenen alle Berichte mit Zahlenangaben diktiert, in der stillen Hoffnung, dass diese Zahlen dadurch bekannt würden. Auch habe ich in den monatlich zu verfassenden Berichten Verhältnisse im Lager dem tatsächlichen Zustande entsprechend angegeben.»

Ich hatte Zweifel zu überwinden, ob die zentralen Stellen so offen informiert werden sollten. Es wäre eine negative Reaktion möglich, wie: Wenn die starke Überbelegung des Lagers zu so krassen Miss-

ständen führt, dann muss eben in noch grösserem Umfang vergast werden, um Platz zu schaffen. In der Leitung unserer Organisation berieten wir darüber und kamen schliesslich zu dem Schluss, dass beschönigende Berichte nachteiligere Folgen haben könnten als wahrheitsgetreue. Wir machten uns keine Illusionen über die Wirkung auch völlig ungeschminkter Berichte, denn ich kannte die nichtssagenden Antworten, die immer wieder aus Berlin auf die Bitten von Wirths um Hilfe kamen. Ich muss Höss daher recht geben, wenn er schrieb:

«In Auschwitz war er (der Vorgesetzte des Standortarztes, Doktor Lolling) wohl am meisten, doch habe ich nie erlebt, dass auf Grund seiner ausgedehnten Besichtigungen irgendetwas von ihm erfolgt ist. Was in Auschwitz wirklich auf sanitärem, ärztlichem Gebiet an Verbesserungen geschah, machten die Lagerärzte aus sich heraus. Dr. Wirths hat sich bei mir oft bitter beklagt, dass er so gar keine Hilfe und Verständnis von Lolling habe.»

Trotzdem dürften diese Berichte zumindest dann eine gewisse Wirkung ausgeübt haben, als sich die Kriegslage für die Deutschen verschlechterte und sie daher empfindlicher für Nachrichten über das Vernichtungssystem in Auschwitz wurden, die von den Alliierten verbreitet wurden.

Die schlimmste Last, die jedem Arzt im Vernichtungslager von der Führung der SS aufgebürdet wurde, war die Entscheidung bei Selektionen für den Gastod. Mehrere Zeugnisse belegen, wie sich Wirths als Chef aller in Auschwitz eingesetzten SS-Ärzte dabei verhalten hat.

Sein Freund Dr. Horst Fischer bezeugte vor Gericht, Wirths habe im Frühling 1943 durchgesetzt, dass die Selektionen der ankommenden Transporte nicht vom Lagerführer und dessen Untergebenen, sondern von den SS-Ärzten verantwortlich geleitet werden. Er habe das veranlasst, weil die Lagerführer seiner Beobachtung nach auch Arbeitsfähige ins Gas geschickt und die Selektionen zu rigoros durchgeführt hätten. Auch seinem Bruder gegenüber begründete Wirths seine Initiative mit denselben Argumenten. In seiner Rechtfertigungsschrift

schrieb er: «Ich musste die mir unterstellten Ärzte mit dieser furchtbaren Tatsache insofern belasten, als ich von der Lagerführung verlangte, dass zur Entscheidung der Arbeitsfähigkeit die Ärzte gefragt werden müssten.»

Wirths hat nicht bloss seine Untergebenen damit belastet. Er hat darauf bestanden, dass er selbst so wie jeder andere SS-Arzt turnusweise zum Dienst auf der Rampe eingeteilt werde, und holte seinen Rampendienst nach, wenn er einmal verhindert war, den Plan einzuhalten.

Seine Einstellung zu Lagerselektionen kann aus einem Schreiben abgelesen werden, welches er am 16. November 1945 an den SDG des Aussenlagers Golleschau gerichtet hat. Wirths stellt darin zuerst fest, dass sich «die mit dem letzten Krankentransport überstellten Häftlinge in einem katastrophalen Versorgungszustand» befunden hätten. «Besonders zeigten Häftlinge mit Verletzungen ausserordentlich verdreckte Verbände. Die Wunden waren vernachlässigt und verschmutzt», heisst es weiter. «Auf Befragen gaben die Häftlinge an, dass die Verbände teilweise seit 10 Tagen nicht gewechselt waren.» Der Standortarzt schloss dieses Schreiben mit den Worten ab: «Ich mache Sie für diese Vorkommnisse voll und ganz verantwortlich und behalte mir im Wiederholungsfalle schwerste Bestrafung vor.» Sowohl eine derartige Drohung aus diesem Anlass als auch die Berufung auf Angaben der Gefangenen sind aussergewöhnlich. Das Schreiben beweist, dass Wirths die Tötung der aus den Aussenlagern als krank Überstellten verhindern wollte; denn sonst wäre ihm ihr Zustand gar nicht zur Kenntnis gelangt. Ich erinnere mich, dass mir Wirths ähnliche Briefe mehrmals diktirt hat.

Jahre später erhielt ich Einblick in Briefe, die Wirths von Auschwitz an seine Angehörigen geschrieben hatte. Folgende Zitate helfen, seine Persönlichkeit kennenzulernen:

Auschwitz, den 22.9.1943 – an seine Frau: «Möcke (SS-Obersturmbannführer und Chef der Verwaltung) ist von Berlin zurückgekommen und ist so glücklich, wieder hier zu sein, hat erklärt, nicht mehr von hier Weggehen zu wollen. So was gibt es also auch!»

Auschwitz, den 2g. 11.1944 – an seine Frau: «Kannst Dir noch denken, mein Geliebtes, was es für mich Schönes bedeutet, dass ich diese furchtbare Arbeit nimmer machen muss, ja dass es die überhaupt nicht mehr gibt.» Damals wurden die Vergasungen eingestellt.

Auschwitz, den 15. Dezember 1944: «Meine lieben Eltern! ... Nun ist es aber nicht so, wie Du meinst, dass ich etwa die jetzigen grossen Veränderungen in Auschwitz erreicht hätte, sondern der Befehl ist von höchster Stelle gekommen. So weit reicht denn mein Arm doch noch lange nicht. Das einzige, was ich für mich dabei buchen könnte, wäre vielleicht, dass ich den Stein insofern ins Rollen gebracht habe, als ich bei jeder nur sich bietenden Gelegenheit und bei allen mir zugänglichen hohen Persönlichkeiten gebohrt habe, auf das Unmenschliche, Unmögliche und wirklich Unwürdige des ganzen Verfahrens hinzuweisen, dass ich eben in jeder Hinsicht versucht habe, diese furchtbare Belastung in den krassesten Farben darzustellen, um den Leuten zu zeigen, was sie unserem ganzen Volk damit aufgebürdet haben und weiter aufbürden, solange da keine Änderung erfolgte, dazu noch in der Zeit eines so furchtbaren Krieges.

Es ist eine herrliche Genugtuung für mich, dass ich nun bei meiner Rückkehr nach hier in Berlin diese klare, eindeutige Entscheidung hören konnte und die völlige Ablehnung, ja das Verbot derartiger Dinge mit nach Auschwitz bringen durfte. Es ist ein Aufatmen durch uns gegangen, ich kann Euch gar nicht sagen, wie. Du weisst ja, wie ich denke, lieber Vater. Die Schuld lässt sich nicht leugnen ...» Wirths fügt diesem Brief die Bemerkung an: «Den Brief bewahre bitte nicht auf.»

Trotzdem ist dieser Brief zweifach aufgehoben worden, von dem Vater von Wirths und von der Widerstandsorganisation in Krakau; denn Wirths diktierte ihn seinem Schreiber Karl Lill, der einen Durchschlag an diese Organisation gab.

Auch bei anderer Gelegenheit nahm Wirths die Last der Verantwortung auf sich, wenn sie eine Möglichkeit bot, helfend einzugreifen. In seiner Rechtfertigungsschrift erwähnte er eine derartige Initiative:

«Häufig fanden durch die Gestapo Standgerichtsverhandlungen statt. Nach dem Urteil wurden nahezu hundert Prozent der Verurteilten erschossen. Nachdem ich durch Gefangene auf die Sitzungen aufmerksam gemacht worden war, ersuchte ich, als Arzt zur Entscheidung psychiatrischer Fälle an solchen Sitzungen teilnehmen zu dürfen. Zur Verhandlung kamen ausschliesslich polnische Staatsangehörige, die unter Anklage der Sabotage standen. Durch mein ärztliches Urteil konnte ich häufig den Urteilsspruch der Todesstrafe verhindern, oft auch dadurch, dass ich darauf hinwies, dass der Verurteilte auf Grund seines Körperzustandes arbeiten könne. So wurden die Verurteilten dann als Gefangene in das Lager aufgenommen und vor dem Tode bewahrt.»

Eine solche Rettung kann verifiziert werden. Der polnische Schreiber von Block 11, wo die Gefangenen der Gestapo auf dieses Standgericht warteten, Jan Pilecki, hatte beobachtet, dass bei Standgerichtsverhandlungen, an denen Dr. Wirths teilnahm, weniger Häftlinge zum Erschiessen verurteilt wurden. Da er die Gefangenen vorzurufen hatte, konnte er den günstigen Einfluss von Wirths beobachten. Als einmal seine Braut von der Gestapo eingeliefert wurde, bat mich Pilecki, Wirths zu veranlassen, zur nächsten Verhandlung des Gerichts zu kommen. Wirths kam, Pilecki instruierte seine Braut, wie sie sich zu verhalten hatte – nach seiner Beobachtung hatten diejenigen noch am ehesten eine Chance, die laut, knapp, in gutem Deutsch antworteten und den SS-Männern ins Gesicht blickten. Tatsächlich wurde sie nicht erschossen und hat das Lager überlebt. Sie heirateten nach der Befreiung. Wirths hat aus eigenen Stücken Mitverantwortung für die Standgerichte auf sich genommen, um wenigstens einige Todesurteile abzuwenden.

Es liegen auch negative Urteile über Wirths vor. Die meisten, die mir zu Ohren kamen, stammen entweder von Gefangenen, die ihn nicht persönlich, sondern nur seine Uniform und Funktion kennengelernt haben, oder von SS-Männern, die sich vor Gericht wie üblich auf Kosten bereits Verstorbener reinzuwaschen versuchten.

Oft habe ich mir die Frage gestellt, wie dieser Mensch in die Uniform der SS gekommen war. Einmal sagte mir Wirths: «Ich bin kein Nationalsozialist, denn ich bin Arzt und als Arzt Individualist.» Aus seinen Personalpapieren konnte ich entnehmen, dass er im Jahr 1909 in Würzburg geboren und am 1. Mai 1933 der SS beigetreten war. Dass er zu Hause nicht in nationalsozialistischem Sinn erzogen worden war, habe ich nicht erst nachträglich erfahren, sondern aus privaten Briefen. Wirths schrieb in seiner Rechtfertigungsschrift:

«Im Sommer 1930 begann ich mein medizinisches Studium, machte in Würzburg 1932-1933 das Physikum. Zum Weiterstudium wurde ein politisches Zuverlässigkeitszeugnis verlangt, in welchem ich als unzuverlässig bezeichnet wurde, da ich mit der SPD sympathisierte. Um der Drohung der Verweisung von der Universität und der Unterbrechung des Studiums zu entgehen, beantragte ich Aufnahme in die NSDAP im Juni 1933. Eine Parteiaufnahme konnte nur beantragt werden durch gleichzeitigen Aufnahmeantrag in die SA! In der SA habe ich etwa nur 4 Wochen in der Zeit von Juni/Juli Dienst getan, wurde jedoch nicht aufgenommen. Der SA-Dienst hatte im Wohnort meiner Eltern in Geroldshausen bei Würzburg zu erfolgen, um aber die Fortsetzung meines Studiums zu ermöglichen, stellte ich im Oktober 1934 Aufnahmeantrag in den Sanitätssturm der SS in Würzburg. Als SS-Bewerber und Anwärter machte ich im Sanitätssturm Dienst bis Januar 1935 und liess mich dann zur Vorbereitung auf das Staatsexamen und zur Berufsausbildung beurlauben. Demzufolge blieb ich immer SS-Anwärter.»

Weil die Daten dieser Darstellung nicht mit denen übereinstimmen, die mir aus den Personalakten im Gedächtnis geblieben sind, erweckte diese Rechtfertigung meine Zweifel. Ich fragte darum später seinen Bruder, der mir antwortete, die schöne Uniform hätte Eduard Wirths bewogen, der SS beizutreten. Wollte man damals studieren und weiterkommen, so musste man bei einer Organisation der Partei sein; die SA sei jedoch gar zu plebejisch und unangenehm gewesen.

Seine Berufung zum Standortarzt von Auschwitz hatte er seinem

guten Ruf als Arzt zu verdanken. Bei der Bekämpfung der Fleckfieber-epidemie, die dem Leitenden Arzt aller Konzentrationslager wegen ihres Übergreifens auf Truppe und Zivilbevölkerung Kopfzerbrechen verursachte, hatten alle früheren Standortärzte versagt; oder sie sind erkrankt und ausgefallen. Wirths schrieb, dass ihm Lolling anlässlich seiner Ernennung zum SS-Standortarzt von Auschwitz bedeutet hätte, seine ausschliessliche Aufgabe wäre die Bekämpfung der Fleckfieber- und Typhusepidemie bei der Truppe. Um andere Dinge hätte er sich nicht zu kümmern. Wie Johann Schindler angibt, sind etwa 50 Fleckfieberkranke bei der Truppe registriert worden. Da er damals Spiess beim Wachsturmbann war, hatte er einen Überblick.

Nachträglich versicherte Wirths, er hätte sich in seiner Verzweiflung an Höss gewandt, nachdem er mit dem Vernichtungssystem konfrontiert worden war. Der Kommandant hätte ihm bedeutet, Auschwitz sei eben ein Vernichtungslager, da käme es auf ärztliche Hilfe nicht an. Anfangs sei er angesichts der Totenzahlen und der chaotischen hygienischen Verhältnisse dem Selbstmord nahe gewesen.

Als Wirths in Dachau das erste Mal mit dem System der nationalsozialistischen Konzentrationslager konfrontiert wurde, hat er sich an einen ihm bekannten Geistlichen in München, Pater Wolfram Denser, um Rat gewandt. Dieser sagte ihm, es sei seine Pflicht, im KZ weiterzuarbeiten und dort Gutes zu wirken, soweit dies auf ärztlichem Gebiet in seiner Macht stünde, was der Geistliche nach Kriegsende bestätigte. Angesichts des täglichen Massenmordens in Auschwitz suchte Wirths wiederum Rat, diesmal bei seinem Vater. Und nochmals bekam er die Antwort, er möge bleiben und helfen, wo es möglich ist. Jahre später drang der greise Vater immer wieder in mich und wollte Antwort auf die ihn quälende Frage bekommen, ob er damals seinem Sohn richtig geraten habe.

In meinem Bericht, den ich abgefasst habe, als mir weder das Zeugnis des Paters Denser noch die Antwort des Vaters von Wirths bekannt waren, beschreibe ich einen kritischen Moment: Wirths war auf Grund meiner Informationen über die Erschiessungen an der Schwarzen

Wand beim Leiter der Politischen Abteilung vorstellig geworden. Der formelle Anlass war dadurch gegeben, dass die Exekutierten nach Berlin nicht als hingerichtet, sondern an einer fingierten Krankheit verstorben gemeldet wurden. Wirths bemühte sich damals um die Senkung der Todesziffer, wobei er sich auf einen zentralen Befehl berufen konnte. In meinem Bericht steht:

«Gestern war Wirths sehr nervös und kurz angebunden. Heute diktiert er mir ein Schreiben an Lolling, seinen Chef, in dem er um seine Versetzung von Auschwitz ansucht. Als Grund gibt er an, dass SS-Untersturmführer Grabner, der Leiter der Politischen Abteilung, sein Verhalten vor dem Kommandanten als ein für einen SS-Führer unwürdiges bezeichnet. Sicherlich im Zusammenhang mit den Totenmeldungen von Block 11.

Während ich diesen Brief auf der Maschine herunterklopfe, muss ich nachdenken: Hat Wirths absichtlich diesen Brief mir diktiert und nicht Richter, dem SS-Unterscharführer, der sonst immer SS-interne Sachen schreiben muss? Will Wirths, dass wir Häftlinge davon wissen? Glaubt er eigentlich noch an einen Sieg Hitlers? Dann: Seine Versetzung wäre für unsere Organisation ein schwerer Schlag. Wer weiss, wer nachkommt. Sicherlich niemand, den man so gut beeinflussen kann wie ihn. Ich kenne jetzt schon von Dachau und Auschwitz gut zwei Dutzend SS-Ärzte. Von ihnen ist keiner so wie Wirths, bei keinem habe ich so viel erreichen können.

Ich bringe das Schreiben zu ihm hinein. Dabei warte ich einen Augenblick ab, wo er allein in seinem Zimmer ist. Er schaut mich fragend an.

„Der Brief an D III, Herr Doktor.“ Er nickt und liest das Schreiben durch, die Füllfeder in der Hand. Dann unterschreibt er mit seinen schrägen, grossen Buchstaben. Er schaut wieder auf, wundert sich scheinbar, dass ich noch hier bin. „Ich habe jetzt nichts mehr zu schreiben, danke.“

„Darf ich mit Ihnen ganz offen reden, Herr Doktor?“ – Er lehnt sich zurück, ich stehe vor ihm. „Ich wollte Sie bitten, diesen Brief nicht abzuschicken.“

„Ich kann mir das doch unmöglich gefallen lassens

„Ich denke bei dieser Bitte vor allem an uns Häftlingen Wir schauen uns lange an. Ich möchte wissen, ob er das gewünscht hat, erwartet hat, kann's aber nicht erkennen. „Es ist gut, Langbein. Sie können immer mit mir offen sprechen, Sie brauchen nicht extra zu fragen.“

Ich habe nicht erfahren, ob Wirths den Brief abgeschickt hat; jedenfalls blieb er. Wirths nahm offenbar auf dieses Gespräch Bezug, wenn er in seiner mehrfach zitierten Rechtfertigungsschrift schrieb: «Ich wurde von den Gefangenen des Lagers immer wieder so eindringlich und innig ersucht, meine Arbeit nicht aufzugeben, meinen Posten nicht zu verlassen, da sonst niemand mehr sei, der ihr Leben schützte, dass ich mich dieser Aufgabe der Erhaltung des Lebens vieler Zehntausender von Menschen nicht durch Egoismus und Gesundheitsrücksicht auf meine Person entziehen konnte, ohne in schwerste Gewissenskonflikte zu geraten.»

Als ich damals so zu Wirths sprach, dachte ich nicht an seine moralische Belastung, sondern ausschliesslich an uns.

Wirths erhielt von allen Seiten denselben Rat. Sicherlich hätte er mit seiner Willenskraft und Intelligenz einen Weg gefunden, von Auschwitz wegzukommen, unter welchem Vorwand auch immer. Er blieb und konnte Positives erwirken: Die tödlichen Giftinjektionen in den Krankenbauten wurden eingestellt, die gefährlichsten Mörder aus seiner Abteilung – Entress und Klehr – aus den Schlüsselpositionen im Stammlager entfernt, Epidemien eingedämmt, die Kontrolle der Ernährung verbessert, verantwortungsbewusste Gefangene auf einflussreiche Stellen in den Häftlingskrankenbauten gebracht, Häftlingsärzte mit medizinischen Aufgaben betraut, Massnahmen gegen Misshandlungen von Häftlingen ergriffen, falls solche bei der Aufnahme in einen Krankenbau festgestellt wurden; schliesslich konnte Wirths den zweiten Kommandanten Liebehenschei beeinflussen, dessen Reformen manche Übelstände beseitigt oder vermindert haben. Das alles hat seinem Bleiben einen Sinn gegeben.

Aber während der ganzen Zeit hat er als höchster SS-Arzt von Auschwitz die Aufgaben ausgeführt, welche den SS-Ärzten im Vernichtungsprogramm zugeteilt waren. Dem Einfluss der mörderischen Atmosphäre, die Auschwitz ausstrahlte, konnte auch er sich nicht entziehen. Ich spürte, dass er mutlos werden könnte. Um ihn zu ermutigen, bat ich Zbyszek zu Weihnachten 1943, eine Karte in Zierschrift zu malen, auf der stand, dass 93.000 Gefangene seinem Wirken ihr Leben zu verdanken hätten; ferner ein Zitat Grillparzers: «Ein Menschenleben, ach, es ist so wenig, ein Menschenschicksal aber ist so viel.» Der Läufer Emil, der Zutritt zur Wohnung von Wirths hatte, legte diese Karte dort auf den Tisch. Folgende Überlegung hat mich auf die Zahl geführt: Wäre die Sterblichkeit im Jahr 1943 so hoch geblieben wie im Sommer 1942, bevor Wirths nach Auschwitz kam, so wären 93.000 Tote mehr zu registrieren gewesen. Diese freilich recht theoretische Berechnung tat spürbar ihre Wirkung. Wirths hatte die Karte seinem Vater gegeben. Als er nach Kriegsende in Hamburg auf seine Einvernahme durch englische Dienststellen wartete, schrieb er am 24. Mai 1945 seiner Frau: «... wenn uns nur mein Vater helfen könnte, dem ich noch zwei wichtige Dokumente gegeben habe! Damals zu Weihnachten 43 bekamen wir doch eine Karte!»

Bald ging ich einen Schritt weiter. Anlass dazu bot die Aufregung, in welche die SS durch die von uns veranlasste Sendung des Londoner Rundfunks versetzt worden war; darin wurden Namen mit genauen Personaldaten von SS-Angehörigen genannt, die im Tötungsapparat Schlüsselstellungen bekleideten. Ihnen wurde die Todesstrafe angedroht. Wie mir aus den Personalunterlagen bekannt war, feierte in diesen Tagen Frau Wirths ihren Geburtstag. In meinem Bericht heisst es:

«Wir haben bei den Häftlingen, die in der Gärtnerei arbeiten, Blumen besorgt und nach einem Foto ein Bild von ihr und den Kindern von einem Künstler, der als Patient im Krankenbau liegt, malen lassen (Fejkiel erinnert sich an seinen Namen: Mieczyslaw Koscielniak) und beides durch unseren tschechischen Läufer Emil in seine Wohnung geschickt.

Am nächsten Morgen läutet Wirths gleich in der Früh. ‚Bitte schreiben Sie ...‘ und dann diktiert er einen Untersuchungsbefund einer Aufseherin, die bei ihm in der Ambulanz war. Die letzten Sätze hat er schnell diktiert, und ich muss noch weiterschreiben, wie er schon fertig ist. So, jetzt hab’ ich’s. Ich will aufstehen. Da beugt er sich über den Schreibtisch.

‚Sagen Sie, Langbein, wissen Sie von dem Bild und den Blumen?‘
– ‚Ja.‘ – ‚Warum haben Sie das gemacht? Das beschämt mich doch.‘
– ‚Das Bild hat seine Bedeutung, Herr Doktor.‘

Fragend, mit gerötetem Gesicht, schaut er mich an. ‚Sie wissen, Herr Doktor, dass auch gegen Sie und Ihre Familie ein Todesurteil ausgesprochen wurde.‘ Ich mache eine Pause, er schweigt. Ich spüre, er weiss davon. Er zeigt keine Überraschung.

‚Das Bild soll anzeigen, dass das Todesurteil widerrufen worden ist.‘ – ‚Ja, aber wieso – ich meine – woher wissen Sie das?‘ ‚Ich habe das Recht, Ihnen das mitzuteilen. Ich sage das nicht in meinem Namen.‘

Still ist’s. In rotem und schwarzem Zickzack zeigen die Statistiken an den Wänden die Belegstärke des Lagers, das Fallen der Sterblichkeit. Ich höre ihn atmen.

‚Das ist gut. Was können denn die Kinder dafür? Und meine Frau?‘
Wieder still. ‚Ich muss Ihnen danken, Langbein.‘

‚Nicht mir, Herr Doktor.‘

Beim Hinausgehen nehme ich bei der Tür – wie immer – militärische Haltung an. Jetzt ist das nur mehr Formsache.

Das war unser Plan: Wirths soll wissen, dass er es mit einer Organisation zu tun hat und nicht mit mir allein. Er kann nichts gegen uns machen, denn er hat das zugleich mit der Tatsache erfahren, dass wir ihn und seine Familie retten wollen. Er liebt seine Familie und will ihr Leben. Jetzt bist du unser Werkzeug, Standortarzt!›

Diese Episode erwähnt Wirths in seiner Rechtfertigungsschrift nicht. Er schreibt lediglich, dass er «immer in engster Zusammenarbeit mit mir vertrauten Gefangenen, besonders Herrn Langbein (stand), der mir Mitteilung machte über Missstände und Unterbindung meiner Tätigkeit durch die Lagerführung».

Zum Persönlichkeitsbild von Wirths gehört, dass er mit seiner Familie von seinen Lebensmittelmarken lebte. Wir erfuhren das von der Bibelforscherin, welche in seinem Haushalt auszuhelfen hatte. Darin war er eine einsame Ausnahme in dem Dschungel der Korruption.

Jedoch selbst Wirths konnte der Versuchung nicht widerstehen, das für den Tod bestimmte «Menschenmaterial» von Auschwitz für Versuche zu missbrauchen. Ihm war befohlen worden, die Wünsche Professor Claubergs und Dr. Schumanns nach Versuchspersonen zu befriedigen. Viele Frauen wurden auf den Block 10 verlegt, um den beiden als «Kaninchen» zur Verfügung zu stehen. Wirths wollte im Zusammenwirken mit seinem Bruder, einem in Hamburg tätigen Gynäkologen, eine Methode finden, welche eine Frühdiagnose des Gebärmutterkrebses ermöglicht. Sein Bruder gab darüber später zu Protokoll, dass Eduard Wirths kolposkopische Versuche «aus sich heraus» begonnen hätte. «Die meines Erachtens wenigen Präparate wurden nach Altona an das Labor unserer Klinik geschickt und dort von Dr. Hanselmann untersucht.» Mir gegenüber beteuerte der Bruder, dass diese Versuche absolut gefahrlos gewesen seien. Auch Ärzte, die selbst nicht in diese Experimente verstrickt waren, versicherten, dass die Entnahme von Gewebeproben des Gebärmuttermundes mit keinen gesundheitlichen Schädigungen verbunden ist. Aber abgesehen davon, dass die Eingriffe schmerzhaft waren, wie Pflegerinnen des Blockes bezeugen, musste sich Wirths darüber im Klaren sein, dass allein die Vornahme eines Versuches im KZ für jede Frau eine ausserordentliche psychische Belastung bedeutete; denn wer konnte an dem Ort Beteuerungen Glauben schenken, es handle sich um folgenlose kurze Eingriffe, wo bei Experimenten, die dauernde Unfruchtbarkeit hervorrufen wollten, ebenfalls gesagt wurde, alles sei gänzlich gefahrlos – falls überhaupt etwas mitgeteilt wurde.

Auf dem Versuchsblock ist Wirths auch dem Häftlingsarzt Doktor Samuel begegnet, den er für seine Versuchsreihe einspannte und dessen Tötung mindestens nicht ohne das Wissen von Wirths erfolgt ist.

Ferner traf der Standortarzt dort auch mit der französischen Ärztin Adelaide Hautval zusammen, die sich geweigert hatte, bei Menschenversuchen mitzuwirken. Wie er sie mit antisemitischen Argumenten zu überzeugen versuchte, dass Versuche bei Jüdinnen statthaft wären, wurde an anderer Stelle dargelegt; ebenso, dass Hautval trotz ihrer Standhaftigkeit straflos blieb.

Das dunkelste Kapitel in seiner Tätigkeit als Standortarzt von Auschwitz stellt in meinen Augen eine Episode dar, bei der zwar «nur» zwei Menschen sterben mussten – gemessen an Auschwitzer Dimensionen ein Bagatellfall –, die Wirths aber mehr belastet als alles andere. Nachdem ich Wirths mit dem Familienbild die Zusicherung gegeben hatte, dass wir bereit waren, ihn zu schützen, hat sich folgendes abgespielt, was in meinem Bericht festgehalten ist:

«Im Infektionsblock 20 werden ebenerdig zwei kleine Zimmer leer gemacht. ‚Für Versuche‘ – sagt Hans (Sauer), und er muss es wissen, er ist ja der Blockälteste.

Versuche? Wirths hat mir gar nichts von Versuchen gesagt. Ich schaue jeden Abend in die Zimmer. Der Eintritt ist streng verboten. Ich gehe am Pfortner und am Pfleger vorbei, als ob's selbstverständlich wäre, und keiner von beiden traut sich, den Schreiber vom Standortarzt am Betreten der Zimmer zu hindern. Heute abend sind die Zimmer belegt. Vier Juden liegen drin. Sie sind alle vier gesund. Ich gehe zum Lagerältesten des Krankenbaus (Fejkiel).

‚Sag einmal, was geschieht mit den Juden in den zwei Zimmern auf Block 20?‘ – ‚Ich darf es nicht sagen.‘ – ‚Sag's mir ruhige – ‚Der Standortarzt hat mir ausdrücklich befohlen, auch mit dir nicht davon zu reden. Du darfst mich also nicht verraten. Die vier werden künstlich fleckfieberkrank gemacht. Der Standortarzt will ein neues Mittel gegen Fleckfieber ausprobieren. Wir haben aber keine Fleckfieberfälle mehr im Lager. Er hat mich nach Birkenau geschickt, aber auch dort habe ich im ganzen Revier keinen Fleckfieberkranken gefundene

‚Sind sie schon infiziert?‘ – ‚Ja, gestern. Wirths war selbst hier.‘

Ich überlege: Soll ich deswegen mit Wirths sprechen? Ja, ich muss mit ihm sprechen, nach einem solchen Schritt können auch andere kommen. Ich muss ihn in der Hand behalten. Ich warte eine Gelegenheit ab, wo ich allein bei ihm bin und er Zeit hat.

«Herr Doktor, darf ich etwas sagen?» – «Ja.»

Eine bekannte Einleitung. Aber das, was nun folgt, ist bisher noch nicht zwischen uns gesprochen worden.

«Ich war gestern auf Block 20 in den beiden Stuben, die Sie mit den vier Juden belegt liessen.» – «Wieso wissen Sie davon?» Seine Stimme ist unangenehm hart.

«Herr Doktor, es gibt wenig, was wir im Lager nicht erfahrene Ich betone das Wort «wir». – «Und?» – «Die vier haben jetzt Fleckfieber und waren gesund, als sie in den Krankenbau kamen.»

«Ich habe ein neues Mittel gegen Fleckfieber bekommen, wahrscheinlich ein sehr wirksames. Es ist vorteilhaft für die Wissenschaft und auch für die Häftlinge, wenn ein wirksames Mittel gegen Fleckfieber vorhanden ist.»

«Es sind vier Menschen, die in den beiden Zimmern liegen. Sie haben gestern abend hohes Fieber gehabt»

Wirths ist ganz rot im Gesicht. «Schliesslich bin ich hier Standortarzt oder Sie?» Er schlägt mit der Faust auf den Tisch. Er ist richtig wütend. So hat er noch nie zu mir gesprochen.

«Sie, Herr Doktor.» Ich rücke meinen Stenogrammblock zurecht und bleibe stumm, warte, was er diktieren will.

«Ich brauche Sie jetzt nicht mehr.» Bin ich zu weit gegangen? Kann er mir gefährlich werden? Kann er überhaupt noch gefährlich werden?

Am nächsten Tag sage ich streng militärisch «Jawohl» auf alles, was er befiehlt. Er macht einmal während des Diktats eine Bemerkung, die ein Gespräch einleiten soll, ich gehe aber nicht darauf ein. Zwischen zwei Briefen macht er eine lange Pause, ich habe den Eindruck, dass er will, dass ich zu reden anfangen, ich sitze aber stumm über meinen Stenogrammblock gebeugt. Ich darf keine Schwäche auf meiner Seite merken lassen. Er muss beginnen. Strammer als jemals nehme ich Haltung an, wenn ich sein Zimmer verlasse.

Nachmittag ist's dann soweit. ‚Waren Sie gestern wieder bei den vieren? Wie geht es ihnen?’ Unvermittelt stellt er die Frage, mitten im Diktat eines Briefes an die Bauleitung wegen des Legens einer Wasserleitung in den neuen Bauabschnitten in Birkenau, die anscheinend in der nächsten Zeit auch belegt werden sollen.

‚Jawohl. Es geht ihnen schlechte – ‚Bekommen sie genug zu essen?’ – ‚Bei Fleckfieber hat man keinen Appetit.’ Er weicht meinem Blick aus. Schämt er sich?

‚Herr Doktor, Sie dürfen es mir nicht so schwer machen, Ihnen zu helfens – ‚Wieso? Was meinen Sie?’ – ‚Ich meine wegen des Bildes seinerzeit. Ich habe mich für Sie eingesetzt

Seine Finger spielen auf der Glasplatte des Schreibtisches. ‚Das war das letzte Mal, Langbein, dass so etwas im Lager geschehen ist. Genügt Ihnen das?’

‚Ja.’ Er kann also nicht mehr aus der Reihe tanzen. Wenn die Rote Armee noch in Stalingrad kämpfen und nicht an der polnischen Grenze stehen würde, wäre dieses Gespräch anders ausgegangen. Zwei von den vier infizierten Juden sind gestorben. Ich habe es Wirths mitgeteilt.»

Dieses Experiment, das zwei Morde zur Folge hatte, wiegt meiner Ansicht nach schwerer als alles, was er im Tötungsapparat auf Befehl getan hat. Die Menschenversuche sind zur Gänze auf sein persönliches Schuldkonto zu buchen. Bei Versuchen hat Wirths am krassesten versagt. Es ist kein Zufall, dass die meisten ihn verdammenden Urteile von Insassinnen des Versuchsblocks stammen. Jeanne Salomon beschrieb Wirths zum Beispiel so: Er «war von ausgesuchter Höflichkeit, aber ein richtiger Sadist schlimmster Sorte».

Das letzte Gespräch, das ich mit Wirths führte, habe ich in meinem Bericht ebenfalls aufgezeichnet:

«Heute in der Früh holt mich Emil ganz aufgeregt zum Radio ins Zimmer vom Standortarzt (wo wir regelmässig Radio London abhörtten, bevor die Dienstzeit der SS begann). Die SS schläft noch. Deutlich

und unmissverständlich sagt die Stimme des Sprechers: ‚Rumänien hat kapituliert, die Südfront ist offen.‘ Wir stehen hinter dem Schreibtisch von Wirths und schauen uns an. Ich muss an Österreich denken.

Es ist schönes Wetter. Die SSler kommen gemächlich. Sie wissen noch nichts. Wirths läutet. Auch er ist noch ahnungslos. Unter dem Eindruck dieser Neuigkeit werde ich besser als sonst seine wahre politische Einstellung erkennen.

‚Wissen Sie schon, Herr Doktor, dass Rumänien Deutschland den Krieg erklärt hat? – Ja, es ist zu Russland übergegangen.‘

‚Was Sie nicht sagen! Woher wissen Sie das?‘

‚Wir im Lager wissen alles immer ein bisserl frühere

‚Das ist ja schlimm.‘

‚Das heisst, dass nun der Krieg endgültig verloren ist.‘ Beinahe hätte ich gesagt, endgültig gewonnen.

‚Meinen Sie wirklich?‘

‚Selbstverständlich.‘

‚Wir haben aber doch die Russen an der Weichsel endgültig aufgehalten.‘

‚Wie oft haben Sie die Russen in den letzten zwei Jahren schon endgültig aufgehalten? Bei ihrer nächsten Offensive sind sie hier in Auschwitz. Und damit auch in Oberschlesien. Es gibt weder im Osten noch im Westen eine feste Front. Der Krieg ist endgültig verloren, Herr Doktor.‘

‚Das ist ja entsetzliche – ‚Das ist gut, Herr Doktor.‘

‚Wie können Sie das sagen! Sie sind doch auch ein Deutsche

‚Ich denke an die Zeichnung, die Sie mir einmal gezeigt haben. Der projektierte Ausbau von Auschwitz. Die Vergrösserung des Lagers nach dem Sieg. Wir beide kennen Auschwitz. Ist es nicht gut, dass es nicht mehr ausgebaut werden kann?‘

Wirths hat mir einmal diesen Plan gezeigt; und als ich ihn fragte, wann dieser Lagerausbau durchgeführt werden sollte, sagte er, nach dem Sieg, da brauchen wir dann noch grössere Lager. Jetzt antwortet er eine Zeitlang nichts. Sein Kopf ist gesenkt.

‚Dann wäre ja die ganze Arbeit mit dem Lazarett umsonst?‘

‚Freilich.‘ – Wirths hat sich in den letzten Monaten vor allem damit

beschäftigt, ein SS-Lazarett hier einzurichten. Das ist sein Stolz. In den nächsten Wochen soll es eröffnet werden, Pohl und Lolling kommen zur Feier, und er rechnet damit, an diesem Tag zum Sturmbannführer befördert zu werden. Er spricht nicht weiter. Seine Hand liegt kraftlos auf dem Tisch.

„Nur eines war nicht umsonst: unsere Arbeit hier im Lager, die Hilfe für die Menschen hier.“ Er antwortet nicht. Nein, Wirths ist noch nicht so weit, dass ich ihn in Fluchtpläne einbauen kann.»

Am nächsten Morgen wurde ich auf Veranlassung des Kommandanten überraschend einem Transport zugeteilt, der das Lager verliess. Karl Lill übernahm meine Funktion bei Wirths.

Auch das gehört zu dem Bild von Wirths: Er fürchtete eine Niederlage des Nationalsozialismus, obwohl er dessen wahres Gesicht in Auschwitz deutlicher als jeder andere kennengelernt hatte; er klammerte sich – wie ich einem anderen Gespräch entnommen hatte – auch noch zum Schluss an den irren Gedanken, der Führer wisse nicht, was alles an den Vernichtungsstätten geschehe. Wahrscheinlich brauchte er diese Konstruktion, um vor sich selbst seine Zugehörigkeit zur nationalsozialistischen Bewegung zu rechtfertigen.

Als sich die russische Front Auschwitz näherte, erfuhr die Widerstandsorganisation von einem Plan, bei der Evakuierung die Kranken und Marschunfähigen zu töten. Lill sprach deswegen mit Wirths, der bestätigte, dass es einen solchen Plan gebe, aber gleichzeitig sagte, er hätte durchgesetzt, dass die nicht Transportfähigen lebend zurückgelassen werden. So geschah es tatsächlich. Es kam zwar nach der Evakuierung noch zu mehreren Zwischenfällen, bei denen von zurückkehrenden SS-Verbänden Häftlinge getötet wurden, doch die meisten im Lager zurückgelassenen wurden am 27. Januar 1945 von russischen Truppen befreit.

Wirths hat in seiner Rechtfertigungsschrift geschrieben: «Es ist mir gelungen, bei der schliesslichen Räumung des KZ-Lagers Auschwitz zahlreiche kranke Gefangene vor der beabsichtigten Tötung zu bewahren.»

Wirths wurde zu anderen Lagern versetzt und konnte sich bei Kriegsende nach Hamburg zurückziehen, wo sein Bruder wohnte. Von dort schrieb er am 24. Mai 1945 seiner Frau: «Wenn ich durch menschliche Unzulänglichkeit und mangelnde Verstandesklarheit nicht das wahre Gesicht der Zeit rechtzeitig habe erkennen können, so war auch das vielleicht gottgewollt, da ich später bei den mir gestellten übermenschlich schweren Aufgaben mit meiner Kraft helfen und retten sollte, was ich nur konnte, um es der Vernichtung zu entreissen.»

In einem anderen Brief schrieb Wirths: «Inzwischen haben wir nun eingeleitet, dass ich mit den Engländern sprechen kann, ich muss aber bis Montag noch auf Bescheid warten. Und dann ist ja noch nicht abzusehen, wie sich alles entwickeln wird. Oh, was gäbe ich drum, wenn ich einen meiner bekannten Gefangenen aus A. da hätte, die mir Zeugen sein könnten bei diesem so sehr schweren Unterfangen. Trotz des besten Gewissens ist es halt doch ein schwerer Schritt, da sich kaum absehen lässt, wie weit die andere Seite Verständnis für die Schwere meiner Aufgabe aufbringen wird, ob sie verstehen kann, wie schwer der harte Zwang dabei auf mir lastete, und all das, was so viel Kopferbrechen gemacht hat und macht.»

Wirths wurde von den Engländern verhaftet. Colonel Draper, der ihn verhörte, beschrieb mir Jahre später, was folgte. Er liess sich Wirths vorführen, reichte ihm die Hand und sagte: «Nun habe ich dem Menschen die Hand gegeben, der als leitender Arzt von Auschwitz die Verantwortung für den Tod von vier Millionen Menschen trägt. Morgen werde ich Sie darüber verhören. Denken Sie während der Nacht über Ihre Verantwortung nach, schauen Sie auf Ihre Hände.»

In dieser Nacht hat sich Wirths erhängt. Er wurde abgeschnitten, bevor der Tod eingetreten war, und starb erst einige Tage später, am 20. September 1945.

Nachdem ich Colonel Draper fast 20 Jahre nachher berichtet hatte, welche Rolle Wirths in Auschwitz gespielt hat, fragte er mich, ob er sich damals unrichtig verhalten habe. Ich verneinte. Ihm war Auschwitz bekannt geworden und die Funktion von Wirths dort, Näheres

nicht. Etwa zur gleichen Zeit sprach ich die Frau von Wirths. Sie sagte, es sei damals wohl das Beste für ihren Mann gewesen, dass er seinem Leben ein Ende gesetzt hat. Ich stimmte zu.

UNTERGEBENE DER SS-FÜHRER

Von den Tausenden SS-Angehörigen, die den Führern in Auschwitz unterstanden, sind die allermeisten unbekannt geblieben. Nur wer durch seine besondere Funktion oder ein auffallendes Verhalten aus der Masse hervorstach, blieb den Gefangenen im Gedächtnis. In den Fällen, in denen sich einer später vor Gericht verantworten musste, sind Zeugenaussagen gesammelt worden. Einzelne Porträts seien hier nachgezeichnet.

Die SS-Angehörigen der gefürchteten Politischen Abteilung hoben sich von denen ab, die als Posten ihren Dienst versehen haben.

Die grösste Angst verbreitete der SS-Oberscharführer Wilhelm Boger. Im Jahr 1906 in Württemberg geboren, schloss er sich bereits mit 16 Jahren der damals noch kaum bekannten nationalsozialistischen Jugendbewegung an. Als Hitler an die Macht kam, wurde dieser getreue Gefolgsmann zur Hilfspolizei einberufen.

«Boger hat seinen Beruf – er war Kriminalist – geliebt. Er musste arbeiten. Wenn er gerade keine Vernehmung hatte, fuhr er mit dem Rad ins Lager und hat etwas gesucht. Er hat auch immer etwas gefunden.» Das sagte Dounia Ourisson-Wasserstrom, die ihm Dolmetscherdienste leisten musste. Er genoss es, Furcht und Schrecken zu verbreiten. Das gefürchtetste Folterinstrument wurde nach ihm Boger-Schaukel benannt. Grabner gab später zu Protokoll, dass Boger diese Folter, bei der die Geschlechtsteile des Gefolterten für gezielte Schläge ungeschützt freilagen, von einem Gestapobeamten kennenlernte, der nach Auschwitz zu Vernehmungen gekommen war und die Schaukel an Ort und Stelle eingeführt hat. Als Liebehenschei ihren Gebrauch verbot, sagte Boger: «Wie soll man die Schweine zum Sprechen bringen, wenn man sie nicht schlagen darf?»

Bei Boger konnte man eine allgemein auftretende Erscheinung be-

obachten: Hatte sich ein Häftling aus der grauen, anonymen Masse dadurch gelöst, dass der SSler ihn persönlich kennengelernt hat, dann traten menschliche Gefühle zutage, die sonst gänzlich ausgeschaltet waren.

Witold Dowgint-Nieciński begegnete Boger täglich, da er Reiniger in der Kommandantur war, wo sich auch Bogers Arbeitszimmer befand. «Ich muss bemerken, dass Boger mir gegenüber sehr korrekt war», bezeugte Nieciński, der über Bogers Verbrechen vor Gericht eingehende Angaben machte, da er seinerzeit von seinem Arbeitsplatz aus gute Beobachtungsmöglichkeiten hatte. «Er hat mich einmal verhört, und ich wurde nicht geschlagen. Er hat sich auch sehr um Blumen gekümmert und dafür gesorgt, dass sie begossen wurden.» Nieciński war Pole. Boger jagte in erster Linie polnische Häftlinge, er hasste diese Nation leidenschaftlich.

Boger schaute auch auf die Jüdinnen, die für ihn zu arbeiten hatten. «Er hat dafür gesorgt, dass wir einen Kessel Essen mehr bekamen», sagte Regina Steinberg-Lebensfeld. Und Maryla Rosenthal bezeugte: «Zu mir als seiner Schreiberin war Boger sehr anständig. Er liess sein Kochgeschirr mit Essen stehen und sagte: ‚Maryla, das ist sauberzumachen.‘ Das durfte er eigentlich nicht. Im Winter besorgte er mir warme Kleidungsstücke und Schuhe.»

Auf seine Art «tröstete» er gelegentlich auch Mädchen, die bei ihm zu arbeiten hatten. Lilly Majerczyk erinnert sich: «Wir mussten damit rechnen, dass wir als Geheimnisträgerinnen vergast werden. Ich fragte Boger einmal, als er eine Bemerkung über die drohende Niederlage Deutschlands gemacht hatte: ‚Herr Oberscharführer, was geschieht dann mit uns?‘ Er hat mir geantwortet: ‚Das ist nicht so schlimm, drei Minuten, dann bist du weg.‘»

Boger verbreitete selbst bei der Wachmannschaft Schrecken. Der SS-Unterscharführer Karl Hykes gab zu Protokoll, dass Boger für die SS-Leute fast genau so gefährlich gewesen sei wie für die Häftlinge: «Wenn er feststellte, dass ein SS-Mann mit einem Häftling irgendwelchen Kontakt hatte, ging er auch gegen den SS-Mann vor.»

Boger hatte auch häufig Ermittlungen gegen SS-Angehörige durchzuführen, weil sich diese an Häftlingsgut vergriffen hatten. Das hinderte ihn aber nicht, sich – so wie sein Chef Grabner – ebenfalls anzueignen, was er brauchte. Er nützte dabei seine Stellung weidlich aus. Einmal wurde Jifi Beranovský in den Bunker gesperrt. Sein Freund, der Capo im Kommando «Installateur-Verwaltung», intervenierte bei Boger. Der suchte damals gerade eine Emailbadewanne für seine Wohnung, die er sich in Auschwitz einrichtete. Auf eine offizielle Anforderung hätte er nur eine Steinbadewanne bekommen. Der Capo lieferte die gewünschte Wanne, und Beranovský wurde aus der Bunkerhaft entlassen.

Ein anderes Mal brauchte Boger einen Fünfzehnliter-Kessel zum Wäschekochen. Er verlangte ihn von Tadeusz Jakubowski, der im Magazin arbeitete. Dieser sah keine Möglichkeit, den Wunsch Bogers zu erfüllen. Die Folge: Er wurde wegen einer Schmuggelaffäre verhaftet und in der Politischen Abteilung derart gefoltert, dass er starb. Dann äusserte Boger denselben Wunsch dem Magazinschreiber Stanislaw Pawliczek gegenüber. Da diesem verboten war, irgendetwas ohne einen Bestellschein auszufolgen, bat er um einen. Boger erwiderte, er habe keinen, er könne ihn aber so wie unlängst Jakubowski zu einer kurzen Unterhaltung einladen. Darauf fragte Pawliczek nur noch, wann und wohin er den gewünschten Kessel bringen sollte. Bogers Frau nahm den Kessel in Empfang, und Pawliczek hatte vor Boger Ruhe.

Es ist sowohl für Boger als auch für viele seiner Kollegen typisch, dass sie sich gegen derartige Aussagen viel energischer wehrten als gegen Mordbeschuldigungen, obwohl Bereicherung, Erpressung und derartige Delikte nicht mehr angeklagt werden konnten. Sie galten nach SS-Moral als ehrenrührig, Folterungen und Tötungen nicht.

Bogers Raubzüge blieben seinen Vorgesetzten nicht verborgen. Um seine Position zu erschüttern, hat die Widerstandsbewegung im Lager einmal veranlasst, dass von draussen ein anonymer Brief an den Kommandanten geschickt wurde, in dem angegeben war, welche

Wertgegenstände sich Boger widerrechtlich angeeignet hatte und wo sich diese befanden. Wir beobachteten die Folgen dieser Anzeige: Weder Bogers Eifer noch seine Position wurden erschüttert.

Boger, der es genoss, wenn alle vor ihm zitterten, hatte selbst Furcht. Mehrmals lag er als Patient im SS-Revier. Edward Pys, der die Krankenzimmer zu reinigen und die Patienten zu bedienen hatte, glaubte sich zu erinnern, dass Boger an Nervenstörungen gelitten habe. «Ich musste ihm einmal eine Flasche Apfelsaft bringen», sagte Pys aus. «Als ich ins Zimmer zu ihm kam, war die Flasche schon geöffnet. Er schrie mich an, und ich musste eine neue Flasche bringen und diese in seiner Gegenwart öffnen.»

Die ausgeprägteste Persönlichkeit unter den Mitgliedern der Politischen Abteilung war Pery Broad. Schon sein Lebenslauf fällt aus dem Rahmen. Er ist im Jahr 1921 in Rio de Janeiro geboren. Sein Vater, dessen Familie aus England stammte, war brasilianischer Staatsangehöriger. Im fünften Lebensjahr übersiedelte Broad mit seiner deutschen Mutter nach Berlin, wo er der Hitler-Jugend beitrug und ein Studium an der Technischen Hochschule begann.

«Broad war viel intelligenter als Boger, er passte nicht in das Bild der SS», äussert sich Anton van Velsen. Jenny Spritzer erinnerte sich: «Bei Broad wussten wir nie, wie wir dran waren. Er war freundlich und intelligent. Oft stellte er uns Fangfragen.» Und Dounia Ourisson-Wasserstrom beschreibt ihn folgendermassen: «Er war jung, klug und raffiniert. Ich wusste nie, was er dachte, ob er Mitleid mit uns hatte oder Hass gegen uns empfand. Es hatte den Anschein, als ob er die Geschehnisse in Auschwitz nicht ernst nähme.» Das bestätigt indirekt auch van Velsen, der als Blockältester im Zigeunerlager in nähere Berührung mit ihm gekommen war: «Er war immer auf meiner Bude, dort hatte ich eine Karte an der Wand, und wir schauten auf ihr nach, wie die Front näherkam. Das war unsere Hoffnung. Broad hat nichts dagegen unternommen. Einmal hat man darüber gesprochen, dass ich

bei mir Geld haben sollte. Broad hat polnische Zloty gefunden. Er hat mir das Geld nur weggenommen und sonst nichts weiter veranlasst.»

Dieser eigenartige SS-Mann, der es nicht weiter als zum Rottenführer brachte, auf dessen Schreibtisch Bücher von Molière und Racine lagen und der bei weiblichen Häftlingen seiner Abteilung Russisch lernte, war aussergewöhnlich musikalisch, wie ihm die französischen Musiker Simon Laks und René Coudy bescheinigen. Er stattete der Kapelle, der diese beiden angehörten, regelmässig Besuche ab und spielte gelegentlich selbst mit. Mit seinem Akkordeon hätte er in einem erstklassigen Orchester mitspielen können, meinen Laks und Coudy, die ihn so beschreiben: «Er ist sehr kultiviert, spricht fließend mehrere Sprachen.» Van Velsen berichtet, dass Broad im Zigeunerlager eine Kapelle aufgestellt hat. «Er liebte Jazz, der bei der SS als dekadent verrufen war», fiel dem Holländer auf. Raya Kagan hat nicht vergessen: «Ich habe einmal gehört, wie er ein Bachkonzert auf seinem Akkordeon gespielt hat. Ich bin hinter der Tür (in der Baracke der Politischen Abteilung) gestanden.»

Dieser Mann hat regelmässig an Exekutionen im Bunker teilgenommen. Fritz Hirsch war einmal in der Zelle eingesperrt, deren Luftschacht neben der Schwarzen Wand in den Hof mündete. «Während der Erschiessungen im Hof wurde der Schacht, der zum Fenster unserer Zelle führte, zugedeckt. Dann kam die Decke weg, und vor dem Schacht stand Broad, der uns freundlich lächelnd eine Kippe gab.» Seinen Bericht schliesst Hirsch mit der Feststellung ab: «Damals habe ich 54 Schüsse gezählt.»

Regina Steinberg-Lebensfeld war Broad als Schreiberin zugeteilt. Sie hat folgendes Gespräch Broads im Gedächtnis behalten, als er einmal von der Schwarzen Wand zurückkam: «Er war mit Lachmann beisammen, dessen Tür zu unserem Zimmer offenstand. In der Türe sagte er zu Lachmann: ‚Weisst du, Gerhard, das hat heute wieder gespritzt wie aus einem Biest.‘ Dabei hat er gelacht. Dann gab er mir seinen Rock zum Reinigen. Er war mit frischem Blut befleckt.» Als der angeklagte Broad aufgefordert wurde, zu dieser Aussage Stellung zu nehmen, sagte er bloss: «Ich stand immer so weit weg von der Schwar-

zen Wand, dass ich nicht bespritzt werden konnte.» Einmal hat Broad – wie sich Steinberg ebenfalls erinnert – zusammen mit Hoyer einen Gefangenen auf der Schaukel so lange geschlagen, bis dieser röchelnd und ganz blutig von der Schaukel herunterfiel. Der Gefolterte wurde begossen und aus dem Zimmer geschafft, Steinberg musste die Blutspuren vom Boden abwaschen.

Broad wurde ins Zigeunerlager versetzt und nahm Steinberg als Sekretärin mit. Sie bezeugte, dass dort einmal ein etwa 10- bis 11jähriger Junge in Broads Arbeitszimmer gebracht wurde. Das Kind kam mit einem Ungarn-Transport nach Auschwitz und konnte sich scheinbar bei der Selektion verstecken. Unter Tränen beteuerte der Junge, er könne arbeiten, habe Kraft, und wies auf seine Kinderhände. Broad lachte nur, sagte zu dem eskortierenden Posten: «Schaffe ihn zu den anderen» und wies in Richtung Gaskammer. Ihre Meinung fasst Steinberg-Lebensfeld mit den Worten zusammen: «Ich habe den Eindruck, dass er seinen Dienst mit grosser Genugtuung ausgeübt hat.»

Dem standen andere Aussagen gegenüber. Der Pole Edward Burakowski war Reiniger in der Politischen Abteilung. Einmal führte die Gestapo von Kattowitz Vernehmungen in Auschwitz durch. «Die Häftlinge sind furchtbar geschlagen worden, und Broad sagte mir: ‚Wenn die SSler der Gestapo fortgehen, bring den Menschen da Wasser.‘» Die Gestapobeamten nannte Broad Metzger, Fleischer und Mörder. Derselbe Zeuge berichtete auch einen anderen Vorfall: «Familienmitglieder der jüdischen Gemeinden aus der Umgebung sollten ins Gas kommen. Die Leute wurden von deutschen Polizisten geführt, und ein SS-Mann von der Kommandantur musste voran, um den Weg zu zeigen. Ein höherer SS-Mann ist zu Broad gekommen und hat gesagt: ‚Schnell, gehen Sie!‘ Broad hat auf sein Bein gezeigt und getan, als ob er krank wäre. Da hat der SSler abgewinkt und einen anderen genommen. Ich hatte den Eindruck, dass diese Fusskrankheit nur vorgetäuscht war. Broad hat bei dieser Gelegenheit zu mir gesagt: ‚Ich habe saubere Hände, ich will nichts damit zu tun haben.‘» Schliesslich vereinbarte er mit Burakowski, dass er Weggehen werde, sobald er durchs

Fenster weitere Transporte herkommen sieht. Burakowski solle dann sagen, er wäre nicht da. Soweit sich der polnische Zeuge erinnert, dürfte sich diese Episode etwa Mitte 1943 abgespielt haben, also zu einer Zeit, als andere sich noch nicht zurückgehalten haben.

Dieser zwielichtige, intelligente Mann hat sich in englischer Gefangenschaft den Siegern angebedert und den Bericht über Auschwitz geschrieben, aus dem wiederholt zitiert wird. Hätte jemand, der nicht tatsächlich Abscheu vor dem Massenmorden empfunden hat, ihn in dieser Form abfassen können? Im Frankfurter Auschwitz-Prozess unterschied sich sein Verhalten allerdings nicht von dem der anderen: Er leugnete, wo er konnte, hütete sich, ein schlechtes Wort über einen Mitangeklagten zu verlieren, flüchtete in Erinnerungslücken, wo ein glattes Abstreiten allzu unglaubwürdig gewesen wäre, er machte das alles höchstens etwas intelligenter als seine Kollegen.

Zwei Frauen, die als Häftlinge in der Politischen Abteilung arbeiteten, entwerfen ein anschauliches Bild von einem Kollegen Broads, dem SS-Unterscharführer Bernhard Kristan, der das zu dieser Abteilung gehörende Standesamt leitete. Raya Kagan gab zu Protokoll: «Er stammte aus Königsberg und war damals 22 Jahre alt. Ich habe ihn als einen besonders überzeugten Nationalsozialisten in Erinnerung. Es war uns damals bekannt, dass er in Ostpreussen ein hoher HJ-Führer war. Er verachtete alle Juden und bemühte sich geradezu krampfhaft, weder mit uns selbst noch mit den von uns berührten Gegenständen in Berührung zu kommen. So ist mir beispielsweise noch in Erinnerung, dass er die Türklinken unserer Zimmer nicht mit der Hand, sondern mit dem Ellbogen heruntergedrückt hat.»

Julia Skodová schreibt über Kristan: «Er ist ein typischer HJ-Zögling, grausam, blutrünstig, von der Göttlichkeit Hitlers felsenfest überzeugt. Er zweifelt nicht im geringsten daran, dass das Dritte Reich über ganz Europa herrschen wird (das gilt auch noch im Frühling 1944), und nicht weniger ist er von der Wichtigkeit seiner Person überzeugt und der bedeutenden Rolle, die sie in den geschichtlichen Ereignissen spielen wird. – Ihm liegt gar nichts daran, dass seine

Massnahmen Hass gegen ihn erwecken; im Gegenteil. Dieser Hass der Gehetzten ist ja ein Beweis dafür, dass man die Höherwertigkeit der ‚Herren‘ anerkennt.» Dass Kristan wie so manche andere «hohe Herren» von Auschwitz beim Schreiben mit Schwierigkeiten kämpfte, ergänzt dieses Porträt.

Wilhelm Claussen war anfangs auch bei der Politischen Abteilung, bevor er Rapportführer wurde. Es klang unglaubwürdig, als er in amerikanischer Haft behauptete, er sei wegen «Fahnenflucht und anderem» aus der SS ausgestossen worden und Häftling im KZ Buchenwald gewesen. Von dort sei er nach Auschwitz gekommen, jedoch nicht als Häftling, sondern wieder zur SS-Truppe. Sein Bruder sei im März 1945 als Häftling im KZ Natzweiler gestorben, als er bereits Unterführer bei der Truppe in Auschwitz war. Aber erhalten gebliebene Unterlagen bestätigen diese Angaben:

Nachweisbar war Wilhelm Claussen vom 21. November 1940 bis zum 19. Februar 1941 als politischer Häftling im KZ Buchenwald interniert, sein Bruder Egon ist am 1. April 1941 ins KZ eingewiesen worden und dort gestorben. Haftgründe sind in den Unterlagen nicht angegeben. Grabner bezeichnete Claussen als einen Vertrauten von Höss, der dem Kommandanten auch über ihn zu berichten hatte. Wahrscheinlich hat Höss die Vergangenheit Claussens genützt, um einen Zuträger zu bekommen.

Die Angaben über weitere Angeklagte im Frankfurter Prozess lassen Schlüsse auf den Charakter von Personen zu, in denen sich die Unmenschlichkeit der SS personifiziert.

Der Rapportführer Oswald Kaduk ist eine von diesen Figuren. Er wuchs in dem Teil Oberschlesiens auf, der nach dem Ersten Weltkrieg Polen zugesprochen worden war, und war 12 Jahre alt, als Deutschland diesen Krieg verloren hatte. «Über meinen politischen Werdegang kann ich noch sagen, dass ich von Jugend auf eine nationale Einstellung gehabt habe. Dieses nationale Denken war bedingt durch das häusliche Milieu und auch durch den Umstand, dass ich in einem Gebiet wohnte, wo deutsch-polnische Gegensätze bestanden» mit diesen

keineswegs so fließend, wie sie sich hier lesen, hervorgebrachten Worten schilderte Kaduk mit hartem Akzent dem Frankfurter Gericht seine Jugend. Der letzte Lagerälteste des Stammlagers, Heinrich Dürmayer, glaubt, dass Kaduk zum besonders «scharfen» Rapportführer wurde, weil er als Volksdeutscher beweisen wollte, «dass er ein besonders guter Deutscher und hundertfünfzigprozentiger SS-Mann war. SS-Leute haben ihn als ‚Wasserpolak‘ bezeichnet.» Auch Jerzy Pozimski, der als «Arbeitsdienst» Kaduk näher beobachten konnte, glaubt, dass Minderwertigkeitsgefühle gegenüber den «echten» Deutschen ihn veranlasst haben, wenn möglich schärfer, brutaler, «härter» zu sein als diese. «Schnaps war für ihn alles», rundet Pozimski seine Charakteristik ab.

Kaduk war der unberechenbarste Rapportführer, aber an den Händen seines Kollegen Gerhard Palitzsch klebte noch mehr Blut. Dieser Sachse kam mit zwanzig Jahren in Dachau in die Schule Eickes und erwies sich als gelehriger Schüler. Er bestimmte von Anbeginn an als routinierter und energischer Rapportführer weitgehend das Klima in Auschwitz.

Höss schrieb über ihn: «Bei den Exekutionen war P. stets zugegen, er hat wohl auch die meisten Tötungen durch Genickschuss durchgeführt. Ich habe ihn viel beobachtet, konnte aber nie die leiseste Triebrengung sehen. Gleichmütig und gelassen, ohne jegliche Hast und unbewegten Gesichts führte er sein schauriges Werk durch. Auch bei seinem Dienst an den Gaskammern konnte ich bei ihm auch nicht eine Spur von Sadismus bemerken. Sein Gesicht war stets verschlossen und unbeweglich. Er war wohl auch psychisch so verhärtet, dass er ununterbrochen töten konnte, ohne sich dabei etwas zu denken. P. war auch der einzige von denen, die unmittelbar mit den Vernichtungen zu tun hatten, der nicht einmal in einer ruhigen Stunde mich ansprach und sein Herz ausschüttete über das grausige Geschehen.»

Plastisch beschreibt Pery Broad das Verhalten von Palitzsch bei den Exekutionen. «Mechanisch lädt der Henker jedesmal sein Gewehr durch und führt Exekution auf Exekution durch. Entsteht einmal eine Verzögerung, dann setzt er die Waffe ab, pfeift sich ein Liedchen oder

unterhält sich mit den Umstehenden über betont gleichgültige Themen. Er will mit dieser zynischen Haltung zeigen, wie wenig es ihm ausmacht, ‚dieses Pack umzulegen, und wie ‚hart‘ er ist. Er ist stolz darauf, ohne jede Gewissensempfindung diese unschuldigen Menschen umzubringen. Wenn einer nicht den Kopf stillhält, dann presst er ihm die Gewehrmündung ins Genick und drückt ihn mit dem Gesicht an die Wand.» In einem Brief der Widerstandsbewegung wurde Palitzsch kurz als «der grösste Lump von Auschwitz» bezeichnet. Von den Häftlingen wurde er «Wilhelm Teil» genannt, da man ihn oft mit dem Gewehr zum Bunkerblock gehen sah. An anderer Stelle charakterisierte Höss seinen Rapportführer: «Palitzsch war die gerissenste und verschlagenste Kreatur, die ich während meiner langen, vielseitigen Dienstzeit bei den verschiedenen KL kennengelernt und erlebt habe. Er ging buchstäblich über Leichen, um seine Machtgelüste zu befriedigen!»

Derselbe Palitzsch beanstandete einmal im Schlachthaus, dass die Kühe von den Häftlingen dort in zu roher Weise geschlachtet würden, wie sich der SS-Mann Johann Becker erinnert.

Die höchste Strafe erhielt in Frankfurt der SS-Sanitäter Josef Klehr. Er wurde 475mal zu lebenslangem Zuchthaus wegen ebenso vieler Morde, die er «aus eigenem Eifer mit besonderer Heimtücke» verübt hatte, verurteilt, abgesehen von einer Zusatzstrafe wegen Mordbeihilfe an Tausenden. Jedes Gericht hat seinen Urteilen Minimalzahlen zugrunde zu legen. Wiederholt hat der Vorsitzende darauf aufmerksam gemacht, dass die Zahl der Opfer höchstwahrscheinlich wesentlich grösser war.

Klehr stammt ebenso wie Kaduk aus Oberschlesien und ist um zwei Jahre älter als dieser. Nach Besuch einer Grundschule erlernte er das Tischlerhandwerk, das er jedoch nicht lange ausgeübt hat. Mit dreissig Jahren wurde er Pfleger in einer Heilanstalt, vier Jahre später Hilfs Wachtmeister in einem Zuchthaus. Klehr trat im Jahr 1952 der SS bei und wurde wohl wegen seiner früheren Tätigkeit in einer Heilanstalt zuerst in Dachau und dann in Auschwitz als Sanitäter eingesetzt.

Klehrs Spitzname lautete «Professor», denn er liebte es, sich in Szene zu setzen. Wenn er in den Block 20 ging, um dort Giftinjektionen zu verabreichen, zog er einen weissen Arztmantel an. Czeslaw Glowacki, der ihn als Leichenträger dabei häufig beobachtet hat, behauptete: «Töten war für ihn ein Vergnügen.» Offenbar um sich dieses Vergnügen zu vergrössern, tötete er nicht nur diejenigen, welche der SS-Arzt dazu bestimmt hatte, sondern suchte zusätzlich weitere Opfer aus. Eine eigenmächtige Selektion ist dem polnischen Rapportschreiber Tadeusz Paczula besonders im Gedächtnis geblieben: «Am Heiligen Abend (des Jahres 1942) gab der diensthabende SS-Arzt telefonisch Nachricht, dass er nicht kommen kann. Das meldete ich Klehr, der daraufhin sagte: ‚Heute bin ich Lagerarzt.‘ Einschliesslich der Arztvormelder dürfte die Zahl der Opfer damals zweihundert betragen haben.» Paczula beschrieb auch, wie Klehr seine Selektionen durchgeführt hat: «Klehr pflegte sich (in der Krankenstube) auf den Tisch zu setzen, er behielt seine Kopfbedeckung auf, und die Häftlinge hatten sich ihm mit ihrer Fieberkurve zu nähern. Alle Kranken aus dem Saal mussten an ihm vorbeigehen. Klehr nahm die Karten und legte die einen auf die eine, die anderen auf die andere Seite. Dabei behielt er seine Pfeife im Mund.» Wie sich der Schreiber von Block 20 erinnert, musste Klehr ein- oder zweimal eine Selektion abbrechen, weil er zu betrunken war.

Karl Lill konnte in der Schreibstube des SS-Reviers viele Gespräche der SS-Männer mitanhören. Er sagt: «Bei Klehr konnte ich niemals eine menschliche Regung feststellen. Andere sprachen davon, dass sie nun wieder in diese Mörderhöhle müssten, wenn sie vom Urlaub zurückgekehrt waren. Klehr konnte ein paar hundert Menschen umbringen, wie der Schuster eine morsche Sohle vom Schuh reisst.» Nach der Erinnerung von Jan Weiss hat es für Klehr nur einen Grund gegeben, das tägliche Morden zu beschleunigen: «Oft wurden zwei gleichzeitig zum Spritzen in das Zimmer geführt. Ich glaube, das geschah dann, wenn Klehr Eile hatte wegzukommen. Er hatte nämlich eine Kaninchenzucht im Hof. Wenn er zu den Kaninchen gehen woll-

te, wurde schneller gespritzt.» Weiss musste die Todeskandidaten Klehr vorführen.

Ich habe keinen SS-Angehörigen kennengelernt, der das Gefühl seiner Macht so ausgekostet hat wie dieser völlig ungebildete Mann, der zum Schreiben seines kurzen Namens lange Zeit brauchte und von dem Frankfurter Gericht als Halbanalphabet bezeichnet wurde.

Tadeusz Paczula schilderte anschaulich, wie Klehr im HKB zu empfangen war: «Zunächst musste sofort ein Häftling sein Motorrad putzen, mit dem er immer gefahren kam. Anschliessend ging er zunächst ins Arztzimmer, liess sich dort von einem Häftling die Stiefel ausziehen und die Füsse waschen. Gleichzeitig musste ihm ein anderer Häftling die Fingernägel bürsten und polieren. Er sass dann in der Mitte des Zimmers, rauchte Pfeife, hatte die Füsse in einem Kübel und liess manchmal acht Häftlinge um sich herumtanzen, die ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen hatten. Er benahm sich ganz wie ein Pascha. So musste zum Beispiel ein Häftlingsschneider erscheinen, um ihm Mass zu nehmen. Einem anderen Häftling diktierte er irgendwelche Schreiben. Gleichzeitig hatte der Lagerälteste des Häftlingskrankenbaus zu erscheinen und Bericht über die Vorkommnisse im HKB zu erstatten. Der Häftlingsapotheker musste ihm Medikamente bringen, die er mit sich nahm.» Paczula schränkte ein: «Das alles machte er jedoch nur, wenn der Lagerarzt nicht anwesend war.»

Vor dem Untersuchungsrichter leugnete Klehr, je Häftlinge geschlagen zu haben, und begründete das so: «Ich war eine solche Respektsperson, dass ich im Allgemeinen gar nicht zu schlagen brauchte.»

Klehr hatte den Ehrgeiz, sich als Arzt zu versuchen. Das beschreibt Jan Weiss: «Ich habe einmal auf einer Tragbahre zwei Leichen aus Block 20 heraustragen müssen. Auf der Treppe fielen die Leichen von der Trage. Gerade in diesem Augenblick ging eine SS-Aufseherin mit weiblichen Häftlingen vorbei. Sie glaubte, wir hätten das absichtlich gemacht, gab uns eine Ohrfeige und notierte unsere Nummern. Des-

wegen hat mich Klehr zu den Versuchen eingeteilt.» Die Versuche bestanden darin, dass sich Klehr mit einer langen Injektionsnadel bemühte, Rückenmarksflüssigkeit abzuzapfen. Er wollte Lumbalpunktionen vornehmen. Meist suchte er sich die Opfer für diese Versuche aus den Reihen der für den Tod Bestimmten aus. Bevor er sie mit der Phenolinjektion tötete, mussten sie zuerst diesen Eingriff über sich ergehen lassen. Schrie ein Opfer dabei auf, wenn Klehr nicht fachgerecht zwischen die Rückenwirbel stach und grosse Schmerzen verursachte, so soll Klehr dieses Opfer noch vor dessen Tod geschlagen haben.

Klehr liebte auch Scherze. Gerne setzte er sich halb auf den Schreibtisch, an dem der Rapportschreiber Paczula zu arbeiten hatte. Mehr als einmal hat Klehr bei dieser Gelegenheit eine Gesässhälfte gehoben, genussvoll laut einen Wind gehen lassen und Paczula kommandiert: «Jetzt inhaliere tief.» Seine Scherze konnten auch gefährlicher werden. Der siebzehnjährige Bartosz Oziemkowski war Torwächter in Block 21, wo Klehr ständig ein und aus ging. «Es war eine Regel», bezeugte er, «dass Klehr mich misshandelte, wenn er an mir vorbeiging. Seine Schläge waren nicht immer schmerzhaft. Oft schlug er mich im Vorbeigehen mit seinen Handschuhen, die er in der Hand hielt, ins Gesicht, oder er befahl, dass ich mich in die Ecke zu stellen hatte. Dann bekam ich einen Schlag in die Magengrube, und wenn ich mich krümmte, schlug er mich ins Gesicht. Einmal hat er einen typischen SS-Spass gemacht. Freundlich klopfte er mir auf die Schulter und fragte mich: ‚Hast du Angst vor mir?‘ Weil er lächelte, sagte ich: ‚Nein.‘ Da befahl er mir, auf die Stube zu gehen und die Hose herunterzulassen. Ich musste mich über einen Hocker beugen, er nahm einen Besen und schlug mich, immer noch lächelnd. Er schlug so lange, bis ich schrie. Dann hörte er zu lachen auf. Schliesslich sagte er: ‚Siehst du, das ist die Folge davon, dass du keine Angst vor mir hast.‘»

Einmal wurde Klehr mit Arrest bestraft, weil er – wie er seinen Richtern in Frankfurt mitteilte – im Rausch seinem Vorgesetzten die Meinung gesagt hatte. «Ich habe mich darüber beschwert, dass sich die SS-Führer von Häftlingen neue Uniformen schneiden liessen, ob-

wohl das streng verboten war. Wir Unterführer hätten auch gern eine neue Uniform gehabt», begründete Klehr seine kleine Rebellion. Offenbar hatte ihn das am meisten bedrückt. Später hat er Wege gefunden, um es den Vorgesetzten gleichzutun.

Selbst dieser Mann war in seiner Unmenschlichkeit nicht eindeutig; er hatte auch ein anderes Gesicht. Josef Farber war in der zweiten Jahreshälfte 1944 als Häftlingssanitäter im Aussenlager Gleiwitz, wo Klehr damals ebenfalls war. Klehrs Familie wohnte in der Nähe. Farber berichtet: «Einmal besuchten ihn seine Frau und seine beiden Kinder in Gleiwitz. Seine Frau war anständig und lieb. Ich hörte ein Gespräch, in dessen Verlauf sie sagte: ‚Ich habe gehört, dass ihr hier Frauen und Kinder vergast. Hoffentlich hast du die Finger nicht dabei?‘ Klehr antwortete: ‚Ich bin SDG, ich heile hier und töte nicht.‘ Nachher sagte er zu mir, ich möge es ja nicht wagen, etwas auszuquetschen. Wenn die Frau mit mir gesprochen hat, tat sie das immer mit Mitleid. Auch die Kinder waren lieb und ausgesprochen gut erzogen.»

Klehrs Frau Frieda, die ihn im Jahr 1935 geheiratet hatte, war als Zeugin der Verteidigung nach Frankfurt geladen. Sie sollte bestätigen, dass Klehr zu Weihnachten 1942 zu Hause gewesen sei und daher gar nicht an diesem Tag die eigenmächtige Selektion hätte vornehmen können, wie Paczula und andere Zeugen behaupteten. Sie gab ohne Weiteres zu, dass ihr die Beschuldigungen bekannt waren. Frieda Klehr, zehn Jahre jünger als ihr Mann, sympathisch, schwarz gekleidet, wollte sich zuerst der Aussage entschlagen. Auf Zureden ihres Mannes entschloss sie sich jedoch anders. Auf die Schlüsselfrage, ob sie sich erinnern könne, dass ihr Mann zu Weihnachten 1942 zu Hause war, wie er behauptete, antwortete sie: «Ich weiss es nicht hundertprozentig.» Nachdem sie als Zeugin entlassen war, verabschiedete sie sich schüchtern mit den Augen von ihm. Die Frage, wieso die beiden so unterschiedlichen Menschen so lange miteinander leben konnten, wieso sie einander in all den Jahren so wenig beeinflusst haben, bleibt offen.

Eine Episode aus den Akten des Frankfurter Prozesses erhellt blitzlichtartig, welche Einstellung zum Leben der Gefangenen üblich war.

Hermann Kleemann, im Jahr 1915 geboren, Lagerführer im Ausenlager Janinagrube, gab am 31. Januar 1961 zu Protokoll: «Ich kann mich noch an einen Vorfall erinnern, als ich einem Häftling einen Gegenstand aus der Hand schiessen wollte und ihn dabei an der Hand verletzte. Dieser Häftling hat dies aber freiwillig getan. Ich nehme an, dass es sich um eine Spielkarte handelte. Ich habe den Häftling natürlich nicht absichtlich verletzt.» Kleemann, der bemüht war, sich in möglichst gutem Licht darzustellen, fügt sogleich hinzu: «Es kann ja nur eine Wette gewesen sein, auf Grund derer ich dies gemacht habe. Jedenfalls handelte es sich um einen reichsdeutschen Häftling. Ich glaube, ich habe dem Häftling zwischen den Fingern durchgeschossen, denn er hatte nur eine Fleischwunde.» Wie mag sich dieser unumschränkte Herr von Janinagrube nichtdeutschen Gefangenen gegenüber verhalten haben?

Der berüchtigte Chef der Krematorien, SS-Oberscharführer Otto Moll, war in der letzten Phase Lagerführer in Fürstengrube. Eines Tages eskortierte er mehrere Häftlinge seines Lagers nach Birkenau zur Rampe, wo sie unter seiner Anleitung 600 Steppdecken für das Lager organisierten. Joseph Hermann, der mit der Gruppe zur Rampe gekommen war, berichtet: «Der Diebstahl gelang, und Moll freute sich sehr darüber. Er war geradezu in einer übermütigen Stimmung. Beim Weggehen erblickte er ein zwei- oder dreijähriges Mädchen und meinte zu uns, dieses Kind wird jetzt vergast, wir wollen ihm dieses Schicksal ersparen. Er hob das Kind an den Haaren hoch, verabreichte ihm einen Genickschuss und warf es einer Frau vor die Füße.»

Über die Aufseherinnen in Auschwitz ist man versucht zu sagen, dass sie noch stärker demoralisiert waren als die männliche Wachmannschaft. Aus ihren Gesundheitsakten, die wir einsehen konnten, ging hervor, dass kaum eine während ihres Dienstes in Auschwitz nicht wegen einer Geschlechtskrankheit in Behandlung gestanden wäre.

An der Spitze der Aufseherinnen stand die Lagerführerin Maria Mandel, die im Jahr 1912 in Oberösterreich geboren ist. Auf Grund ihrer in Ravensbrück erworbenen «Verdienste» ist sie Vorgesetzte der übrigen Aufseherinnen geworden. Äusserlich entsprach sie etwa dem Bild, welches die nationalsozialistische Propaganda von der deutschen, blonden Frau entworfen hatte. Nur ein brutaler Zug um den Mund störte diesen Eindruck. Mandel befahl zu schlagen und prügelte selbst. Ich habe einmal mitangehört, wie sie sich bei Dr. Kitt – der damals Lagerarzt im Frauenlager war – darüber beschwerte, dass in ihrem Lager schon so lang nicht selektiert worden sei. Sie könne wegen des Überbelags kaum Ordnung halten. Sie forderte ihn auf, bei ihr mit einer Selektion den Stand zu verringern.

Auch Mandel hatte ihre «schwachen» Seiten. Sie liebte Musik und protegierte deshalb die Kapelle im Frauenlager und deren Leiterin, die Violinvirtuosin Alma Rosé. Als diese erkrankt war, hat Mandel angeordnet, dass sie in einem Einzelzimmer gepflegt wurde, obwohl Rose Jüdin war. Einmal versicherte sie ihrem Protektionskind, Rosé werde sicherlich die letzte sein, die in die Gaskammer kommen wird.

Der im Frauenlager beschäftigte SS-Unterscharführer Wladimir Bilan bezeichnet Mandel als hochintelligent. Seiner Meinung nach war sie davon überzeugt, das, was sie tat, sei gut für das Reich.

Noch eine andere «Schwäche» konnte bei Mandel beobachtet werden: Sie liebte Kinder. Das hinderte sie zwar keineswegs, alle Vernichtungsbefehle auch bei Kindern auszuführen, doch manchmal hat sie ihren Gefühlen eine Geste gestattet: Ella Lingens hat einmal gesehen, wie sie zwei Judenkinder zu sich in die Blockführerstube rief. Als beide wieder herauskamen, hatten sie Keks und Schokolade in den Händen. Lingens hat auch gehört, wie die allmächtige Lagerführerin eine deutsche schwangere Gefangene gebeten hat, ihr nach der Entbindung das Kind zu überlassen, denn sie könne keine Kinder bekommen. Die Bitte wurde ihr abgeschlagen.

Da sich Gerichte eingehend mit dem Werdegang von zwei Menschen befasst haben, die in ganz jungen Jahren die Uniform der SS anzogen und nach Auschwitz kommandiert wurden, kann man beide nachträglich kennenlernen.

Der Gutachter Dr. Helmut Lechler hatte den Frankfurter Richtern darüber zu referieren, ob Hans Stark als volljährig angesehen werden konnte, als er die ihm zur Last gelegten Verbrechen in Auschwitz begangen hatte. Er führte aus: «Der Angeklagte Stark ist am 14. Juni 1921 in Darmstadt geboren. Sein Vater war dort Polizeimeister. Er genoss eine typisch preussische Erziehung, etwa nach dem Grundsatz: ‚Wer nicht gehorchen kann, kann niemals befehls Nach dem Besuch der Volksschule ging Stark in ein Realgymnasium in Darmstadt, das er zuerst mit durchschnittlichem Erfolg absolvierte. Später hat seine Leistung nachgelassen. Das war Anlass zu heftigen Auseinandersetzungen mit seinem Vater. Dieser hielt es für notwendig, seinen Sohn in ordentliche Zucht zu bringen. Er wollte ihn zum Arbeitsdienst geben oder zum Militär, beides war aber nicht möglich, da Stark zu diesem Zeitpunkt erst etwas mehr als 16 Jahre alt war. In dieser Zeit erhielt der Vater ein Merkblatt der SS-Totenkopfverbände. Der Vater hielt diese Einheit geeignet für die Erziehung seines Sohnes und gab am 1. Dezember 1937 die schriftliche Einwilligung dazu, dass sein sechzehneinhalbjähriger Sohn den SS-Totenkopfverbänden beitrifft. Stark kam damals nach Oranienburg und war der jüngste Rekrut seiner Einheit. Bei der SS erhielt er eine intensive Schulung in nationalsozialistischer Weltanschauung. Die ersten sechs Monate seiner Grundausbildung verbrachte Stark bei dieser Einheit, ohne Urlaub zu bekommen. Bereits im Januar 1938 wurde er als Wachmann beim Konzentrationslager Oranienburg (es dürfte das benachbarte Sachsenhausen gemeint sein) eingesetzt. Ihm war es streng verboten, bei seinem ersten Besuch zu Hause etwas über die Vorkommnisse im KZ zu berichten. Er wirkte zu Hause bedrückt, und der Vater wollte deswegen seinen Sohn von der SS lösen. Von Juni 1938 bis zum September 1939 kam Stark zu weiterer Ausbildung zur SS-Einheit beim Konzentration-

onslager Buchenwald, später nach Dachau. Im August 1940 hatte Stark bei München einen Reitunfall und wurde daraufhin GvH (garnisonsverwendungsfähig Heimat) geschrieben. Anschliessend wurde er als Aussenwache in Dachau eingesetzt und von dort nach Auschwitz versetzt.» Diese Angaben stützen sich auf die Aussagen von Stark, die allerdings nicht in allen Einzelheiten nachprüfbar sind.

Als sich der Vater Starks weiter bemühte, seinen Sohn von dem KZ-Dienst wegzubekommen, wurde ihm geraten, sein Sohn möge sich zum Studium melden; das wäre der einzige Weg. Stark tat das, legte während eines Studienurlaubs sein Abitur ab und besuchte während eines weiteren Studienurlaubs ein Semester lang Vorlesungen an der juristischen Fakultät in Frankfurt. Anschliessend hat er sich von Auschwitz weg an die Front gemeldet. In Auschwitz wurde Stark bald mit der Leitung des Aufnahmekommandos der Politischen Abteilung betraut. Mehrere polnische Häftlinge, die deutsch sprachen und als Studenten für Büroarbeiten qualifiziert waren, unterstanden ihm in diesem Kommando.

Stark hatte an den Erschiessungen teilzunehmen, zu denen Angehörige der Politischen Abteilung regelmässig kommandiert wurden. «Wenn Stark von einer solchen Aktion zurückkam, war er immer nervös, er wusch sich die Hände, zog sich den Rock aus, und der Kalfaktor musste ihm die Stiefel putzen. In solchen Fällen rauchte Stark, der sonst kein starker Raucher war», bezeugte Kazimierz Smoleh, einer der Studenten. Dieser Kalfaktor war der Pole Erwin Bartel, der zwei Jahre jünger als Stark war. Er beschrieb den Frankfurter Richtern das Verhalten seines Chefs so: «Wenn er von Erschiessungen kam, sagte er: ‚Bartel, Schüssel und Wasser, ich möchte meine unschuldigen Hände waschen!‘» Wurde Stark von einer Exekution zurückerwartet, so bemühten sich die Gefangenen in der Aufnahmeabteilung, alle Fliegen im Zimmer zu fangen; denn Stark konnte in solchen Momenten in Raserei geraten, wenn ihn eine Fliege störte.

Bartel beschrieb dem Gericht eine bezeichnende Episode: «Ich erinnere mich genau, dass einmal der Rapportführer Palitzsch zu Stark

sagte, dieser soll zu Block 11 gehen. Damals wurden dort vielleicht zwei oder drei Personen erschossen. Stark kam zurück und sagte: ‚Jetzt ist ein Häftling erschossen worden, der nicht hätte erschossen werden sollen. Mein Gott, was wird Grabner dazu sagen!‘»

Stark liebte es, die ihm unterstellten Häftlinge zu prüfen, während er sich auf sein Abitur vorbereitete. Der Holländer Johann Beckmann sagte: «Es war typisch für ihn, dass er zeigen wollte, dass deutsche Schulen besser seien als Schulen im Ausland. Er hat öfter eine Art Examen mit uns veranstaltet und war stolz, wenn er etwas besser wusste.» Kazimierz Smolen führte aus: «Stark fand immer einen Vorwand, um Fragen aus Geschichte, Mathematik, Physik oder deutscher Literatur zu stellen. Die Fragen waren vor allem an die Häftlings-Abiturienten gerichtet. In der Pose eines eingebildeten Lehrers prüfte er ihre Kenntnisse über Thales Lehren, Euklids Axiome und die Gesetze des Archimedes. Dann ging er zum Analysieren von Schillers, Goethes und Eichendorffs Werken über. Auf dem Gebiet der Literatur war Stark weit überlegen, ebenso in der deutschen Geschichte, was für ihn als Deutschen ganz natürlich war. Damit endete dann das ‚Examen‘, und Stark begann das System und das Niveau des polnischen Schulwesens mit Ironie zu kritisieren.»

Ganz eigenartig entwickelte sich sein Verhältnis zu seinem Kalfaktor Bartel. Einerseits wollte er ihn «hart» erziehen, da er diese Methode offenbar für ideal hielt. Andererseits liess er ihm manchmal Gutes zukommen. Als beide einmal in Birkenau zu tun hatten, sagte Stark am Rückweg beim Lagertor zu Bartel: «Schauen Sie, wieviel Ziegelsteine da sind. Wenn der Krieg zu Ende ist, wird jeder Ziegelstein den Namen eines Getöteten tragen. Vielleicht wird es dann nicht genug Ziegel geben. Auch für Ihre Familie sind viele Ziegel hier.»

Nachdem Stark im Jahr 1943 zur Fronttruppe versetzt worden war, besuchte er auf dem Weg zur Ostfront Auschwitz. «Er kam in sein Büro. Aber es war nicht mehr der gleiche Stark von früher», beschreibt Smolen dieses Zusammentreffen. «Dünkel und Anmassung waren vollständig verschwunden. Er fürchtete die ‚Russid‘, so nannte er die Russen. Mit einigen Fragen wandte er sich an uns, sie hatten aber

nichts mit Literatur oder Geschichte zu tun. Es handelte sich darum, warme Handschuhe, Socken und Seife zu bekommen. Er erhielt die Sachen aus irgendeinem Magazin.»

Vor dem Frankfurter Gericht sagte der polnische Pädagoge Jozef Kret aus, der als Häftling mit Stark in Berührung gekommen war: «Er war jung, sah sympathisch, aus und ich konnte nicht verstehen, warum er so grausam war. Ich habe mit einem Kameraden gesprochen, der bei ihm im Kommando gearbeitet hat. Dieser sagte mir: ‚Ich weiss nicht, was mit Stark ist. Im Grund ist er anständige Mir schien, dass er zu früh unter den Einfluss einer bösen Ideologie geraten ist. Über seinem Schreibtisch war ein Spruch angebracht, der lautete: ‚Mitleid ist Schwäche.‘»

Der anfangs zitierte Sachverständige Dr. Lechler zieht folgendes Resümee: «Der Angeklagte Stark ist ein Beispiel dafür, wie ein durchschnittlich begabter, durchaus normal und unauffällig veranlagter junger Mensch bereitwillig das mit sich geschehen lässt, was man als eine Umkehrung des Gewissens bezeichnen kann. Er ist ein Beispiel für die Anfälligkeit des Menschen, sich zum Werkzeug totalitärer Machthaber pervertieren zu lassen. Das Ergebnis davon ist, dass die sittliche Kontrollinstanz durch ein Führerbewusstsein ersetzt wird. Die letzte Konsequenz: Es entstehen Funktionäre ohne Gewissen.»

Der Vater Starks hat nach Kriegsende Selbstmord begangen. Er soll die Schuld nicht mehr ertragen haben, die auf ihm lastete, weil er seinen Sohn zur SS gebracht hatte. Stark selbst wurde in Frankfurt zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt, der Höchststrafe, die nach dem Jugendstrafrecht verhängt werden kann.

Einen Parallellfall zu Stark stellt der der Aufseherin Irma Grese dar. Sie war noch nicht zehn Jahre alt, als Hitler deutscher Reichskanzler wurde und die nationalsozialistische Propaganda auch in die Schule jenes Dorfes in Mecklenburg eindrang, in die Grese ging. Als Kind hat sie sich nie an Raufereien beteiligt, sondern ist lieber davongelaufen. Ihr Vater, ein konservativer Bauer, verbot seinen Töchtern, der natio-

nalsozialistischen Jugendorganisation beizutreten. Nachdem Irma Grese mit 14 Jahren die Elementarschule verlassen hatte, war sie ein Jahr in der Landwirtschaft tätig, dann verliess sie das Elternhaus und bildete sich als Krankenschwester aus. Sie wurde zu einem Sanatorium für prominente Nazis in Hohenlychen versetzt, wo sie entsprechend beeinflusst wurde, so dass sie mit 18 Jahren der SS beiträt. Während eines Urlaubs kam es deswegen mit ihrem Vater zu so heftigen Auftritten, dass sie nie mehr nach Hause gefahren ist. Im KZ Ravensbrück wurde sie als Aufseherin ausgebildet und – knapp über 19 Jahre alt – nach Auschwitz versetzt. Gisella Perl beschreibt sie so: «Eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen habe. Ihr Gesicht engelhaft klar und ihre blauen Augen die lebhaftesten, unschuldigsten, die man sich nur vorstellen kann.» Perl ergänzt, dass Grese die grausamste Aufseherin war, die sie kennengelernt hat. Auch Olga Lengyel schreibt, man hätte nicht glauben können, dass ein so hübsches Mädchen so grausam sein könne. Wenn sie mit der Peitsche in der Hand durchs Lager ging, umhüllte sie eine Wolke erlesenen Parfüms.

Eine Frau, die früher einen angesehenen Salon in Budapest geleitet hatte, musste als Häftling für Grese schneiden. Sie war stets voll beschäftigt, Grese organisierte die kostbarsten Stoffe. Sie wollte Filmschauspielerin werden und konnte lange vor einem Spiegel posieren; und sie konnte Frauen mit ihrer Peitsche gezielt auf die Brüste schlagen und ungerührt selektieren. So hat sie schnell Karriere gemacht, wurde Rapportführerin und schliesslich Lagerführerin im berühmten c-Lager in Birkenau, wohin im Sommer 1944 die Frauen gebracht wurden, die als arbeitsfähig auf den Transport zu einem Arbeitslager zu warten hatten. Die Ärztin Gisella Perl musste einmal bei Grese eine Abtreibung vornehmen. Grese drohte ihr, sie zu töten, wenn sie darüber spreche, versprach ihr aber einen Mantel als Lohn – den Perl freilich nie bekommen hat. Der Iris Langer hat Grese Liebesanträge gemacht. Als diese auf ihren Judenstern verwies, um die Aufseherin abzuwehren, meinte Grese, Iris wäre eine andere Jüdin als die anderen.

Ich habe nur von einer Frau etwas Gutes über Grese gehört.

Ruth Kersting wurde einmal von ihr ertappt, als sie mit einem männlichen Häftling sprach. «Weisst du nicht, dass das verboten ist?» herrschte Grese sie an. Als Kersting erwiderte, sie wisse das, liess Grese sie laufen.

Grese, die nach der Evakuierung von Auschwitz mit anderen Aufseherinnen zum KZ Bergen-Belsen versetzt worden war, musste sich im ersten KZ-Prozess vor einem britischen Militärgericht in Lüneburg verantworten. Journalisten, die diesen aufsehenerregenden Prozess beobachteten, beschrieben die Schönheit der blutjungen Grese, die mit ihren blonden Haaren und blauen Augen auffiel. Auffallend war auch ihr Verhalten: Versuchte ein Mitangeklagter sich mit dummen Ausreden herauszuwinden, dann musste sie die Hand vor das Gesicht halten, weil sie ein Lachen nicht unterdrücken konnte. Sie selbst gab zu, dass sie stets eine Peitsche bei sich getragen hatte und auch noch dann schlug, als der Kommandant den Gebrauch von Peitschen verboten hatte. Auf die Frage, ob sie anderen befohlen habe, Häftlinge zu schlagen, antwortete sie knapp mit «Ja», auf eine weitere Frage, ob sie solche Befehle hätte erteilen dürfen, mit «Nein».

Wegen ihres rückhaltlosen Geständnisses können ihr andere Angaben geglaubt werden. Einmal sprach sie davon, dass eine Aufseherin von Himmler persönlich mit 25 Stockschlägen auf das Gesäss und Einweisung in das Lager bestraft worden sei, weil sie Häftlingen geholfen habe. Die anderen Aufseherinnen hatten beim Strafvollzug zuzusehen, und Höss befahl Grese, die beiden letzten Schläge zu führen. Auf diese ihm von Eicke beigebrachte Weise wollte er die damals noch nicht zwanzig Jahre alte Aufseherin «hart» machen.

Über die Schwierigkeiten, die sie als Lagerführerin im c-Lager hatte, sagte sie: «Als der Hunger gross war, war die Essenausgabe schwer. An jeder Ecke warteten zwanzig bis dreissig Frauen, um den Transport (der Essenkübel von der Küche zu den Baracken) zu überfallen.» Sie wusste sich keinen anderen Rat, als mit ihrer Peitsche Ordnung zu schaffen.

Grese wurde zum Tod verurteilt. In der Nacht vor ihrer Hinrichtung soll sie in ihrer Zelle gesungen haben.

SEXUALITÄT

Da sexuelle Beziehungen zwischen Gefangenen und Bewachern vorkamen, ist der Abschnitt über Sexualität in Auschwitz nicht in den Teil eingefügt worden, der sich allein mit den Häftlingen und ihren Problemen befasst; denn dieses Kapitel setzt die Kenntnis der Probleme der SS-Angehörigen voraus. Im zweiten Teil wird von Personen die Rede sein, die in vorangegangenen Kapiteln bereits vorgestellt wurden.

Zuerst zur sexuellen Frage bei den Gefangenen: «Ich schätze sicher nicht zu hoch, wenn ich sage, dass für neunzig Prozent der Häftlinge ein sexuelles Problem nicht existierte», schreibt Benedikt Kautsky. Diese Schätzung hat auch für Auschwitz Gültigkeit, obwohl dort Männer- und Frauenlager nebeneinander existierten.

Chronische Unterernährung war nicht die einzige Ursache dafür. Elie A. Cohen hat beobachtet, dass auch bei normal ernährten Zugängen sofort jede sexuelle Erregung ausgefallen ist, was er auf den Schock zurückführt, den die Berührung mit der massenweisen Tötung ausgelöst hat. Juden erlebten diesen Schock am nachhaltigsten. Auch Primo Levi bestätigt, dass sie unter der geschlechtlichen Enthaltsamkeit nicht litten.

Désiré Haffner hat in Birkenau beobachtet, dass sich bei Häftlingen auch nach jahrelanger Internierung weder Erektionen noch Pollutionen eingestellt haben. Er schränkt allerdings ein: Bei prominenten Grünen hat der Geschlechtstrieb eine Rolle gespielt. Haffner hat auch erfahren, dass bei Frauen die Regel ausfiel, ja dass die Blutungen bei Frauen, die während ihrer Einlieferung nach Auschwitz gerade die Regel hatten, abrupt aufgehört haben und im Lager nicht mehr auftraten. Das Ausbleiben der Menstruation bestätigt auch die Ärztin Janina Kowalczykowa. Sie ist ebenfalls der Ansicht, dass dafür neben der Unterernährung eine psychische Komponente die Ursache war, nämlich

konstantes Angstgefühl. Selbst bei überdurchschnittlich gut genährten Frauen ist die Regel ausgeblieben. Dasselbe bestätigt Professor Carl Clauberg: Die Frauen verloren «bis zu hundert Prozent prompt ihre Menstruation», sobald sie ins Lager gekommen waren. Die russische Kommission, welche nach der Befreiung die im Lager Zurückgebliebenen untersucht hat, ist zu dem Ergebnis gekommen, dass 97 Prozent der von ihr untersuchten Frauen während der Internierung keine Regel hatten. Bei der Sektion von Frauenleichen, die nach der Befreiung aufgefunden wurden, wurden reduzierte Dimensionen der Geschlechtsteile konstatiert. Es ist allerdings zu berücksichtigen, dass nur Kranke und Marschunfähige zurückgelassen worden waren.

Mit dem Fortpflanzungstrieb fiel auch das Schamgefühl weg; dafür sorgte schon die Lagerführung. Immer wieder hatten Häftlinge nackt anzutreten, ob es zum Bad, zur Desinfektion oder zur Selektion ging. «Tausende Nackte beieinander, darin liegt nichts Menschliches mehr: eine Herde. Da ist jede Empfindlichkeit ebenso lächerlich, wie sie vergeblich ist» – diese Sätze Ana Novacs haben allgemeine Gültigkeit.

Zofia Posmysz beschreibt die Waschmöglichkeiten in der Strafkompagnie: «Ein Liter Wasser in der Schüssel, die zum Essen diente, musste für alle reichen. Sie gossen sich Wasser in die hohle Hand und wuschen sich die Genitalien. Ein Posten schlenderte hinter dem Draht umher. Der Anblick der Gestalten mit den gespreizten Beinen störte ihn nicht. Uns störte seine Anwesenheit ebensowenig.»

Alle hatten sich an das Bild von nackten Häftlingen gewöhnt. Begegneten aber Männer nackten Frauen, dann deprimierte der Anblick stark, wie Gracjan Fijalkowski schildert: «Es warteten gerade einige hundert Frauen auf ihre Reihe zum Bad. Nackte, haarlose, in einen Haufen zusammengedrückte Gerippe blickten uns mit matten, vollkommen ausdruckslosen Augen an, und nur an der Brust hängende, eingetrocknete Hautlappen zeugten davon, dass dies einst Frauen voller Leben waren.»

Auch eine Begegnung mit bekleideten weiblichen Muselmännern bewegte Männer stärker als der gewohnte Anblick heruntergekommene

ner Geschlechtsgeossen. Jozef Kret schreibt: «Vom Frauenlager her kam ein Zug weiblicher Häftlinge. Es waren einige hundert Frauen, wie wir in Uniformen sowjetischer Gefangener gekleidet, mit geschorenen Köpfen, die an uns vorbeikamen. Das Fehlen von Waschwasser und der Mangel an Wäsche und allen primitivsten hygienischen Einrichtungen hatte sie in einen unbeschreiblichen Zustand gebracht. Das waren schon keine Menschen mehr, sondern nur noch irgendwelche apathische, menschenähnliche Automaten, Masken ohne Leben und Ausdruck. Als wir an ihrer Kolonne vorbeiging, wehte uns ein solcher Geruch entgegen, dass es uns den Atem verschlug.»

Ich habe noch das Bild einer Frauenkolonne vor Augen, die ins Stammlager geführt wurde, ich glaube zur Desinfektion. Da wir uns den Frauen nicht nähern durften, warfen wir ihnen Brot zu, haben das aber schnell eingestellt: denn sie stürzten darüber her, schlugen einander und wurden vom Wachpersonal geprügelt. Wir hatten ihre Lage nur verschlechtert, statt zu helfen. Gizela Strebinger hat eine ähnliche Szene im Gedächtnis behalten: Als eine Frauengruppe halbverhungerten Männern Brot zuwarf, haben sich diese wie Hyänen darauf gestürzt und die Wachposten ihre Hunde auf die Streitenden gehetzt, so dass sich die Frauen wegen ihrer gutgemeinten Tat Vorwürfe machten.

Sexuelle Gedanken waren bei Menschen in diesem Zustand ausgeschaltet. Sie spielten nur bei der dünnen Schicht der gut Ernährten eine Rolle, die die Vernichtungsmaschinerie nicht direkt zu fürchten hatten – also in erster Linie bei Funktionshäftlingen und da besonders bei deutschen; nicht nur, weil die deutschen Gefangenen die Gaskammer kaum zu fürchten hatten, sondern auch deswegen, weil die meisten nach jahrelanger Haft das erste Mal wieder Frauen zu Gesicht bekamen – darin unterschieden sich die kriminellen von den politischen nicht. Die Atmosphäre des Vernichtungslagers liess häufig alle Hemmungen wegfallen. Die Devise vieler Prominenter lautete, bedenkenlos nach jedem Genuss zu greifen, ohne an ein Morgen zu denken. Deutsche Kriminelle waren sowohl infolge ihrer Vorzugsstellung als auch wegen minderer moralischer Hemmungen und reicher Zucht-

hauserfahrung darin tonangebend. Aber nicht wenige andere Prominente unterschieden sich von deutschen Gewohnheitsverbrechern in dieser Beziehung kaum.

Allen Verboten und Strafen zum Trotz fand diese Gruppe Privilegierter Wege, um mit Insassinnen des Frauenlagers in Berührung zu kommen. Ella Lingens schreibt, dass jedes Mädchen, das sich auf Grund seiner Position einigermassen ernähren und pflegen konnte, einen Freund hatte und dass nicht wenige Kinder im Lager gezeugt wurden. Ein Verhältnis bedeutete für viele eine Lebensrettung, denn Männer, die sich Zutritt zum Frauenlager verschaffen konnten, hatten auch die Möglichkeit zu organisieren. Die Rolle, die im normalen Leben Blumen zufällt, nahm Margarine ein, schreibt Krystyna Zywułska; kam ein Mann zu seiner Freundin, dann brachte er ihr einen Würfel Margarine.

Die korpulente Frau galt als Schönheitsideal, was im Milieu von Auschwitz verständlich ist, schreibt Olga Lengyel. Sie weiss auch von Prostitution zu berichten: «Oft genügte eine Kartoffel.» Nach den von Gisella Perl im Jahr 1944 in dem Birkenauer Lagerabschnitt gesammelten Erfahrungen, in dem die aus Ungarn deportierten arbeitsfähigen Frauen auf eine Überstellung zu warten hatten, hat zwar die Menstruation aufgehört, aber «das geschlechtliche Verlangen war doch einer der stärksten Triebe». Männer kamen zu verschiedenen Arbeiten in dieses Lager, auch zur Reinigung der Latrine. «Die Latrine wurde als Liebesnest benützt», schreibt Perl. Dort zeigten sich die Frauen für die Lebensmittel erkenntlich, die ihnen die Männer mitbrachten.

Die Prominenten des Stammlagers konnten nur ausnahmsweise Kontakt mit Frauen von Birkenau aufnehmen, wesentlich leichter aber mit solchen, die im Stabsgebäude untergebracht und zu Büroarbeiten für die SS eingeteilt waren. Viele feste Bindungen entstanden. Nach der Befreiung sind einige Ehen von «Auschwitzern» geschlossen worden, die sich auf diesem Weg kennengelernt hatten.

Der Versuchsblock 10 war im Stammlager zwar streng isoliert, sein Tor immer versperrt, ständig hatte eine Aufseherin im Block Dienst, aber Funktionäre fanden Vorwände, um den Block betreten zu können,

oder bestachen die diensthabende Aufseherin. Sara Spanjaard van Esso schreibt, dass die Männer ihren Freundinnen Pakete mitbrachten. Da in den grossen Unterkunftsräumen ein Alleinsein unmöglich war und nur die Blockälteste ein Zimmer für sich hatte, bekam diese ebenfalls ein Geschenk; dann konnte sich ein Paar für kurze Zeit in deren Zimmer zurückziehen. Im letzten halben Jahr hatten sich die Landsmänninnen von Spanjaard von Esso – also Deportierte aus Holland – bereits so eingelebt, dass «jede ihren Kochany» hatte. Sie gebrauchten in der Lagersprache üblichen polnischen Ausdruck für «Freund», womit auf die Nationalität der meisten «Kochanys» hingewiesen ist.

Welche Wege eingeschlagen wurden, beschreibt Rudolf Vrba: Eine Kammer im Lagerbereich war ständig verschlossen, weil dort das Giftgas Zyklon-B gelagert wurde. Der SS-Unterscharführer Otto Graf besass den Schlüssel zu diesem Raum. Für eine Bestechung liess er gelegentlich ein Häftlingspaar hinein. Neben den Gasbüchsen wurde geliebt.

Ein in anderen KZs, in denen keine Frauen neben Männern interniert waren, üblicher Ausweg aus sexueller Not wurde auch in Auschwitz häufig eingeschlagen: Capos hielten sich «Pipel», junge Burschen, die ihnen persönliche Dienste zu leisten hatten, dafür von schwerer Arbeit befreit und begünstigt waren. Nicht wenige Capos missbrauchten ihre Jungen sexuell. Thomas Geve war als Jugendlicher in Auschwitz. Ein gleichaltriger Bekannter erzählte ihm, dass sein Capo ihn geschlechtlich ausnütze. «Was sonst hätte mich vor Schwerarbeit, Hunger und Krankheit schützen können?» – mit dieser Frage begründete der Bursch, warum er dem Capo zu Willen war. Elie Wiesel, so wie Geve in jungen Jahren in Monowitz inhaftiert, erwähnt einen grünen Capo, der jungen Burschen Brot, Suppe und Margarine zukommen liess, selbstverständlich nicht uneigennützig. Es sei himmelschreiend gewesen, was Funktionäre in Monowitz mit ihren Pipeln angestellt hätten, berichtet Abraham Matuszak; waren die Jungen nicht willig, dann wurden sie den Weg allen Fleisches geschickt.

H.G. Adler beschreibt einen Pipel in Birkenau: «Mit dem Stubendienst kommt der Läufer des Blockältesten, das ist sein vierzehnjähriger Liebling, der ist fett und hat rosige Wangen; er reicht den meisten nicht bis zur Schulter, ist aber ein kräftiger Lummel und darf tun und lassen, was ihm gefällt, ein rabiates Geschöpf, das schlagdurstig ist, seine Ohrfeigen sind wohlgezielt, er darf die stärksten Männer prügeln, die sich nicht wehren dürfen, weil der Bengel unter dem Schutz des Blockältesten steht, der könnte jeden erschlagen, über den sein Liebling klagt.»

Thomas Geve resümiert: «Homosexualität war ein offenes Geheimnis, trotz aller Anstrengungen, sie auszumerzen.» Obwohl ein prominenter Capo Möglichkeiten hatte, Mitwisser zu bestechen, platzte doch manchmal eine homosexuelle Affäre. Im Intrigenspiel der Privilegierten wurde auch diese Waffe benützt. Wurde ein homosexuelles Verhältnis publik, dann sperrte die SS den – in der Regel deutschen – Capo zusammen mit dem Pipel – meist einem jungen Polen oder Juden – in den Bunker. Der Deutsche musste eine Erklärung unterschreiben, dass er sich kastrieren lasse. Nach dem Eingriff wurde er freigelassen und erhielt meist seine Funktion wieder. Der junge Bursch, der ihm zu Willen gewesen war, um sein Leben zu sichern, wurde an der Schwarzen Wand erschossen. Während meiner Bunkerhaft habe ich in stillen Abendstunden manches Gespräch von Zellentür zu Zellentür über den hallenden Gang hinweg mitangehört. Oft baten die Burschen verzweifelt um Hilfe, und die Capos antworteten mit sentimental Phrasen.

Wurde ein deutscher Häftling wegen homosexueller Handlungen kastriert, dann musste das der Zentrale gemeldet werden. Himmler erfuhr daher von der Zahl der unfruchtbar gemachten Deutschen. Da die deutschen Gefangenen die einzigen waren, mit deren Freilassung gerechnet wurde und Unfruchtbarkeit vieler aus dem Lager Entlassener die erwünschte schnelle Vermehrung der «Herrenrasse» hemmen könnte, ordnete Himmler die Einrichtung von Bordellen in den Konzentrationslagern an. Damit sollte die Homosexualität bekämpft wer-

den. Einmal erwähnte Himmler, dass mit den Bordellen auch ein «Antriebsmittel für höhere Leistungen» der Häftlinge gewonnen werden sollte; denn den Besuch des Bordells hatte sich der Häftling mit Prämienscheinen zu erkaufen, die für gute Arbeit verteilt wurden. Der zuerst erwähnte Grund dürfte jedoch der ausschlaggebende gewesen sein. Wirths nannte ihn mir einmal gesprächsweise, der Kommandant von Mauthausen, Franz Ziereis, gab ebenfalls in einem Protokoll die Bekämpfung der um sich greifenden Homosexualität als Ursache für die Einrichtung von Bordellen an. In der Fachliteratur werden zwar auch andere Gründe dafür angeführt, wie Brechung des Widerstandswillens der politischen Gefangenen und Untergrabung ihrer Moral, doch sind diese nicht belegbar.

Die Tatsache, dass der Befehl zur Errichtung der Bordelle etwa zu der Zeit gegeben wurde, als die Rekrutierungen von deutschen Gewohnheitsverbrechern zur Sondereinheit Dirlewanger begannen, spricht ebenfalls für die Version, die Wirths und Ziereis bestätigt haben. Am 30. Juni 1943 wurde auf Block 24 des Stammlagers ein Bordell eröffnet, in Monowitz ein zweites. Der zentrale Befehl dafür muss schon früher gegeben worden sein, denn am 5. März drückte Himmler in einem Schreiben sein Erstaunen darüber aus, dass er bei einer Besichtigung von Buchenwald noch kein Bordell inspizieren konnte.

Die Lagerführerin Mandel achtete streng darauf, dass die Meldungen für das Bordell freiwillig erfolgten. Ella Lingens beschreibt die Anwerbung: Lagerführer Hössler liess junge Mädchen antreten, die unter freiem Himmel schwer arbeiten, ohne Waschgelegenheit und Wäschewechsel beengt schlafen und stets Prügel fürchten mussten. Er verkündete, wer sich freiwillig für das Freudenhaus melde, bekomme dort ein eigenes Zimmer, saubere Kleidung, ausreichende Nahrung und Zigaretten und könne täglich baden. Ferner deutete er an, dass Insassinnen des Bordells «bei Bewährung» freigelassen werden könnten. Selbstverständlich durften sich nur «Arierinnen» melden. Juden waren auch vom Besuch des Bordells ausgeschlossen.

Die Freiwilligen wurden dem Lagerarzt vorgeführt. «Es gehörte zu

meinen Pflichten, Frauen für das Bordell auszusuchen», sagte der Lagerarzt Fritz Klein. «Fünfzehn wurden vor mich gebracht, und ich suchte die zehn geeignetsten aus.» Die Akten der Gemeldeten wurden überprüft, denn Ordnung muss sein. Der Rottenführer Pery Broad unterzog sich mit Vergnügen dieser Aufgabe. Dounia Ourisson-Wasserstrom hat ihn froh ausrufen gehört: «Bei uns im Lager kann jeder Häftling in seinem Beruf arbeiten! Ist das nicht ein Musterlager?», wenn im Personalakt als Beruf «Prostituierte» angegeben war. Alina Brewda, die als leitende Ärztin im Versuchsblock laufend die Insassinnen des Bordells zu untersuchen hatte, erinnert sich, dass die meisten Deutsche waren, einige Polinnen und Russinnen.

In seiner satirischen Art schildert Tadeusz Borowski das im ersten Stock des Block 24 eingerichtete Bordell: «Da sind Fenster, die sogar im Winter halb offenstehen. In den Fenstern sieht man nach dem Appell Frauenköpfe in allen Farben und Schattierungen, und aus den blauen, rosafarbenen und hellgrünen Schlafröcken tauchen Arme auf, die weisser sind als Meerschäum. Fünfzehn Köpfe, glaube ich, und dreissig Arme, die alte Madame nicht mitgezählt, deren schwerer, epischer, legendärer Busen die Köpfe, Nacken, Arme und so weiter bewacht. Madame pflegt nicht am Fenster zu stehen, dafür amtiert sie wie ein Zerberus an der Pufftür.

Um das Puff herum drängt sich die Lagerprominenz. Wenn es zehn Julias gibt, so kommen auf sie mindestens tausend Romeos, und bei Gott nicht die schlechtesten. Um jede Julia gibt es hier Gedränge und harte Konkurrenz. Die Romeos stehen in den Fenstern der gegenüberliegenden Blocks, schreien, signalisieren mit den Armen und locken. Der Lagerälteste gehört dazu, der Lagercapo, die Ärzte aus dem Krankenbau, die Capos der einzelnen Kommandos. Manche Julia hat einen festen Verehrer, und ausser Beteuerungen der ewigen Liebe, ausser Versprechungen eines besseren, glücklicheren, gemeinsamen Lebens nach dem Lager, neben Streit und Vorwürfen hört man auch konkrete Gespräche, die sich vorwiegend mit Seife, Parfüm, seidenen Höschen

und Zigaretten beschäftigen. So sieht das Puff von aussen aus. Hinein kommt man nur über die Schreibstube, und zwar mit einer Karte, die man als Belohnung für gute und fleissige Arbeit bekommt.»

Borowski beschreibt, wie ein lagererfahrener Pole aus dem ersten Transport – «seine Nummer ist ein Drittel so klein wie die letzten zwei Zahlen meiner Nummer» – Eingang ins Bordell findet: «Er galoppiert in die Schreibstube, stellt sich auf, und sobald eine der zugelassenen Nummern aufgerufen wird und nicht da ist, schreit er ‚Hier!‘, grabscht nach dem Passierschein und trabt zur Madame. Er drückt ihr ein Päckchen Zigaretten in die fetten Pranken, sie unterzieht ihn einer ganzen Reihe vornehmlich hygienischer Behandlungen, und der frischgespritzte Jüngling jagt mit grossen Sätzen die Treppe hinauf. Im Gang spazieren die Julias aus dem Fenster, die Schlafröcke nachlässig um den Körper gewickelt. Hie und da kommt eine an ihn heran und fragt so nebenbei: ‚Welche Nummer hast du?‘

‚Acht‘, sagt er und schaut sicherheitshalber auf seine Karte.

‚Ach, das bin ich nicht, das ist die Irma, die kleine Blondine‘, haucht sie, etwas enttäuscht, und schwebt davon, zum Fenster hin.

Der Jüngling geht zu der Tür mit Nummer acht. Schnell liest er noch den Anschlag, der besagt, dieses und jenes Vergnügen ist verboten, sonst gibt es Bunker, das und das ist erlaubt – einzeln aufgezählt –, und soundso viele Minuten darf man bleiben. Er schickt einen Stossseufzer zum Spion (dem Guckloch in der Tür) hin, durch den manchmal die Kolleginnen hineinschauen, ab und zu mal die Madame und manchmal der Kommandoführer vom Puff oder sogar der Lagerführer selbst.»

Nüchterner beschreibt Robert Waitz das Puff in Monowitz: «Das Bordell ist ausschliesslich ‚arischen Prominentem reserviert, doch machen die roten Deutschen davon keinen Gebrauch. Die Institution selbst befindet sich in einem Block, der durch Stacheldraht abgegrenzt ist. Dort machen sich die grünen Herren und die Polen die Gunst der Damen, denen es an nichts mangelt, streitig. Im Bordell gibt es Alkohol, Nahrungsmittel, Wein, Bekleidungsstücke und Parfum. Der Rap-

portführer, dem es untersteht, legt grossen Wert darauf, dass dieses Bordell gut funktioniert. Jeden Tag führt er seine Damen ausserhalb des Lagers spazieren und lässt sich von ihnen ‚Papi‘ nennen. An drei Abenden in der Woche folgen sich die Liebhaber im Abstand von 20 Minuten nach einem vorher festgelegten Stundenplan, und ein arischer Arzt steht für Vorbeugungsmassnahmen zur Verfügung.» Auch im Stammlager besuchten die politischen Häftlinge im Allgemeinen nicht das Bordell. Ausnahmen sorgten für Gesprächsstoff und manchmal für Heiterkeit. Ein roter Capo, der bei offiziellen Besuchszeiten das Bordell mied, weil er sich vor seinen Freunden genierte, aber einmal nachts mit einer Leiter ins Bordell einsteigen wollte, stürzte und zog sich Knochenbrüche zu. Sein Abenteuer war nicht zu verheimlichen. Ein junger Österreicher, der wegen seiner Betätigung gegen das nationalsozialistische Regime verhaftet worden war, bevor er noch Frauen kennengelernt hatte, erlebte seine erste grosse Liebe im Bordell von Auschwitz. Für mich stellte es keine Versuchung dar: Dazu waren die anderen Probleme zu schwer, die Einrichtung zu grotesk.

Ging unter den Bordellfenstern ein junger, besonders magerer Häftling vorbei, dann warfen Frauen Brot hinunter. «Das Herz einer Frau bleibt trotz allem mütterlich», meint Geve, der das berichtet.

Hat man erfahren, wie wenig sich SS-Angehörige um Verbote scherten, so wird es niemanden wundern, zu hören, dass gar manche trotz aller strengen Verbote sexuelle Beziehungen zu Gefangenen aufgenommen haben. Dass darüber viele Lagergerichte entstanden, ist verständlich. Einige Verhältnisse sind jedoch nachweisbar.

Willi Wildermuth erinnert sich an einen Kollegen in der Fahrbereitschaft namens Fritz Schramme, der im Jahr 1943 strafversetzt wurde, weil aufkam, dass er eine Gefangene geschwängert hatte. Eine Aufseherin, die mit einem Häftling Liebesbriefe getauscht hatte, wurde von Himmler persönlich bestraft, als das Verhältnis aufflog. Er befahl, der

Aufseherin, die Buchhalter geheissen haben soll, 25 Schläge auf das Gesäss zu geben. Sie dürfte anschliessend als Häftling ins Lager eingewiesen worden sein.

Grösstes Aufsehen erregte der Fall des berüchtigten Rapportführers Gerhard Palitzsch. Er zählte zu den wenigen, die so aussahen, wie die Nazi-Propaganda SS-Männer darzustellen liebte: sportlich, blond, gut gewachsen. Seine Frau, mit der er im Lagerbereich wohnte, starb im Herbst 1942 an Fleckfieber – übrigens ein Indiz dafür, dass Palitzsch für sie Kleidungsstücke aus Kanada organisierte; denn auf einem anderen Weg hätte die Frau nicht mit einer infizierten Laus in Berührung kommen können. «Durch den Tod seiner Frau» – schrieb Höss – «verlor er auch den letzten inneren Halt, die letzten Hemmungen. Er fing an, masslos zu saufen, und hatte dauernd Weibergeschichten. In seiner Wohnung gingen die Frauen, meist Aufseherinnen, ein und aus.»

Damit begnügte sich Palitzsch nicht. Es kursierten zahlreiche Gerüchte über seine verschiedenen Verhältnisse mit Gefangenen. Eines Tages wurde er in einer eindeutigen Situation ertappt, und zwar im Zigeunerlager. Verschiedene Versionen zirkulieren über diese Affäre. Der Rapportsschreiber des Lagers, Tadeusz Joachimowski, erzählt, dass sich Palitzsch in eine Frau namens Wera Luca verliebt und sie zur Blockältesten des Kinderblocks gemacht hätte. Der Lagerälteste, ein deutscher Krimineller, der vorher ein Verhältnis mit der schönen Vera hatte, habe Palitzsch verraten, der von Angehörigen der Politischen Abteilung in einer eindeutigen Situation angetroffen und abgeführt worden sei. Broad schildert den Vorfall ähnlich, nur schreibt er den Namen der Frau Vera Lukans. Felix Amann erinnert sich, dass Wera Luca – wie er sie übereinstimmend mit Joachimowski nennt – aus Riga stammte. Abweichend davon schrieb Höss, Palitzsch wäre ein Verhältnis mit einer lettischen Jüdin eingegangen; auch der Blockschreiber des Bunkers, Jan Pilecki, hat erfahren, dass Palitzsch wegen intimer Beziehungen zu einer Jüdin verhaftet worden sei – er hat gehört, mit der Rapportsschreiberin des Frauenlagers, Katja Singer. Es ist

durchaus denkbar, dass im Verlauf der Untersuchung Verhältnisse von Palitzsch mit mehreren Frauen aufgedeckt wurden.

Fest steht, dass der allmächtige Rapportführer über diese «Rassenschande» gestürzt ist. Zuerst versuchte man den Fall zu vertuschen: Am 1. Oktober 1943 wurde Palitzsch als Lagerführer in das am weitesten von Auschwitz entfernte Aussenlager – nach Brünn – versetzt. Dieser Vertuschungsversuch misslang; möglicherweise hat Höss ihn verhindert, der auf Palitzsch nicht gut zu sprechen war. Bald wurde Palitzsch verhaftet und in denselben Bunker eingeliefert, den er von den Selektionen und anschliessenden Exekutionen her gut kannte. Dass die Verhaftung nicht sofort erfolgt ist, erlaubt den Schluss, im Lauf der Untersuchung seien schwererwiegende Delikte bekannt geworden.

Als Palitzsch in eine Zelle des Bunkers gesperrt wurde, war dort auch ein Pole mit einer niedrigen Häftlingsnummer in Haft. Er beschreibt, dass Palitzsch «privat» – wie er sich ausdrückt – ein vollkommen anderer Mensch war. Palitzsch hat damals Häftlinge, die früher vor ihm gezittert hatten, um Brot angebettelt. Dem Polen hat er mitgeteilt, er sei wegen eines Verhältnisses mit einer Jüdin eingesperrt worden. Otto Küsel, der als Häftling mit der Nummer 2 Palitzsch sehr gut kannte und zu dieser Zeit ebenfalls im Bunker sass, nachdem er nach seiner Flucht in Warschau aufgegriffen worden war, erzählte, dass Palitzsch zu den Häftlingen wie selbstverständlich das unter Gefangenen übliche «Du» gebraucht hat.

Auch über das weitere Schicksal von Palitzsch kursierten verschiedene Gerüchte: Während im Lager erzählt wurde, er sei wegen Rassenschande und Aneignung von fremdem Eigentum zum Tod verurteilt worden, schreibt Broad, der es wissen musste, Palitzsch hätte eine mehrjährige Kerkerstrafe erhalten. Aus Akten ist ersichtlich, dass Palitzsch am 1. Juni 1944 aus der SS ausgestossen wurde. Schliesslich soll seine Strafe – wie es damals üblich war – ausgesetzt und er einer Bewährungseinheit zugeteilt worden sein. Im Dezember 1944 soll Palitzsch bei den Kämpfen um Budapest gefallen sein.

Anderen SS-Angehörigen sind aus ihren Beziehungen zu gefange-

nen Frauen weniger Schwierigkeiten entstanden. Der Arzt von Bodman hatte ein Verhältnis mit einer Internierten. Damit er ungestört mit ihr zusammensein konnte, befahl er im Krankenbau des Frauenlagers zwischen ein und zwei Uhr Mittag strengste Lagerruhe, in dieser Zeit durfte also niemand von einem Raum zum anderen gehen. Der Adjutant Robert Mulka erinnert sich: «Mit von Bodman hatte ich einmal eine Auseinandersetzung, weil er ein Verhältnis mit einer Häftlingsfrau hatte.» Von einem Verfahren gegen ihn hat man jedoch nie etwas gehört.

Sowohl dem Arbeitsdienstführer Max Sell als auch dem Leitenden Apotheker Viktor Capesius werden Verhältnisse mit Gefangenen nachgesagt, die keine nachteiligen Folgen für sie nach sich zogen. Manchmal hatten solche Verhältnisse schwere Folgen, allerdings nicht für die SS-Angehörigen: Der Führer des Frauenkommandos Kiesgrube, Storch mit Namen, hat die Vorarbeiterin seines Kommandos geschwängert. Als das ruchbar wurde, erschoss er sie kurzerhand. Trotzdem konnte er die Affäre nicht vertuschen und wurde abgelöst. Richard Böck, der diesen Mord berichtet, ergänzt, dass Storch nach drei Wochen seinen Dienst wieder aufgenommen hat, als ob nichts geschehen wäre. Vom Opfer weiss Böck nur den Vornamen – Rosa – und dass sie aus Rosenheim stammte. Karl Hölblinger erinnert sich an seinen Kollegen Koch, der mit einem weiblichen Häftling ein Verhältnis hatte und sie ebenfalls erschoss. Koch kam in den Bunker. Was später mit ihm geschah, ist unbekannt.

Grabner, der mit derartigen Verfahren als Chef der Lagergestapo zu tun hatte, bestätigte, dass sich viele SS-Männer nicht gescheut haben, ihre Geliebten umzubringen, sobald ihnen das Verhältnis gefährlich wurde. Auch sein Untergebener Wilhelm Boger hätte aus demselben Motiv eine Polin getötet. Grabner erwähnte nicht, warum Boger straflos blieb, obwohl ihm dessen Vergehen offensichtlich bekannt geworden war.

Über die blutigen Folgen, welche intime Beziehungen eines Wachpostens der Strafkompagnie in Budy mit einer deutschen Prostituierten nach sich zogen, die als «Budy-Revolution» bekannt geworden sind, habe ich an einer anderen Stelle berichtet.

Gegenstücke dieser mörderischen Episoden ereigneten sich ebenfalls: Krystyna Zywulska erzählt von einem SS-Mann, der jeden Tag zu einer Jüdin aus dem Kanada-Kommando kam, in die er sich verliebt hatte, und ihr beteuerte, dass er an all dem, was in Auschwitz geschehe, keine Schuld trage. Ernst Müller erinnert sich an Franz Wunsch, der die Effektenkammer in Birkenau leitete und den er anfangs als brutalen Judenhasser kennenlernte. «Er schlug hart zu, auch Frauen», meint Müller. Andere belasteten ihn schwer. Wunsch verliebte sich bald in eine junge slowakische Jüdin, die ihn so beeinflusste, dass er ganz gewandelt war. Müller hat beobachtet, dass sich Wunsch von da ab vom Rampendienst nach Möglichkeit gedrückt und Gefangenen geholfen hat. Als er einmal Selektierte zum Krematorium eskortieren musste, erbrach er sich. Ob Zywulska und Müller denselben meinen oder ob zwei SS-Männer eine ähnliche Entwicklung durchgemacht haben, muss offenbleiben.

Als sich Wunsch im Frühjahr 1972 vor einem Wiener Geschworenengericht zu verantworten hatte, schilderte er diese Episode aus seiner Sicht (und zu seiner Verteidigung). Das Mädchen sei hilfloser gewesen als die anderen in dem ihm unterstellten Kommando. Als sie an Fleckfieber erkrankte, hätte sie ihn um Hilfe gebeten, da sie bei einer Einlieferung in den HKB mit einer Selektion zu rechnen gehabt hätte. Nach inneren Kämpfen – «ich war anders erzogen», meinte Wunsch – habe er sich entschlossen, sie zu retten. Er liess sie in der Effektenkammer verbergen und verpflegte sie in diesem Versteck. «Da haben wir eine Zuneigung zueinander gefunden», schloss Wunsch diesen Bericht ab und hob hervor, dass Helene – so hiess das Mädchen – ihn nicht verraten hat, als sie bei einem Verhör der Politischen Abteilung mit dem Erschiessen bedroht wurde; Gerüchte über dieses Verhältnis waren zu dieser Abteilung gedrungen.

Obwohl es am besten dokumentiert ist, klingt das, was über das Verhältnis des Kommandanten Höss mit der Gefangenen Nora Mattalino-Hodys bekannt wurde, am unwahrscheinlichsten. Als eine Untersuchungskommission der SS ihre Tätigkeit in Auschwitz aufnahm,

stiess sie auch auf die Affäre Hodys. Wie sich Dr. Gerhard Wiebeck, der dieser Kommission angehörte, zu erinnern glaubt, hat ein SS-Mann, der sich damals in Untersuchungshaft in Weimar befand, die Richter darauf aufmerksam gemacht. Das dürfte Palitzsch gewesen sein, wie Wiebeck vermutet. Der Lagerführer Hofmann bestätigt, dass Palitzsch bei der Verhandlung gegen Grabner in Weimar ausgesagt hatte und damals degradiert war. Dafür, dass Palitzsch der Informator war, spricht auch die Annahme, dass er sich an Höss rächen wollte, der eine Niederschlagung seines Verfahrens verhindert haben dürfte.

Der Leiter der Untersuchungskommission, Dr. Konrad Morgen, bezeichnete später den Fall als den markantesten ihm bekannten Missbrauch von Dienstgewalt. Nachdem das Verhältnis von Höss mit Hodys Folgen gezeitigt hatte, hätte Höss «versucht, diesen weiblichen Häftling in auffälliger Weise zu ermorden, indem er zum Beispiel die Hodys in einen sogenannten Stehbunker in völliger Dunkelheit nackt im Keller einsperren liess und ihr die Verpflegung fast völlig sperrte. Ich kam gerade noch zurecht, diese Frau zu retten, und liess sie dann in eine Münchner Klinik überführen ... Nachdem sich die Hodys in der Münchner Klinik erholt hatte, habe ich sie vernommen. Sie fasste Vertrauen zu mir und offenbarte mir die gesamten Verhältnisse.»

Damals wurde mit Hodys ein 24 Seiten langes Protokoll aufgenommen. Sie ist im Jahr 1903 in Wien geboren und soll im Jahr 1939 wegen Vergehen gegen das Heimtückegesetz und Vorbereitung zum Hochverrat in Hamm in Westfalen zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt worden sein, wie sie nach dem Krieg angab. Nach Verbüsung der Strafe wurde sie in das KZ Ravensbrück eingewiesen und von dort nach Auschwitz überstellt. Doktor Wiebeck glaubt sich zu erinnern, dass Hodys wegen Betrügereien, bei denen sie ein Parteiabzeichen missbraucht haben soll, ins KZ gekommen wäre. Da sie nach dem Krieg wegen geringfügiger Betrugsaffären polizeilich gesucht worden ist, könnte Wiebecks Version stimmen.

Im Protokoll der Hodys kann man lesen: «SS-Obersturmbannführer Höss liess mir durch die Aufseherin Langenfeld einen Raum für

mich allein in Block 4 geben. Einige Tage darauf wurde ich zum Kommandanten befohlen, weil eine Kunststickerin gesucht wurde. Ich wurde im Kommandantenhaus von Frau Höss empfangen, die mir in der Halle einen Teppich zeigte und mich fragte, ob ich diesen ausbessern könnte. Ich übernahm diese Arbeit.» Anschliessend hätte sie dort zwei Gobelins, Gobelinkissen in Seide, Bettvorleger und Decken angefertigt. «Ich ass allein in einem Zimmer und bekam dasselbe Essen wie der Kommandant selbst. Die Verpflegung bestand aus Suppe, Vorspeise, Fleisch, Gemüse, Backwerk oder Keks, Fruchtsalat und Kaffee», gab Hodys zu Protokoll.

Als einmal seine Frau nicht zu Hause war, soll sich Höss ihr in der Villa genähert haben. Über die Wochenenden will sie Urlaub auf Ehrenwort bekommen und ausserhalb des Lagers geschlafen haben, ja zu ihrem Geburtstag soll sie sogar in die Villa Höss eingeladen worden sein. Im Oktober 1942 wurde Hodys – immer nach ihren eigenen Angaben – in den Bunker gesperrt, jedoch anfangs bevorzugt behandelt. Im Protokoll steht darüber: «Gewöhnlich hatte ich eine Zelle, die mit einem guten Bett und guter Matratze ausgestattet war. Ich hatte einen Tisch, einen Stuhl, konnte lesen, schreiben und rauchen.» Normalerweise bestand die Einrichtung einer Bunkerzelle bloss aus einer Pritsche ohne Strohsack, Decken und einem Kübel.

Höss soll sie heimlich nachts im Bunker besucht und geschwängert haben. Nachdem sie vergeblich versucht hatte, selbst die Schwangerschaft zu unterbrechen, wurde eine Abtreibung vorgenommen. Dann wurde sie in den Stehbunker eingeschlossen, schliesslich krank aus dem Bunker entlassen und nach München überstellt. Im Protokoll von Nora Hodys scheinen Erinnerungen mit Phantasien einer Kranken vermengt zu sein. Einerseits werden Namen genannt und Vorkommnisse geschildert, die zutreffen und die niemand wissen konnte, der nicht Augenzeuge war. Andere Einzelheiten sind unrichtig, vor allem sind Irrtümer bei Zeitangaben nachweisbar; das ist am wenigsten verwunderlich, denn ehemalige Gefangene irren sich erfahrungsgemäss am ehesten bei der Fixierung der Zeit. Das Protokoll muss daher kritisch

überprüft werden. Allerdings besteht kein Grund, es Historikern unzugänglich zu machen. Rolf Hochhuth erhielt vom Institut für Zeitgeschichte, wo das Dokument aufbewahrt wird, die Auskunft, wegen starker Erotika müsse das Protokoll vertraulich behandelt werden. Daher konnte er keinen Einblick in das Dokument nehmen und bezeichnet Hodys als die «jüdische Geliebte» von Höss, obgleich sie im Lager als «Arierin» interniert war – es ist unwahrscheinlich, dass man Höss «Rassenschande» nachgesehen hätte. Von starken Erotika ist in dem Protokoll, das ich mir auf anderem Weg beschafft habe, nichts zu finden.

Ich habe mich um eine Überprüfung der Angaben von Hodys' Protokoll bemüht. Ursprünglich war sie in der Effektenkammer beschäftigt. «Sie hatte in Birkenau den Schmuck unter sich», erinnert sich Hugo Breiden, Capo in Birkenau. Darauf deutet auch der Spitzname hin, unter dem sie im Lager bekannt war: «Brillanten-Nora». Laut Grabners Angaben hätte Hodys dem Kommandanten Schmuck bringen müssen. Als der Schmuggel bekannt wurde, habe Höss sie einsperren lassen und versucht, sie zu beseitigen. Von intimen Beziehungen zwischen den beiden deutet Grabner nichts an.

Da Hodys in ihrem Protokoll von den jüdischen Schneiderinnen berichtet, die gleichzeitig mit ihr in der Villa Höss gearbeitet hatten, dürfte sie tatsächlich dort beschäftigt gewesen sein; denn anders hätte sie Einzelheiten über diese Schneiderinnen kaum erfahren. Sowohl ihre Bunkerhaft als auch ihre bevorzugte Behandlung in der ersten Zeit dort sind belegt. Sie durfte sich in ihrer Zelle sogar eine Katze halten. Dr. Alina Brewda bestätigt ferner, dass Hodys im Frühling 1944 aus dem Bunker in den Versuchsblock verlegt wurde, wo sie ein Einzelzimmer hatte. Sie erinnert sich sowohl daran, dass Höss einmal nachts in dieses Zimmer gekommen war, als auch, dass ihr befohlen wurde, eine Abtreibung an Hodys vorzunehmen. Ruth Friedhoff, die im gleichen Block war, weiss von einer Frau, die im Winter 1943/44 in den Block kam, «über die niemand so recht Bescheid wusste. Sie galt als etwas geheimnisvoll und hatte ein Sonderzimmer. Sie war bettlägerig

und am Fuss erkrankt.» Ella Lingens wiederum erinnert sich, dass einmal eine sehr schlecht aussehende Kranke auf einer Tragbahre in den Krankenbau des Frauenlagers gebracht wurde, für die sich ein SS-Führer (offenbar Wiebeck) besonders interessierte. Die Frau hat behauptet, der Kommandant hätte ein Verhältnis mit ihr gehabt, doch hat Lingens ihr keinen Glauben geschenkt.

Wiebeck sagte vor dem Frankfurter Gericht aus, dass «Höss diesen weiblichen Häftling umbringen wollte», und zwar sollte Hodys im Stehbunker verhungern. Er habe sie dort herausgeholt. «Sie wurde auf eine Bahre gelegt, ich glaube, sie hatte Knochen-Tbc. Ich liess Hodys in einem Einzelraum unterbringen.» Ferner lässt sich nachweisen, dass Hodys ab 22. Juli 1944 in München war.

Die SS-Richter bestätigen schliesslich, dass sie wegen dieser Affäre ein Verfahren gegen Höss einleiteten. Sein Vorgesetzter Pohl hat jedoch mit einem «Na wenn schon» den Fall bagatellisiert. Das Verfahren wurde niedergeschlagen.

REAKTIONEN DER MENSCHLICHEN NATUR

Otto Moll hat im Vernichtungslager Karriere gemacht. Als Führer der Strafkompagnie hat er sich in den Augen seiner Vorgesetzten so bewährt, dass er zum Chef der vier grossen Krematorien ernannt wurde. Ihm unterstanden die Sonderkommandos, er hatte für eine schnelle, reibungslose Abwicklung der Menschenvernichtung zu sorgen. Für seine Erfolge belohnte ihn die oberste Führung der SS mit der höchsten Dekoration, die an SS-Angehörige in Auschwitz zu vergeben war: Gemeinsam mit dem Kommandanten Höss und dem Sanitäter Klehr erhielt er das Kriegsverdienstkreuz mit Schwertern.

Filip Müller, der das Sonderkommando überlebt hat, kennzeichnet ihn als besessenen Fanatiker, der weder rauchte noch trank. «Wenn es viel Arbeit gab, half er selbst mit, die Leichen (in die Verbrennungsgruben) hineinzuworfen; er krepelte die Ärmel hoch und arbeitete für zwei.» Müller berichtet eine für diesen Mann charakteristische Episode: «Der Chef der Krematorien, Moll, nahm einmal ein Kind von seiner Mutter, ich habe es beim Krematorium IV gesehen. Dort waren zwei grosse Gruben, in denen Leichen verbrannt wurden. Er hat das Kind in das kochende Leichenfett, das sich in den Gräben um die Grube herum gesammelt hatte, hineingeworfen und dann zu seinem Kalfaktor gesagt: , Jetzt esse ich mich satt, jetzt habe ich meine Pflicht erfüllt! '»

Erich Muhsfeldt wurde von der Führung ebenfalls im Zentrum der Vernichtung eingesetzt, bei den Gaskammern und Krematorien, wo auch kleinere Gruppen erschossen wurden. Ein anderer Überlebender des Sonderkommandos, Milton Buki, gab unmittelbar nach der Befreiung über ihn zu Protokoll: «Einmal befahl er einem Mann, bei den Erschiessungen einen Walzer zu singen, und versprach ihm, ihn dafür am Leben zu lassen. Schliesslich hat er auch ihn erschossen. Bei den

Erschiessungen waren nicht immer alle Opfer tot, aber alle kamen zu den Öfen. Muhsfeld hatte eine Stahlrute, mit der er uns und auch die Opfer schlug.»

Die Vorliebe für Musik bei der Arbeit dürfte Moll bei Muhsfeld geweckt haben. Von ersterem berichtet Alter Fajnzylberg, der ebenfalls das Sonderkommando überlebt hat: «Moll befahl einer nackten Frau, sich auf die Leichen bei einer Grube zu setzen, er selbst schoss auf die Häftlinge und stiess sie in die Feuergrube, und jener Frau befahl er zu springen und zu singen. Sie tat dies natürlich in der Hoffnung, dass sie auf diese Weise vielleicht ihr Leben retten würde. Nach der Erschiessung aller erschoss Moll auch diese Frau.»

Miklos Nyiszli, Häftlingsarzt in einem Krematorium, beschreibt, wie sich Muhsfeld einmal von ihm wegen Herzbeschwerden und starken Kopfschmerzen untersuchen liess. Da Nyiszli gesehen hatte, wie Muhsfeld unmittelbar vorher achtzig Männer durch Genickschuss getötet hatte, wies er darauf hin, dass diese Tätigkeit wohl die Beschwerden verursacht haben dürfte. Muhsfeld stritt das erbost ab und behauptete, ihm mache es nichts aus, ob er fünf oder hundert Menschen erschiesse. Er habe zu viel getrunken und fühle sich deshalb nicht wohl.

Die Männer, die in der Politischen Abteilung Foltermethoden ausklügelten und eine wahre Jagdleidenschaft entwickelten, wie Boger oder Lachmann, hatten – ähnlich wie Moll oder Muhsfeld – ihre Stellung ihrer mörderischen Initiative zu danken. Wer nachträglich von den Taten eines Moll oder Boger, eines Muhsfeld oder Lachmann erfährt, ist geneigt, die Täter als Monstren, Teufel, Abartige abzutun.

Man soll es sich nicht so leicht machen. Unter anderen Bedingungen hätten sich Moll, Boger und all die anderen, deren Namen man heute mit Abscheu nennt – und auch die vielen, deren Namen der Öffentlichkeit unbekannt geblieben sind, obwohl ihre Untaten sich nicht allzu sehr von denen unterschieden, die durch Prozesse bekannt wurden –, kaum von der Masse der Unbekannten unterschieden.

Die Natur dieser Menschen reagierte auf ihre permanente Verge-

waltung – wenn auch nur im Schlaf. Eine Schneiderin, die in der Villa Höss arbeitete, hörte einmal, wie Frau Moll der Frau des Kommandanten klagte, dass ihr Mann öfter im Schlaf aufschreie.

Nyiszli hat folgende Episode über Muhsfeld aufgezeichnet: Als die Häftlinge des Sonderkommandos wieder einmal die volle Gaskammer aufräumten, stiessen sie unter den Leichen auf ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, das noch atmete. Sie holten den Arzt Nyiszli. Das Mädchen konnte vollends zu Bewusstsein gebracht werden. Währenddessen kam Muhsfeld hinzu. Nyiszli, der zu diesem SS-Oberscharführer ein gewisses persönlich gefärbtes Verhältnis hatte, konnte es so einrichten, dass er ihn unter vier Augen sprach. Er redete auf ihn ein, diesem Kind das Leben zu bewahren. Vielleicht könne man es in ein in der Nähe arbeitendes Frauenkommando schmuggeln, da es im Krematorium nicht bleiben könne. Sichtlich überlegte Muhsfeld diesen Vorschlag, lehnte ihn jedoch schliesslich mit der Begründung ab, das wäre möglich gewesen, wenn das Mädchen älter und vernünftiger wäre; bei einer Sechzehnjährigen müsse man jedoch befürchten, dass sie über ihre Erlebnisse in der Gaskammer rede. Das würde Unannehmlichkeiten nach sich ziehen. Darum müsse das Kind sterben. Entgegen seiner Gewohnheit erschoss er jedoch dieses Mädchen nicht selbst, sondern befahl einem ihm unterstellten SS-Mann, es durch den üblichen Genickschuss zu töten.

Über Wilhelm Boger schrieb mir Karl Lill, der als Häftlingsschreiber des Truppenarztes Einblick in die Gesundheitsakten der SS-Angehörigen bekam: «Boger – und ungefähr zur gleichen Zeit auch Lachmann – kamen im Frühjahr oder Sommer 1944 zum Truppenarzt und teilten mit, sie fänden nachts keinen Schlaf, hätten ‚Erscheinungen‘. Sie erhielten beide den Befund ‚Thyreotoxikose‘, bekamen Beruhigungsmittel und, wenn ich mich richtig erinnere, Urlaub.» In amerikanischer Haft gab Boger im Juli 1945 zu Protokoll: «Im November 1945 wurde ich auf die Verwaltungs-Führerschule Arolsen befohlen, obwohl sich damals mein Gesundheitszustand bei völliger nervlicher Er-

schöpfung erheblich verschlimmert hatte.» Gerade zu diesem Zeitpunkt hatte die Untersuchungskommission der SS in Auschwitz ihre Arbeit aufgenommen, die zur Verhaftung von Bogers Chef Grabner führte und auch Boger unmittelbar berührte. Seine Frau Marianne sagte, dass er «zeitweilig mit den Nerven total fertig war» und sie deswegen seine Versetzung beantragt habe. Boger hat einmal wegen seiner angegriffenen Nerven zusammen mit seiner Familie einen mehrwöchigen Erholungsurlaub bekommen, und zwar vor dem kritischen Termin Herbst 1943.

Vor Gericht schilderten viele Zeugen die Folterungen auf der Politischen Abteilung. Einer berichtete, dass er lange hungern musste und dann gezwungen wurde, stark gesalzenen Fisch zu essen. Als er ihn nicht mehr hinunterbrachte, wurde ihm der Fisch in den Mund gestopft; als er erbrach, musste er das Erbrochene vom Boden essen. Der Staatsanwalt fragte daraufhin Boger: «Stimmt es, dass Kral (so hiess dieser Zeuge) gezwungen wurde, Heringe zu essen?» Bogner erwiderte: «Leider Gottes. Mir wird heute noch übel, wenn ich daran denken muss. Ich habe immer eine Abneigung gegen Fisch gehabt. Bitte ersparen Sie es mir, dass ich darüber näher berichten muss.» Sein Chef Grabner hätte diese Folter angeordnet.

Grabner wiederum hat in polnischer Haft angegeben, er hätte in Auschwitz «einen gänzlichen Nervenzusammenbruch und Geistesstörung» erlitten.

Vom eifrigen Kollegen Bogers, Gerhard Lachmann, ist ein ärztliches Attest vom 18. Juni 1943 erhalten geblieben, das bezeugt, dass der damals Dreiundzwanzigjährige über grosse Nervosität, Schmerzen in der Magengegend, die gegen das Herz ziehen, und Schlaflosigkeit klagte. Beim Sprechen befallte ihn oft ein Angstgefühl. Eine Kur im SS-Lazarett in Bad Nauheim brachte keine Besserung, Lachmann verlor an Gewicht – er wog 59 Kilo. Die behandelnden Ärzte kamen zu dem Schluss: «Die geklagten Beschwerden weisen auf eine psychogene Ursache hin.» Handschriftlich ist dieser Satz durch die Worte «zum Teil» abgeschwächt worden.

Klaus Dylewski hatte ebenfalls jahrelang in der Politischen Abtei-

lung mit Verhören, Folterungen und Erschiessungen zu tun. Als Angeklagter beteuerte er später: «Bereits sechs Wochen nach meiner Ankunft in Auschwitz erkrankte ich durch eine psychische Schockwirkung und leide noch heute daran.» Seine erste Frau bestätigte: «Er bekam nachts oft Anfälle. Vorher war er ganz gesund.» Nach der Art der Anfälle gefragt, sagte Ruth Dylewski: «Wenn er lag, wurde er ganz unbeweglich. Man musste ihn dann hochreissen.» Ein Arzt bestätigte, dass die Kreislauf labilität, an der Dylewski leide, psychische Ursachen haben dürfte.

Der seinerzeitige österreichische Minister Baar von Baarenfels lernte als Häftling in Dachau den Rapportführer Josef Remmele kennen, der in diesem Musterlager auf «Härte» gedrillt worden war. In Monowitz traf er wieder mit ihm zusammen; diesmal als Freigelassener und bei den IG-Werken Dienstverpflichteter. Im Jahr 1947 bezeugte Baar von Baarenfels in Nürnberg, dass Remmele sich ihm gegenüber einmal geäußert hatte: «Es ist furchtbar, diesen Morgen sind 7.000 Juden angekommen, und jetzt leben noch 600.»

Der Leiter des Standesamtes, Walter Quackernack, wurde einmal von Julia Skodova dabei beobachtet, wie er am Fenster stand und «diese Schweinerei» vor sich himurmelte. Er hatte gesehen, wie vor der Baracke Häftlinge misshandelt wurden. Auch sonst schätzte ihn Skodova als «gut» ein; denn er liess manchmal seine Zeitung liegen, damit die bei ihm beschäftigten Häftlinge sie lesen konnten.

Sowohl an Remmele als auch an Quackernack erinnern sich viele Gefangene nur mit Schrecken und Abscheu.

Zu seiner Entlastung hat Klaus Dylewski folgende Episode dem Frankfurter Gericht vortragen lassen. Seine inzwischen von ihm geschiedene Frau bezeugte: «Einmal waren meine Schwiegermutter und mein Mann in der Küche (in der Wohnung in Oberschlesien, unweit von Auschwitz). Ich kam in die Küche und hörte ein Gespräch. Meine Schwiegermutter sagte, dass im Ort ein Friseur festgenommen und nach Auschwitz gebracht worden sei, und fragte: ‚Kannst du dich nicht um ihn kümmern?‘

Das war doch ein ordentlicher Mann.' Mein geschiedener Mann antwortete: ‚Wenn du einmal hörst, dass jemand nach Auschwitz gekommen ist, so nenne mir nur den Namen. Wenn ich etwas tun kann, mache ich es.' Meine Schwiegermutter fragte noch, ob das nicht gefährlich für ihn sei, aber er machte nur eine wegwerfende Geste. Später sagte er beiläufig, dass dieser Mann jetzt Friseur in Auschwitz sei, ihm immer die Haare schneide und dass es ihm gut gehe.»

Ganz eigenartig gestaltete sich das Verhältnis zwischen dem Oberscharführer der Politischen Abteilung, Wilhelm Boger, und dem deutschen politischen Häftling Hermann Diamanski. Darüber sagte Diamanski in Frankfurt als Zeuge aus: «Ich wurde in Berlin in der Prinz-Albrecht-Strasse in einer Gemeinschaftszelle festgehalten (vor der Deportierung ins KZ). Dort befand sich nur noch ein politischer Häftling, sonst waren lauter SS-Leute in der Zelle. Auf der Pritsche neben mir lag der SS-Offizier Boger (der später degradiert wurde). Er war Gestapoleiter in Ostrolenka und hatte den Spitznamen ‚Henker von Ostrolenka'.» In Auschwitz traf Diamanski Boger wieder, diesmal in ganz anderer Situation. Diamanski sagte vor Gericht: «Zuerst hatte ich vor ihm Angst, als ich ihn in Auschwitz wiedersah, aber mir persönlich hat er nie etwas getan. Ich kann nicht sagen, dass er sich mir gegenüber schlecht benommen hätte.» Befragt, ob er in der gemeinsamen Haft in Berlin Boger etwas von seinen Paketen abgegeben habe, antwortete Diamanski: «Ja, wir lagen ja Bett an Bett.» Diamanski belastete Boger erheblich. Als dieser nach Beendigung der Zeugenaussage aufgefordert wurde, sich zu den Beschuldigungen zu äussern, sagte er lediglich: «Ich kenne den Zeugen sehr gut aus Berlin. Ich könnte ihn auf mehrere Täuschungen hinweisen, aber ich möchte ebenso kameradschaftlich sein wie er früher.»

Auch andere Mitglieder der Politischen Abteilung reagierten nicht so, wie man es von ihnen gewohnt war, sobald sie mit Landsleuten zusammentrafen. Eines Tages wurde der deutsche Vorarbeiter Paul Scheidel von Birkenau zur Politischen Abteilung im Stammlager es-

kortiert, weil aus seinem Kommando Häftlinge geflohen waren. In einem Gespräch auf dem Weg stellte es sich heraus, dass Verwandte des eskortierenden Scharführers der Politischen Abteilung, Wilhelm Hoyer, in einer Fabrik gearbeitet haben, die Scheidel gehört hatte. Hoyer hat Scheidel vor den bei Fluchtvernehmungen üblichen Foltern bewahrt, offenbar eine Folge dieses Gesprächs.

Siegfried Halbreich kam im Erziehungslager von Monowitz, dessen Lagerältester er war, mit dem Oberscharführer der Politischen Abteilung, Gustav Wiczorek, zusammen. Wiczorek war früher Bäcker-geselle in Tarnowitz in Oberschlesien gewesen, wo Halbreich in die Schule gegangen war. Halbreich erzählte dem SS-Mann, dass er täglich in dieser Bäckerei eingekauft hatte. Zwischen beiden entwickelte sich schliesslich ein Verhältnis, das Halbreich nachträglich als freundschaftlich bezeichnet. Wiczorek kam nicht nur täglich zum Lagerältesten, um bei ihm zu essen, sondern machte ihn auch auf Massnahmen aufmerksam, welche von seiner Abteilung vorbereitet wurden, und informierte ihn über die allgemeine Entwicklung, die Halbreich nur ungenügend kannte, da nur «arische» Häftlinge im Stammlager Zeitungen beziehen durften, nicht aber Gefangene in Monowitz.

Heinrich Pyschny, Ordonnanz beim Leiter der Politischen Abteilung, wurde einmal mit 14 Tagen Arrest bestraft, weil er dabei beobachtet worden war, wie er einen Capo mit Handschlag begrüsst und ihm Zigaretten gegeben hatte. Pyschny stammte aus Myslowitz, einem Auschwitz benachbarten Städtchen. Der Capo war ein Jugendfreund von ihm.

Hans Pichler von der Politischen Abteilung war «gefühlbetont», wie ein ehemaliger Häftling dieser Abteilung es nannte. Er wurde deshalb von seinen Vorgesetzten nicht für voll genommen und nicht zu Mordaktionen eingeteilt. Als seine Kollegen einmal nach Bedzin und Sosnowitz gefahren waren, sagte Pichler den Gefangenen: «Das ist eine Scheisserei, sie sind hingefahren, um die Juden zu liquidieren.»

Kazimierz Smolen hat die Empörung des Unterscharführers Otto Klaus nicht vergessen, als dieser seinen Kollegen Stark eine Frau mit

zwei kleinen Kindern zum Erschiessen führen sah. Klaus stammt aus Laufen am Neckar und gehörte ebenfalls zur Politischen Abteilung.

Wenn schon bei Angehörigen der Lagergestapo Erinnerungen an die Heimat instande waren, für Augenblicke die «Härte» zurückzudrängen, auf die sie dressiert waren, so wirkten menschliche Berührungspunkte aus der Zeit vor Auschwitz noch stärker auf SSler, die nicht zur Elite innerhalb der Elite zählten: Renée Jellinek, die als zwanzigjährige Jüdin deportiert wurde, ist in Auschwitz von einem SS-Mann gefragt worden, woher sie kommt. Als sie: «Aus Brünn» antwortete, sagte der SS-Mann: «Von dort komme ich auch.» Er veranlasste Jellineks Versetzung zum Pflegepersonal, was einer Lebensrettung gleichkam. Jellinek hat diesen Mann später nie mehr gesehen, kennt auch seinen Namen nicht. Sie weiss lediglich, dass er jung, gross und allgemein gefürchtet war.

Dr. Otto Wolken wurde auf ähnliche Art das Leben gerettet, was er vor dem Frankfurter Gericht bezeugte: «Ich war bei der Selektion (der Zugänge), ich war schon durch die Daumenbewegung des SS-Arzt auf die Seite gestellt worden, wo die standen, die sofort vergast werden sollten. Da trat ein SS-Mann auf mich zu, er hatte mich sprechen gehört. ‚Woher bist du?‘ – ‚Aus Wien‘, sagte ich. ‚Also ein Landsmann, ich bin nämlich aus Linz. Was bist du von Beruf?‘ – ‚Arzt.‘ Der Mann versprach, mich herauszuholen, und holte mich heraus.» Auch Wolken hat diesen SS-Mann nie wieder gesehen und kennt seinen Namen nicht.

Die Frankfurter Richter mussten von vielen Untaten des volksdeutschen Stefan Baretzki erfahren. Er hat geprügelt und gemordet. Zwischen ihm und Henryk Porebski, einem lagererfahrenen Polen, hat sich jedoch ein ganz eigenartiges Verhältnis herausgebildet. Porebski gab vor Gesicht an: «Ich kannte den Blockführer Baretzki und habe öfters mit ihm gesprochen. Er spricht fliessend Polnisch. Er fragte mich, wo ich geboren sei und ob ich aus der Bukowina stamme (wo Baretzki zu Hause war).

Später habe ich mich öfters mit ihm unterhalten. Mir gegenüber war er immer korrekt.» Auf die Frage des Vorsitzenden, ob Porebski gesehen habe, dass Baretzki Häftlinge misshandelt hat, gab dieser die bezeichnende Antwort: «In meiner Gegenwart tat er das nicht. Ich glaube, er hat sich vor mir geniert.» Schliesslich entwickelte sich zwischen Porebski und dem Angeklagten, der sonst Zeugen attackierte, folgender Dialog:

Baretzki: «Ich kenne diesen Zeugen. Sie kamen doch jeden Tag um vier Uhr zu uns?» – Porebski musste als Elektriker die unter Strom stehenden Lagerumzäunungen regelmässig kontrollieren und bei diesem Kontrollgang täglich in die Blockführerstube gehen.

Porebski: «Ja, ich erinnere mich. Wir haben miteinander polnisch gesprochen. Als ich einmal verbotene Sachen ins Lager brachte, haben Sie mich revidiert. Sie haben mich hinter die Küche geführt und mir dann erlaubt, die Sachen ins Lager zu nehmen. Erinnern Sie sich nicht an unser Gespräch damals? Ich habe viele Medikamente ins Lager gebracht, und wir haben oft miteinander gesprochen.»

Bei einzelnen hat die gemeinsame Heimat zu einer dauernden Bindung mit einem Gefangenen geführt.

Simon Laks und René Coudy erwähnen in ihrem Bericht einen SS-Unterscharführer Wolff, der die Birkenauer Kapelle oft bei ihren Proben besuchte. Zwischen diesem korrekten SS-Mann mit freundlichen Umgangsformen und dem jüdischen Mitglied der Kapelle, Heinz Lewin, entwickelte sich eine richtiggehende Freundschaft, als Wolff erfuhr, dass Lewin wie er aus Halle an der Saale stammte. Kam Wolff von einem Urlaub zurück, so fragte ihn Heinz stets nach den Neuigkeiten aus der Heimat. Wolff berichtete, wie man einem Familienangehörigen erzählt, und schilderte auch die Wirkung der Bombardierungen, wobei er die besonders betroffenen Strassen und Gebäude erwähnte.

Wolff hatte einen guten Ruf. Es handelt sich sicherlich um denselben Rapportführer, den der im Birkenauer Arbeitseinsatz beschäftigte Pole Jozef Mikusz mit einem «f» schreibt. Er erinnert sich an dessen

Vornamen Joachim und bezeugt: «Er ist nie an der Rampe gewesen, er hat nie Häftlinge geschlagen. Allerdings ist er als Unterscharführer nach Auschwitz gekommen und mit dem Rang eines Unterscharführers von dort weggegangen.» Alex Rosenstock, der in der Zahnstation des Birkenauer Männerlagers arbeitete und Wolff ebenfalls kennenlernte, erinnert sich, wie dieser einmal zu ihm gesagt hatte: «Wenn Sie klug sind, flitzen Sie. Von hier kommt niemand heraus, nicht Sie und nicht ich.»

Katharina Princz lernte im Kommando Unterkunftskammer den SS-Mann Nagel kennen, der wie sie aus Bratislava stammte und sich mit ihr und ihren Kameradinnen in ungarischer Sprache unterhielt. Das trug ihm den Spitznamen «Nagel-Bacsi» ein – Bacsi heisst auf ungarisch Onkel. Bevor Nagel einmal auf Urlaub fuhr, trug er Princz an, Post von ihr mitzunehmen. Da sie ihm vertraute, nahm sie sein Angebot an, er gab ihr Stoff, und sie machte daraus ein Hemd und nähte in den Kragen einen Brief ein, in welchem die Vorgänge im Vernichtungslager beschrieben waren. Nagel brachte eine Antwort auf diesen Brief zurück. Katharina Princz erhielt über ihn in der Folgezeit Karten, selbst Pakete. Der spätere Mann von Katharina lernte diesen SS-Mann in der Lederfabrik kennen, wo Nagel wohnte und Princz sein Zimmer aufzuräumen hatte. Nagel liess für ihn häufig Essen liegen und ermöglichte stillschweigend, dass Princz in seinem Zimmer Radio London hören konnte. Nagel wird von beiden als zwischen 50 und 55 Jahren alt beschrieben. Sein Sohn, der ebenfalls bei der SS gewesen war, ist gefallen. Beide glauben nicht, dass Nagel nur deswegen geholfen hat, weil die Häftlinge für ihn als Entgelt organisierten.

Von zwei österreichischen SS-Männern wurde bekannt, dass sie ihren Landsleuten kontinuierlich – wenn auch nicht selbstlos – geholfen hatten: der SS-Rottenführer aus Niederösterreich Sepp Spanner und der Wiener Karl Hölblinger, der in der Fahrbereitschaft beschäftigt war und denselben Dienstgrad wie Spanner hatte. Spanner sagte mir nachträglich, er hätte Häftlinge angesprochen und ihnen geholfen, so-

bald er sie in österreichischer Mundart reden hörte. Zwei Österreicher bestätigten dies. Hölblinger unterhielt mit dem Wiener Rudi Friemel, der als Häftling in der Fahrbereitschaft arbeitete, einen so engen Kontakt, dass er nicht nur Post und Pakete für ihn schmuggelte, sondern anlässlich eines Urlaubs auch Friemels Vater in Wien besuchte.

Hölblinger hatte keine Bedenken, mit seinem LKW selektierte Opfer zu den Gaskammern zu fahren und dort abzuladen, wenn es ihm befohlen wurde. Spanner war vor der Annexion Österreichs im März 1938, als die nationalsozialistische Partei verboten war, illegaler Nazi. Nachträglich versicherte er mir, dass er Idealist gewesen sei, der stolz auf sein Deutschtum war. Er erklärte mir: «Früher war ich so hergerichtet, dass ich gesagt habe, allen Juden gehört der Kopf weg.» Angesichts der Gaskammern habe er jedoch die Judenvernichtung verurteilt. Im August 1944 wurde er wegen Häftlingsbegünstigung verhaftet. Nur durch Glück blieb er von einer strengen Strafe verschont; damals befanden sich in seinem Spind zehn Briefe von Gefangenen, die er zur Weiterbeförderung übernommen hatte, ferner acht Flaschen Schnaps und dreitausend Zigaretten, mit denen die Briefschreiber ihn offenbar belohnt hatten. Nur weil ein eingeweihter Freund den kompromittierenden Inhalt aus Spanners Spind vor einer Durchsuchung verschwinden liess, konnte dieser erfolgreich leugnen. Spanner hat den Vater von Franz Kejmar, einem der erfolgreichsten Organisatoren in Birkenau, in Wien besucht und diesem von der Menschenvernichtung erzählt, wie Kejmar bestätigt. Wenn sich auch Spanner für seine Hilfsdienste gern bezahlen liess, so hatten doch alle, denen er damals geholfen hatte und die ich nachträglich befragte, den Eindruck, dass er nicht nur deswegen geholfen hat.

Einen grotesken Kontrapunkt zu diesen Zügen bildet das, was sich der Organisator der Menschenvernichtung, Adolf Eichmann, an Gefühlen geleistet hat. Wörtlich sei hier wiedergegeben, was Eichmann während der Voruntersuchung in Israel darüber auf Tonband gesprochen hat und was von ihm nach der Niederschrift verifiziert wurde.

Als Eichmann nach der Annexion Österreichs die Aussiedlung der

Juden organisierte, lernte er den jüdischen Kommerzialrat Storfer in Wien kennen. Über sich und diesen Mann sagte er:

«... dann hatte ich wieder ein Fernschreiben vorgefunden in Berlin, von Höss, in dem stand, dass Storfer mich dringend bittet, sprechen zu können. Und da hab ich mir gesagt: Gut, der Mann war immer ordentlich gewesen, man hat die ganzen Jahre schliesslich und endlich, er für sich und ich in meiner Zentralstelle, jeder am Strang gezogen. Das lohnt sich mir, da fahre ich hin. Da wollen wir mal sehen, was da los ist. Und ich bin auf dem Weg zu Ebner (dem Gestapoleiter von Wien), und Ebner sagte mir, ich erinnere mich heute nur dunkel, ja, sagte er, hätte er sich nicht so ungeschickt benommen, hier hat er sich versteckt gehalten und wollte flüchten oder irgendetwas war da gewesen. Da haben die Beamten zugriffen, haben ihn eingesperrt, ins Konzentrationslager gesteckt, nach dem Reichsführerbefehl, wer drin war, durfte nicht wieder heraus. Konnte nicht gemacht werden, weder ein Dr. Ebner noch ich noch irgendjemand konnte da etwas machen. Konnte nicht rauskommen. Ich fuhr nach Auschwitz, suchte Höss auf und sagte: ‚Hier sitzt Storfer ein.‘ – ‚Ja, ja, er wurde einem Arbeitsblock zugeteilt.‘ Dann ist er geholt worden. Storfer, ja, dann war es ein normales menschliches Treffen gewesen. Er hat mir sein Leid geklagt. Ich habe gesagt: ‚Ja mein lieber, guter Storfer, was haben wir denn da für ein Pech gehabt?‘ und habe ihm auch gesagt: ‚Schauen Sie, ich kann Ihnen wirklich gar nicht helfen, denn auf Befehl des Reichsführers kann keiner Sie herausnehmen. Ich kann Sie nicht rausnehmen. Dr. Ebner kann Sie nicht rausnehmen. Ich hörte, dass Sie hier eine Dummheit gemacht haben, dass Sie sich versteckt hielten oder türmen wollten, was Sie doch gar nicht notwendig gehabt haben.‘ Dann fragte ich ihn, wie es ihm geht, und er sagte, ja, er möchte doch bitten, ob er nicht arbeiten brauchte, es wäre Schwerarbeit. Und dann hab ich dem Höss gesagt: ‚Arbeiten braucht der Storfer nicht.‘ Sagte Höss: ‚Hier muss aber jeder arbeitens Da sag ich: ‚Gut – sag ich – ich werde eine Aktennotiz anlegen – sagte ich –, dass Storfer hier mit dem Besen – vor der Kommandantur war ein Garten, eine Gartenanlage – mit dem

Besen die Kieswege in Ordnung hält. So kleine Kieswege waren dort; und dass er das Recht hat, sich jederzeit mit dem Besen auf eine der Bänke zu setzen.’ Sage ich: ‚Ist das recht, Herr Storfer? Passt Ihnen das?’ Da war er sehr erfreut, und wir gaben uns die Hand, und dann hat er den Besen bekommen und hat sich auf die Bank gesetzt. Das war für mich eine grosse innere Freude gewesen, dass ich den Mann, mit dem ich so lange Jahre, den ich so lange Jahre zumindest sah – und man sprach. Mit keinem Wort hat dieser Mann ja, sagen wir, Verrat am Judentum begangen, hat Storfer nicht gemacht, Storfer war während des ersten Krieges Major der österreichisch-ungarischen Armee gewesen, freilich im Verrechnungswesen, also in der Intendantur möchte ich mal sagen, und leider, wie es eben schon so geht, ich war ja nicht Kommandant des Lagers Auschwitz. Als ich wieder von Ungarn mal zurückkam, da hörte ich, dass Storfer erschossen worden ist.»

So weit die wortwörtliche Niederschrift des Tonbandes. Doktor Albert Wenger erinnert sich, dass Berthold Storfer im Oktober 1944 in den Block 11 geführt wurde, von wo er nicht mehr zurückgekommen ist. Als sich Wenger wenige Tage später in der Schreibstube nach Storfer erkundigte, war auf dessen Karteikarte ein Todesdatum eingetragen.

Die Erklärung ist für Eichmann typisch. Sie zeigt, dass niedrige SS-Chargen wie Spanner ihren Schützlingen wirkungsvoller helfen konnten als der allmächtige Obersturmbannführer; denn ihnen waren Vernichtungsbefehle nicht so heilig wie Eichmann; sie beschränkten sich nicht darauf, zugunsten ihrer Bekannten Aktennotizen anzulegen.

Es gab unter der Wachmannschaft einzelne, deren Nerven angesichts des Massenmordens zusammengebrochen sind. Jan Pilecki hat von einem SS-Mann gehört, der bei einer Aktion, bei der vorwiegend jüdische Kinder vergast wurden, offenbar irrsinnig wurde. Als er zu toben begann, soll er kurzerhand zusammen mit den Kindern vergast worden sein. Ein Posten sagte Thomas Geve, dass viele SSler verrückt würden.

Edward Pys hat einmal eine Meldung über den Selbstmord eines SS-Angehörigen durch Erhängen gelesen. Ein Grund dafür war nicht angegeben.

Alfred Woycicki, der im Erkennungsdienst arbeitete, hat zur Zeit der Ungarn-Aktion einen Blockführer beobachtet, der dorthin gekommen ist. Er stand unter Alkohol und erlitt einen Nervenzusammenbruch. Er sagte den Häftlingen, was er mit ansehen habe müssen – damals wurden Menschen lebend in Feuer geworfen, die neben den Krematorien entzündet worden waren, da deren Kapazität nicht ausreichte –, und bekam «eine Art hysterischen Anfall, so dass wir verschiedene Mittel anwenden mussten, um ihn zu beruhigen, denn in diesem Zustand konnte man ihn nicht zu den SS-Männern gehen lassen», wie Woycicki schreibt. Der Blockführer sagte, die meisten wären ausserstande, an diesen Aktionen ohne Schnaps oder Rum teilzunehmen. Woycicki setzt fort: «Als er sein Gleichgewicht einigermaßen zurückgewonnen hatte, fragten wir ihn, warum er nicht versuche, sich dieser Funktion zu entziehen, und ob diese Sonderzulagen (von Alkohol) denn so wertvoll für ihn wären. Er antwortete, dass sie hier vor dem Dienst an der Front geschützt seien.»

Auch der als Desinfektor ausgebildete SS-Sanitäter Riegenhagen erlitt bei einer Vergasungsaktion einen Nervenzusammenbruch. Von da ab sei er zu derlei Aktionen nicht mehr kommandiert worden, berichtet Edward Pys. Schwester Maria hat erfahren, dass sich Riegenhagen bei der Lagerführerin Mandel über eine besonders grausam durchgeführte Selektion im Frauenlager beschwert und dabei das Argument angewandt habe, das einen solchen Schritt in den Augen der SS-Führung am ehesten rechtfertigte: Sie bedeute eine Sabotage an der Arbeitskraft. Schwester Maria beschreibt Riegenhagen, der Sportlehrer von Beruf war, als intelligenten Mann. Mir ist er als zugänglicher SSler in Erinnerung geblieben, der gern organisiert hat. Er wurde später als SDG abgelöst und zu einer Wachkompanie versetzt. Pys erinnert sich auch an den SDG Josef Schmucker, der bereits den Ersten Weltkrieg mitgemacht hatte und vor ihm und anderen Häftlingen einmal das Hitlerregime und sein Los verflucht hat.

Tadeusz Szewczyk hat sich den Unteroffizier Boleslaw Frymark gut gemerkt, einen der Frontdienstuntauglichen, die im Jahr 1944 der SS in Auschwitz eingegliedert worden sind. Er kam zur SS-Apotheke, wo ihn Szewczyk kennengelernt hat: «Er sprach mit uns Polnisch. Es war im Sommer 1944, da sagte uns Frymark, er sei in Vertretung eines anderen zum Rampendienst eingeteilt worden. Morgens ging er mit Helm und Pistole weg, mittags kam er zu uns zurück. In unserem Raum erlitt er einen Nervenzusammenbruch und sagte: ‚Sie können mit mir machen, was sie wollen, sie können mich an die Front schicken, ich gehe nicht mehr auf die Rampe.‘ Tatsächlich wurde Frymark nicht weiter zum Rampendienst eingeteilt.»

Auch Simon von der SS-Zahnstation kam einmal vom Rampendienst erregt zurück und sagte einem Gefangenen, der schon seit Langem bei ihm arbeitete: «Mein Gott, was dort geschieht, das sind keine SS-Männer mehr, das sind Banditen, das sind Mörder!» Er konnte sich ebenso wie sein Kollege Franz Mang vor weiterem Rampendienst drücken. Ich habe auch noch eine andere Erinnerung an Simon: Seine Angehörigen dürften in der Gegend von München gelebt haben, denn mir ist aufgefallen, dass er besonders häufig Dienstreisen zum KZ Dachau machte. Auf meine Bitte überbrachte er einem Freund von mir, der in der Zahnstation von Dachau als Häftling arbeitete, Nachrichten und richtete mir dessen Antwort aus. Ich musste Simon dafür nicht «bezahlen».

Alois Lorencyk, Volksdeutscher wie Frymark und ebenfalls bejahrt, verrichtete in der Politischen Abteilung untergeordnete Dienste. Als er einmal sah, wie ein junger Kollege eine ältere Frau bei einem Verhör prügelte, schrie er ihn an: «Du Rotzjunge, was machst du? Hast du nicht eine Mutter? Schämst du dich nicht?» Nach diesem Vorfall wurde Lorencyk versetzt.

Je jünger jemand war, desto leichter konnte seine Natur vergewaltigt werden. Überlebende des Frauenlagers erzählen von einem jungen Ding, das neu als Aufseherin hingekommen war. Nachdem sie sah, was jeder in Birkenau gesehen hat, ist sie in der Häftlingsschreibstube

zusammengebrochen. Sie wiederholte ständig, sie halte das nicht aus, sie laufe davon, sie bringe sich um. Die Gefangenen bemühten sich, sie zu beruhigen, und redeten ihr zu zu bleiben; denn die Inhaftierten brauchen Menschen mit einem mitfühlenden Herzen. Die Aufseherin blieb. In sehr kurzer Zeit brüllte und prügelte sie wie ihre Kolleginnen.

Erfuhr ein Gefangener Gutes von einem Bewacher, so prägte sich ihm das tief ein. Wie relativ der Begriff vom Guten war, beweist eine Erzählung von Stefan Boratyński. Er wurde einmal mit auf dem Rücken gefesselten Händen in den Stehbunker eingeschlossen. Auch wenn ihm das Essen in seine enge Zelle gestellt wurde, blieb er gefesselt. So musste er niederknien und sich über die Schüssel beugen, um essen zu können. «Der Blockführer Hugo Müller zeigte Herz: Er hielt seinen Stiefel unter mein Kinn, als ich mit dem Gesicht ins Essen fiel», sagt Boratyński. Mit dieser Fussbewegung hat sich Müller in Boratyńskis Augen als «gut» qualifiziert.

Selbst unter den Bewachern des Sonderkommandos gab es «gute» Posten. Die streng isolierten Häftlinge dieses Kommandos konnten mit dem Lager nur beim Essenholen in Kontakt kommen. Dov Paisikovic erinnert sich an einen etwa 50 Jahre alten Posten, der sie häufig zur Küche eskortierte. Wegen seiner Schwerhörigkeit wurde er der «Taube» genannt. Hatte er Dienst, dann konnte Paisikovic seinen Kameraden im Lager Brot zuwerfen, denn der «Taube» schaute geflissentlich weg. Paisikovic hat diesen alten SS-Mann nie im Auskleideraum vor der Gaskammer oder bei Exekutionen gesehen. «Gold hatte er gern» – mit dieser Bemerkung deutet Paisikovic an, dass der «Taube» nicht aus reiner Menschenfreundlichkeit den Lebensmittel schmuggel toleriert hat. Aber auch andere liebten Gold, schauten jedoch nicht weg, wenn geholfen werden sollte.

Der Rapportführer Fritz Buntrock wurde wegen seiner Brutalität «Bulldogge» genannt. Als bei der Auflösung des Theresienstädter Familienlagers und der Ermordung seiner Insassen nur etliche Jugendliche, die arbeitsfähig schienen, vom Tod verschont bleiben sollten, hat sich Otto Kulka, der damals erst 11 Jahre alt war, zu der Gruppe der

grösseren Burschen geschwindelt. Buntrock bemerkte das, rief Kulka zu sich und fragte ihn nach seinem Alter. Schnell machte sich der lagererfahrene Kulka älter und antwortete: «Zwölf Jahre.» Der Rapportführer fuhr ihn an: «Warum lügst du?», sagte aber gleich darauf: «Hau ab!» und gestattete Kulka damit, zur Gruppe der Grösseren zurückzugehen. So blieb er am Leben.

Bei einer anderen Gelegenheit siegte ebenfalls Buntrocks Gefühl über seine SS-Disziplin. Vor der Vergasung des zweiten im Theresienstädter Familienlager untergebrachten Transports wurden mehrere Arbeitsfähige ausgesondert und vor der allgemeinen Vernichtung in andere Lagerabschnitte geführt. Unter ihnen befand sich auch eine Frau, die vor Kurzem ein Kind geboren hatte. Sie flösste dem drei Monate alten Baby ein Schlafmittel ein und schmuggelte es in einer Tasche durch das Tor. Da sich in der Sauna, wohin die Frauen zuerst geführt wurden, alle entkleiden mussten, wurde das Baby entdeckt. Eine Aufseherin war von der Tat der Mutter so gerührt, dass sie ihr das Kind lassen wollte, traute sich aber nicht, dem Rapportführer den Vorfall nicht zu melden. Buntrock entschied so wie die Aufseherin. Dass beide trotzdem den Kleinen nicht gerettet haben, lag an Boger; bei der Kontrolle der Zahlen der Vergasteten und in andere Abschnitte Überstellten errechnete er, dass einer zu wenig getötet worden war. Er eruierte, um wen es sich handelte, und schickte Mutter und Kind in den Tod.

Nicht immer handelte Buntrock so. Vor der Vergasung der Insassen des Zigeunerlagers meldete sich der Rapportführer dieses Lagers, der Volksdeutsche Paul Bonigit aus Kroatien, krank; er wollte nicht mitmachen. Buntrock hat an seiner Stelle den Abtransport der Zigeuner zur Gaskammer geleitet. Wie sich der Schreiber des Zigeunerlagers, Tadeusz Joachimowski, erinnert, soll Bonigit vorher die Liquidierung dieses Lagers hinausgezögert und damit viele gerettet haben, die vor der endgültigen Vernichtung noch verlegt wurden.

Oszkär Betlen charakterisiert den SS-Unterscharführer Swenty als «einen der angenehmsten SS-Leute, die ich kennengelernt habe». Auf

dem Evakuierungsmarsch hat derselbe Swenty drei in einer Scheune zurückgebliebene Häftlinge erschossen, obwohl er allein war, als er sie dort aufstöberte, niemand ihm den Mord direkt befohlen hat und er nicht den Nachweis zu fürchten gehabt hätte, dass er die drei entdeckt und am Leben gelassen hat. Dieses Beispiel soll man sich vor Augen halten, wenn man von guten Taten eines Bewachers erfährt.

Selbst kleine Gesten konnten für Gefangene grosse Bedeutung erlangen. Eva Korngold schreibt: «Es gab nur etwas, was uns Mut machte. Jedesmal, wenn wir (auf dem Marsch zur Arbeitsstätte) an unserem Freund, dem ältlichen Soldaten, vorbeikamen, flüsterte er uns ein paar freundliche Worte zu.» Die Mädchen nannten diesen Wehrmachtangehörigen «Grosspapa».

Auffallend wenige SS-Männer haben den naheliegenden Weg eingeschlagen, um von Auschwitz wegzukommen: den der Meldung an die Front. Nur vereinzelte Fälle sind bekannt geworden:

Hans Bauernschmidt wurde im Oktober 1942 nach Auschwitz kommandiert. Er hat sofort nach Möglichkeiten gesucht, sich wieder versetzen zu lassen. Als er hörte, dass man sich zu einem Führerlehrgang melden könne, tat er das, und zwei bis drei Monate später war er bereits von Auschwitz weg. Auf meine Frage sagte Bauernschmidt, dass sich mit ihm gleichzeitig nur zwei weitere Unterführer gemeldet hätten; denn es war bekannt, dass man nach dem Lehrgang an die Front kommandiert wurde.

Fritz Karl Ertl gab zu Protokoll, wie er von Auschwitz wegkommen konnte: «Schon zu Ende 1942, als ich sah, wie sich der Lagerbetrieb entwickelte, fassten ich und mehrere andere Kameraden den Entschluss, uns aus Auschwitz wegzumelden. Nach der Niederlage von Stalingrad bot sich hierzu eine günstige Gelegenheit. Alle wurden hinsichtlich ihrer Kriegsverwendungsfähigkeit untersucht. Wir liessen es gar nicht auf unsere Untersuchung ankommen und meldeten uns freiwillig. Daraufhin wurde ich am 5. 2.1945 zum Ersatztruppenteil nach Dresden versetzt.» Ertl nahm bei dieser Versetzung in Kauf, dass er seinen Rang als SS-Führer verlor: Als Architekt hatte er in der Zentral-

Bauleitung der Waffen-SS und Polizei den Dienstgrad eines Fachführers erhalten. Bei der Truppe war er nur SS-Unterscharführer. Ertl hat nicht angegeben, wer gleich ihm damals diesen Weg eingeschlagen hatte, um von Auschwitz wegzukommen. Viele können es jedoch nicht gewesen sein; sonst wären diese Abmeldungen bekannter geworden.

Kurt Leischow wurde vom Vorsitzenden des Frankfurter Gerichts gefragt, warum er sich von Auschwitz weg an die Front gemeldet hat. «Stellen Sie sich nur vor, was Sie täglich sehen müssen», lautete die Antwort Leischows. Leischow ist allerdings erst im Spätfrühling 1944 diesen Weg gegangen. In der ersten Zeit in Auschwitz soll er kein Mitleid mit Häftlingen gezeigt haben.

Der SS-Unterscharführer Otto Graf, der Kommandoführer in Kanada war und dem von dort her ein grosses Schuldkonto angelastet wird, kam im September 1944 zu einer Fronteinheit. Wegen einer Verletzung in der ersten Kriegsphase war Graf zwar frontdienstuntauglich geschrieben, aber «nach dem 20. Juli (dem missglückten Attentat auf Hitler) hat man sich wegmelden können, da hat man alles genommen, ohne lang nachzuschauen», wie Graf sagte. Trotzdem haben sich damals gleichzeitig mit ihm nur noch zwei andere weggemeldet.

Konsequenter verhielt sich ein Arzt, dem sich freilich als SS-Führer grössere Möglichkeiten boten als einem, der nur einen Mannschaftsdienstgrad hatte. Dr. Otto Wolken berichtet darüber: «Einmal ist ein SS-Arzt namens Dr. Bartzel nach Birkenau versetzt worden. Im Zigeunerlager ist er auf Professor Epstein gestossen, der dort als Häftlingsarzt tätig war, und hat ihn gefragt: ‚Ich kenne Sie doch, wie heissen Sie?‘ Epstein gab seinen Namen an, und der SS-Arzt antwortete: ‚Sie sind doch der Kinder-Epstein, bei Ihnen in Prag habe ich doch Kinderheilkunde studiert. Nein, das hier ist kein Geschäft für meiner Mutter Kind.‘ Dann ging er und wurde nie wieder im Lager gesehen.» Leider gibt es keine nähere Kunde über diesen Mann, Wolken weiss nicht einmal, ob er sich an seinen Namen richtig erinnert.

Eine ähnliche Episode beschreibt Vera Foltynová aus der Baulei-

tung: Als der aus Lettland stammende SS-Hauptsturmführer Schosenow im Sommer 1944 neu zur Bauleitung in Birkenau versetzt wurde, aus dem Fenster die grossen Züge sah, die in Richtung der Krematorien geführt wurden, und erfuhr, welches Schicksal ihnen dort bereitet wurde, sagte er: «Ich bin kein Mörder, ich bin Soldat.» – «In einigen Tagen ist er an die Front gegangen», berichtet Foltýnová. Schon von Anbeginn an hat sich dieser Hauptsturmführer von allen anderen unterschieden, die Häftlinge mit «Sie» angesprochen, ihnen Kleidungsstücke gebracht, ja er hat ihnen sogar seine Frau und seinen Sohn vorgestellt.

Auch Dr. Roland Quästl (vielleicht auch Questel oder ähnlich geschrieben) hat sich von Auschwitz zur Front gemeldet, obwohl er als Doktor der Biologie in der landwirtschaftlichen Versuchsstation in Rajsko beschäftigt war und nicht unmittelbar mit der Vernichtungsmaschinerie in Berührung kam. Wie Eva Gabányi berichtet, hielt Quästl zuerst Distanz zu den weiblichen Häftlingen, die in Rajsko arbeiteten. Später erzählte er ihnen, er hätte anfangs geglaubt, sie seien alle Verbrecherinnen und Mörderinnen, wie es in der Belehrung gesagt worden war. Nachdem er sie und ihr Schicksal kennengelernt hatte, brachte er ihnen regelmässig Zigaretten, Honig und andere Lebensmittel. Zu Weihnachten liess er einige Frauen, mit denen er guten Kontakt hatte, unter irgendeinem Vorwand in seine Wohnung abkommandieren, wo ein Christbaum und Geschenke für jede vorbereitet waren. Auch nachdem Quästl schon an der Front war, schickte seine Mutter über den SS-Rottenführer Lettmann, der Quästl in Auschwitz unterstellt war, Pakete an diese Frauen. Gabányi weiss, dass Quästl im Jahr 1915 geboren war, aus Leitmeritz stammte und der SS beigetreten war, weil dadurch sein Studium finanziert wurde.

Eine besonders wertvolle Hilfe bedeutete die Herstellung einer Verbindung mit der Aussenwelt, vor allem mit Angehörigen. «Arische» Häftlinge durften zwar regelmässig alle zwei Wochen schreiben und Post empfangen, die Briefe mussten jedoch wegen der Zensur nichts-

sagend bleiben und bedeuteten nicht viel mehr als eine Bestätigung, dass man am Leben war. Juden hatten in der Regel keine legale Schreibmöglichkeit. Gisi Holzer ist darum noch Jahrzehnte später dem SS-Unterscharführer Zappe aus Gablonz dafür dankbar, dass er ihre Post hinaus- und hereingeschmuggelt hat. Sie hat ihn im Arbeitseinsatz kennengelernt. Auch andere SSler haben Briefe zur Weiterleitung übernommen, so zum Beispiel die Aufseherin Gertrud Liehr. Häufig taten sie dies gegen Bezahlung.

Auf einem ganz eigenartigen Weg hat Eva Gabányi Möglichkeit erhalten, mit ihren Angehörigen in Kontakt zu treten. In Rajsko, wo sie arbeitete, sprach sie einmal ein Posten auf slowakisch an, erzählte ihr, dass er so wie sie aus der Slowakei stamme und wegen seines kranken Kindes grosse Sorgen habe. Gabányi riet ihm, während seines nächsten Urlaubs ihren Bruder aufzusuchen, einen Arzt, der damals noch nicht verhaftet war, und ihm Grüsse von seiner Schwester auszurichten; dann werde dieser sicherlich dem Kind helfen. Der SS-Mann hat Gabányis Bruder aufgesucht, und dieser konnte das Kind heilen. Seitdem hielt der dankbare Posten die Verbindung zwischen Eva und ihrer Familie aufrecht, solange er in Rajsko war. Gabányi erinnert sich nicht an seinen Namen; sie schätzt sein Alter auf 26. Auffallend war das primitive Deutsch, das er sprach.

Bei der oft lebenswichtigen Beschaffung von Medikamenten halfen auch einzelne SS-Männer. Der Rottenführer in der SS-Apotheke, Tadeusz Dobrzański – wie viele andere, denen menschliches Verhalten bescheinigt wird, Volksdeutscher –, liess sich seine Unterstützung beim Medikamentenschmuggel gut bezahlen. Die Häftlinge der SS-Apotheke gaben ihm dafür Gold und Dollars, die sie in den aus Kanada gebrachten Tuben und Pasten gefunden hatten. Der SS-Mann Martin Stocker aus Mannheim hat Felix Amann regelmässig Medikamente gebracht. Er tat das ohne «Bezahlung». Sie hatten sich in der Birkenauer Desinfektion kennengelernt. «Er war so gut, dass er später selbst als Häftling nach Buchenwald kam», sagt Amann über Stocker.

Der Volksdeutsche aus Rumänien Helmut Pomreinke lernte als

Posten den Häftling Rudolf Rybka in der Teichwirtschaft Harmense kennen. Zwischen beiden entwickelte sich ein so enges Vertrauensverhältnis, dass Pomreinke die Eltern Rybkas besuchte, die unweit von Auschwitz in der Tschechoslowakei lebten, und von diesen Lebensmittel zu Rybka brachte.

Artur Rablin erinnert sich an den SS-Oberscharführer Kurt Fiebig, der aus Zittau stammte und einmal die Familie eines ihm bekannten Häftlings auf dessen Bitten besucht hat. Da seine Verbindung mit diesem Häftling von anderen verraten worden war, soll sich Fiebig im Gebäude des alten Krematoriums aufgehängt haben.

Alle Ausnahmen von der Regel wurden von den Gefangenen sorgfältig registriert und nicht vergessen. Felix Amann erinnert sich ausser an Stocker auch an einen Volksdeutschen aus Litauen namens Viktor Cheimnis, der sowohl bei der Desinfektion als auch bei den Vergasungen eingesetzt war. Cheimnis zeigte offen vor Amann seine Abscheu vor dem, was er zu tun hatte. Wo er ohne Weiteres die Möglichkeit hatte, unterstützte er ihm bekannte Häftlinge. Der SS-Hauptscharführer Franz Xaver Dornacher von der SS-Kantine wird von Heinrich Dronia als ein «selten guter Mensch» beschrieben, der half, wo er nur helfen konnte, und Häftlinge vor übelgesinnten SS-Männern warnte. Dornacher kam in seiner Stellung freilich nur mit sehr wenigen Gefangenen in Kontakt. Den wegen seiner Brutalität gefürchteten Rapportführer Oswald Kaduk schnitt er – ranghöher als dieser – ostentativ.

Noch mehr als 25 Jahre später erinnerte sich ein ehemaliger Häftling vor Gericht, dass Luftwaffensoldaten ihm und seinen Kameraden etwas zugesteckt hatten, als sie in Birkenau Trümmer zerstörter Flugzeuge sortierten. SS-Oberscharführer Friedrich Münkel, dem die Schuhmacher- und Schneiderwerkstätten in Birkenau unterstanden, hat nicht nur selbst nie geschlagen, sondern auch nicht zugelassen, dass andere in seiner Gegenwart prügeln. Manchmal gab er Häftlingen Zigaretten.

Erich Kohlhagen hat in Monowitz im Winter 1942/43 den SS-Rottenführer Kuhn kennengelernt, der «alles andere als ein Nazi war»,

wie Kohlhagen schreibt. Er habe weder geschlagen noch Meldungen erstattet. Ihm gegenüber hat sich Kuhn einmal geäußert, er würde nie auf einen Häftling schießen, weil er das nicht mit seinem Gewissen vereinbaren könne.

Mirjam Blits erinnert sich an eine Aufseherin mit dem Vornamen Erika, die ihr und ihren Kameradinnen heimlich Essen zugesteckt hat. Jehuda Bacon war 15 Jahre alt, als ihn einmal eine Aufseherin zu sich rief und ihm einen Teller mit Nudeln zuschob. Noch eineinhalb Jahrzehnte später erwähnt Bacon in einem Interview diese Episode. Auch Alexander Princz lobt lange Zeit nachher einen jungen SS-Mann der Hundestaffel, der Princz zu essen gegeben hat. Dieser SSler, der seinem Dialekt nach aus Bayern stammen dürfte, liess durchblicken, dass er nicht gerne in Auschwitz war. Als Princz ihm bei der Evakuierung wiederbegegnete, machte er sich erbötig, ihm bei einer Flucht behilflich zu sein. Princz ging jedoch darauf nicht ein.

Es gab auch SS-Angehörige, die zwar nicht das Risiko eingehen wollten, an die Front zu kommen, sich aber vor Aufgaben drückten, die unmittelbar mit den Massenmorden zusammenhingen.

Als der SS-Unterscharführer Hubert Christoph zur Abteilung versetzt werden sollte, die den Arbeitseinsatz der Häftlinge zu regeln hatte, wehrte er sich dagegen. Später nach dem Grund gefragt, sagte Christoph, der im Jahr 1934 zur SS gekommen war: «Ich habe mir bei meinem Eintritt in die SS etwas anderes vorgestellt. Ich wollte nicht innerhalb des Lagers arbeiten.» Christoph wurde wegen seiner Haltung zwar schikaniert, die Versetzung blieb ihm jedoch erspart.

Horst Huley, ein Volksdeutscher aus Rumänien, der als SS-Schütze in Auschwitz diente und jetzt als Architekt in Deutschland lebt, antwortete auf die Frage eines Richters, wieso er es bei seiner Intelligenz in Auschwitz nicht weiter gebracht habe: «Ich hätte es zum Blockführer bringen können, wenn ich Veranlagung dazu gehabt hätte. Man konnte sich so verhalten, dass man nicht Blockführer geworden ist.»

Wie der SS-Unterscharführer Johann Piringer bezeugte, waren

auch auf Wachtürmen Inschriften wie , Auschwitz – der Mörder meiner Jugend' angebracht, weswegen eine grosse Untersuchung eingeleitet wurde.

Richard Böck, der der Fahrbereitschaft zugeteilt war, erhielt einmal den Befehl, mit seinem LKW die nicht mehr gefähigen Selektierten von der Rampe zur Gaskammer zu fahren und dort seinen Wagen zu kippen. Nach der ersten Tour erklärte er sich ausserstande, nochmals diesen Weg zu fahren. Es wurde ihm erlassen, und er hatte von da ab nur mehr Lebensmitteltransporte zu fahren. Dabei hat er Häftlingen zu helfen versucht und wurde einmal sogar wegen Häftlingsbegünstigung eingesperrt. Da ihm nichts nachgewiesen werden konnte, blieb er jedoch straflos.

Böck hat sich am konsequentesten von allen Fahrten zur Gaskammer gedrückt, doch bemühten sich auch andere darum. Knut Siebenlist, ein deutscher Funktionshäftling in der Fahrbereitschaft, gibt an, dass ihm wiederholt SS-Fahrer Lebensmittel mit der Bemerkung zugeschoben hatten: «Morgen habe ich einen Federbruch, ich kann nicht mehr», wenn sie wieder einmal zu Fahrten von der Rampe zur Gaskammer eingeteilt waren. Siebenlist ergänzt: «Mich wunderte das nicht; denn die Lastwagen mussten bei uns jeweils gesäubert werden, wenn sie Fahrten zur Gaskammer durchgeführt hatten. Wie es auf diesen Fahrten zuging, konnte man an dem Zustand der Wagen nach derartigen Fahrten ermassen. Die Lastwagen waren mit Kot beschmiert, ausgerissene Haare hingen daran. Ich habe sogar abgeschlagene Finger gesehen.»

Ruth Kersting hat mich auf den Volksdeutschen Wladimir Bilan aufmerksam gemacht, der im Frauenlager die Neueingelieferten aufzunehmen hatte. Er fragte sie nach dem Grund ihrer Haft; sie dürfte ihm wegen ihres damals noch gepflegten Äusseren aufgefallen sein. Kersting antwortete wahrheitsgemäss, dass sie verhaftet worden war, weil sie mit ihrer Mutter in Verbindung zu treten versucht hatte, die nach dem Tod ihres «arischen» Mannes als Jüdin nach Theresienstadt deportiert worden war. Bilan sagte: «Du tust mir leid» und gab der Aufnahmeschreiberin die Weisung, Kersting als «reichsdeutsch – po-

litisch» zu registrieren, obwohl sie als «Mischling» einen Judenstern hätte tragen müssen. Das hat Kersting wohl das Leben gerettet.

Noch einmal griff er in ihr Leben ein. Nach den ersten, schwersten Wochen stark heruntergekommen und verzweifelt, erblickte sie zufällig Bilan im Lager. Sie wagte es, ihn anzureden, und fragte, ob er nicht Arbeit für sie hätte, sie spreche viele Sprachen. Sie wollte von ihrem Kommando wegkommen, in dem sie schwer körperlich arbeiten musste. Bilan notierte nur ihre Nummer. Am gleichen Abend wurde sie aufgerufen. Bilan brachte sie zu seinem Vorgesetzten. Damals wurden Transporte aus Italien erwartet, und da Kersting auch Italienisch sprach, wurde sie in die Aufnahmeabteilung aufgenommen, wo sie weit günstigere Bedingungen vorfand.

Als sich später Ruth Kersting in der Abgangsquarantäne befand, fragte sie Bilan, den sie inzwischen bei der Arbeit näher kennengelernt hatte: «Wieso halten Sie das hier aus?» Bilan antwortete, als Volksdeutscher hätte er nur die Wahl gehabt, zu den Russen oder zu den Deutschen zu gehen. So sei er zur SS gekommen. Er hätte von Auschwitz weg wollen, sei aber bedroht worden und daher geblieben.

Ich habe mich bei anderen Frauen, die unter Bilan in der Aufnahmeabteilung gearbeitet hatten, erkundigt, und Antworten von seltener Übereinstimmung bekommen. «Während der ganzen Zeit haben wir nie gesehen, dass er einen Häftling geschlagen hat wie andere», bestätigt Zofia Bratro. «Er hat uns nur geholfen und selbst vorgeschlagen, illegal Briefe an unsere Familien zu senden.» «Er schlug uns nie und schrie nur, wenn es unbedingt nötig war, das heisst, wenn jemand von den führenden Herrschaften in Sicht war», antwortete Trude Guttmanova. «Aber gleich danach entschuldigte er sich, und wir wussten sehr gut, dass er uns nicht schaden wollte. Er brachte uns Medikamente, Bücher und Zeitungen, was alles verboten war.»

In Monowitz, wohin er versetzt wurde, hat er sich ebenso gut benommen. Franz Unikower bestätigt: «Er war immer sehr, sehr anständig, höflich, geradezu kameradschaftlich. Man hörte nie einen unfreundlichen Ton von ihm. Er hat nie einen Häftling angerührt und

glaubte jedem alles, der zum Verhör kam.» Auch dort brachte er den Häftlingen Bücher und Zeitungen. Unikower meint, dass Bilan gar nicht in die SS und ein Lager gepasst hätte, und vermutet, dass er wegen seiner Sprachkenntnisse – Bilan war gebürtiger Pole – zur Politischen Abteilung gekommen war.

Ich habe diesen Mann, der eine so auffallende Ausnahme bildete, befragt. Er erzählte, ihnen sei zu Beginn in Auschwitz eingeschärft worden, dass sie die ehrenvolle Aufgabe hätten, den Abschaum der Menschheit zu bewachen. Derlei Phrasen seien vielen in Fleisch und Blut übergegangen. «Der grösste Teil war der Meinung, das muss so sein. Viele haben an das Tausendjährige Reich geglaubt und gedacht, sie werden das nicht verantworten müssen», beschrieb Bilan die Atmosphäre bei der Truppe. Und warum er diese Haltung nicht beibehalten hat? «Als ich einen Leichenwagen beim alten Krematorium gesehen habe, habe ich mir gedacht: Das machen Deutsche, die wir – die Volksdeutschen – so bewundert haben. Das war das Zeichen für mich, dann wurde ich anders. Sonst hätte ich vielleicht dasselbe gemacht», antwortete Bilan. Ganz erklärt diese Antwort freilich nicht, wieso er eine Ausnahme geblieben ist; denn Leichenberge hat wohl jeder in Auschwitz gesehen. Die überzeugendste Bestätigung für das gute Gewissen Bilans war seine Bitte nach Adressen von überlebenden Gefangenen, mit denen er im Lager in Berührung gekommen war. Kein anderer SS-Mann, den ich später gesprochen habe, hat sich gleich ihm bemüht, Kontakt mit ehemaligen Häftlingen aufzunehmen.

Häufiger lernte man in Auschwitz SS-Angehörige kennen, die die ihnen erteilten Befehle gehorsam ausführten, auch wenn Morde von ihnen verlangt wurden, die jedoch gelegentlich dazu ausserstande waren, weil ihre Natur rebellierte. Eine Episode dieser Art ist vielen im Gedächtnis geblieben. Im Februar 1945 wurden polnische Burschen aus Zamosc und Umgebung zum Krankenbau des Stammlagers geführt. Die Bewohner dieser Gegend wurden damals ausgesiedelt und der Einfachheit halber gleich ins KZ gebracht; die Jugendlichen soll-

ten gespritzt werden, das sie noch nicht kräftig genug für einen Arbeitseinsatz schienen. Der SDG Scherpe gibt nachträglich das Alter dieser Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahren an, Häftlinge schätzen sie zwischen acht und zwölf Jahren. Tadeusz Paczula meint vorsichtig, keiner sei älter als 15 Jahre gewesen. Stanislaw Klodziński, Pfleger auf dem Block, wo die Spritzungen vorgenommen wurden, hat den Tag nicht vergessen, an dem diese Burschen dorthin gebracht wurden:

«Durch den Seitengang wurden die Kinder in den Block 20 gebracht, mussten sich ausziehen, sich auf dem Gang in einer Reihe aufstellen. Dann kam Scherpe. Im Block herrschte Totenstille. Das Einzige, was man hörte, war der Fall der Körper auf den Boden im Waschraum. Nach einigen solchen dumpfen Schlägen kam Scherpe aus dem Zimmer. Er sagte: ‚Ich kann nicht mehr‘ und ging weg.» Ich sah an diesem Tag Scherpe blass und erregt zum Standortarzt gehen. Späteren Äusserungen konnte ich entnehmen, dass er sich ausserstande erklärt hat, Kinder zu töten. Es wurde ihm erlassen. Er wurde zum Ausenlager Golleschau versetzt und bald nachher zum SS-Oberscharführer befördert. Die Eingabe zu dieser Beförderung dürfte wohl schon vorher geschrieben worden sein, sie wurde aber nach dieser Weigerung nicht rückgängig gemacht.

Emil Hantl hatte an Stelle von Scherpe die restlichen Kinder getötet. «Er war ganz zusammengebrochen, fluchte über den Krieg und erzählte von seinem früheren Leben», schildert Tadeusz Holuj Hantls Verhalten nach diesen Tötungen. Auch sonst hob sich Hantl von dem gewohnten Bild ab. «Er hat uns nicht geschlagen, und er kam uns gar nicht wie sonst ein SS-Mann vor», meint Ota Fabian.

Er fügt hinzu: «Wenn Hantl zu uns in den Leichenkeller kam (Fabian war Leichenträger), dann mussten wir nicht einmal aufstehen. Er sagte auch nichts, wenn er bei einer solchen Gelegenheit gesehen hat, dass wir Kartoffeln gegessen haben.» – «Er war ruhig und höflich und gab uns manchmal eine Zigarette», bezeugt Tadeusz Paczula und bestätigt auf eine Frage des Frankfurter Richters, dass die Häftlinge, die

Hantl näher kannten, zu ihm Vertrauen hatten. «Hantl hat uns Zigaretten und Brot gegeben und nie eine Meldung gemacht», sagt Wladyslaw Dering aus. Hermann Reineck erklärt: «Ich hatte einen guten Eindruck von ihm. Ich habe mich gefreut, dass es selbst unter den SS-Männern Menschen gab.» Während der Nachtschicht sei Hantl einmal aus sich herausgegangen und habe ihm, der damals Blockältester war, geklagt, er könne den Dienst in Auschwitz kaum ertragen. Auch der Lagerälteste Ludwig Wörl gab zu Protokoll, dass sich Hantl ihm gegenüber öfter darüber beklagt hätte, dass er spritzen müsse, und wiederholt gesagt hätte: «Wenn das nur aufhören würde!» Um die Durchführung von Mordbefehlen zu verweigern, war Hantl jedoch zu feige, meint Wörl. Igor Bistic konnte aus der Schreibstube des HKB, wo er beschäftigt war, beobachten, dass Hantl zwar mit Phenolinjektionen getötet hat, dass aber «doch ein bisschen Menschlichkeit in ihm geblieben» war. Dieser aus den Sudeten stammende SS-Mann, der damals 41 Jahre alt war, hat mit Bistic manchmal tschechisch gesprochen.

Der Schreiber von Block 20 hebt besonders hervor: «Was das Wichtigste war, Scherpe und Hantl pflegten jeden Morgen, wenn sie auf den Block kamen, «Guten Morgen» zu sagen und «Auf Wiedersehen» wenn sie gingen. Für uns, die wir so erniedrigt waren, waren das kleine Zeichen von Menschlichkeit.» Die günstigen Urteile über diese beiden Sanitäter sind nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass man sie unwillkürlich mit dem SDG Klehr verglich, der in derselben Periode im Stammlager tätig war. Scherpe und Hantl «würden im Vergleich zu Klehr wie die Engel wirken» – diese Bemerkung Glowas weist auf die Relativität solcher Urteile hin.

Max Kasner sagte mir 25 Jahre später, dass er noch heute Respekt vor dem Sanitäter Ludwig empfinde, der sich im Aussenlager Janinagrube stets menschlich verhalten habe. Von dem SDG Neubert wird berichtet, er habe einmal einen Capo geohrfeigt, weil dieser einen Häftling derart misshandelt hatte, dass ihm dabei ein Arm gebrochen wurde. Welches Verhältnis sich zwischen ihm und Häftlingsfunktionären im Monowitzer Krankenbau herausgebildet hat, beleuchtet Ta-

deusz Kosmider, der erzählt, sie hätten einmal Neubert 100 Mark mit den Worten gegeben: «Kaufe Zigaretten, die Hälfte für dich, die Hälfte für uns.»

Harmlos klingende Episoden dieser Art sollen nicht vergessen lassen, dass diese Sanitäter der SS Gefangene zum Töten ausgesucht und auch eigenhändig getötet haben.

Selbst Klehr hatte seine «schwachen» Stunden. Der Pole Jerzy Tabeau hat einem solchen Moment sein Leben zu verdanken. Im Sommer 1942 wurde er von Dr. Entress selektiert. Der polnische Blockälteste Alfred Stössel kannte Tabeau und bat Klehr, ihn von der Selektionsliste zu streichen. «Klehr befahl, dass ich ihm vorgeführt werde», berichtet Tabeau. «Er sass im kleinen Operationssaal an einem Tisch, schaute mich an und befahl mir wegzugehen. Ich bin nicht ins Gas geschickt worden.» Stössel konnte das vermutlich deswegen erreichen, weil er selbst wiederholt gespritzt hat, wenn Klehr ermüdet war.

Als Klehr im Herbst 1944 als SDG zu den Aussenlagern in Gleiwitz versetzt wurde, hat er sich sichtlich gewandelt, wie Josef Farber bezeugt: «Er hat dort keine Brutalitäten mehr begangen und war im Allgemeinen anständig. Der Lagerführer Moll (ehedem Chef der Krematorien) war der einzige, der in Gleiwitz ein Regime nach Auschwitzer Art durchsetzen wollte. Klehr hat sich dagegen gewehrt. Ich bin Zeuge, dass er Häftlinge, die andere Häftlinge geschlagen haben, angefahren hat.» Farber konnte damals sogar zwei Gefangene, die von Klehr selektiert worden waren, vor dem Tod retten, indem er sich dafür verbürgte, dass beide in kurzer Zeit wieder arbeitsfähig würden. Diesen Wandel führt Farber sowohl auf die Entwicklung an den Fronten als auch auf den Einfluss von Klehrs Frau, die ihn in Gleiwitz häufig besuchen konnte, zurück.

Der SS-Sanitäter Flagge hatte von allen SDGs den besten Ruf. Er dürfte etwa 50 Jahre alt gewesen sein, als ihn Ella Lingens im Aussenlager Babitz kennenlernte. Sie schreibt: «Eine einzige Insel des Friedens habe ich im Konzentrationslager Auschwitz kennengelernt, es war das Arbeitslager Babitz. Es war einem einzigen Mann zu verdanken, dem Oberscharführer Flagge. Wie er das gemacht hat, weiss ich nicht. Es war bei ihm sauber, und das Essen war entsprechend. Die

Frauen haben ihn ‚Vati‘ genannt, er hat sogar Eier von draussen besorgt.» In ihrem Buch schildert Lingens, dass Flagge sein Essen mit ihr und anderen Häftlingen geteilt und dafür gesorgt hat, dass die Unterkünfte geheizt werden, wenn es regnete, damit die Frauen ihre Kleider trocknen konnten, sobald sie von der Arbeit zurückgekehrt waren. Als er einmal unvermutet ins Lager kam, überraschte er Lingens und die polnische Pflegerin während der Arbeitszeit schlafend. Er ging weg, ohne sie zu wecken. Ein Gespräch, das Lingens einmal mit diesem Sanitäter geführt hat, gab sie dem Frankfurter Gericht wieder: «Wissen Sie, Herr SDG», sagte sie ihm, «es ist alles so furchtbar, alles so sinnlos, was wir tun (bei der Pflege der Kranken). Denn wenn dieser Krieg zu Ende geht, wird man uns doch alle umbringen. Man lässt doch keine Zeugen überleben.» Flagges Antwort war: «Ich hoffe, es werden genügend unter uns sein, die das verhindern werden.» Dr. Otto Wolken lernte Flagge im Quarantänelager Birkenau kennen, wo dieser gern mit Kindern des benachbarten Theresienstädter Familienlagers spielte. Als die Insassen dieses Lagers zu den Gaskammern gefahren wurden, hat Wolken Flagge beobachtet. Er stand am Fenster mit Tränen in den Augen.

Einmal stellte ihm Lingens die Frage, wie er mit seiner Einstellung in Auschwitz bleiben könne. «Wäre es dir lieber, wenn ein Gefühlloser an meiner Stelle wäre?» fragte Flagge zurück.

Einen Typ, der völlig aus der Reihe fiel, lernten wir im SS-Revier kennen: Eduard Jambor war ein bejahrter Lehrer aus den Sudeten und überzeugter Nationalsozialist. Er war dem Truppenarzt als Schreiber zugeteilt und kam nur mit uns, die wir im SS-Revier arbeiteten, in Berührung, sonst mit keinen Gefangenen. Doch konnte ihm nicht verborgen bleiben, was in Auschwitz geschah. Jambor, der seine Ideale befleckt sah, vergrub sich in seine Akten und wollte nicht zur Kenntnis nehmen, was seine Vorstellung vom Nationalsozialismus zertrümmern musste. Mit uns pflegte er bei aller Vorsicht einen menschlichen Kontakt. Es war rührend, wenn er heimlich sein Brot mit uns teilte, obwohl er einer der ganz wenigen war, die sich nicht auf krummen

Wegen zusätzliche Lebensmittel beschafften und daher selbst nicht viel hatte. Er wich Gesprächen aus, die auf politisches Gebiet führen könnten, sein schlechtes Gewissen war jedoch nicht zu übersehen. Seine krampfhaften Bemühungen, reine Hände zu behalten, wirkten in dieser Umgebung grotesk. Seine Frau schrieb mir später: «Er war immer glücklich, wenn er ein paar Tage bei seiner Familie sein konnte und nicht zurückdenken musste.» Disziplin hielt er freilich auch den Seinen gegenüber. «Einzelheiten hat er nie berichtet», schreibt seine Frau weiter. Sie bezeichnet ihren Mann als «zutiefst religiös», was allerdings in Widerspruch zu seiner nationalsozialistischen Überzeugung steht.

Einzelne blieben anonym, ihr Verhalten haben sich die Gefangenen jedoch gemerkt. Ein unbekannter SS-Mann hat sich geweigert, auf weibliche Häftlinge zu schießen; deswegen wurde er von der Aufseherin Irma Grese angezeigt, bezeugte Helena Köpper vor dem britischen Militärgericht in Lüneburg. Sie weiss nur, dass er ein Volksdeutscher aus der Slowakei war. Hermine Horvath hat im Zigeunerlager einen SS-Mann kennengelernt, der von dem Anblick der von Noma befallenen Kinder, die Löcher in den Wangen bekamen, so ergriffen war, dass er ihnen spontan Brot brachte. «Am nächsten Tag war dieser SS-Mann nicht mehr im Lager», beendete Frau Horvath ihre Erzählung.

Auch Josef Farber weiss den Namen des SS-Mannes nicht mehr zu nennen, den er bei Desinfizierungsarbeiten in Birkenau kennengelernt hat. Der Mann war stets freundlich und hat sich häufig mit Farber unterhalten. Eines Tages – Farber glaubt, es dürfte im Sommer 1943 gewesen sein – sagte ihm der SS-Mann: «Es steht schlimm mit mir. Ich bin zu einem Vergasungskommando eingeteilt und werde ablehnen, dort mitzuwirken.» Danach hat Farber diesen Mann mehrere Monate nicht gesehen. Als er ihn wieder traf, war er auffallend blass. Farber fragte ihn, ob er krank sei. Er erzählte, dass er wegen seiner Weigerung eingesperrt war und nun strafweise zur Front kommandiert worden sei. Farber erinnert sich nur mehr, dass dieser Mann aus Rumänien stamm-

te, einen deutsch klingenden Namen führte, rötliche Haare und den niedrigsten Rang bei der SS hatte.

Teddy Pietrzykowski hat einen Volksdeutschen aus Kroatien getroffen, als er im Stabsgebäude die Zimmer reinigte, in denen leichterkranke SS-Männer lagen. Der Mann war eben erst nach Auschwitz gekommen, nach der Erinnerung von Pietrzykowski dürfte es Anfang 1943 gewesen sein. Damals wurden in einem plombierten Viehwagon Volksdeutsche aus Kroatien nach Auschwitz gefahren. Pietrzykowski vermutete, es handle sich um einen der üblichen Transporte zur Vergasung. Zu seiner Überraschung wurden jedoch die ausgewagongierten Männer in SS-Uniform gekleidet. Dieser Mann im Krankenzimmer bat den polnischen Häftling, ihm ein Mittel zu verschaffen, das ihn ernsthaft erkranken lasse, denn er möchte unbedingt weg von hier. Tatsächlich simulierte er mit Unterstützung von Teddy so geschickt, dass er aus der SS entlassen wurde.

Nachweislich sind einzelne SS-Angehörige wegen Häftlingsbegünstigung bestraft worden. So hatte der Chef der Bekleidungskammer, Arthur Breitwieser, eine Arreststrafe zu verbüßen, weil er einem weiblichen Häftling drei Meter Stoff gegeben hatte. Der Volksdeutsche aus Bratislava Ladislaw Gura wurde mehrmals eingesperrt und schliesslich von einem SS-Gericht in Kattowitz zu zwei Jahren verurteilt, weil er dabei ertappt worden war, wie er mit Häftlingen zusammen Schnaps getrunken hat. Das SS- und Polizeigericht in Breslau verurteilte den SS-Sturmmann Kurt Hartmann zu vier Monaten Gefängnis und Ausschluss aus der SS; Ludwig Karl Schmidt zu zwei Jahren mit Frontbewährung. Schmidt hatte das Zusammentreffen eines männlichen Häftlings mit einem weiblichen ermöglicht, Hartmann einem Gefangenen Essen gegeben. SS-Unterscharführer Adolf Prem wurde am 30. November 1944 wegen fortgesetzten militärischen Ungehorsams verurteilt, weil er SS-Führer beschimpft und mit Häftlingen politisiert hatte. In der Anklageverfügung wird folgender Ausspruch Prems zitiert: «So schön, wie es in Österreich gewesen ist, wird es nie wieder werden.»

Prem gehörte der SS in Österreich schon zu einer Zeit an, als diese dort verboten war, und galt daher als «alter Kämpfer». Bogdan Wnetrzewski charakterisierte Prem nachträglich als «einen sehr anständigen und freundlichen Österreicher und Gegner der NSDAP». Mit Prem's Wissen und dessen Radioapparat konnte Wnetrzewski BBC hören.

Auch ein anderer österreichischer SSler soll sich den Gefangenen gegenüber menschlich verhalten haben: Der SS-Rottenführer Oskar Gravogel aus Türitz in Niederösterreich wurde im März 1945 wegen «Beleidigung des Führers und verrückter Sachen» standrechtlich erschossen, wie Prem mitteilte, der ihn als «gut» bezeichnete.

Einen aussergewöhnlichen Vorfall schildert Andrej Milär: Im Sommer 1944 wurde ein etwa 50jähriger Wehrmachtsangehöriger nach Birkenau versetzt, Vogel mit Namen, nach Milärs Erinnerung ein Handwerker aus Wien. Als wieder einmal den für die Gaskammer Selektierten befohlen wurde, sich zu entkleiden, bevor sie Lastwagen besteigen mussten, fragte Vogel, der mit Auschwitz SS-Bräuchen noch nicht vertraut war, einen Posten, was mit den nackten Gefangenen geschehe. Er erhielt als Auskunft die offiziell gebrauchte Ausrede, sie sollten zur Arbeit in einen Betrieb überstellt werden. Da damals schlechtes Wetter war, verlangte Vogel energisch, dass die Gefangenen bekleidet werden. Tatsächlich erhielten sie daraufhin Decken. Milär, der das mitangesehen hatte, führte Vogel nach der Abfahrt der Lastwagen auf den Boden einer Baracke, von wo beobachtet werden konnte, wie die Unglücklichen in die Gaskammer gejagt wurden, und klärte ihn über die Vernichtung auf. Empört eilte Vogel in das Zimmer des Lagerarztes, in dem sich gerade Dr. Mengele befand. Er soll diesem gesagt haben, er schäme sich, ein Deutscher zu sein, wenn so etwas möglich ist. Als ihn Mengele mit dem Hinweis beruhigen wollte, dass der Tod durch Giftgas ein sehr leichter sei, soll Vogel erwidert haben, dass auch Juden Menschen seien und wie Menschen behandelt werden müssen. Vogel soll seiner Empörung später auch gegenüber anderen SS-Angehörigen Ausdruck verliehen haben. Er verschwand.

Ludwik Lawin bezugte folgende Episode: Als er im Sommer 1942

in Porabka arbeitete, lernte er einen jungen SS-Mann kennen, einen Pyrotechniker, der als Rekonvaleszent dorthin kommandiert war. Lawin hörte Gesprächsfetzen eines heftigen Wortwechsels zwischen diesem jungen Mann und dem Rapportführer Palitzsch. Er soll ausgerufen haben: «Was macht ihr mit unserer tausendjährigen Kultur, was macht ihr mit unserer Ehre!», worauf Palitzsch erwidert habe: «Scheisse, hier ist Front, hier wird gereinigt, das Ostland wird frei gemacht.» Am nächsten Tag sei der junge SS-Mann abgeholt worden, Lawin hat Gerüchte gehört, dass der Mann einem Vernichtungskommando zugeteilt worden sei und sich erschossen habe.

Wie weit die sinkende Hoffnung auf einen Sieg Hitlerdeutschlands manchen, dessen Verhalten in diesem Kapitel beschrieben wurde, veranlasst hat, sich den Gefangenen gegenüber anders zu benehmen, als ihm befohlen war, bleibt offen; dass im Jahr 1944 zahlreichere Akte der Menschlichkeit zu verzeichnen waren als vor Hitlers Niederlage bei Stalingrad, ist nicht zu übersehen.

Die «Demoralisation» erreichte einen Tiefpunkt, als sich das Ende von Auschwitz abzeichnete, die russischen Truppen nahten, die Bombardierungen Deutschlands zum schaurigen Alltag geworden waren. Igor Bistic, in dieser Periode Schreiber auf Block 6 im Stammlager, berichtet, dass sein Blockführer im Herbst 1944 manchmal zu ihm gekommen war, um über die Zeiten vor dem KZ zu sprechen. «Er hat es nicht verabscheut, ein Stück Häftlingsbrot mit Marmelade aus den Händen eines Juden zu nehmen», schreibt Bistic, der hervorhebt, dass damals niemand mehr von diesem Blockführer geschlagen wurde. «Der Traum des Tausendjährigen Reiches war eben ausgeträumt», begründet er diesen Wandel.

Der Lagerälteste Heinrich Dürmayer gab bald nach der Befreiung zu Protokoll, dass der Rapportführer Heinz Hertwig zu Weihnachten 1944 im Lager völlig betrunken auf ihn zugekommen war, ihn umarmt und gesagt hat: «Aber gelt, wenn's einmal anders kommen wird, dann hilfst du mir doch, ich tu doch jetzt ohnedies schon alles, was du willst.»

FRANK UND PESTEK

Es gab auch SS-Angehörige, die das Risiko eingingen, Häftlingen bei der Flucht zu helfen. Ich habe mich bemüht, die wenigen bekannt gewordenen Fälle so genau wie möglich zu rekonstruieren.

Deutsche Gefangene konnten am ehesten SS-Männer für die Unterstützung ihrer Fluchtbemühungen gewinnen. Wie mir Otto Küsel erzählte, war ein SS-Mann seinen drei polnischen Freunden und ihm bei ihren Flucht vorbereitungen behilflich und erfüllte alle Bitten von Küsel. Nur als dieser einen Revolver von ihm kaufen wollte, schreckte der SS-Mann zurück. Die Flucht glückte am 29. Dezember 1942 nicht zuletzt wegen dieses hilfreichen Mannes in SS-Uniform, an dessen Namen sich Küsel nicht mehr erinnert. Er weiss nur, dass es ein Volksdeutscher aus Oberschlesien war.

Auch dem Lagerältesten des Erziehungslagers in Monowitz, einem Kommunisten aus der Kölner Gegend namens Rudi Kahn, hat ein Posten geholfen, aus dem Lager auszubrechen. Kahn wählte Anfang 1943 eine Nacht von Samstag auf Sonntag für sein Unternehmen, weil über das Wochenende viele SS-Angehörige Urlaub hatten. Er entwich im Bereich des Wachturms aus dem Lager, auf dem verabredungsgemäss sein Freund die Wache übernommen hatte. Die Flucht glückte.

Einzelne SSler gingen noch weiter. Dem lagererfahrenen Birkenauer Capo Franz Kejmar half nicht nur ein SS-Mann, als er zusammen mit den Polen Zbigniew Pupalski und Edward Pasdor sowie dem Deutschen Theodor Retzlof die Flucht vorbereitete; er floh auch am 3. November 1943 mit ihnen aus dem Lager. Sie waren nur drei Tage in Freiheit, dann wurden sie aufgegriffen. Den Häftlingen rettete der Umstand das Leben, dass damals gerade Höss als Kommandant abberufen worden war und unter seinem Nachfolger Liebehenschei auf der

Flucht Aufgegriffene nicht mehr hingerichtet wurden. Der SS-Mann soll jedoch exekutiert worden sein, hat Kejmar gehört. Er war Volksdeutscher aus dem Banat.

Die «Kampfgruppe Auschwitz» hat viele Fluchten ohne Unterstützung von SS-Angehörigen organisiert, die geglückt sind. Als sie sich entschloss, Mitglieder ihrer Leitung zu den Partisanen der Umgebung zu schicken, wollte sie nicht den üblichen Weg benutzen, da mit der Einleitung intensiverer Suchaktionen als dem routinemässig angeordneten Stehenlassen der grossen Postenkette während dreier Nächte zu rechnen war, wenn die Lagerleitung von der Flucht mehrerer lagerbekannter Häftlingsfunktionäre erfuhr – darunter zweier, die als politische Gegner des Nationalsozialismus ins Lager eingeliefert worden waren.

Zuerst vereinbarten wir mit den Partisanen eine Stelle in der Umgebung des Lagers, an der wir Zusammentreffen und von ihnen Waffen erhalten sollten. Um den Weg zu diesem Treffpunkt gut auskundschaften zu können, erreichte ich von meinem Chef, dass er mich zusammen mit Zbyszek (der ebenfalls fliehen sollte) aus dem Lager hinaus schickte, natürlich von Posten begleitet. Anlass dazu gaben mir seine Bemühungen, die Malaria zu bekämpfen, die auf die Truppe übergegriffen hatte. Er hatte befohlen, alle Gewässer der Umgebung zu bestäuben, um die Träger der Malaria zu vernichten, aber diese Massnahme blieb erfolglos. Als er deswegen klagte, sagte ich, dass die seinen Befehl ausführenden SS-Männer daran schuld seien; denn diese legten sich draussen lieber auf eine Wiese schlafen, als dass sie die Umgebung abgingen und alle Gewässer bestäubten. Da Wirths seine Männer kannte, glaubte er mir ohne Weiteres. Dann war es mir nicht mehr schwer, zu erwirken, dass ich von ihm hinausgeschickt wurde, um auf einer Landkarte alle Teiche, Tümpel und sumpfigen Stellen einzutragen, damit diese systematisch bestäubt werden konnten, und Zbyszek mitzunehmen, der als Zeichner die Eintragungen am genauesten machen konnte. So zogen wir mit zwei Posten aus, hatten eine Landkarte, die Zbyszek gleich kopierte, damit sie bei weiteren Fluch-

ten dienlich sein konnte, und prägten uns den Treffpunkt und den besten Weg dorthin gut ein, ohne dass unsere Begleitposten das ahnen konnten.

Ein SS-Mann sollte uns sicher aus dem Lagerbereich zu der vereinbarten Stelle führen, als ob er ein Häftlingskommando eskortierte. Wie wir ihn zu gewinnen suchten, habe ich beschrieben:

«Schon für den übernächsten Abend hat mir Karl, der Capo von der Bekleidungskammer, Rudis Freund, eine Zusammenkunft mit dem Blockführer, den wir für die Flucht überreden wollen, vereinbart. Um 9 Uhr abends sollen wir uns in seinem Block im Zimmer vom Capo treffen.

Ich bin als erster im Zimmerl auf dem Dachboden. Ich höre Schritte. Deutlich sind die schweren, genagelten Schuhe des SSiers zu vernehmen.

Wenn ein SSler in ein Zimmer kommt, müssen Häftlinge aufstehen und Haltung annehmen. Ich stehe aber nicht auf, er ist ja jetzt nicht SSler und ich nicht Häftling. Im Sitzen gebe ich ihm die Hand. Er nimmt sie. Die ersten Augenblicke habe ich ein merkwürdiges Gefühl, er scheinbar auch. Wir sitzen uns allein im Zimmer gegenüber: Er mit einem Ordensband im Knopfloch, ich mit meiner Häftlingsnummer auf der Brust. Ich habe absichtlich keine andere Jacke angezogen. Man kann mich im Lager leicht finden, wenn man will. Und er soll sehen, dass ich keine Angst vor ihm habe.

„Also du weisst, worum es sich handelt?“ Ich sage ihm du – das Du unter Kameraden.

„Nein, eigentlich nicht.“

„Ich rede mit dir im Namen unserer Organisation. Du weisst doch, dass hier im Lager eine Organisation besteht?“

„Ich habe mir’s denken könnens“

„Gut. Also zuerst: Wie immer du dich zu unserem Vorschlag stellen willst: Ich rede ganz offen und erwarte dasselbe auch von dir. Dein Name und deine Adresse sind draussen, sowohl bei der Widerstandsorganisation in Polen als auch in London und Moskau. Wenn mir in nächster Zeit etwas geschieht, dann lebst du nicht mehr lange.“

Ich schaue ihm dabei fest in die Augen. Sein Gesicht verändert sich nicht. Auch seine Hände zeigen nichts an. Sie liegen ruhig auf seinen Schenkeln.

„Soll ich weitersprechen?“ – „Ja, sprich nur.“ Seine Stimme klingt belegt. Er ist beeindruckt.

„Unsere Organisation plant eine Flucht. Willst du mit uns fliehen?“

„Ich habe gedacht, dass so etwas kommen wird.“

„Dann wirst du ja auch schon an deine Antwort gedacht habend Ich lache ihn freundlich an. Er stellt eine Reihe von Fragen. Schliesslich einigen wir uns darauf, dass er sich das Ganze überlegt und mir in zwei Tagen in der Bekleidungskammer Antwort sagt.

«Vergiss also nicht, was ich dir am Anfang gesagt habe. Es wäre nur unangenehm für uns beide.» Lächelnd schütteln wir uns die Hände.»

Uns war bekannt, dass dieser Blockführer aus einer Gegend in Ostpreussen stammte, die damals Kampfgebiet geworden war. Rudi kannte ihn schon länger. Deswegen konnte das Gespräch in dieser Form stattfinden. Seine Antwort war hinhaltend. Grundsätzlich sei er zwar mit einer gemeinsamen Flucht einverstanden, da wir ihm zugesichert hatten, draussen für ein gutes Versteck für ihn bis zu der Zeit zu sorgen, wenn die Russen kommen, aber er zögerte, wenn Termine festgelegt werden sollten. In meinem Bericht steht weiter:

««Wir sitzen wieder im Zimmerl in der Bekleidungskammer beisammen. «Reden wir doch einmal ganz offen: Ich habe den Eindruck, du möchtest den Termin hinausschieben. Wir wollen das aber nicht. Bist du bereit, jetzt gleich zu fliehen? Du kannst es ruhig sagen, wenn du dazu nicht bereit bist, es wird dir deswegen nichts geschehen. Aber halt uns nicht mehr hin.»

«Ganz offen gesagt: Jetzt gleich bin ich nicht bereite Er ist sichtlich erleichtert.

«Gut. Dann hilf uns, dass wir ohne dich fliehen können. Wir brauchen einen Passierschein und eine Uniform. Was kannst du uns verschaffen, ohne dass du in Verdacht kommst? Denn daran haben wir

kein Interesse, wir wollen ja auch später noch Fluchten organisieren.»

Auch das gefällt ihm. Er will die Brücken zu uns nicht abbrechen. ‚Passierschein ist leicht. Ich bringe dir einen alten, da müsst ihr nur das Datum fälschen. Das merkt kein Posten, wenn ihr’s geschickt macht. Uniform ist schon schwerer. Eine Hose kann ich euch bringen, ich habe eine zweite, sie ist schon alt, aber das macht euch doch nichts?‘

‚Nein, das macht nichts. Rock können wir uns auch ohne dich verschaffen, Mütze auch. Schau, dass du eine Koppel auftreiben kannst.‘ Heinz arbeitet jetzt in der SS-Bekleidungskammer als Capo. Er hat verhältnismässig grosse Bewegungsfreiheit und leicht Zutritt zu SS-Uniformen. Er besorgt den Rock und die Mütze.»

Der Blockführer brachte die versprochenen Kleidungsstücke. Alles war für die Flucht vorbereitet: Der Passierschein war präpariert, eine komplette SS-Uniform hing in einem versperren Spind in unserem Arbeitszimmer im SS-Revier; er gehörte einem Sanitäter, der in einem Aussenlager eingesetzt war und nur selten ins Stammlager kam. Zbyszek hatte einen Schlüssel für diesen Spind fabriziert. Am Vorabend des Tages, an dem die Flucht festgesetzt war, erhielten wir jedoch Nachricht, dass die Partisanengruppe, mit der wir uns hätten treffen sollen, überfallen worden war. Das Unternehmen musste daher abgebrochen werden. Bald darauf wurde ich überraschend einem Transport zugeteilt, der schon einige Tage lang vorbereitet worden war. So kam ich von Auschwitz weg und habe nie wieder gehört, was aus dem jungen ostpreussischen Blockführer wurde, dessen Name mir entfallen ist.

Das hat sich im August 1944 zugetragen. Die Kampfgruppenleitung nahm ihre Fluchtpläne wieder auf. Im Oktober war es soweit. Diesmal gewannen Rudi Friemel und Vickerl Vesely zwei SS-Männer der Fahrbereitschaft dafür, mit einem Lastwagen, der Schmutzwäsche nach Bielsko zu fahren hatte, in einer Kiste Gefangene aus dem Lager zu schmuggeln. Da in dieser Kiste mehrere Platz hatten, sollten fünf an der Flucht teilnehmen: neben Ernst Burger und Zbyszek Raynoch,

die bereits im August hätten fliehen sollen, noch drei Polen aus der Widerstandsbewegung

Der eine SS-Mann hiess Frank. Goiny-Grabowski beschreibt ihn als etwa zwanzigjährigen Volksdeutschen aus Rumänien oder der Slowakei. Der andere – der volksdeutsche SS-Rottenführer Johann Roth aus Rumänien – spielte ein doppeltes Spiel. Er informierte die Politische Abteilung von dem Plan, die sowohl die fünf in der Kiste versteckten als auch Friemel, Vesely und Frank verhaftete und die Partisanen auf dem vereinbarten Treffpunkt überfiel. Roth wurde in einem Kommandanturbefehl belobigt und erhielt ein Bild des Chefs des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes, Oswald Pohl, mit eigenhändiger Widmung.

Das Schicksal Franks ist nicht geklärt. Der SS-Richter Gerhard Wiebeck erinnert sich, dass er einmal Anklage gegen einen SS-Mann zu erheben hatte, der dabei ertappt worden war, wie er eine Jüdin in einer Kiste aus Auschwitz hinausschmuggeln wollte. Er habe damals die Todesstrafe beantragt, SS-Hauptsturmführer Rohner habe den Vorsitz bei dem Prozess geführt, an dessen Ausgang sich Wiebeck angeblich nicht mehr erinnern konnte. Es ist möglich, dass es sich in diesem Fall um Frank handelt und Wiebeck zwar das Fluchtmittel – die Kiste – richtig im Gedächtnis behalten hat, sich aber in der Person irrt, der zur Flucht verholfen werden sollte; denn es ist kein anderer Fall bekannt geworden, bei dem ein SS-Mann mit Hilfe einer Kiste einen oder mehrere Gefangene aus dem Lager schmuggeln wollte. Ein Pole, der als Häftling in der Fahrbereitschaft gearbeitet hatte und Frank gut kannte, will diesen nach dem Krieg in München wiedergesehen haben.

Die abenteuerliche Geschichte einer anderen Flucht, bei der ein SS-Mann die Schlüsselfigur war, ist besser dokumentiert.

Der SS-Unterscharführer Viktor Pestek, ein Landsmann von Roth und Baretzki, fiel unter den Birkenauer Blockführern auf. Josef Neumanns Beschreibung von ihm lautet: «Er war ein anständiger Mensch, der nie Häftlinge schlug.» Jehuda Bacon sagt, dass er «humaner als die

anderen» war. Im Theresienstädter Familienlager wurde er «Miláček» genannt, was der tschechische Ausdruck für «Liebling» ist. Vitezslav Lederer hat die Vorgeschichte dieses bemerkenswerten Mannes erfahren:

Pesteks Vater war ein deutschsprechender Schmied in der Bukowina, der auch eine kleine Landwirtschaft besass. Viktor erlernte das Schmiedehandwerk. Er ist der SS beigetreten, weil ihm seine Mutter zuredete und er die Welt kennenlernen wollte. Wie die Werbung der jungen Burschen zur SS erfolgte, nachdem die Bukowina-Deutschen umgesiedelt worden waren, hat Baretzki beschrieben. Pestek kam an die russische Front. Eines Tages erhielt seine Einheit den Befehl, ein Dorf in der Umgebung von Minsk, in dem Partisanen versteckt sein sollten, zu überfallen und die Einwohner niederzumetzeln. Es kam dabei zu einem Gefecht, in dem zwei SS-Angehörige verletzt wurden. Pestek wurde an Arm und Unterschenkel getroffen. Bei Einbruch der Dunkelheit zog sich die SS zurück, die Nacht über mussten die beiden Verletzten in der zerstörten Ortschaft auf ein Bergungskommando warten. Pesteks Kamerad starb, er wachte neben dem Toten in einer Scheune. Als der völlig Erschöpfte in der Frühe endlich Schritte hörte, rief er um Hilfe. Ein Mann mit einem Gewehr und eine Frau mit zwei Kindern kamen. Pestek erkannte, dass es Russen waren. Da Pestek ihnen zu verstehen gab, dass er grossen Durst hatte, schleppte ihn der Mann zum Brunnen, dann verliessen ihn die Russen.

Später wurde Pestek von seiner Einheit geborgen und in ein Lazarett gebracht. Er konnte nicht vergessen, dass diese Menschen ihm das Leben geschenkt hatten, obwohl sie keinen Anlass hatten, einen Mann in SS-Uniform zu schonen, dessen Einheit eben erst alle greifbaren Dorfbewohner niedergemacht hatte. Auf Grund dieses Erlebnisses erwachte in Pestek, der streng katholisch erzogen worden war, die religiöse Überzeugung wieder.

Nach seiner Genesung war Pestek für weiteren Frontdienst untauglich. So wurde er nach Auschwitz kommandiert. Die tägliche Massenvernichtung erschütterte, die den volksdeutschen «Beutegermanen»

entgegengebrachte allgemeine latente Verachtung beleidigte ihn. Schliesslich verliebte sich der im Theresienstädter Familienlager als Blockführer Eingesetzte in eine grosse blonde Jüdin namens Renée Neumannová, der er den Posten einer Blockschreiberin verschaffte. Diese Beweggründe waren für den Entschluss Pesteks massgebend, nicht nur selbst der Mordatmosphäre zu entfliehen, sondern auch Häftlingen zur Flucht zu verhelfen.

Das fiel Pestek gar nicht leicht. In dieser Zeit hat nämlich folgender Vorfall den lagererfahrenen Häftlingen zur Warnung gedient: Ein SS-Mann namens Schneider überredete zwei Häftlinge des Kanada-Kommandos zur gemeinsamen Flucht. Da er als «guter» SSler bekannt war, gingen die Gefangenen auf seinen Vorschlag ein. Es fiel ihnen nicht schwer, aus Kanada Wertgegenstände zu organisieren, die ihnen in der Freiheit weiterhelfen sollten. Die beiden wurden jedoch gefasst, ins Lager zurückgebracht und hingerichtet. Die Häftlinge des Sonderkommandos haben im Krematorium auf den Leichen die mit Tintenblei auf die Brust geschriebenen Worte gelesen: «Schneider hat uns verraten». Offenbar hat dieser SS-Mann sowohl die organisierten Wertgegenstände als auch die Prämie der Lagerleitung für Verhinderung einer Flucht kassiert.

Als Pestek kurz nach diesem Vorfall an den Capo der Leichenträger in Birkenau, Josef Neumann, wegen einer gemeinsamen Flucht herantrat, lehnte dieser im Hinblick auf Schneiders Tat ab. Von weiteren Versuchen Pesteks erzählt Rudolf Vrba, damals Blockschreiber in Birkenau:

«Als ich eines Abends in seine Unterkunft (er spricht von seinem Freund Alfred Wetzler) im d-Lager hinüberging, um mit ihm zusammen zu essen, traf ich ihn an, wie er sich mit einem SS-Mann mit Namen Pestek, einem ungewöhnlich gutaussehenden Unterscharführer, der etwa sechszwanzig Jahre alt war, einen Teller mit Kartoffeln teilte. Sobald ich eingetreten war, sagte Fred zu seinem Gast: ‚Ich würde gern einmal mit Rudi darüber reden. Entschuldigen Sie uns einen Augenblick?’

Der Deutsche nickte. Fred führte mich in einen anderen Raum und

erklärte mir: ‚Die Sache ist die, Rudi: Dieser Bursche hat einen ganz aussergewöhnlichen Plan, der Erfolg haben könnte. Er ist bereit, mir zur Flucht zu verhelfen, indem er mich wie einen höheren SS-Offizier einkleidet und mit mir durch das Tor marschiert. Danach, so sagt er, brauchen wir nichts weiter mehr zu tun, als einen Zug nach Prag zu besteigen (sowohl Wetzler als auch Vrba stammen aus der Tschechoslowakei).

‚Du bist ja verrückt, Fred’, erwiderte ich scharf. ‚Denk doch an Fero Langer. Denk an Unglick (auch diese beiden waren kurz vorher von SS-Männern zur Flucht ermutigt und verraten worden). Es ist eine Falle.’

‚Das glaube ich nicht, Rudi’, antwortete Fred. ‚Ich kenne diesen Burschen. Wir haben oft zusammen gegessen und haben uns auch tatsächlich miteinander betrunken. Er ist anders als die übrigen, einer der wenigen anständigen SS-Leute, die es gibt.’

Ich respektierte zwar Freds Urteil über Menschen; aber die Bilder von Fero mit seinem halb weggeschossenen Gesicht und von Charles Unglick, der auf einem Hocker sitzend mit Spaten aufrecht gehalten wurde, waren noch lebhaft in meiner Erinnerung.

‚Nein, Fred’, erwiderte ich. ‚Es ist das Risiko nicht wert. Fero Langer und Dobrovoly (der SS-Mann, der Langer zur Flucht überredet hatte, ein Volksdeutscher aus der Slowakei, der mit Langer in dieselbe Schule gegangen war und für ihn aus Auschwitz Post geschmuggelt hatte) waren wie Brüder, und denk doch an das, was geschehen ist.’

Fred dachte eine ganze Weile über die Sache nach. Dann kehrte er in sein Zimmer zurück und sagte zu dem SS-Mann: Vielen Dank, Pestek. Aber ich glaube nicht, dass dies klappen kann. Und wenn es misslingt, sind wir beide Todeskandidaten.’

Der Deutsche zuckte die Achseln, streifte mich mit einem Blick und fragte: ‚Hat dir Fred von dem Plan erzählt, Rudi?’ Ich nickte. ‚Wie wäre es dann mit dir? Ich bin sicher, dass wir durchkommen.’

‚Warum wollen Sie es denn tun? Was hätten Sie davon? Warum wollen Sie Ihre Laufbahn und Ihr Leben aufs Spiel setzen?’

‚Weil ich dieses ganze gemeine Treiben hasse‘, antwortete er ruhig.
‚Weil ich es hasse, mitanzusehen zu müssen, wie Frauen und Kinder ermordet werden. Ich möchte etwas tun, um diesen Geruch zu vergessen und mich selber etwas sauberer fühlen zu können

‚Aber wie sollen wir denn zum Tor hinaus? Angenommen, es stellt mir jemand Fragen. Es gibt Hunderte von Fallen‘

‚Wenn jemand dich anspricht, nickst du nur zu mir hinüber. Vergiss nicht, du bist ein Obersturmbannführer, und ich bin dein Adjutant. Du gibst dich nicht mit kleinen Leuten ab. Du bellst nicht selber, wenn du einen Hund hast, der es für dich tut.‘

‚Und was ist mit dem Zug? Was geschieht, wenn jemand dort mit mir zu reden beginnt? Was ist mit dem Schaffner, der die Fahrkarten verlangt? Was ist mit der Militärpolizei und der Kontrolle an der Grenze?‘

‚Du wirst schlafen. Man kann einen Obersturmbannführer nicht stören. Dein Adjutant wird sich mit all diesen untergeordneten Dingen befassen

Es war ein kühner Plan, und er war so einfach, dass er gelingen konnte. Ich dachte eine Weile schweigend darüber nach, suchte nach Fehlern in diesem Gewebe und konnte keine finden; aber Feros und Charles' Gespenster waren mir noch immer zu nah. Vielen Dank für das Angebot, erklärte ich schliesslich. ‚Aber ich glaube, das Risiko ist zu hoch.‘

Ein paar Tage später sagte Hugo Lenk, der Ehemalige aus der Internationalen Brigade, der mit dem zweiten Tschechentransport eingetroffen war, zu mir: ‚Kennst du den Pestek, den SS-Mann? Er hat einen Plan. Er will mich in der Uniform eines SS-Offiziers aus dem Lager schmuggeln. Wahrscheinlich klingt es verrückt, aber trotzdem .. .‘

‚Ich weiss Bescheid‘, erwiderte ich. ‚Er hat erst Fred Wetzler und dann mir das Angebot gemacht. Er scheint zuverlässig zu sein, falls man das von einem SS-Mann sagen kann, aber an der ganzen Sache ist etwas, das stinkt. Wenn du meinen Rat hören willst, dann vergiss die ganze Sache.‘

Er befolgte meinen Rat.»

So beschreibt Vrba, der bald nachher mit Wetzler ohne Hilfe eines SS-Angehörigen geflohen ist, die vergeblichen Bemühungen Pesteks. Jehuda Bacon erinnert sich, dass dieser eigenartige SS-Mann auch mit dem Leiter des Kinderblocks im Familienlager, Fredy Hirsch, vertraulichen Kontakt hatte; denn Bacon hatte von Hirsch mehrmals den Auftrag erhalten, aufzupassen, damit dieser im Gespräch mit Pestek nicht überrascht werde.

Eines Tages hatte Pestek den Blockältesten Vitezslav Lederer aus dem Familienlager zur Politischen Abteilung zu eskortieren, die ihn für eine Vernehmung angefordert hatte. Bei dieser Gelegenheit hat er offenbar Einblick in Lederers Akt nehmen können, dem zu entnehmen war, dass Lederer Offizier in der tschechoslowakischen Armee gewesen und bereits in Theresienstadt mehrmals verhört worden war, ohne dass man etwas aus ihm herausbekommen hatte. Auf dem Weg fragte Pestek Lederer, ob er aus reichem Haus stamme. Lederer sagte, dass er Verwandte in Pilsen habe. Schliesslich riet Pestek ihm, wie er sich bei der Vernehmung verhalten soll, und gab ihm eine Zigarette.

Bald nachher machte Pestek auch Lederer das Angebot, mit ihm zu fliehen. Lederer hatte nichts zu verlieren, denn er war der Sabotage beschuldigt und musste damit rechnen, früher oder später beiseitegeschafft zu werden. Darum sagte er zu und versicherte Pestek, dass ihnen Bekannte in Böhmen weiterhelfen würden, wenn sie sich bis dorthin durchgeschlagen hätten. Schliesslich vertraute Pestek Lederer an, dass er Renée liebe, nochmals nach Auschwitz zurückkehren und sie befreien wolle. Er besorgte Uniformstoff, aus dem Lederer von Schneidern im Familienlager eine SS-Uniform anfertigen liess – angeblich für Pestek.

Am 5. April 1944 war es soweit: Pestek hatte sich Urlaubspapiere beschafft und verabschiedete sich von seinem Kollegen in der Blockführerstube, den er vorher betrunken gemacht hatte. Lederer hatte inzwischen die SS-Uniform angezogen und ging, als Kontrollposten getarnt, aus dem Lager. Der berauschte Blockführer befürchtete, dass die

Kontrolle seinen Zustand bemerken könne, und wich daher Lederer aus. Pestek hatte das Soldbuch des Betrunkenen aus dessen Rocktasche genommen. So hatte Lederer auch reguläre SS-Papiere. Sie gingen geradewegs zum Bahnhof. Alles klappte. Der Kontrolle an der tschechischen Grenze wichen sie dadurch aus, dass sie in einen Gepäckwagen eindringen und den eingeschüchterten Postbeamten eine SS-Kontrolle vortäuschten. Am Mittag des nächsten Tages waren sie bereits in Prag.

Geld und Schmuck, die Lederer in Auschwitz organisiert hatte, halfen weiter, seine Bekannten verschafften ihnen ein Versteck und führten sie mit einem tschechischen Ingenieur zusammen, der Dokumente fälschte. Pestek kaufte von ihm Papiere, die ihn als SS-Offizier auswiesen und legitimierten, drei Häftlinge aus Auschwitz zu einem Verhör abzuholen, und zwar Renée, deren Mutter, ohne die Renée nicht fliehen wollte, und eine Bekannte des Ingenieurs. Letzteres war die Bedingung des Ingenieurs für seine Mithilfe. Lederer schlich sich inzwischen in das Lager Theresienstadt ein, dessen Örtlichkeiten ihm von seiner dortigen Internierung her bekannt waren, um die interne Lagerleitung vor weiteren Verschickungen zu den Auschwitzer Gaskammern zu warnen. Aber man wollte ihm nicht glauben.

Am 25. Mai fuhren Pestek und Lederer in Uniformen von SS-Führern nach Auschwitz. Über das, was dort folgte, liegen verschiedene Berichte vor. Lederer gibt an, dass Pestek noch eine Polin im benachbarten Myslowice besuchen und von ihr Schmuck abholen wollte, den er in Kanada organisiert und ihr zur Aufbewahrung übergeben hatte. Diese Frau soll seine Rückkehr verraten haben. Pestek sei bereits auf dem Bahnhof von Auschwitz von der SS erwartet und verhaftet worden, während Lederer entkommen konnte.

Die anderen Berichte – die miteinander weitgehend übereinstimmen – weichen von dieser Schilderung Lederers ab. So sagt Josef Neumann, der sich kraft seiner Funktion als Capo der Leichenträger in Birkenau verhältnismässig frei bewegen konnte, dass er am 25. Mai von einem ihm unbekanntem SS-Mann gefilzt wurde. «Er fand bei mir

etwas, gab mir die Sachen aber zurück und sagte: ‚Sei froh, dass du nicht von jemandem anderen erwischt worden bist!‘ Als ich nachher in meiner Tasche nachsah, fand ich darin einen Zettel, auf dem stand: ‚Ich bin im Block X (die Nummer ist Neumann entfallen).‘ Das war der Block in dem noch nicht fertig ausgebauten Lagerabschnitt B III (später Mexiko genannt), in dem ich mich seinerzeit gewöhnlich mit Pestek getroffen hatte. Ich ging in den Block, piff, und Pestek antwortete mir. Er war auf dem Dachboden der Baracke versteckt, half mir hinauf und sagte: ‚Jetzt glaubst du mir, dass ich euch nicht verrate. Pack dich schnell zusammen, nimm alles, was du nur kriegen kannst, um n Uhr fahren wir fort.‘ Ich konnte es noch immer nicht glauben, aber ich war bereit, jedes Risiko auf mich zu nehmen.»

Als Neumann zur verabredeten Zeit zum Treffpunkt gehen wollte, bemerkte er schon von Weitem, dass der Block von SS umstellt war. Schnell ging er in seinen Lagerabschnitt zurück, schlüpfte aus den Zivilkleidern, die er unter seiner Häftlingsmontur angezogen hatte, und versteckte alles, was er für die Flucht zu sich genommen hatte, bevor er zum Tor gerufen wurde. Pestek war inzwischen verhaftet worden. «Ich wurde Hand an Hand mit Pestek gefesselt und im Auto von Schwarzhuber zum Block 11 ins Stammlager gebracht. Dort war großes Erstaunen darüber, dass ein SS-Mann und ein jüdischer Häftling aneinandergefesselt gebracht wurden.»

Der Blockführer Stefan Baretzki, der Pestek von Kindheit an kannte, bestätigt, dass dieser in Birkenau verhaftet worden war. Er hat gehört, dass Pestek durch einen Zettel verraten worden sei, den er geschrieben hatte, der aber nicht an den Adressaten, sondern in die Hände des Rapportführers Polotschek geraten sei. Selbst gesehen hat Baretzki, wie SS-Männer den gefesselten Pestek schlugen.

Pery Broad gab über Pesteks Verhaftung zu Protokoll: «Ich kann mich noch erinnern, dass sich verschiedene Capos des Lagers Birkenau damit brüsteten, diesen SS-Mann in der Nähe des Lagers aufge-

spürt und halb totgeschlagen zu haben.» Ein Gerichtsoffizier habe den Fall in die Hand genommen und Pestek wäre exekutiert worden.

Wilhelm Boger, der Fluchtsachen zu bearbeiten hatte, bezeugte vor dem Frankfurter Gericht: «Pstek wurde ordnungsgemäss durch ein SS- und Polizeigericht der Nebenstelle Kattowitz abgeurteilt und exekutiert. Die Verhandlung gegen Pestek hat in Auschwitz stattgefunden. Der Schreiber Unterscharführer Mertens war zugegen, ebenso bei der Vollstreckung des Urteils, die in Miedzebrodze vollzogen wurde. Pestek wurde wegen Häftlingsbegünstigung und Fahnenflucht verurteilt. Er wurde geschnappt, als er nach seiner Flucht nochmals nach Auschwitz zurückkam.»

Der frühere SS-Mann Wilhelm Zieg gab vor Gericht an: «Ich erinnere mich noch an die Erschiessung eines SS-Mannes namens Pestek. Diese Erschiessung fand ausserhalb des Lagers in der Nähe der Sola statt. Die Kompanie, der ich angehörte, musste bei der Erschiessung Pesteks vollständig antreten, und zwar aus Abschreckungsgründen. Zu dem Erschiessungskommando gehörte ich nicht.

Aus Erzählungen erfuhr ich, dass Pestek einem Häftling zur Flucht verholfen hatte und später in das Lager zurückgekehrt war in der Uniform eines SS-Untersturmführers, um einen weiteren Häftling aus dem Lager herauszuschleusen. Die Erschiessung Pesteks fand im Jahr 1944 statt, und zwar im September an einem Sonntagmorgen.» Auch Franz Wunsch erinnert sich, dass Pestek in der Uniform eines SS-Untersturmführers nach einer geglückten Flucht nach Auschwitz zurückgekommen, dabei verhaftet und zum Tod verurteilt worden sei. Wunsch musste bei der Erschiessung ebenso wie Zieg zugegen sein.

Neumann wurde schwer misshandelt, blieb jedoch am Leben. Renée blieb unbehelligt.

Manches an dieser einzig dastehenden Tat bleibt rätselhaft; nicht nur die so stark voneinander abweichenden Versionen der Verhaftung von Pestek; es ist ungeklärt, wieso Pestek nicht – wie verabredet und vorbereitet – die drei Frauen aus dem Lager bringen wollte, sondern Neumann.

Weitere Versuche von SS-Angehörigen, mit Häftlingen zu fliehen, sind anders zu werten als die Taten Franks und Pesteks, denn sie wurden bei der Evakuierung von Auschwitz und damit offenkundig zu dem Zweck unternommen, sich in letzter Stunde ein Alibi bei den Siegermächten zu verschaffen. Ein SS-Mann, der damals 32 Frauen zu eskortieren hatte – sein Name blieb unbekannt –, ermöglichte es diesen, sich in der Ortschaft Wilchwy bei den Einwohnern zu verstecken. Er verzögerte den Abmarsch so lange, bis alle untergeschlüpft waren, dann verbarg er sich ebenfalls in diesem Dorf. Halina Wrobel, die diese Episode aufgezeichnet hat, betont ausdrücklich, dass die Bewohner des Dorfes allen Frauen gleichermaßen geholfen hatten, nicht nur Polinnen.

Der Lagerführer von Bobrek, Anton Lukaschek, ist bei der Evakuierung seines Kommandos zusammen mit dem Capo – einem deutschen Kriminellen – mit Pferd und Wagen geflohen. Die Nähe seiner oberschlesischen Heimat, durch die der Evakuierungsmarsch führte, dürfte Lukaschek dazu bewogen haben. Beide wurden aufgegriffen. Da der Capo wieder in den Evakuierungszug eingereiht wurde, dürfte auch Lukaschek nichts geschehen sein.

Die SSler, die sich bei der Evakuierung um ein Alibi bemüht hatten, waren in der Minderzahl. Nicht wenige gingen damals womöglich noch brutaler als im Lager gegen die Gefangenen vor; offenbar hatten sie keine Hoffnung, einer Strafe zu entgehen, und genossen ihre Macht noch, solange es möglich war. Unbarmherzig schossen sie nicht nur jeden Fluchtverdächtigen, sondern auch alle Marschunfähigen nieder und trieben die Einwohner mit Schüssen auseinander, wenn sie Häftlingen beim Durchmarsch durch ihre Ortschaften Lebensmittel zustecken wollten.

In diesem und dem vorhergehenden Kapitel wurden viele Bewacher genannt, die Gefangenen geholfen haben. Die Aufzählung ihrer Taten mag beeindruckend sein. Folgende kleine Rechnung soll jedoch die Proportionen wiederherstellen, die durch diese Schilderungen verschoben worden sein könnten:

Von dem Blockführer des Bunkers angefangen, der den Kopf eines gefesselten Häftlings mit seinem Stiefel stützte, um ihm das Essen zu ermöglichen, bis zu Pestek, der sein Leben eingesetzt hat, wurde in beiden Kapiteln das Verhalten von 68 SS-Angehörigen beschrieben – also von ziemlich genau einem Prozent der Wachmannschaft von Auschwitz. Wie bereits gesagt, haben Gefangene für Hilfeleistungen ein gutes Gedächtnis. Alle bekannt gewordenen Fälle wurden hier zusammengestellt.

Von 99 Prozent der Wachmannschaft war nichts Positives zu berichten.

ZIVILISTEN IN AUSCHWITZ

«Wir wussten wirklich nichts von Auschwitz und der Judenvernichtung», beteuerten viele Zeugen vor den Frankfurter Richtern, die hohe Funktionen im Staatsapparat oder in der Partei innehatten, als in Auschwitz die Krematorien Tag und Nacht gebrannt hatten; derlei Versicherungen bekommt man nicht nur in deutschen Gerichtssälen zu hören. Viele, die im Dritten Reich Rang und Namen hatten, bemühen sich nachträglich um den Nachweis, die Menschenvernichtung sei ein strengstens gehütetes Geheimnis der SS gewesen. Ihnen gab Kaduk eine drastische Antwort, als er während des Frankfurter Auschwitz-Prozesses einmal lospolterte:

«Wenn die Öfen gebrannt haben, dann war eine Stichflamme von fünf Meter Höhe, die hat man vom Bahnhof aus gesehen. Der ganze Bahnhof war voll von Zivilisten. Niemand hat etwas gesagt. Auch Urlaubenzüge waren dort. Oft haben die Urlaubenzüge Aufenthalt in Auschwitz gehabt, und der ganze Bahnhof war vernebelt. Die Wehrmachtsoffiziere haben aus dem Fenster herausgesehen und haben gefragt, warum es so riecht, so süß. Aber keiner hat den Mut gehabt zu fragen: Was ist denn los? Hier ist doch keine Zuckerfabrik. Wozu sind denn die Schornsteine da?»

Pery Broad hat sich während des Prozesses zurückgehalten, aber in der Voruntersuchung eindeutig gesprochen: «Die pechschwarzen Rauchwolken (waren) kilometerweit zu sehen und zu riechen. Der Gestank war einfach unerträglich. Auch die Flammen, die aus den Schornsteinen der Krematorien schlügen, waren weithin zu sehen. Ich hatte damals (1944) den Eindruck, dass man sich um eine Geheimhaltung beziehungsweise Tarnung dieser Dinge kaum noch kümmerte.» Adolf BarteImes, der Bahnbeamter in Auschwitz war, bezeugte ebenfalls, dass man aus einer Entfernung von 15 bis 20 Kilometern die

Flammen gesehen und gewusst hat: Hier werden Menschen verbrannt. Von der stark frequentierten Bahnlinie aus waren von SS eskortierte Häftlingskolonnen zu sehen.

In dieser Studie soll nicht eingehend untersucht werden, wie viele Deutsche von der wohlorganisierten Massenvernichtung gewusst haben mussten. Es seien nur einige Quellen angedeutet, aus denen solches Wissen geschöpft werden konnte oder die zumindest Anstoss für fundierte Vermutungen hätten geben können.

Die Tausenden an den Vernichtungsstätten eingesetzten SS-Männer waren zwar zu Stillschweigen verpflichtet. Dass jedoch eine solche Verpflichtung nicht jahrelang von so vielen Menschen strikt eingehalten werden kann, liegt auf der Hand, noch dazu, wenn man die Demoralisierung dieser Truppe in Betracht zieht.

Der Schweizer René Juvet berichtet, dass ihn einmal während einer Bahnfahrt durch Bayern ein ihm unbekannter SS-Mann ansprach, der offenbar unter der Wirkung von Alkohol schilderte, wie furchtbar es im KZ Mauthausen zugehe, wo er stationiert war. Sollte Juvet der einzige gewesen sein, der auf einem solchen Weg zufällig Kenntnis von in KZs begangenen Verbrechen erhalten hat?

Wie viele haben Pakete aus den Vernichtungslagern nach Hause geschickt, so wie der Universitätsprofessor Kremer, der in seinem Tagebuch darüber Buch geführt hat? Sollte sich kein Empfänger jemals darüber Gedanken gemacht haben, woher diese im Krieg rar gewordenen Güter stammten?

SSler in gehobenen Stellungen wohnten mit ihren Familien im Lagerbereich. Wer kann glauben, dass alle Frauen und Kinder – die in Auschwitz Vergasen gespielt haben – das Schweigegebot jahrelang eiserne eingehalten haben? Eisenbahner kamen bis zur Rampe und sahen aus unmittelbarer Nähe, was vorging. Angestellte der Reichsbank nahmen Monat für Monat viele Kilo schwere Sendungen von Zahngold in Empfang. In der Filzfabrik Alex Zink in Roth bei Nürnberg wurden Frauenhaare verarbeitet, die diese Firma laufend säckeweise von der Kommandantur in Auschwitz kaufte – eine halbe Mark pro Kilo-

gramm. Das Räderwerk der Tötungsorganisation reichte weit über die Vernichtungsstätten hinaus.

Das Abhören von Feindsendern war mit schwersten Strafen bedroht, nur zu oft wurden zur Abschreckung Hinrichtungen aus diesem Grund publik gemacht. Aber trotzdem wurden diese Sender gehört. Weil Goebbels das wusste, hat er sich mit ihren Argumenten auseinandergesetzt. Wir haben deutlich bemerkt, dass auch die SS Radio London hörte. Die alliierten Rundfunkanstalten berichteten immer wieder über den organisierten Massenmord im Osten.

Der Universitätsprofessor Kremer vertraute am 1. März 1943 seinem Tagebuch an, dass er bei einem bekannten Handwerker in Münster ein in Kattowitz von der «Soz. Partei Deutschlands» hergestelltes Flugblatt zu Gesicht bekommen hat, in dem stand, «dass wir bereits 2 Millionen Juden liquidiert hätten durch Erschiessen und durch Giftgas». Im Frühling 1944 wurde in Wien ein Flugblatt illegal verteilt, welches detaillierte Kunde über Auschwitz gab. Mein Bruder Otto hat die Unterlagen dafür einer kommunistischen Gruppe gegeben, welche die Schrift hergestellt hat. Niemand kann annehmen, dass es nur diese beiden Flugblätter mit derartigem Inhalt gegeben hätte.

Allerdings war es so, wie Ernest K. Bramsted schreibt: «Für viele wurden die falschen Greuelmärchen der Alliierten (während des Ersten Weltkriegs) eine Art schützender Vorhang, hinter dem sich ihre Gemüter verstecken konnten, um sich nicht über die aktuellen Greuel informieren zu müssen, die das Naziregime verübte.» Wer sich nicht durch unheilvolle Nachrichten seine Ruhe stören lassen wollte, fand Gründe, um alle Gerüchte von sich wegzuschieben.

Nicht wenige Deutsche, die keine SS-Uniform trugen, haben aber nicht nur von der Menschenvernichtung gehört; viele sind als Zivilangestellte mit Auschwitz in Berührung gekommen und haben selbst gesehen, was dort geschah. Wie sie in der Praxis das Stillschweigen einhielten, zu dem sie verpflichtet waren, können Aussagen von Facharbeitern der Krupp-Werke belegen, die in Nürnberg beschworen wurden.

Erich Lutat bezeugte dort: «Selbstverständlich war es verboten, über die Dinge, welche wir über das KZ erfuhren, zu reden. Jedoch sprachen wir Arbeiter untereinander darüber und erwähnte ich es auch gegenüber meiner Familie bei Besuchen in Essen.» Sein Kollege Paul Ortman sagte: «Ich fuhr nach ungefähr 14 Tagen für einen kurzen Besuch (von Auschwitz) nach Essen zurück, und ich weiss, dass ich bei mir zu Hause ganz entsetzt erzählte, was ich in Auschwitz erfahren hatte.»

Zivilisten erfuhren in Auschwitz auch Einzelheiten, die nur wenigen bekannt waren. Dem Bürovorsteher der IG-Farben-Werke bei Auschwitz, Georg Heydrich, schilderte einmal ein SS-Angehöriger mit allen Zeichen einer starken Erschütterung unter Tränen, wie in Birkenau Leichen auf Scheiterhaufen ausserhalb der Krematorien verbrannt wurden. Er habe selbst gesehen, dass auf diese Scheiterhaufen sogar Lebende geworfen wurden, sagte der SS-Mann. Das geht aus einem Protokoll hervor, welches den alliierten Gerichten in Nürnberg vorlag.

Wenn man die Wahrheit nicht erfahren wollte, dann konnte man sich selbst im Bereich des Feuerscheins der Krematorien und des widerlichen Geruchs, den verbranntes Menschenfleisch verbreitet, blind stellen. Der so wie Heydrich bei den IG-Werken beschäftigte Schlosser Hermann Hausmann beteuerte, es sei zwar damals von Vergasungen der Gefangenen gesprochen worden, aber «wir sträubten uns, das zu glauben». Wer sich erfolgreich gestäubt hat, kann nachträglich versichern, er hätte damals nichts von alledem erfahren.

Die Gefangenen haben die Reaktion der Zivilisten auf den Anblick ihres Elends aufmerksam beobachtet; sollte sie ihnen doch darüber Aufschluss geben, ob die mörderische Einstellung der SS vom deutschen Volk geteilt wurde.

Ich begegnete das erste Mal im Dritten Reich auf dem Münchner Hauptbahnhof Deutschen ohne Uniform, als ich zusammen mit 16 Kameraden in der Zebromontur des KZ-Häftlings von dem Geleise, auf dem die Dachauer Lokalzüge ankamen, zu einem anderen eskortiert wurde, um nach Auschwitz einwaggoniert zu werden. Die Bahnhofshalle war an diesem Augusttag des Jahres 1942 voll Leben und Bewe-

gung. Ich verstand gut, dass niemand eine Geste des Mitgefühls gewagt hat; die Posten in SS-Uniform schreckten sicher ab. Dass ich aber in den Gesichtern derer, die uns anstarrten, keine Spur von Mitleid lesen konnte, war für mich aufschlussreich. Ich kann nicht glauben, dass uns die verachtungsvollen Blicke deswegen trafen, weil man uns für Verbrecher hielt. In München musste man wissen, dass in dem nahen Dachau Menschen aus politischen Gründen festgehalten wurden. Ausserdem waren wir sauber und rasiert, sahen also nicht so aus, wie man sich Verbrecher gerne vorstellt. Pierre Petit, der fast zwei Jahre später über denselben Bahnhof geführt wurde, ist dabei von Leuten beschimpft und tötlich angegriffen worden, so dass die eskortierenden Posten ihn und seine Kameraden in Schutz nehmen mussten.

Der Holländer Leo Vos war 27 Monate in oberschlesischen Arbeitslagern interniert. Täglich wurde er mit vielen anderen, die so wie er den Judenstern trugen, zweimal an deutschen Zivilisten vorbeigeführt. Da er bei ihnen ebenfalls kein Anzeichen von Mitleid entdecken konnte, kommt Vos zu dem Schluss: «Auch diejenigen, die nicht aktiv an den Greueln mitgewirkt haben, tragen wegen ihrer Lauheit und Gefühllosigkeit Verantwortung.»

Siegfried van den Bergh wurde Ende 1944 in Gleiwitz, nur wenige Dutzend Kilometer von Auschwitz entfernt, zum Be- und Entladen von Waggons eingesetzt. Da die Waggons möglichst schnell der Bahn wieder zur Verfügung gestellt werden sollten, schlugen sowohl SS als auch Capos auf die arbeitenden Häftlinge ein. «Deutsche Bürger» – wie van den Bergh sie nennt – haben den prügelnden SS-Männern zugeschaut. «Ich hörte sie dann zu den SS-Posten sagen: ‚Ich verstehe nicht, dass ihr sie nicht totschat, die dreckigen Juden.‘ Dadurch ermutigt, warf der SS-Mann mir noch ein Stück Kohle auf den Kopf», schreibt der Holländer.

Die Reaktion war eine ganz andere, sobald Häftlinge Menschen begegneten, die keine Deutschen waren. Karl Dubsky wurde im Aussenlager Jaworzno wie alle anderen täglich angekettet zur Arbeit in eine Kohlengrube geführt. Die polnische Bevölkerung legte ihnen häufig

Päckchen mit Lebensmitteln auf den Weg. Die meisten Angeketteten waren als Juden gekennzeichnet. Gefangene Jüdinnen, die im Aussenlager Hindenburg in einer Giesserei zu arbeiten hatten, wurden von polnischen Arbeitern dieses Werks unterstützt. Auch Häftlinge, die in einer Maschinenfabrik in Sosnowitz arbeiteten, berichten, dass ihnen polnische Arbeiter heimlich Lebensmittel zugesteckt und angerauchte Zigaretten für sie liegengelassen haben. Der polnische Meister Niklaszyński hat vier im gleichen Werk arbeitenden russischen Häftlingen Zivilkleidung verschafft und ihnen damit geholfen zu fliehen.

Charles Goldstein wurde mit einem Kommando von Auschwitz zu Aufräumungsarbeiten nach Warschau überstellt. Sie fielen den Warschauern durch die Häftlingskleidung und ihr heruntergekommenes Aussehen auf. «Mehr als einmal erklärten sich fremde Menschen mit uns solidarisch, munterten uns auf, grüssten uns sogar mit einer Art Ehrerbietung. Uns, die wir seit Jahren nur Flüche, Fusstritte und Prügel als Begrüssung kannten, war diese Freundschaftsbezeugung ein grosses Erlebnis», schreibt Goldstein. Er trug ebenso wie seine Gefährten den Judenstern auf seiner Häftlingsmontur.

In den Jahren 1945 und 1944 bildete sich um Auschwitz ein immer dichter werdender Kranz von Rüstungsbetrieben. Die Äusserung des Standortarztes seinem Freund Dr. Fischer gegenüber «Wir können uns jetzt gar nicht mehr retten vor Betrieben, die unbedingt Häftlinge haben wollen» widerlegt die nach dem Krieg häufig gehörte Behauptung, der Rüstungsindustrie wären damals Häftlinge aufgezwungen worden. In diesen Betrieben hatte sich die SS-Mannschaft auf die Bewachung zu beschränken, während deutsche Direktoren, Ingenieure und Meister die Arbeit leiteten und damit das Arbeitsklima bestimmten.

Höss beschrieb es summarisch: Ihm sei bekannt geworden, dass Häftlinge nicht nur von der SS und Häftlingsfunktionären, sondern auch von Zivilangestellten misshandelt wurden.

Die IG-Farben errichteten als erste einen Betrieb in Lagernähe. Be-

reits Anfang 1941 wurde mit dem Bau eines chemischen Werkes zur Buna-Erzeugung bei Monowitz begonnen. Das Aussenlager, das einhalb Jahre später unmittelbar bei diesem Werk gebaut wurde, entwickelte sich wegen der ständig steigenden Anforderungen nach Häftlingen bald zum grössten Arbeitslager. Deswegen und weil sich bald nach Kriegsende leitende Direktoren der IG-Farben vor einem amerikanischen Militärgericht zu verantworten hatten, ist das Verhalten der deutschen Angestellten dieses Werkes am besten dokumentiert; denn viele ehemalige Häftlinge wurden als Zeugen darüber vernommen.

Im Urteil dieses Prozesses heisst es lakonisch: «Fälle von menschenunwürdiger Behandlung kamen auch auf der Baustelle (der Buna-Werke) vor. Hin und wieder wurden die Arbeiter (also die Häftlinge) vom Werkschutz und den Vorarbeitern geschlagen, die die Gefangenen während der Arbeitszeit zu beaufsichtigen hatten. Manchmal kam es vor, dass Arbeiter zusammenbrachen.»

Zur Bestätigung dafür, dass den leitenden Herren dieses Werkes der Charakter des Vernichtungslagers nicht verborgen bleiben konnte, sei nur die in Nürnberg beeidete Erklärung des Vorstandsmitgliedes Christian Schneider zitiert: «Die Verbrennungsschlote vom KZ Auschwitz konnte man von der IG Auschwitz aus sehen. Ich habe gehört, dass IG-Leute, die in Auschwitz waren, den Verbrennungsgeruch selbst gespürt haben, und zwar Walther Dürrfeld und andere Auschwitz besuchende Ingenieure. Die genannten Herren erzählten mir, dass es ein furchtbarer Geruch war.»

Vor dem amerikanischen Gericht wurde Dr. Walther Dürrfeld gefragt: «Gab es Häftlinge, die keine Schuhe hatten?» Seine Antwort lautete: «Ja, es gab solche.» Auf weitere Fragen ergänzte er, dass davon auch seine Vorgesetzten Dr. Ambros und Dr. Heinrich Bütefisch Kenntnis gehabt hatten. Unschwer hätten die Herren diesen Mangel beheben können, indem sie auf die negativen Auswirkungen auf die Arbeitskraft hingewiesen hätten. Zur Beschleunigung der Produktion von Buna wurde von höchsten Stellen alles getan.

Der Bauleiter der IG-Farben für Auschwitz, Ingenieur Gustav Murr, bemühte sich so wie seine Vorgesetzten, sein Werk und sich selbst vor Gericht in möglichst günstigem Licht darzustellen. Über den Einsatz der Häftlinge befragt, sagte er nicht ohne Stolz: «Zuerst sind die Häftlinge von Auschwitz zu Fuss nach Buna gelaufen. Ich drängte darauf, dass sie mit der Bahn fahren. Das tat ich als Mensch, denn wenn die Häftlinge jeden Tag sechs Kilometer zu laufen haben, können sie nicht mehr voll arbeiten.» Diese uneigennützig Menschensfreundlichkeit zusammen mit der Angst vor den damals im Hauptlager grassierenden Infektionskrankheiten führte zur Errichtung des separaten Arbeitslagers unmittelbar beim Werk.

Noch aufschlussreicher sind folgende Aussagen Murrs: «Mir ist bekannt, dass es Beschwerden gab, wenn nicht mehr genügend Arbeitskraft vorhanden war. Nach einer solchen Beschwerde ist es meist besser geworden. Die SS hat kräftigere Leute geschickt, denn wenn einer schwach war, konnte er ja nichts leisten.» Auf die Frage des Vorsitzenden im Frankfurter Auschwitz-Prozess, was die Lagerführung auf Grund einer solchen Beschwerde konkret unternommen hat, antwortete Murr lediglich: «Das entzieht sich meiner Kenntnis.» Die Verbrennungsschlote, die er sehen konnte, gehörten nicht in seinen Kompetenzbereich, sie interessierten ihn nicht.

Dr. Friedrich Entress, der im Jahr 1943 längere Zeit als Lagerarzt für Monowitz zuständig war, wurde deutlicher. Er gab zu Protokoll: «Der Häftlingsumsatz in Monowitz war sehr gross. Die Häftlinge waren schwach und unterernährt. Dabei ist zu unterstreichen, dass die von den Häftlingen verlangte Leistung nicht mit den Lebens- und Ernährungsbedingungen in Einklang war. Für die IG-Farben war das Arbeiten mit KZ-Häftlingen insofern günstig, da sie freie Zivilarbeiter unter weit besseren Bedingungen hätten halten müssen.» Entress berichtete, dass die IG bei einer Besprechung im Frühling 1943 darauf gedrungen hatte, «den Krankenbau in Monowitz möglichst klein zu halten, da die IG besonderen Wert darauflegte, möglichst viel arbeitsfähige Häftlinge in Monowitz zu haben. Aus dieser Besprechung ergab sich spä-

ter in der Praxis, dass zwar alle Häftlinge, die krank waren, in den Krankenbau Monowitz aufgenommen wurden, dort jedoch nur eine bestimmte Zeit bleiben konnten und – wenn ihr Kranksein zu lange dauerte (5-4 Wochen) – in das Stammlager Auschwitz zurückgeführt wurden, um von dort aus zum grössten Teil nach Birkenau zur Vergasung geschickt zu werden ... Wenn der Krankenstand über fünf Prozent anstieg, musste der Lagerarzt Selektionen vornehmen.»

Dürrfeld liess sich offenbar von kommerziellen Erwägungen leiten: Die IG hatte der Kommandantur für jeden im Stand des Lagers Monowitz geführten Häftling einen bestimmten Betrag zu entrichten. Ein nicht arbeitsfähiger Gefangener, der aus Monowitz entfernt wurde, konnte vom Konto der IG abgesetzt werden.

Die Gefangenen haben diese Einstellung der leitenden Beamten zu spüren bekommen. Samuel Graumann wurde einmal mit der Führung eines Arbeitskommandos von hundert Jugendlichen im Alter von 14 bis 17 Jahren beauftragt. Ein deutscher Ingenieur forderte von ihm, die Jugendlichen mit Schlägen anzutreiben, denn «wir müssen alles daransetzen, um zu siegen». Ein deutscher Meister hat die Ablösung Graumanns als Vorarbeiter durchgesetzt, weil dieser den ihm Unterstellten erlaubt hatte, sich während der Arbeitszeit zu waschen. Er könne keine mitleidigen Vorarbeiter brauchen, sagte der Meister. Einen Zivilunternehmer, der im Auftrag der IG-Leitung auf dem Werksgelände Erdarbeiten durchzuführen hatte, charakterisiert Graumann als «Ausbeuter ärgster Sorte». Er ordnete an, dass die Häftlinge bei einem Gang mehr Ziegel zu tragen hatten als vorher, und hetzte die Posten auf sie.

Metzger Silber erinnert sich: «Die IG-Herren sind dageigestanden, wenn geschlagen wurde, und haben auch ganz gut gelächelt dabei.»

Primo Levi hat einen gewissen Dr. Pannwitz von der Polymerisationsabteilung der Buna-Werke sehr anschaulich beschrieben. Da die Werksleitung einmal Chemiker angefordert hat, wurde Levi zusam-

men mit anderen einer Prüfung unterzogen, weil er Chemie studiert hatte. Geprüft hat Dr. Pannwitz, «hochgewachsen, mager und blond; er hat Augen, Haare und Nase, wie alle Deutschen sie haben müssen». Levi steht vor seinem Schreibtisch. «Wie er mit dem Schreiben fertig ist, hebt er die Augen und sieht mich an ... Zwischen Menschen hat es einen solchen Blick nie gegeben. Könnte ich mir aber bis ins Letzte die Eigenart jenes Blickes erklären, der wie durch die Glaswand eines Aquariums zwischen zwei Lebewesen getauscht wurde, die verschiedene Elemente bewohnen, so hätte ich damit auch das Wesen des grossen Wahnsinns im Dritten Reich erklärt.

Was wir alle über die Deutschen dachten und sagten, war in dem Augenblick unvermittelt zu spüren. Der jene blauen Augen und gepflegten Hände beherrschende Verstand sprach: ‚Dieses Dingsda vor mir gehört einer Spezies an, die auszurotten selbstverständlich zweckmässig ist. In diesem besonderen Fall gilt es festzustellen, ob nicht ein verwertbarer Faktor in ihm vorhanden ist.‘»

Primo Levis Vorstellungskraft ermöglicht es ihm, zu beschreiben, wie Häftlinge in den Augen deutscher Angestellter ausgesehen haben müssen: «Für die Zivilisten sind wir Unberührbare. Sie glauben – mehr oder weniger unverhüllt und mit allen Nuancen von Verachtung und Mitleid –, dass wir uns, um zu diesem Leben verurteilt worden zu sein, um auf diesen Zustand herabgesunken zu sein, mit wer weiss was für einer mysteriösen, ungeheuer schweren Schuld beladen haben. Sie hören uns in den verschiedensten Sprachen sprechen, die sie nicht verstehen und die in ihren Ohren grotesk, wie tierische Laute klingen; sie sehen uns auf das Niedrigste versklavt, ohne Haar, ohne Ehre, ohne Namen, täglich geschlagen, täglich verworfener; niemals finden sie in unseren Augen auch nur eine Andeutung von Aufbegehren oder Friede oder Glaube. Sie kennen uns als diebisch, unzuverlässig, verdreht, zerlumpt, ausgehungert und meinen, die Wirkung mit der Ursache verwechselnd, dass wir dieses Verworfensein verdient haben. Wer könnte unsere Gesichter unterscheiden? Wir sind für sie ‚Kazet‘, Neutrum und Einzahl.

Das ist freilich für viele von ihnen kein Hinderungsgrund, uns bisweilen ein Stück Brot oder eine Kartoffel hinzuwerfen und uns nach der Ausgabe der Zivilsuppe auf dem Bau ihre Essnäpfe zum Auskratzen zu geben, die wir ihnen dann gesäubert wieder abzuliefern haben. Sie lassen sich dazu herbei, um einen aufdringlichen, gierigen Blick loszuwerden, oder sie tun es in einer augenblicklichen Aufwallung von Menschlichkeit, oder sie wollen ganz einfach sehen, wie wir von allen Seiten herbeirennen und einander den Bissen streitig machen, tierisch und hemmungslos, bis ihn der Stärkste verschlingt und die anderen wie begossene Pudel hinkend das Weite suchen.»

Doch gab es auch Deutsche im Buna-Werk, die geholfen haben. Heinz Galiński erwähnt noch Jahre nachher einen Werkmeister, der ihm Lebensmittel zukommen liess. Arthur Nedbal bezeugt: «Ein Monteur der IG-Farben (Wiener wie Nedbal) half mir. Er schmuggelte für mich Post, und ich erhielt durch ihn Pakete.» Arnost Tauber hebt den Betriebsführer Thieme hervor, der mit ihm voll Abscheu über die Vernichtung der Gefangenen gesprochen hat. Thieme war Drogist aus Breslau, Tauber war Jude.

Jean Améry schreibt: «Ich habe nichts vergessen, auch die paar Tapferen nicht, denen ich begegnete. Sie sind mit mir: der invalide Soldat Herbert Karp aus Danzig, der in Auschwitz-Monowitz seine letzte Zigarette mit mir teilte; Willy Schneider, katholischer Arbeiter aus Essen, der mich mit dem schon vergessenen Vornamen ansprach und mir Brot gab, der Chemiemeister Matthäus, der mir am 6. Juni 1944 mit gequältem Seufzer sagte: ‚Jetzt sind sie endlich gelandet! Aber werden wir beide durchhalten, bis sie endgültig gesiegt haben?‘»

Aber Améry hat auch andere kennenlernen müssen: «Der Montagemeister Pfeiffer zeigte sich mir einmal stolz in einem Wintermantel, einem ‚Judenmantel‘, wie er sagte, den er in seiner Tüchtigkeit sich hatte verschaffen können.» Zusammenfassend meint Améry, die positiven Ausnahmen «sind schon ertrunken in der Masse der Gleichgültigen, der Hämischen und Schnöden, der Megären, alten fetten und

jungen hübschen, der Autoritätsberauschten, die da glaubten, mit uneresgleichen anders als grob befehlend zu reden sei nicht nur ein Verbrechen gegen den Staat, sondern gegen ihr eigenes Ich. Die viel zu vielen waren keine SS-Männer, sondern Arbeiter, Kartothekführer, Techniker, Tippfräuleins – und nur eine Minderheit unter ihnen trug das Parteiabzeichen ... Das Opfer musste, es wollte dies oder nicht, glauben, dass Hitler wirklich das deutsche Volk sei. Meine Willy Schneider und Herbert Karp und Meister Matthäus hatten keine Chancen, gegen die Volksballung aufzukommen.»

Mindestens zwei Angestellte der IG-Farben haben wegen ihrer Menschlichkeit Schwierigkeiten bekommen. Der leitende Ingenieur Max Faust bekam erst nach langwierigen Verhandlungen zwei Meister frei, gegen die Verfahren wegen Häftlingsbegünstigung eingeleitet worden waren. Derselbe Faust hat in seinem Wochenbericht vom 18. Oktober 1945 geschrieben: «Bezüglich der Behandlung der Häftlinge habe ich zwar stets dagegen opponiert, dass Häftlinge auf der Baustelle erschossen oder halb totgeschlagen werden. Ich stehe jedoch auf dem Standpunkt, dass eine Züchtigung in gemäßigten Formen unbedingt notwendig ist, um die nötige Arbeitsdisziplin unter den Häftlingen zu wahren.»

Bei der Sammlung von Unterlagen für diese Studie lernte ich zwei hochqualifizierte Fachleute der IG-Farben kennen, von denen ich erfuhr, dass sie den Nationalsozialismus innerlich schon zu der Zeit abgelehnt hatten, als Hitler noch von Triumph zu Triumph eilte. Beide wurden leitende Angestellte in den Buna-Werken.

Dr. Ferdinand Meyer ist – als er als Chemiker nach Auschwitz versetzt wurde – von seinen Vorgesetzten darüber belehrt worden, dass die dem Buna-Werk zur Verfügung stehenden Juden nur mit niedrigsten Arbeiten zu beschäftigen sind und Mitleid mit ihnen nicht geduldet werde. Levi bescheinigt Meyer, dass er trotzdem geholfen hat. Dr. Meyer beschreibt, auf welch fruchtbaren Boden auch noch in der letzten Kriegsphase Belehrungen dieser Art gefallen sind: «Bei meinen täglichen Rundgängen (durch das Buna-Werk) beobachtete ich eine

Gruppe von Häftlingen, die bei grimmiger Kälte (im letzten Kriegswinter) mehrere Waggon ausladen mussten. Ich verlangte darauf von dem deutschen Meister, dass die bei uns lagernden Schafpelzjacken an diese Juden ausgehändigt würden. Der deutsche Meister folgte sofort meiner Anweisung, und alle Juden arbeiteten in Pelzjacken. Nach einer halben Stunde wollte ich mich überzeugen, ob meine Anordnung weiter befolgt wurde, und ich gewährte zu meiner Bestürzung, dass diese Gruppe Juden wieder in ihren dünnen, gestreiften Sommermänteln arbeitete. Ich stellte darauf den Meister zur Rede, warum die Pelzjacken wieder eingesammelt worden seien. Dieser erklärte mir, ein Obermeister habe ihm gesagt, es sei laut einer höheren Anweisung verboten, dass an Juden Pelzjacken zur Arbeit ausgegeben werden.» Angesichts dieser «höheren Anweisung» sah auch Dr. Meyer keine andere Möglichkeit, als zu kapitulieren.

Der zweite Fachmann der IG-Farben, der sich innerlich vom Nationalsozialismus distanziert hatte, heisst Diplomingenieur Reinhard Heidebroek. Mit Genugtuung erzählte er, dass in der ihm unterstehenden Abteilung in den Buna-Werken nur zwei Angestellte eingeschriebene Parteimitglieder waren. Er beschrieb, wie schrecklich ihn der Anblick von Gefangenen berührt habe, besonders der von Kolonnen weiblicher Häftlinge, und versicherte, dass er geholfen habe, wo er nur konnte, indem er wärmere Bekleidung für die Gefangenen angefordert und Essbares liegengelassen hatte. Vor einer Kontaktaufnahme mit Häftlingen sei er jedoch zurückgeschreckt: «Ich musste befürchten, dass sich unter den Gefangenen V-Männer (Vertrauensmänner der SS) befanden», begründete er diese Zurückhaltung. Meine Frage, ob er sich gegen eine Versetzung nach Auschwitz gewehrt habe, nachdem ihm bekannt geworden war, was dort geschehe, verneinte Heidebroek. Er liess seine Frau nachkommen, da die Auschwitz Umgebung damals vor Bombardierungen sicher zu sein schien.

Beide den Nationalsozialismus innerlich ablehnenden Fachmänner habe ich gefragt, ob sie es angesichts der permanenten Menschenvernichtung nicht für richtig und nötig gefunden hätten, die Arbeiten in

dem kriegswichtigen Werk zu sabotieren; als leitende Ingenieure hätten sie sicherlich wirkungsvolle Wege finden können, die nicht nachweisbar gewesen wären. Heidebroeks Antwort lautete, der Gedanke an Sabotage sei ihm in Auschwitz nie gekommen. Meyer gab zu, dass ihm erst meine Frage diesen Gedanken nahegebracht hat. Als ich meine Verwunderung darüber nicht verbarg, erklärte er: «Es ist wohl eine deutsche Eigenschaft, nicht über Weisungen nachzudenken und seine Pflicht zu tun.» Auch nachträglich wurde ihm offenbar nicht bewusst, wie pervertiert dieser Pflichtbegriff angesichts der Auschwitzer Realität geworden war.

Über das Verhalten der deutschen Angestellten in anderen Werken, die ebenfalls Auschwitz-Häftlinge beschäftigten, sind von keinem Gericht so viele Angaben gesammelt worden. Das wenige bekannt Gewordene lässt jedoch den Schluss zu, dass sie sich nicht grundlegend anders als die Angestellten der IG-Werke verhalten haben.

Wenn Meister der Krupp-Werke nach Kriegsende zu Protokoll gegeben haben, dass sie den Auftrag hatten, Häftlinge äusserst streng zu behandeln, so gilt das sicher nicht nur für sie. Direktor Heine, der die Kohlengrube in Jawischowitz leitete, hat mindestens so hartnäckig wie Dürrfeld darauf gedrängt, dass nicht mehr voll Arbeitsfähige durch neu angekommene Häftlinge ersetzt werden, obwohl ihm genauso wie seinem Kollegen der IG-Werke das Schicksal der Arbeitsunfähigen bekannt war. Rafal Dominik bezeugt, dass Heine bei Kontrollgängen Häftlinge geschlagen und angeordnet hat, dass SS-Männer zur Kontrolle der Häftlinge in die Grube einfahren. Dominik, der aus Polen stammt, ergänzt diese Angabe: «Die polnischen Zivilarbeiter haben sich in der Grube verschieden verhalten. Nur ein kleiner Teil hat uns geholfen.» Er erinnert sich auch an Namen von prügelnden Zivilisten: Apyjas, die Brüder Czuwaj und Oberheuer Wojcik.

Dr. Erich Orlik hat als Häftlingsarzt im Aussenlager Janinagrube erfahren, dass der Direktor dieser Grube, Kröger, Gefangene zu Tode gequält hat. Andere bestätigen ein mörderisches Wüten Krögers, der Deutsch mit polnischem Akzent sprach.

Henry Bulawko hat beobachtet, dass die meisten deutschen Meister in Jaworzno Hakenkreuzabzeichen trugen, einander mit «Heil Hitler!» grüssten, viel brüllten und schlugen. Ein deutscher Meister hat jedoch die Gefangenen nicht angetrieben, sondern ihnen zu essen gegeben und im Winter erlaubt, an der Arbeitsstelle Feuer zu machen. Bulawko nennt nur den Anfangsbuchstaben «L» vom Namen dieses Meisters, der sich auch in private Gespräche mit den Gefangenen einliess; aus diesen Gesprächen war zu entnehmen, dass er ebenso wie die Häftlinge die russischen Armeen herbeisehnte. Volksdeutsche Zivilarbeiter dieses Werkes haben sich unterschiedlich verhalten; die einen haben geprügelt, andere halfen, wie sich Karl Dubsy erinnert.

Franciszek Piper hat alle dem Museum von Auschwitz erreichbaren Unterlagen und Angaben über das Nebenlager Jaworzno gesammelt. Er schreibt: «Während der Arbeit unterstanden die Häftlinge den Steigern, Meistern, Zivilarbeitern und Capos. Die Aufsicht setzte sich gewöhnlich aus Deutschen zusammen, die sehr gegen die Häftlinge eingenommen waren. Unter irgendeinem Vorwand schlugen sie die Häftlinge unbarmherzig bis zur Bewusstlosigkeit; viele wurden auch ermordet. Einmal fanden Steiger vier Häftlinge, die während der Arbeit eingeschlafen waren. Der Augenzeuge dieses Vorfalls, Kazimierz Borowiec, entsinnt sich, dass sich Steiger auf diese Häftlinge stürzten und sie bestialisch niederzumetzeln begannen. Als die Häftlinge schon kein Lebenszeichen mehr gaben, überzeugten sie sich durch Fusstritte davon, dass zwei von ihnen nicht mehr lebten. Der grösste Teil der Steiger gehörte der SA an. Auf den Parteiversammlungen erhielten sie entsprechende Instruktionen von ihrem Chef Remppe.» Piper hebt hervor, dass diese Misshandlungen weitergingen, als die Lagerführung der SS – mit einem Schreiben vom 29. Januar 1944 – die Betriebsleitung davon in Kenntnis setzte, dass das Schlagen von Häftlingen durch Bergwerksangestellte verboten sei. Allerdings gab es auch viele Bergarbeiter, die den Häftlingen Lebensmittel und Medikamente gaben, Nachrichten übermittelten, ja selbst bei Fluchtvorbereitungen halfen.

Der aus «rassischen» Gründen aus Österreich deportierte Arthur Schönberg betonte, dass er sein Leben einem Ingenieur der Union-Werke zu verdanken habe. Dieser hatte Schönberg anvertraut, er wäre nie Nazi geworden, wenn er gewusst hätte, was in den KZs vorgeht. Er hat auch für Gefangene Post aus dem Lager geschmuggelt.

Waren Häftlinge als qualifizierte Facharbeiter eingesetzt, dann hatte die Betriebsleitung Interesse, ihre Arbeitsfähigkeit zu erhalten; denn sie konnten nicht wie unqualifizierte Arbeiter ohne Weiteres ersetzt werden. Im Siemens-Werk bei Auschwitz waren überwiegend Spezialisten beschäftigt. Oberingenieur Kurt Bundzus, der es aufbaute, nachdem das Berliner Werk dieses Konzerns durch Luftangriffe zerstört worden war, beschrieb dem Frankfurter Gericht seine Suche nach Facharbeitern: «Als ich nach Auschwitz kam, unterzog ich hundert vorgemusterte Häftlinge einer Befähigungsprüfung. Fünfzig haben den technischen Anforderungen entsprochen. Ich habe die Kommandantur ersucht, dass diese Häftlinge bis zu ihrem Arbeitseinsatz in unserem Werk Zusatzverpflegung bekommen und bevorzugt behandelt werden. Diese Häftlinge sollten pfleglichst aufgefördert werden.»

Aber weder Bundzus, den sein Ausdruck «aufforsten» hinlänglich charakterisiert, noch die uninteressierte Lagerleitung kontrollierten, wie die bevorzugte Behandlung in der Praxis aussah. Und so wurden die von Siemens ausgesuchten Häftlinge stattdessen besonders schikaniert, solange sie in Birkenau auf ihre Überstellung zum neuen Werk zu warten hatten, vielleicht weil die Häftlingsfunktionäre, denen sie so lange noch unterstanden, neidisch waren, dass die Ausgesuchten es später besser haben würden.

Erich Altmann, damals ebenfalls einer Befähigungsprüfung unterzogen, bestätigt, dass ihn der Oberingenieur Hanke als Facharbeiter reklamiert hat, obwohl ihm bei der Prüfung nicht entgangen sein konnte, dass Altmanns Berufsangabe geschwindelt war. Hanke sprach ihn mit «Herr Altmann» an, was so aussergewöhnlich war, dass es Alt-

mann noch Jahre später hervorhebt. Hankes Hilfe konnte freilich nur wirksam werden, weil Altmann deutsch sprach. Jemand, dessen Muttersprache Hanke nicht verstand, hätte nicht so leicht sein Wohlwollen erringen können.

Nachdem bei dem Siemens-Werk in Bobrek ein Lager fertiggestellt war, wurden die ausgewählten Häftlinge dorthin verlegt – soweit sie noch am Leben waren. Altmann schreibt über die dortigen Zustände: «(Ich werde) einem Kommando der Luftwaffe zugeteilt, das auf dem Fabriksgelände einen Sperrballon bedient. Ein Obergefreiter beschäftigt uns. Im Umgang mit Soldaten ist man allgemein sehr vorsichtig. Herr Obergefreiter hier, Herr Obergefreiter dort. Bei jeder Frage nimmt man die Mütze ab. Da nimmt mich der Obergefreite beiseite und sagt mir: ‚Zu mir brauchst du nicht Herr Obergefreiter zu sagen, mich kannst du duzen. Wir sind Kameraden. Wenn ich nicht die Militärlinthe tragen würde, hätte ich sicher deinen Anzug an.‘ Täglich gab er mir seine Suppe, und als er auf Urlaub fuhr, brachte er mir sogar Krätzesalbe mit, die mich in wenigen Tagen von dieser unangenehmen Krankheit heilte.»

Nach Altmanns Beobachtung hatten die Soldaten voreinander Angst: «So geschah es, dass von den vier Soldaten der Truppe einer unabhängig vom anderen uns Essen gab. Einer durfte es vom anderen nicht wissen. Man traute seinem besten Freunde nicht.» Altmann beschreibt ferner, wie die von Auschwitz ausstrahlende Demoralisation die Zivilangestellten der Siemens-Werke erfasst hat: «Es wurde alles mögliche fabriziert, Ringe, Zigarettenspitzen, Etais, Käbme, Metallkästen, Uhrgehäuse, Tabakpfeifen, Feuerzeuge, Armbänder, Halsketten und vieles mehr. Wollte ein Posten ein Geschenk machen, für etwas Brot oder Margarine fand er in der Halle, was er haben wollte. In ganz Oberschlesien waren nicht so viele Sicherheitsschlösser zu verkaufen, wie in Bobrek heimlich fabriziert wurden. In den zwei Wochen vor Weihnachten 1944 ging aus dem Werk kein Arbeitsstück heraus. Alle waren mit der Herstellung von Geschenken beschäftigt. Die Meister, die Lagerführer, die Posten, jeder hatte seine Bestellung laufen.»

Bei dem umfangreichsten Bauunternehmen in Auschwitz – den vier grossen Krematorien – waren auch polnische Zivilarbeiter beschäftigt. Adolf Weiss, der dort als Häftling arbeitete, erinnert sich an Schlosser – Sonowicz und Boltys mit Namen, aus Königshütte beziehungsweise Rybnik stammend –, die den Gefangenen regelmässig Essen gebracht haben.

Andere drängten sich in die Nähe der Gaskammern. So berichtet Pery Broad: «Die Eisenbahner blieben gern längere Zeit an der Ausladerampe und täuschten selbst Maschinenschaden vor, um die von den Häftlingen zurückgelassenen Koffer zu bestehlen.» Sie waren nicht die einzigen Zivilisten, die sich am Eigentum der Deportierten vergriffen haben. Laufend haben Postangestellte auf dem Auschwitzer Bahnhof Pakete bestohlen, die für Häftlinge bestimmt waren. Das konnte erst abgestellt werden, als der SS-Unterscharführer Wladimir Bilan sie massiv bedroht hatte, falls Pakete weiter halb leer zum Lager gebracht würden.

Nicht alle Postbeamten hatten eine solche Einstellung. Der Pole Witold Dowgint-Nieciuhski berichtete dem Frankfurter Gericht: «Ich habe eine Zeitlang auf der Poststelle in Auschwitz gearbeitet. Wir sind fast täglich zur Post in die Stadt Auschwitz gefahren. So konnten wir Verbindungen aufnehmen. Auf der Post arbeitete ein Deutscher aus Schlesien, der aus der Wehrmacht entlassen worden war, weil ihm ein Arm fehlte. Mit ihm hatten wir Kontakt.» Dass es einen permanenten, wohlorganisierten Kontakt von Gefangenen mit polnischen Zivilarbeitern gab, die im Lagerbereich arbeiteten, wurde schon geschildert.

Auf dem ausgedehnten Gelände der Buna-Werke kamen die Häftlinge mit «Fremdarbeitern» verschiedener Nationalität zusammen. Primo Levi schreibt: «Ein italienischer Zivilarbeiter bringt mir ein Stück Brot und die Reste seines Essens, sechs Monate lang, Tag für Tag; er schenkt mir ein Unterhemd voller Flicker; er schreibt für mich eine Postkarte nach Italien und verschafft mir die Antwort. Dafür verlangt er keine Belohnung und will auch keine nehmen, denn er ist gut und

einfach und glaubt nicht, dass man Gutes um der Belohnung willen tun soll.» Levi schreibt weiter: «Ich glaube, dass ich es Lorenzo zu danken habe, wenn ich noch heute unter den Lebenden bin. Nicht so sehr wegen seines materiellen Beistands, sondern weil er mich mit seiner Gegenwart, mit seiner stillen und einfachen Art, gut zu sein, dauernd daran erinnerte, dass noch eine gerechte Welt ausserhalb der unseren da ist... Etwas sehr schwer zu Definierendes, eine entfernte Möglichkeit des Guten, für die es sich immerhin verlohnt, sein Leben zu bewahren.»

Levi hat aber auch Zivilisten kennengelernt, die ebenfalls keine Deutschen waren, sich aber ganz anders verhalten haben. Nachdem er in einem Laboratorium arbeitete, kam er mit der polnischen Magazinverwalterin Liczba und anderen Mädchen in Kontakt, die er so beschreibt: «Sie reden nicht mit uns und rümpfen die Nase, wenn sie uns elend und verdreht, unpass und unsicher in unseren Holzschuhen durchs Labor schlurfen sehen. Einmal habe ich Fräulein Liczba um eine Auskunft gebeten, doch sie hat mir nicht geantwortet, sondern sich mit angewidertem Gesicht Stawinoga (dem deutsch-polnischen Chef des Laboratoriums) zugewandt und hastig auf ihn eingeredet. Ihr Reden habe ich nicht verstanden, doch ‚Stinkjude‘ habe ich ganz deutlich gehört, und das Blut ist mir in den Adern geronnen.»

Englische Kriegsgefangene, die ebenfalls im Buna-Werk zur Arbeit eingesetzt waren, haben grosse Hilfe gewährt, obwohl ihnen jede Verbindung mit Häftlingen strengstens untersagt war. Viele Überlebende berichten dankbar davon. Dasselbe gilt für die Kohlengrube in Jaworzno, wo ebenfalls englische Kriegsgefangene mit Häftlingen Kontakt aufnahmen.

Auch Frauen, die nicht in der Rüstungsindustrie beschäftigt waren oder selbst mit dem KZ zu tun hatten, kamen mit Häftlingen in Berührung. Die Frau des IG-Ingenieurs Heidebroek, die zu ihrem Mann nach Auschwitz gezogen war, hat nicht vergessen, wie ihr eines Tages die Gattin des leitenden Oberingenieurs Faust erzählt hat, dass sie auf dem Werksgelände ein jüdischer Häftling mit den gestammelten Worten angesprochen hat: «Frau, Brot.»

Auf die Frage von Frau Heidebroek, wie sie darauf reagiert hatte, antwortete Frau Faust: «Ich habe geschrien und die Polizei geholt.» Frau Faust leitete das Rote Kreuz in Auschwitz.

Die Frau des Rapportführers Gerhard Palitzsch beschwerte sich bei ihrem Mann darüber, dass ein zu Reparaturen in ihrem Haus abgestelltes Häftlingskommando nachlässig gearbeitet hätte. Die Häftlinge bekamen deswegen «Baum» – sie wurden an den auf dem Rücken gefesselten Händen aufgehängt.

Ganz anders verhielt sich die Frau des Chefs der Effektenkammer, Wiegleb. Wenn ihr Mann – ähnlich wie Palitzsch und andere – Häftlinge zu Arbeiten in seinem Haus oder Garten abkommandieren liess, brachte Frau Wiegleb ihnen Kuchen, wie Maurice Schellekes bestätigt.

Da Artur Rablin vom Lagerführer Hössler zu persönlichen Diensten herangezogen wurde, kam er öfter in dessen Haus. Frau Hössler gab ihm nicht nur zu essen und manchmal auch ein Gläschen Likör; wiederholt fragte sie ihn bekümmert, welchen Ruf ihr Mann bei den Gefangenen habe. Als Rablin einmal die Kinder Hösslers spazierenzuführen hatte – zwei Mädchen im Alter von zwölf und zehn Jahren und einen sechsjährigen Knaben –, kamen sie an einem Häftlingskommando vorbei. Offenbar haben die Kinder zu Hause darüber gesprochen, wie die Häftlinge an dieser Arbeitsstelle geschlagen worden waren, denn Frau Hössler machte Rablin Vorwürfe, weil er die Kinder nicht vor diesem Eindruck bewahrt hat, und bat ihn, in Zukunft zu vermeiden, dass die Kinder Augenzeugen derartiger Misshandlungen werden. «In ihrem Blick war dabei eine gewisse Beschämung zu lesen», kommentiert Rablin diese Episode.

In der Villa Höss kamen Häftlinge mit der Frau des Kommandanten in Berührung, die gefürchtet war, da sie Häftlinge, die ihrer Ansicht nach zu lässig arbeiteten, ihrem Mann zur Bestrafung meldete. Marta Minarikova-Fuchs, die als Schneiderin in der Villa gearbeitet hat, bestätigt, dass auch der älteste Sohn Klaus solche Meldungen gemacht hat. Aber zu Gefangenen, die unmittelbar für sie arbeiteten, verhielt sich Frau Höss nicht schlecht, wenn sie auch stets auf Distanz bedacht

war. So war sie sichtlich von der flinken und geschickten Arbeit von Frau Fuchs beeindruckt. Offenbar passte das nicht in ihre Vorstellung, dass Juden nicht arbeiten können. Wenn Teddy Pietrzykowski einen Auftrag von Frau Höss erhielt, bekam er regelmässig Brot, Milch und Kaffee.

Das Faktotum in der Villa Höss, Stanislaw Dubiel, hörte einmal Frau Höss ausrufen: «Hier will ich leben und sterben!» Als sie einmal vom Häftling, der Gärtnerarbeit verrichtete, erfuhr, dass im Frauenlager eine Frau entbunden hat und der Gärtner der Vater des Kindes sei, schickte sie der jungen Mutter ein rosa Babyjäckchen.

Da die Frau des Lagerarztes Dr. Werner Rohde gelegentlich ins SS-Revier kam, habe ich sie kennengelernt. In meinem Bericht steht folgende Episode:

«Die Frau des Untersturmführers Dr. Rohde spricht mit Richter, dem Unterscharführer aus der Schreibstube. Ich bin gerade im Nebenraum, in dem sich die Aktenablage befindet, und suche etwas heraus. Sie haben mich nicht bemerkt.

„Jetzt wird es endlich wieder Kanada geben, haben Sie schon gehört?“ – Das ist die Stimme von Frau Rohde.

„Jawohl, Zeit ist es schon.“

„Diesmal werden es ungarische Juden sein, soviel ich weiss.“

„Hoffentlich bringen sie genug mit.“

„Ach, dort unten gibt’s noch ’ne Masse Juden, hat mein Mann gesagt“

„Ich meine, hoffentlich bringen die Juden genug mit.“

„Da können Sie beruhigt sein, diese Juden haben immer noch ganze Berge von Schätzens“

Frau Rohde schaut aus, wie eine gepflegte, kultivierte Frau aussieht. Dabei kann sie es nicht mehr erwarten, bis die Hammen in den Krematorien wieder entzündet werden», damit endet mein Bericht über dieses erlauschte Gespräch.

Auch Dr. André Lettich hat diese Frau kennengelernt. Als er im Hygiene-Institut arbeitete, hatte er einmal Abstriche von ihr darauf zu überprüfen, ob sie noch Bazillen ausscheide, da sie eben erst von einer

Diphtherie genesen war. Nachdem seine erste Untersuchung ein positives Ergebnis gebracht hatte, drohte ihm Frau Rohde: «Ich hänge Sie mit meinen eigenen Händen auf, wenn der Abstrich wieder positiv ist.» Sie wollte die lästige Quarantäne schnell beenden. Lettich hat daraufhin attestiert, dass keine Bazillen mehr nachzuweisen wären.

Im SS-Revier pflegten Krankenschwestern leicht erkrankte SS-Männer. Dorthin wurde auch eine Schwester versetzt, deren Persönlichkeit überragend ist. Maria Stromberger ist im Jahr 1898 in einer kleinen Ortschaft in Kärnten geboren. Sie hatte eine harte Jugend. Erst als sie über dreissig Jahre alt war, konnte sie den Beruf erlernen, von dem sie seit ihrer Kindheit geträumt hatte. Sie wurde «mit Leib und Seele» Krankenschwester, wie sich ihre Schwester ausdrückte. Über ihren Weg, der sie schliesslich nach Auschwitz geführt hat, sagte Schwester Maria als Zeugin im Prozess gegen Höss:

«Am 1. Juli 1942 wurde ich aus Kärnten in Österreich in das Infektionsspital nach Königshütte versetzt. Die Versetzung erfolgte über meinen Antrag. Da ich in meiner Heimat Gelegenheit hatte, verschiedene Dinge über die Vorkommnisse im Osten zu hören, wollte ich mich selbst von diesen Dingen überzeugen, ob sie der Wahrheit entsprechen oder nicht. Als alte Österreicherin konnte ich sie einfach nicht glauben. Wir waren immer tolerant und human. So wurde ich am 1. Juli 1942 versetzt und übernahm die Stelle einer AbteilungsSchwester auf der Infektionsabteilung.»

Andere stellten sich blind und taub, wenn sie etwas erfuhren; Maria Stromberger suchte die Wahrheit. Auf ihrer Abteilung lagen zwei Typhusranke, die eben erst aus Auschwitz entlassen worden waren – vermutlich Oberschlesier, welche die deutsche Volksliste unterschrieben hatten; denn mehrere «Volksdeutsche» wurden damals aus dem Lager entlassen, sobald sie sich zum Deutschtum bekannt hatten, und die beiden sprachen Deutsch. Maria Stromberger erinnert sich, dass der eine Arbeiter in den Gaswerken, der andere in einer Stickstoffabrik war. «Beide Männer haben in ihren Fieberphantasien schreckliche

Dinge hinausgeschrien», gab Schwester Maria an. «Sie waren in unvorstellbarer Angst, wir mussten sie isolieren. Ihr Zustand im Fieber war so, dass einer der Männer mir gegenüber gewalttätig wurde. Ich pflegte sie so lange, bis sie gesund waren.» Dann hat sie sie über das ausgefragt, was in ihren Delirien laut geworden war. «Da legten sie die Hände zusammen und baten: ‚Schwester, wenn Ihnen Ihr Leben und auch das unsere lieb ist, erwähnen Sie niemals diese Dinge. Sie beruhen auf Wahrheit.‘»

Da die beiden erzählt hatten, dass in Auschwitz Schwestern in derselben Tracht tätig sind, wie Schwester Maria sie trug, bat sie um eine Versetzung dorthin. Ihre Schwester schrieb mir nachträglich dazu: «Ich wollte sie nicht dorthin gehen lassen, aber sie gab mir zur Antwort, ich will sehen, wie es wirklich ist, vielleicht kann ich auch etwas Gutes tun. Glaube mir.»

Am 1. Oktober 1942 war es soweit. Der Pole Edek Pys, der als Häftling in der Diätküche des SS-Reviere arbeitete und daher den unmittelbarsten Kontakt mit Schwester Maria hatte, die diese Küche leitete, schrieb mir Jahre später, dass er anfangs kein Vertrauen zu der neuen Schwester hatte, da er mit anderen keine guten Erfahrungen gemacht hatte: «Maria hielt auch einen Abstand von uns in den dienstlichen Beziehungen. Sie schien scharf zu sein. Damals sprachen wir also nur dienstlich. Sie gab Befehle, und ich habe sie genau durchgeführt. Eines Tages ist etwas Überraschendes geschehen. Es war schon Abend. Wir rückten nicht ins Lager ein, weil wir ‚kommandiert‘ waren. In der Küche waren nur wir zwei: Schwester Maria und ich. Ich spülte das Geschirr. Auf einmal hörte ich einen Knall im Lager, und zwar nicht weit von unserem Küchenfenster. Ich wusste schon, was das bedeutet. Damals gingen Häftlinge sehr oft ‚in den Draht‘. Gleichzeitig hörte ich hinter mir, wo Schwester Maria beim Fenster stand, einen leisen Aufschrei. Ich drehte mich um und sah, dass die Schwester ganz bleich geworden war und kraftlos auf einen Stuhl sank. Sie ist beinahe ohnmächtig geworden. Ich erschrak und rief Schwester Margarete. Nach ein paar Minuten war schon wieder alles in Ordnung, aber Maria ging sofort nach Hause. Zwei oder drei Tage ist sie nachher nicht zur Arbeit gekommen.

Als sie wiederkam, fragte sie mich, was damals geschehen war. Ich erklärte es der Schwester und erzählte ihr auch, warum der Häftling wahrscheinlich ‚in den Draht‘ gegangen sein dürfte. Ich bemerkte, dass sie das nicht fassen konnte.»

Damals fasste Edek Vertrauen und redete offen mit Schwester Maria. «Sie wollte sehr viel über das Lager wissen», erinnert sich Edek. Seine Kameraden erfuhren von ihm, dass man Schwester Maria vertrauen konnte. Staszek Barański machte sie einmal darauf aufmerksam, als in dem gegenüberliegenden (später «alten» genannten) Krematorium Menschen vergast wurden. Vom Fenster des SS-Reviere konnte man die «Desinfektoren» beobachten, wenn sie das Giftgas in die Schächte schütteten, die auf dem Dach des halb in die Erde versenkten Baus angebracht waren.

Schwester Maria beschrieb nachträglich ihr Verhältnis zu den Gefangenen: «Im SS-Revier war ein Kommando polnischer Häftlinge beschäftigt. Mit diesen Männern nahm ich Kontakt auf. Es war eine schwere Sache, das Vertrauen dieser jungen, verbitterten Menschen zu gewinnen. Aber schliesslich gelang es mir, und ich muss sagen, dass ich bei ihnen Trost fand.»

Wo sie nur konnte, half sie den Gefangenen. Sie gab ihnen Lebensmittel, zweigte von Fleckfieberzulagen für erkrankte SSler, die Schokolade, Obst, Sekt und dergleichen enthielten, regelmässig etwas für sie ab und verschaffte ihnen Arzneien. Sie vertraute Teddy Pietrzykowski den Bodenschlüssel an, damit er oben ungestört Medikamente aussuchen konnte. Wenn Häftlinge beim Essenschmuggel ertappt wurden, deckte sie sie. Wie weit sie in ihrer Hilfe ging, beschreibt Edek:

«Eines Tages im November 1942 bekam ich hohes Fieber und sehr starke Kopfschmerzen. Ich wollte mich aber nicht krank melden, denn damals grassierte das Fleckfieber (bei dessen Bekämpfung nicht nur die die Krankheit übertragenden Läuse, sondern mit ihnen auch die Kranken ins Gas geschickt wurden). Ich rückte also jeden Tag wie gewöhnlich zur Arbeit aus. Schwester Maria hat meinen Zustand erkannt. Sie brachte mich in den Baderaum im SS-Revier, verstaute mich in die letzte Kabine links, gab mir ein paar Decken, einen Kopf-

polster und sagte, ich soll dort ruhig liegen. Ich musste nur still sein, denn von Zeit zu Zeit kamen SS-Männer in den Raum, um sich zu waschen. Das war schwer, besonders wenn ich erbrechen musste. Von Zeit zu Zeit kam die Schwester, gab mir Injektionen und Umschläge auf den Kopf.» Schliesslich musste Edek doch in den Krankenbau, wohin Schwester Maria ihm Medikamente schickte. «Als ich nach der Krankheit sehr geschwächt wieder ins SS-Revier kam, kochte sie für mich besonders leichtes Essen», setzt Edek fort. «Sie war wirklich wie eine Mutter für mich und für uns alle.»

Sie half auch anderen Häftlingen. Hunia Hecht, die in der SS-Schneiderei arbeitete, weiss davon zu berichten: «Schwester Maria hat uns immer etwas mitgebracht, wenn sie zu uns kam.» Die Vorarbeiterin in dieser Schneiderei, Marta Minárikova-Fuchs, erzählte mir, wie Schwester Maria es möglichst so einrichtete, dass sie hinkam, wenn niemand anderer von der SS dort war, um ihnen Nachrichten über die Frontlage mitteilen zu können. Von ihr haben die Frauen dieses Kommandos zuerst von der Landung der Alliierten in Frankreich im Juni 1944 erfahren. Wenn Marta sie um Medikamente bat, brachte Schwester Maria diese stets verlässlich.

Niemand von uns wäre je auf den Gedanken gekommen, ihr für ihre Hilfe eine «Bezahlung» anzutragen, wie man das üblicherweise tat, wenn man einen SS-Mann um eine Gefälligkeit bat. Edek erzählte eine für Schwester Maria typische Episode: Er legte ihr einmal nahe, zum Schein einen Krach mit ihm vom Zaun zu brechen, da schon über ihre Haltung zu uns Häftlingen – die so drastisch von der aller anderen abstach – gesprochen wurde. Sie antwortete nur, sie sei kein SS-Mann und werde nicht einmal zum Schein etwas tun, was gegen ihre Überzeugung ist.

Für viele aus unserem Kommando beförderte und empfing sie Post, auch für mich. Als ich ihr das erste Mal einen Brief an die Meinen in Wien übergab, liess ich ihn offen. Vor meinen Augen klebte sie ihn ungelesen zu. Einmal, als sie auf Urlaub nach Hause fuhr, bot sie mir an, bei der Durchreise meine Angehörigen in Wien zu besuchen. Damals habe ich ihr die Unterlagen mitgegeben, die von meinem Bruder

in einem Flugblatt verarbeitet wurden, worüber ich schon in anderem Zusammenhang berichtete. Um Schwester Maria möglichst wenig zu gefährden, beschaffte Ernst eine Kleiderbürste, deren Holz ausgehöhlt war. In der Höhlung verbargen wir die Papiere. Die Bürste wurde so zusammengeschraubt, dass die Schraubenköpfe zwischen den Bürstenhaaren verborgen waren. Schwester Maria nahm die Bürste, ohne zu fragen.

Im Sommer 1944 bereitete ich meine Flucht vor. «Auch mit Schwester Maria habe ich gesprochen», steht in diesem Zusammenhang in meinem Bericht. «Ihr von unserer Flucht gesagt. Das war notwendig, denn sie steht ja in Korrespondenz mit meinem Bruder in Wien. Jetzt darf sie ihm nicht mehr schreiben, sicher wird die Post zu Hause nach meinem Abschied hier kontrolliert. Sie schaut mich nur mit ihren braunen Augen an und sagt: ‚Wenn Sie glauben, dass es notwendig ist, tun Sie’s. Aber geben Sie acht, überstürzen Sie nichts.‘ Bevor ich aus der Küche gehe, sagt sie noch: ‚Wenn ich nicht wüsste, dass Sie ein gottloser Kommunist sind, würde ich Sie jetzt bekreuzigen.‘ – ‚Tun Sie’s, Schwester. Und ich danke Ihnen für alles.‘»

Nachdem unsere Fluchtvorbereitungen abgebrochen werden mussten und ich in ein Aussenlager von Neuengamme überstellt worden war, schrieb ich von dort meinen Freunden in Auschwitz über Schwester Maria. Die unerfahrene Bewachungsmannschaft dieses Aussenlagers ermöglichte es mir, Briefe mit der regulären Post aufzugeben, ohne dass sie eine Lagerzensur passieren mussten. Ihre Antwort richtete Schwester Maria über das Lager an mich, verschlüsselte jedoch Mitteilungen über meine Freunde so geschickt, dass die Zensoren nicht ahnen konnten, worum es sich handelte.

Damals ging Schwester Maria einen Schritt weiter, wie Edek Pys bezeugt: «Als sie den Beschluss gefasst hatte, in der Widerstandsbewegung mitzuarbeiten, ist sie auf Urlaub nach Bregenz gefahren (wo ihre Angehörigen lebten). Als sie wiederkam, gab sie mir zwei Revolver, einen Kaliber 9 mm mit drei Patronen und einen Kaliber 6,55 mm mit 13 Patronen. Sie sagte, die Revolver gehörten ihrem Vater und ich

soll wählen, welchen ich wolle. Ich nahm selbstverständlich den mit Kaliber 6,35.»

Der 27. Oktober 1944 war ein schwarzer Tag für das Häftlingskommando im SS-Revier. Der Fluchtversuch, den die Leitung der Widerstandsorganisation geplant hatte und an dem auch der Zeichner Zbyszek aus diesem Kommando teilnahm, wurde verraten. Schwester Maria zählte zu den ganz wenigen, die um die Fluchtvorbereitungen gewusst hatten. Sie liess sich durch den Schock, den das Misslingen auslöste, nicht beirren. Im Auftrag der Widerstandsbewegung fuhr sie in den folgenden Wochen nach Königshütte und Kattowitz, beförderte nicht nur Post, sondern falsche Kennkarten, illegale polnische Zeitungen, schliesslich Sprengstoff. Edek erinnert sich, dass Schwester Maria einmal den Auftrag erhielt, zu einem festgesetzten Zeitpunkt einem Mann in SS-Uniform auf dem Bahnhof von Auschwitz ein Päckchen zu übergeben. Als Erkennungszeichen für ihn sollte sie über ihre Schwestertracht eine Pelerine umhängen. Was sich in dem Päckchen befand, wussten weder Edek noch Schwester Maria. Sie hat diesen Auftrag ausgeführt.

Es lässt sich nicht mehr genau rekonstruieren, warum sie im Dezember 1944 von Auschwitz versetzt worden ist. Mir erzählte sie später entrüstet, der Standortarzt hätte sie in ein Entwöhnungsheim für Morphinisten einweisen lassen, obwohl sie nie Rauschgifte genommen habe. Ich kann mir den Schritt von Dr. Wirths nur so erklären, dass Gerüchte über ihre Hilfe für die Häftlinge laut geworden sein dürften und er sie auf diesem Weg ausser Reichweite der Politischen Abteilung bringen wollte.

Nach Kriegsende kehrte Schwester Maria nach Vorarlberg zurück, wo sie von der französischen Besatzungsmacht verhaftet wurde. Edek Pys hat einen Brief aufgehoben, den sie am 18. Juli 1946 aus dieser Haft an ihn nach Polen gerichtet hat. Darin kann man unter anderem lesen: «Gegenwärtig befinde ich mich in einem Internierungslager! Ich stehe in dem Verdacht, während meiner Tätigkeit in Auschwitz Häftlinge mit Phenol behandelt zu haben. Lachen Sie nicht, Edek! Es ist Ernst! – Wissen Sie, ich bin mitten unter Nazis, SS, Gestapo! Ich

als ihr grösster Feind! Und muss ihre Klagen über die ‚Ungerechtigkeit‘ anhören, was die Menschen jetzt mit ihnen tun. Dann stehen vor meinen geistigen Augen die Erlebnisse von Auschwitz!

Ich sehe den Feuerschein der Scheiterhaufen. Ich verspüre den Geruch verbrannten Fleisches, ich sehe die Elendszüge der einrückenden Kommandos mit den Toten hinterher, ich verspüre die würgende Angst, welche ich jeden Morgen um Euch gehabt habe, ehe ich Euch wieder gesund vor mir sah, und ich könnte diesen hier ins Gesicht schreien und blind auf sie losgehen. Das Tollste daran ist, dass ich noch still sein muss, sonst boykottieren sie mich noch. Aber auch diese Zeit wird vorübergehen, und ich werde wieder frei sein. Was ich dann beginne, weiss ich nicht. Ich fühle mich so leer und ausgeschöpft und habe keine Freude. Meinen Reichtum an Liebe habe ich – so scheint mir – in Auschwitz verstreut. Meinen Zweck habe ich erfüllt. Was soll ich noch mehr?»

Nach ihrer endlichen Freilassung auf Grund von Interventionen Überlebender von Auschwitz hat sie nie mehr ihren vordem so geliebten Beruf ausgeübt. Zurückgezogen lebte sie in Bregenz und arbeitete in einer Textilfabrik. Einmal nur trat sie an die Öffentlichkeit: Als sie als Zeugin in Warschau dem Kommandanten Höss leidenschaftlich und zorn erfüllt ihre Anklage entgegenschleuderte.

Im Mai 1957 hat ihr grosses Herz zu schlagen aufgehört.

NACHHER

HÄFTLINGE NACH DER BEFREIUNG

Der Vormarsch russischer Truppen hat der Geschichte des Vernichtungslagers Auschwitz ein Ende gesetzt. In der Winterkälte wurden die Häftlinge in Elendszügen weggetrieben, die als Todesmärsche bekannt geworden sind. Viele, die im Lager ihr Leben hatten retten können, sind damals zugrunde gegangen – erfroren, verhungert, erschossen, weil sie nicht weitermarschieren konnten. Wer die Märsche und anschließenden Fahrten – häufig in offenen Güterwaggonen – zu überleben vermochte, hat die letzte Phase der Geschichte der Konzentrationslager in anderen Lagern mitgemacht, eine Phase des Hungers, der alle Masse übersteigt.

Dr. Georg Straka hat den Zustand beschrieben, in dem die Evakuierten in andere Lager eingeliefert worden waren: «Getrieben von Hieben, begannen sie manchmal plötzlich vorwärtszugehen wie eine Herde Vieh, einer den anderen stossend. Es war unmöglich, ihre Namen aus ihnen herauszubekommen. Das freundlichste Wort hatte nicht die Kraft, sie zum Sprechen zu bewegen. Ein langer, starrer, ausdrucksloser Blick war alles. Wenn sie den Versuch machten zu antworten, konnten ihre Zungen den Gaumen nicht erreichen, um einen Ton hervorzubringen. Man wurde nur ihres vergifteten Atems gewahr, der aus Eingeweiden zu kommen schien, die sich schon in einem Zustand der Zersetzung befanden.»

Mancher traf in diesen Lagern Bekannte und vermochte mit ihrer Hilfe und seiner Lagererfahrung der untersten Stufe der Hierarchie zu entkommen, der jeder neu in ein Lager Eingelieferte zugeteilt wurde. Vielen gelang das nicht. Ihr Leiden wurde erst beendet, als die Alliierten die Lager in Deutschlands Zentrum erreicht hatten – wenn ihm der Tod nicht vorher ein Ende gesetzt hatte.

Zu den letzten befreiten Lagern gehörte Theresienstadt. Viele wur-

den noch in den allerletzten Tagen dorthin überstellt, nachdem weiter westlich gelegene Lager vor dem Anmarsch der Alliierten geräumt worden waren. Nicht wenige kamen auf langen Umwegen von Auschwitz. Der Chronist von Theresienstadt, H.G. Adler, schildert die Auflösung, die dort durch diese Überstellungen in den letzten Kriegstagen entstanden ist:

«Jetzt galt keine Ordnung mehr, nicht einmal eine Lagerordnung: dazu waren die Entwürdigten nicht mehr bereit... Wo der Mensch an jenem Ende steht, das ihn als ein unversöhnlicher Abgrund umringt, wo die leere Verzweiflung sich bald mit Gleichgültigkeit, bald mit wütender Angriffslust paart – wer will da noch ein Mindestmass von Zucht und Ordnung beschwören, wäre es auch nur in jenem Umfang, der zum Wohl der Unglücklichen gedient hätte?»

Wie kindisch und aussichtslos musste sich dieses Unterfangen ausnehmen! Diese Menschen glaubten nicht mehr, sie glaubten nichts und niemandem. Sie glaubten nicht mehr an sich selbst. Alles war ausgelöscht, alles entwertet. Für sie gab es keinen Freund mehr, keinen Hauch menschlicher Wärme ...»

Ein Augenzeuge berichtet: «Einige ... sitzen stur auf der Erde. Nur auf Nahrungsmittel reagieren sie. Vor Schmutz und Verwahrlosung kann man ihre Züge nicht erkennen. Diese gierigen Züge dumpfer Menschentiere. Es ist zu grauenhaft, man kann das nicht beschreiben. Und man kann nicht helfen.»

An anderer Stelle schreibt Adler: «Jeder Versuch eines Hineindenkens ist müssig, denn alles ist fremd und unbegreiflich, was an Leben zwischen den Drähten eingesammelt ist, vom Dasein der Verlorenen ist nichts in eine Sprache zu übertragen, die draussen jemand verstünde ... Es ist nicht nötig, diese Menschen zu schildern. Man hat es oft, ich denke allzu oft, beschrieben und dabei über dem Grauen der äusseren Erscheinung, das nur einmal packt, bald aber bloss Ekel und Abscheu einflösst, das Wesentliche übersehen, das als sittliches Problem den Menschen auch in Zukunft aufgegeben bleibt.» Mit strenger Mahnung schliesst Adler ab: «Wer diese Vernichtung nicht an sich

selbst erfahren hat, weiss es nicht, wird es nie wissen. Er hat zu schweigen. Er hat anzuhören und seine Aufgabe vor sich selbst und als Mensch in der Welt zu überprüfen.»

Primo Levi gehörte zu den Kranken, die bei der Evakuierung von Auschwitz zurückgelassen wurden. Er lag damals im Monowitzer Krankenbau. Von ihm stammt die Beschreibung des Endes eines Kranken in den bangeren zehn Tagen zwischen Evakuierung und Befreiung:

«Nun traf es Somogyi. Ein ungarischer Chemiker war er, etwa fünfzig Jahre alt, mager, hochgewachsen, schweigsam. Er hatte Typhus und Scharlach hinter sich; doch nun kam etwas Neues hinzu. Er wurde von hohem Fieber befallen. Seit ungefähr fünf Tagen hat er kein Wort mehr gesprochen; aber heute öffnete er den Mund und sagte mit sicherer Stimme:

„Ich hab eine Ration Brot unterm Strohsack. Teilt sie unter euch drei. Ich esse nichts mehr.“

Wir fanden keine Worte der Erwiderung, aber vorerst rührten wir das Brot nicht an. Seine eine Gesichtshälfte war geschwollen. Solang er bei Bewusstsein war, bewahrte er ein herbes Schweigen.

Doch am Abend und die ganze Nacht und zwei Tage lang ohne Unterbrechung wurde das Schweigen durch das Delirium zunichte gemacht. Einem letzten, endlosen Traum von Unterwerfung und Sklaverei folgend, murmelte er bei jedem Ausatmen: „Jawohl!“, regelmässig und beharrlich, wie bei einer Maschine, ertönte mit jedem Einfallen des armen Brustkorbs das „Jawohl!“, Tausende von Malen, dass es einen ankam, ihn zu rütteln, ihn zu erwürgen, oder wenigstens sollte er das Wort wechseln.»

Die Empfindungen, die ihn erfüllten, als die russischen Truppen endlich Monowitz erreichten, beschreibt Levi so: «Die Nachricht rief in mir keine unmittelbare Bewegung hervor. Seit vielen Monaten kannte ich keinen Schmerz, keine Freude und keine Angst mehr, es sei denn in jener unbeteiligten, entfernten Art, die für das Lager charakteristisch ist und die man als konditional bezeichnen könnte. „Hätte ich

jetzt', so dachte ich, ‚mein Empfindungsvermögen von früher, dann wäre dies ein äusserst erregender Augenblick.‘»

Auch Mira Honel, die als Pflegerin bei den Kranken zurückgeblieben war, beschrieb wenige Wochen später ihre Gefühle an jenem historischen 27. Januar 1945: «Die Russen sind da, unsere Qualen beendet. Du bist da, Freiheit! Ich habe dich so lange erwartet. Mit so viel Vertrauen. Ich war sicher, dass du kommen wirst. Es scheint mir, als hätte ich gesiegt. Wenn auch meine Hände ohne Waffen sind, so ist's mir doch, als hätte ich gekämpft, um dich zu erreichen; als hätte ich mein ganzes Leben diesem Kampf gewidmet. Und jetzt, wo ich dich besitze, dich erobert habe, warum bin ich nun so traurig? Ich habe mir immer gesagt: ‚An diesem Tag werde ich vielleicht vor Freude sterben.‘ Warum bist du nun nicht froh?» Honel war als politische Gegnerin aus Frankreich deportiert worden.

Weil die Kranken stets mit Schlägen gezwungen worden waren, alle Befehle auszuführen, glaubten sie nach dem Abzug der SS, dass nun alles erlaubt sei, schreibt Honel. Sie verrichteten ihre Notdurft neben der Liegestatt und weigerten sich, auch nur den geringsten Handgriff zu tun, um ein Minimum von Ordnung zu sichern. Nur langsam konnte das Leben wieder in geordnete Bahnen gelenkt werden.

Der Arzt Eduard de Wind, der so wie Honel bei den Kranken zurückgeblieben war, berichtet, wie im Stammlager nach dem Abzug der SS Bekleidungskammer, Effektenkammer und Lebensmittelmagazine geplündert wurden. In einem Keller wurde Wodka gefunden. Am Abend gab es Durchfallkranke und sinnlos Betrunkene.

Primo Levi schildert die ersten Tage nach der Befreiung im Krankenbau von Monowitz: «Inzwischen war das Tauwetter eingetreten, das wir seit so vielen Tagen gefürchtet hatten, und in dem Masse, wie der Schnee allmählich zerrann, verwandelte sich das Lager in einen ekelerregenden Morast. Leichen und Unrat verpesteten die Luft. Und der Tod hatte nicht aufgehört zu mähen: Dutzendweise starben die Kranken in ihren kalten Betten, starben hier und dort auf den schlamm-

migen Wegen wie vom Blitz getroffen, unter ihnen die gierigsten Überlebenden, die sich, blindlings dem gebieterischen Antrieb unseres alten Hungers folgend, vollgestopft hatten mit den Fleischrationen der Russen, die noch in Kämpfe an der nahen Front verwickelt waren und diese Zuwendungen in unregelmässigen Abständen ins Lager schickten, mal wenig, mal gar nichts, mal in ungeheuerlichem Überfluss.»

So lautet Levis Bilanz: «Zu etwa 800 waren wir im Krankenbau von Buna-Monowitz zurückgeblieben. Davon starben ungefähr 500 infolge ihrer Krankheiten, erfroren oder verhungerten, noch ehe die Russen kamen, und weitere 200 starben trotz aller Hilfe in den unmittelbar folgenden Tagen.»

Der polnische Arzt Tadeusz Chowaniec, der drei Tage nach den russischen Truppen das Lager betreten hat, schreibt darüber: «In einer gemauerten Baracke trafen wir einige weibliche Gefangene an, zu zweit oder zu mehreren in einer Koje liegend. War es tatsächlich der dritte Tag nach der Befreiung? Ist die Zeit für diese Frauen stehengeblieben – hat sich für sie nichts verändert? Bloss das wilde Schiessen der SS-Männer war nicht länger zu hören, die Hunde kläfften nicht mehr. Aber die Frauen trugen noch immer ihre gestreiften Anzüge. Sie bewegten sich nur schwer. Es hatte den Anschein, als ob jede Bewegung sorgfältig überlegt und abgeschätzt wurde. Ihre teilnahmslosen, meist kalten Augen, in denen kein Schimmer von Freude zu bemerken war, erweckten in uns Scham. Hatten sie ihre ganze Freude und Begeisterung am ersten Tag verbraucht, als sich alle Gefangenen den Sowjetsoldaten in die Arme geworfen hatten? Dieselben Kojen, aber nun waren sie frei, sie wussten, dass Nahrung kein Problem mehr bedeutete. Ich war sicher, dass ihre Gleichgültigkeit schwinden würde, sie würden zum Genuss ihrer Freiheit kommen, wenn ihre schmerzenden Knochen, ihre schlaffen Muskeln und ihre ausgehungerten Körper wieder in ihren normalen Zustand zurückgekehrt sein würden. Wenn sie wirklich und wahrhaftig wieder zum Leben zurückgebracht sein würden.»

Die russische medizinische Kommission hat bei den meisten Befreiten schwere psychische Leiden konstatiert. Einen geistig völlig

Zerstörten beschreibt Primo Levi. Der Zwölfjährige war als «Klein-Kiepura» der Schützling des Lagercapos gewesen und als «Maskottchen von Buna-Monowitz» allgemein bekannt. «Niemand liebte ihn, ausser seinem Beschützer», schreibt Levi. «Im Schatten der Macht führte er wohlgenährt und -gekleidet bis zum letzten Tage eine zweifelhafte und frivole Favoritenexistenz, durchzogen von Klatsch, Denunziationen und verzerrten Leidenschaften.»

Als Rekonvaleszenter blieb Klein-Kiepura im Lager zurück und wurde wie alle andern Kranken von den Russen von Monowitz ins besser eingerichtete Stammlager gebracht. Dort traf ihn Levi wieder: «Zwei Tage lang schwieg er, lag zusammengekrümmt im Bett, den Blick ins Leere gerichtet und die Fäuste auf der Brust geballt. Dann plötzlich fing er an zu sprechen, und wir wünschten uns sehnlichst sein Schweigen zurück. Der kleine Kiepura sprach wie im Traum, und sein Traum war, er hätte Karriere gemacht, sei ein Capo geworden. Man wusste nicht, war es Wahnsinn oder kindischer, finsterer Scherz: Pausenlos sang und piff der Junge in seinem Bett unter der Decke die Märsche von Buna, die brutalen Rhythmen, die jeden Abend und jeden Morgen unseren müden Schritten das Mass gaben, auf Deutsch brüllte er gebieterische Befehle einer nicht existierenden Schar von Sklaven zu.

„Aufstehn, Schweine, verstanden? Bettén bauen, aber marsch! Schuhe putzen. Angetreten, Läusekontrolle, Fusskontrolle, Füsse herzeigen, Saubande! Schon wieder dreckig, du Scheissker!? Pass bloss auf, ich mach’ keine Witze. Ich erwisch’ dich noch einmal, dann aber ab ins Krematoriums Dann, schreiend, wie die deutschen Soldaten: ‚Angetreten, Vordermann und Seitenrichtung. Den Kragen runter, Gleichschritt marsch, im Takt der Musik. Hände an die Hosennaht.‘ Und wieder, nach einer Pause, mit schriller und arroganter Stimme: ‚Das ist hier kein Sanatorium. Das ist ein deutsches Lager mit dem Namen Auschwitz, und raus kommt man nur durch den Kamin. Wenn’s dir passt, klar, wenn’s dir nicht gefällt, brauchst du nur an den elektrischen Draht zu gehn.‘»

Elie Wiesel war nach Buchenwald überstellt und dort befreit worden. Er schreibt: «Unsere erste Handlung als freie Menschen war, dass wir die Lebensmittelmagazine stürmten. Man dachte an nichts anderes, weder an Rache noch an die Eltern; an nichts anderes als an Brot.» Wiesel war noch ein Kind, als er ins Lager kam.

Da ich unter ungleich günstigeren Bedingungen als die allermeisten in den Lagern hatte leben können, ist meine Reaktion auf die Befreiung schwer mit der anderer vergleichbar. Ich bin am 11. April 1945 auf dem Bahnhof von Salzwedel aus einem Evakuierungstransport geflohen. Später musste ich erfahren, dass die im Zug Gebliebenen auf Schiffe verladen wurden, die unmittelbar vor Kriegsende in der Lübecker Bucht versenkt worden sind. Ich erinnere mich gut, mit welcher tiefer Freude mich das Wiedersehen mit der Natur erfüllt hat, als ich durch einen hellen Wald ging, dessen Boden ein weicher Moostepich war; und später immer wieder. Das Zusammentreffen mit der menschlichen Gesellschaft weckte hingegen nur schale Gefühle. Ich mied jedes nicht unbedingt nötige Gespräch, nur Unterhaltungen mit ehemaligen Häftlingen oder Kriegsgefangenen wich ich nicht aus. Doch da stellten sich häufig andere Hemmungen ein: Für sie zählte ich als Deutscher zu den in den Lagern Privilegierten, unter deren Herrschaft sie gelitten hatten. Das bekam ich zu spüren. Am ersten Mai, dem traditionellen Feiertag der Arbeiterbewegung, den ich seit 1938 das erste Mal wieder in Freiheit erlebte, ging ich an der Peripherie Hannovers allein an einem Kanal spazieren. Aus der Ferne hörte ich Singen. Russische Lieder. Irgendwo feierten Befreite. Zuerst wollte ich dorthin, doch dann traute ich mich nicht. Werden sie mich als einen der Ihren aufnehmen? Traurig und leer blieb ich allein.

Da ich meine Angehörigen in Wien wusste, trieb mich eine alle anderen Gefühle überdeckende Sehnsucht, noch vor der endgültigen Kapitulation auf einem Fahrrad in Richtung Heimat aufzubrechen, alle Verbote beiseiteschiebend, die besagten, dass kein Zivilist sich auf den Landstrassen bewegen dürfe. Mein Bedürfnis nach Rache delegierte ich den Engländern, die mich in Hannover in ihren Schutz ge-

nommen hatten. Ich übergab ihnen eine Beschreibung meiner Erlebnisse und Beobachtungen in den Lagern, für deren Niederschrift sie mir eine Schreibmaschine zur Verfügung gestellt hatten. Als ich sie abgab, erlebte ich die erste Enttäuschung auf diesem Gebiet, der noch viele folgen sollten: Wie irgendein belangloser Akt wurde mein Manuskript entgegengenommen, keine ergänzenden Fragen wurden an mich gerichtet. Nie habe ich gehört, dass dieses Memorandum ein Echo ausgelöst hätte. In knappen zwei Wochen beendete ich meine Fahrt; ich war zu Hause.

Immer wieder erinnert man sich bei Tag und in Träumen an die andere Welt, die man in den Lagern durchlebt hat, so wie sich ein Genesender seiner Fieberdelirien bewusst wird: Man weiss, dass es sie gab, die Erinnerung bleibt aber unwirklich. Mein Bruder behauptete noch Jahre später, ich lebe immer noch wie im KZ. Er konnte das am ehesten beurteilen, denn er kannte mich aus der Zeit vor meiner Internierung am besten. Dabei war mein Weg zurück zur normalen menschlichen Gesellschaft um vieles einfacher als der der allermeisten: Ich fand meine Angehörigen wieder, meine Bekannten; ich war körperlich nicht heruntergekommen, da in dem kleinen Arbeitslager, in dem ich zuletzt interniert war, die Versorgung mit Lebensmitteln funktioniert hatte.

«Wie ein Gelenk versteift, wenn es längere Zeit nicht mehr bewegt wird, so engt sich auch das Seelenleben ein und versteift nach so lang andauernden katastrophalen Belastungen wie einer jahrelangen KZ-Haft, und solche psychischen Schäden können oft jahrelang, manchmal aber sogar unauslöschbar die ursprüngliche Belastungssituation überdauern», schreibt der Arzt Max Mikorey. «Dies trifft besonders für junge Menschen zu, deren freie persönliche Entfaltung durch eine längere Internierung auf das Schwerste geschädigt werden kann.»

Einzelne Junge haben niedergeschrieben, wie sie die Befreiung erlebt hatten. Zum Beispiel Carl Laszlo: «Der Überlebende stand in einer Welt, in der er nichts anderes als ein Fragezeichen war. Diese Welt schien ihm fremd, und er empfand sich als Gast darin. Er glaubte zwar

wie andere Menschen zu leben, blieb aber mit dem Schattenreich so innig verbunden, dass dieses ihn mehr anzog als die Welt des Lärms und des Lebens. Die grosse, treibende Kraft, das Überlebenwollen, wurde gegenstandslos, der Selbstmord als logische Konsequenz und letzte Befreiung liess sich nicht mehr so ohne Weiteres abweisen.»

Primo Levi gibt seine Gefühle während der Reise in seine italienische Heimat wieder: «Was würden wir zu Hause vorfinden? Wieviel von uns selbst war verzehrt, ausgelöscht?kehrten wir reicher oder ärmer zurück? Stärker oder schwächer? Wir wussten es nicht; wohl aber wussten wir, dass uns auf der Schwelle unserer Häuser eine neue Prüfung – zum Guten oder zum Bösen – erwartete, und wir sahen ihr mit Bangen entgegen. In unseren Adern kreiste zusammen mit unserem erschöpften Blut das Gift von Auschwitz; wo sollten wir die Kraft hernehmen, unser Leben wieder zu beginnen, die Barrieren einzureissen, die Hecken, die während jeder Abwesenheit um das verlassene Haus, um das leere Zimmer hochwuchern? Bald, morgen schon, mussten wir den Kampf mit noch unbekanntem Feinden aufnehmen, in uns und ausser uns; mit welchen Waffen, welcher Energie, mit welchem Willen? Wir fühlten uns uralte, zu Boden gedrückt von einem Jahr der schrecklichsten Erinnerungen, ausgelaut, wehrlos.»

Tadeusz Borowski fixierte seine ersten freien Gedanken: Er möchte sich von seinen Instinkten ausruhen, «aber zuerst, weisst du, möchte ich dem einen oder dem andern die Gurgel durchschneiden, nur so, einfach um die Lagerpsychose loszuwerden, um den Lagerkomplex zu überwinden, den Komplex des ewigen Mützeziehens, des ohnmächtigen Zusehens, wenn wehrlose Menschen erschlagen und gemordet werden, den Komplex der Angst. Ich fürchte, wir werden das alles nie wieder los. Ich weiss nicht, ob wir es überleben, aber ich wünsche, dass wir einmal wieder so weit sind, dass wir die Dinge beim richtigen Namen nennen, wie es mutige Menschen tun.» Borowski war 25 Jahre alt, als er aus der Welt der Vernichtungslager entlassen wurde, ein Jahr älter als Laszlo und drei Jahre jünger als

Levi. Mit 28 Jahren setzte er seinem Leben ein Ende, das zerstört worden war, bevor es sich hatte entfalten können.

Ernst Israel Bornstein, dem gleichen Jahrgang wie Borowski angehörig, schöpft nicht nur aus eigener Erfahrung. Im Auftrag eines amerikanischen Instituts hat er die Lebensgeschichte gleichaltriger Leidensgefährten aufgenommen. Aus der Distanz von mehr als einem Jahrzehnt fasst er zusammen: «Von der Last, die man als zur Vernichtung Verurteilter, als entmenschte Kreatur jahrelang getragen hat, kann man sich nicht mehr befreien. Die Jahre der Angst und Unterdrückung hinterliessen in der Psyche Schäden, die irreparabel sind wie Schäden in der grauen Substanz der Nervenzentren. Der ehemalige KZ-Häftling kann wohl mit den anderen lachen und fröhlich sein, aber sein Inneres schmerzt und blutet, da sich die alten Wunden nicht schliessen wollen. Er hat zwar das räumlich begrenzte Konzentrationslager verlassen, aber die furchtbare Atmosphäre des Lagers umschliesst ihn noch, es ist, als ob das KZ noch in ihm wäre.»

Elie Wiesel kennzeichnet die Überlebenden so: «Diese Menschen sind amputiert worden, aber es fehlt ihnen nicht ein Bein oder ein Auge, sondern der Lebenswillen und die Lebenslust... Sie sind keine normalen Menschen mehr. Unter dem Schock ist eine Feder in ihrem Inneren gesprungen. Früher oder später machen sich die Folgen bemerkbar.»

Auch Frauen haben ihre Empfindungen nach der Befreiung beschrieben. Ruth Kersting sagte: «Nach der Befreiung habe ich keinen Menschen sehen wollen, nur Tiere.» Von Menschen hatte sie zu grosse Enttäuschungen erleiden müssen. Charlotte Delbo schreibt über eine französische Freundin: «Auch sie glaubt, dass die anderen sie nicht verstehen.» Das Wörtchen «auch» belegt, dass Delbo häufig ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Dora Lorka schrieb im Jahr 1965: «Der Eindruck, den ich am ersten Tag (in Auschwitz) empfand, gewissermassen ein Gemisch von Hölle und Irrenhaus, hat mich bis heute noch nicht ganz verlassen.» Wenig später starb sie, 52 Jahre alt. Grete Salus

schreibt: «Wenn der Körper auch meist einen Knacks weg hat, so ist der Riss im Fundament unserer menschlichen Existenz ein viel unheilbarer.» Und an anderer Stelle: «Jetzt spüren wir erst die Wunden, die man uns geschlagen, die feste Haut ist auf einmal nicht mehr da, ja unser Inneres hat sich gleichsam nach aussen gestülpt und zuckt zurück vor jeder Berührung mit dieser Welt.»

David Rousset fasst seine Reflexionen folgendermassen zusammen: «Die Welt der Konzentrationslager ist in sich abgekapselt. Sie existiert auf der Erde weiter als ein toter Stern, der Leichen trägt. Normale Menschen wissen nicht, dass alles möglich ist. Selbst wenn die Zeugnisse ihren Verstand zwingen, es zuzugeben, so glauben es ihre Muskeln nicht. Die Konzentrationsäre wissen es. Der Soldat, der monatelang im Feuer gelegen hat, hat Bekanntschaft mit dem Tod gemacht. Der Tod wohnte in jeder Stunde ihres Lebens mit den Konzentrationsären. Er hat ihnen alle seine Gesichter gezeigt. Sie haben alle seine Hüllen berührt. Sie haben Angst als ständig gegenwärtige Zwangsvorstellung erlebt. Sie haben die Demütigung der Schläge, die Schwäche des Körpers unter der Peitsche vor Augen. Sie haben kennengelernt, welche Verwüstungen Hunger anrichtet. Sie sind Jahre hindurch in der phantastischen Szenerie jeglicher zerstörten Menschenwürde gewandert. Sie sind von den anderen durch eine Erfahrung getrennt, die unmöglich mitgeteilt werden kann.»

Wie oft erfährt wohl jeder von uns, dass selbst Nahestehende verständnislos reagieren, ja dass eine Art Eifersucht laut werden kann, sobald Erfahrung und Erlebnis, die uns von den anderen trennen, wieder einmal ihr Recht fordern. «Wenn du mit einem Auschwitzer beisammen bist, benimmst du dich gleich ganz anders» – derlei hören wir häufig.

Ein Ärzteteam der Psychiatrischen Klinik der Medizinischen Akademie in Krakau hat bei einer Untersuchung von 77 Überlebenden von Auschwitz festgestellt, dass 22 stärkere Bindungen mit Lagerfreunden als mit Freunden aus dem normalen Leben haben. Vielen stehen diese sogar näher als die engsten Familienangehörigen. Selbst in Gemein-

schaften, in denen das Leben kollektiv organisiert ist, konnten sich Auschwitzer nicht völlig anpassen. Ein Leitungsmitglied eines der traditionsreichsten Kibbuzim in Israel antwortete auf meine Frage, ob sich die Auschwitzer dieser Gemeinschaft zwei Jahrzehnte später noch von den anderen unterscheiden: «Sie haben alle etwas auf dem Nacken.»

Die Umwelt fordert eine Gruppenexklusivität der Auschwitzer. In uns lebte die unklare Vorstellung, nach Auschwitz müsste alles anders, besser werden. Die Menschheit würde unsere Erfahrungen als Lehre aufnehmen. Dann mussten wir spüren, dass sie sich gar nicht dafür interessiert. Leeres, aufdringliches Mitleid, das wir stattdessen fühlen, gleicht nur zu oft einer Flucht in konventionelle Gefühle – ja erweckt den Eindruck von Unehrllichkeit.

Deutsche Psychiater berichten von einer Jüdin, die als Achtzehnjährige von Frankreich nach Auschwitz deportiert worden war und ihre Heimkehr aus Angst vor dem verzögert hat, was sie zu Hause antreffen werde. Schliesslich doch zurückgekommen, beschrieb sie ihre Empfindungen: «Ich kam mit der Erwartung, nach allem Durchgemachten anders empfangen zu werden. Die Gleichgültigkeit der Menschen gegenüber dem Gewesenen kränkte mich. Ich verstand die Menschen nicht mehr, und sie haben mich nicht mehr verstanden. So ist es bis heute. Ich konnte das oberflächliche Mitleid der verschonten Glaubensgenossen nicht vertragen.»

Jenny Spritzer schreibt: «Mit dem grössten Teil meiner Freundinnen und Kolleginnen (aus Auschwitz), die das Ende des Krieges und damit ihre Befreiung erlebt haben, stehe ich in schriftlicher Verbindung. Es ist eigenartig, alle behaupten einstimmig, vom Leben und der Freiheit eigentlich enttäuscht zu sein. Woran liegt das? Haben wir uns das Leben in unserer Phantasie zu schön vorgestellt?» Grete Salus gibt darauf die Antwort: «Wir haben geglaubt, dass wir Ruhe finden werden am Herzen einer Welt, das für uns schlägt, für unser Schicksal. Dass dem nicht so ist, das ist ein schwerer Schlag für uns, der es uns schwer macht, uns wiederzufinden. Sicher sind wir zu anspruchsvoll und haben uns in unserer Gefangenschaft eine Welt zusammenge-

träumt, die es nicht gibt, nicht geben kann. Wir haben ein Extrem erlebt, das wirklich Böse. Jetzt dachten wir, das andere zu erleben – das wirklich Gute. Wir haben die richtigen Masse verloren und müssen erst den Weg finden zwischen diesen beiden.»

Lucie Adelsberger: «Nicht nur die Welt um uns ist anders geworden, sondern wir selber sind umgeknetet. Man liest in Märchen und Legenden, dass Engel und Boten des Himmels, die auf die Erde hinabgesandt werden, sich verirren und sich nicht zurechtfinden können. Etwas davon gilt auch für die, die von der Hölle zur Erde zurückkehren. Menschliche Vorstellungen und Massstäbe lösten sich auf. Alles dort war überdimensional und übersteigert in der Dynamik, so dass unsere Begriffe verändert sind und es schwer ist, sich wieder an genormte Bahnen zu gewöhnen. Nach so viel Gemeinheit und Unglück erwartet man ein Übermass an Güte und Glück, wie es nicht von dieser Erde ist.» Adelsberger weist auch auf eine weitere Veränderung hin: «Noch in anderer Hinsicht sind unsere Relationen verschoben. Vielleicht muss man es als einen Defekt ansehen. Wenn man erlebt hat, wie alles zerrinnt, Geld und Gut, Ehre und Ruhm, und nur die innere Haltung des Menschen bleibt, gewinnt man eine tiefe Geringschätzung für die Äusserlichkeiten des Lebens.»

Viele bestätigen das. So belegt das Team polnischer Psychiater diese Geringschätzung mit Äusserungen von Überlebenden, wie: «Materielle Angelegenheiten sind jetzt für mich von minderer Bedeutung» oder «Im Daseinskampf bin ich Minimalist geworden, mir genügt es, Essen und ein Dach über dem Kopf zu haben».

Auch andere Reaktionen auf die Vergangenheit im KZ müssen registriert werden: Personen, die als halbe Kinder in den Lagern gelernt hatten, dass man nur überleben kann, wenn man sich über alle Regeln und Verbote hinwegsetzt und nur ein Gebot beachtet: sich nie erweisen zu lassen, sind nicht selten kriminell geworden. Moralische Bedenken erscheinen ihnen lächerlich, Warnungen von Älteren schieben sie beiseite; denn diese Leute haben in Auschwitz mitsamt ihren Mo-

ralbegriffen jämmerlich versagt, während sie das Leben – auf sich gestellt – weit besser gemeistert hatten.

Die Hornhaut um unsere Gefühlswelt, die uns im Lager geschützt hatte, trennt uns in der Freiheit von normal Empfindenden. «Längere Zeit fand ich es lächerlich, wenn ich Leute bei Begräbnissen weinen sah» – ein Ausspruch wie dieser wird von dem polnischen Psychiater-team als typisch zitiert.

Als ich im Mai 1945 nach Wien zurückgekommen war, musste ich erfahren, dass meine Wiener Freunde Rudi Friemel, Vickerl Vesely und Ernst Burger – der Mensch, mit dem ich mich am besten verstanden und den ich am höchsten geachtet hatte – in Auschwitz unmittelbar vor der Evakuierung gehenkt worden waren. Ich habe die Nachricht, die mich schwer traf, nach Auschwitzer Art aufgenommen: Das ist geschehen, man muss es zur Kenntnis nehmen. Nach einem Vortrag, den ich über Auschwitz hielt, kam eine Frau auf mich zu und fragte, ob ich zufällig im Lager einen gewissen Rudi Friemel kennengelernt hätte. Ich bejahte, und sie fragte, was mit ihm geschehen sei. Knapp, sachlich und nüchtern antwortete ich, dass Friemel am 30. Dezember 1944 auf dem Appellplatz gehenkt worden ist. Die Frau brach mit einem Weinkampf zusammen. Als mir mein Bruder – Zeuge dieses Vorfalls – nachträglich Vorwürfe machte, weil ich diese Nachricht so hart und abrupt mitgeteilt hatte, erwiderte ich nur: «Wer hat sie denn mir schonend beigebracht?» Nur sehr langsam habe ich in normale Bahnen zurückgefunden. Skepsis gegenüber zur Schau gestellten Gefühlsausbrüchen ist geblieben.

Dov Paisikovic sagte mir einmal: «Ich empfinde weder Freude noch Schmerz.» Eine solche Gefühlsleere hat Lord Russell of Liverpool bei Kitty Hart kennengelernt, die mit vierzehn Jahren nach Auschwitz deportiert worden war: «Sie glaubt, dass es im Grunde keine Grenze gibt für das, was ein Mensch seelisch aushalten kann; zuerst fühlt man ohnmächtigen Hass, aber dann ist plötzlich ein Punkt erreicht, bei dem alle Gefühle der Liebe und des Hasses abgetötet sind, und nichts bleibt übrig als eine Art Gleichgültigkeit. Selbst als sie nach dem Ende des Krieges vom Tod ihres Vaters erfuhr, spürte sie keinen

Schmerz, obwohl sie ihn sehr geliebt hatte. Sie gab sich alle Mühe, um ihn zu trauern, aber es war kein Gefühl mehr in ihr. Keine Liebe, kein Hass, keine Bitterkeit.»

Dafür werden eigenartige Angewohnheiten sichtbar: Lange war es mir unangenehm, wenn mir jemand den Vortritt liess; im Lager hatte der Häftling stets vor dem eskortierenden Posten zu gehen. Dr. Wanda Poltawska berichtet von einer Frau, die von panischer, ihr unverständlicher Angst erfüllt wurde, wenn jemand hinter ihr ging. Sie war als kleines Kind nach Auschwitz gekommen und hatte keine bewusste Erinnerung an die Lagerzeit. Ich habe die Angewohnheit, Verbote auch dann zu überschreiten, wenn das gar keinen Sinn hat. Zeigt zum Beispiel ein Zebrastreifen an, wo eine Strasse zu überqueren ist, dann bin ich verleitet, auch dann knapp neben diesem Streifen zu gehen, wenn dadurch mein Weg nicht abgekürzt wird. Ein Bekannter scheut sich, eine Telefonzelle zu betreten; offenbar fürchtet er das Gefühl des Eingeschlossenseins.

Dieselbe Französin, die sich bei Psychiatern über das Unverständnis und oberflächliche Mitleid beschwert hat, das sie nach ihrer Rückkehr zu spüren bekam, hat einen früheren KZ-Häftling geheiratet: «Fahre ich mit dem Mann über Land, sehe einen Güterzug am Bahnübergang mit Viehwagen, so nicke ich ihm zu, sage nichts, aber habe es wieder im Kopf und im Herzen. Dasselbe, wenn irgendwo Rauch aufsteigt, und so geht es jetzt achtzehn Jahre.»

Eine weitere Last, die wir zu tragen haben: Noch lange Jahre später habe ich mich dabei ertappt, dass ich mir beim Kennenlernen eines Menschen unwillkürlich die Frage stelle: Wie würde er sich in Auschwitz verhalten haben? Hätte er bestanden oder versagt? Dasselbe beschreibt Rudolf Vrba: «Wir glaubten, wir hätten uns eingelebt, aber immer blieb eine Schranke. Immer war etwas da, das uns an unsere jüngste Vergangenheit erinnerte. Immer wieder stellten wir fest, dass wir alles zu Auschwitz in Beziehung setzten und alles nach Auschwitzer Massstäben, die niemand sonst kannte oder verstand, beurteilten.

Stets, wenn wir glaubten, wir wären wieder normale Menschen, stieg die Vergangenheit erneut vor uns auf und zerstörte unsere Illusionen.»

Grete Salus leidet an demselben: «Ich ertappe mich auch leider dabei, wie ich hinter den Gesichtern von Menschen zu lesen versuche, mir vorstelle, wie sie sich in dieser oder jener Situation verhalten würden. Und wenn ich sie mir dann so vor Augen führe, sehe ich fast lauter Versager. Dies ist eine schwere Last, zusätzlich zu allem anderen, die wir KZ-Menschen nun weiter durchs Leben schleppen.»

Es gibt noch schwerere Lasten. Dounia Ourisson-Wasserstrom hat in Auschwitz mitansehen müssen, wie Boger ein kleines Kind an den Beinen nahm und es tötete, indem er dessen Kopf an die Wand schlug. Sie musste die Blutspuren abwaschen. «Ich kann seitdem keine Kinder sehen, sonst muss ich weinen», sagt Wasserstrom. Als sie nach der Befreiung in die Hoffnung kam, liess sie sich die Frucht nehmen.

Auch Orli Reichert-Wald mied nach der Befreiung den Anblick von Kindern; als Lagerälteste im Krankenbau hatte sie allzuoft mitansehen müssen, wie Babys und Kleinkinder von Sanitätern der SS mit Giftinjektionen getötet wurden. Sie konnte auch keine Musik vertragen, da sie immer an die Lagerkapelle erinnert wurde, welche beim Abtransport der Selektierten aus dem Krankenbau zu spielen hatte, um Klagen und Geschrei der zur Gaskammer Geführten zu übertönen. Obwohl Orli in Auschwitz vom Schicksal eines Muselmannes bewahrt blieb und nach der Befreiung in geordnete Verhältnisse zurückfand, war ihr Nervensystem zerstört. Als für das Frankfurter Verfahren gegen SS-Angehörige von Auschwitz Zeugen benötigt wurden, suchte ich sie im Jahr 1960 auf. Sie hatte ja auf Grund ihrer Stellung im Lager mehr kennengelernt als die meisten anderen. Als sie eine Namensliste durchging, die ich ihr übergeben hatte, zitterten ihre Hände so stark, dass ich ihr die Liste wieder wegnehmen wollte, um die offensichtliche Qual zu beenden. Sie bestand jedoch darauf, sie bis zu Ende durchzugehen, gab ausführlich ihre Erinnerungen an und duldete keine Ab

kürzung dieses Gesprächs, das sie so sichtbar angriff. Noch nicht zwei Jahre später wurde Orli begraben – eine Freundin sagte, ihr vierter Selbstmordversuch sei geglückt. «Sie hat immer darunter gelitten, dass sie nicht noch mehr für die Häftlinge gemacht hatte», sagte ihre Freundin Jeanne Juda; und dabei gibt es kaum jemanden, der seine Funktion in Auschwitz so uneigennützig ausgeübt hat wie Orli.

Auch wenn das Leben vieler Auschwitzer tagsüber normal verläuft, unterscheidet es sich von dem der anderen; es bleiben die Nächte, die Träume.

Edith Bruck ist als Zwölfjährige deportiert worden. Sie schreibt über die erste Zeit der wiedergewonnenen Freiheit: «Ich träumte oft vom Tod, von Blut, von Lagern, und manchmal hatte ich Angst einzuschlafen, weil die Nacht ein einziger Alpdruck war.»

Elisabeth Guttenberger war siebzehn Jahre alt, als sie nach Auschwitz verschleppt wurde, weil sie Zigeunerin ist. Sie hat dort dreissig Verwandte verloren. Lange Jahre später sagte sie: «Ich glaube, es reicht nicht, wenn ich sage, dass ich nachher tausendmal von Auschwitz geträumt habe, von dieser schrecklichen Zeit, wo nur Hunger und Tod geherrscht haben. Ich war ein gesundes Mädchen, als man mich nach Auschwitz verschleppte. Ich bin krank aus dem Lager gekommen und bin bis heute noch krank.»

Auch Primo Levi wurde von Träumen geplagt: «Es dauerte (nach der Heimkehr) viele Monate, bis ich die Gewohnheit verlor, den Blick beim Gehen stets auf den Boden zu heften, als sei ich immer auf der Suche nach Essbarem oder nach Dingen, die sich schnell einstecken und gegen Brot eintauschen liessen; und immer noch sucht mich, bald häufiger, dann wieder selten, ein entsetzlicher Traum heim. Es ist ein Traum im Traum, unterschiedlich in den Details, gleichbleibend in der Substanz. Ich sitze am Familientisch, bin unter Freunden, bei der Arbeit oder in einer grünen Landschaft – die Umgebung jedenfalls ist friedlich, scheinbar gelöst und ohne Schmerz; dennoch erfüllt mich

eine leise und tiefe Beklemmung, die deutliche Empfindung einer drohenden Gefahr. Und wirklich: Nach und nach, oder auch mit brutaler Plötzlichkeit, löst sich im Verlauf des Traumes alles um mich herum auf, die Umgebung, die Wände, die Personen weichen zurück; die Beklemmung nimmt zu, wird drängender, deutlicher. Alles ringsum ist Chaos, ich allein im Zentrum eines grauen, wirbelnden Nichts; und plötzlich weiss ich, was es zu bedeuten hat – habe es immer gewusst: Ich bin wieder im Lager, nichts ist wirklich ausser dem Lager; alles andere war kurze Atempause, Sinnestäuschung, Traum: die Familie, die blühende Natur, das Zuhause. Der innere Traum, der Traum vom Frieden, ist zu Ende, der äussere dagegen geht eisig weiter: Ich höre eine Stimme, wohlbekannt; ein einziges Wort, nicht befehlend, sondern kurz und gedämpft, das Morgenkommando von Auschwitz, ein fremdes Wort, gefürchtet und erwartet: *Aufstehn, 'Wstawac'.*»

Dov Paisikovic erzählte mir im Jahr 1968, dass er im Schlaf oft seine Frau schlage. «Die bösesten Träume sind die, in denen Leichenberge immer höher werden und sich auf mich zuschieben», sagte er. Die Leichen, die er und die anderen vom Sonderkommando zu den Öfen und Flammengruben von Auschwitz zu bringen hatten, dehnten sich in der Hitze aus. Infolgedessen konnten Leichenberge in Bewegung geraten.

André Lettich, der als reifer Mann ins Lager kam und nach der Befreiung wieder als Arzt in Frankreich tätig ist, erzählte mir im Jahr 1971, dass er immer wieder von Alpträumen verfolgt werde, auch wenn er am Tag vorher in keiner Weise an Auschwitz erinnert worden war. Dasselbe berichtet Franz Danimann. Ich träume nicht sehr oft vom Lager, und wenn, so ungleich weniger quälend; wahrscheinlich, weil ich bedeutend weniger mitmachen musste als Guttenger, Levi oder gar Paisikovic, vielleicht auch, weil ich mich tagsüber immer wieder mit diesem Thema befasste. Meine Lagerträume beziehen sich meistens auf den Bunker, wo ich dem Tod am nächsten war.

Der Psychoanalytiker Erich Gumbel, der Erfahrungen zu diesem Thema in Israel gesammelt hat, schreibt, dass viele ehemalige KZler

ein Doppelleben führen. Nach aussen erscheinen sie normal, aber in ihren Träumen würden sie weiter verfolgt, litten an Schuldgefühlen und könnten nicht verstehen, warum gerade sie das KZ überlebt haben. Es sei schwer, ihnen zu helfen, fügt Gumbel hinzu. Auch H. Bensheim, der Patienten des Allgemeinen Arbeiterkrankenhauses in Haifa untersucht hatte, vernahm häufig die Frage: «Warum bin ich übriggeblieben?»

Ernst Papanek hat zu Kriegsbeginn in Paris Emil Geisler betreut, der im Kindesalter aus Deutschland dorthin geflohen war, weil er als Jude für sein Leben fürchten musste. Mit 16 Jahren wurde Geisler nach Auschwitz deportiert. Von 70 Halbwüchsigen seines Transportes hat er als einziger überlebt, da ihm die Flucht aus dem Vernichtungslager gelungen war. Als Papanek im Jahr 1956 Geisler in einem israelischen Kibbuz wiedersah, war dieser zwar hocheifrig, aber auffallend wortkarg. Papanek erklärte sich das sonderbare Verhalten des inzwischen zum Mann Herangewachsenen so: «Hinter jeder noch so unschuldigen Frage hören sie die Stimme des Richters forschen: Warum hast du überlebt und die anderen sind gestorben? Was hast du getan? Was weisst du? Und im Hintergrund all dieser Fragen die: Wen hast du verraten?»

Jean Améry leidet so wie viele andere noch Jahrzehnte später unter dem Vorwurf, dass er sich an seinen Peinigern nicht gerächt hatte. «Dass sie und ich uns nicht erhoben, bleibt unsere immer wieder sich öffnende, sehr schmerzhaft Wunde», schreibt Améry. Als der Holländer Eduard de Wind nach seiner Befreiung den Birkenauer Lagerkomplex betrat, kam er sich schlecht vor: «Was gibt mir das Recht zu leben? Warum bin ich besser dran als die Millionen, die umgekommen waren?»

«Ich lebe, also bin ich schuldig», schreibt Elie Wiesel. «Ich bin noch hier, weil ein Freund, ein Kamerad, ein Unbekannter an meiner Stelle gestorben ist.» Wiesel analysiert, wie dieses Schuldgefühl entstehen konnte: «Die Zahl allein zählte, die Quote. Daher konnte der davongekommene Häftling – vor allem nach einer Selektion – eine erste Reaktion nicht unterdrücken: ein Freudengefühl. Einen Augenblick, eine Woche oder eine Ewigkeit später wandelte sich diese angst-

beschwerte Freude in Schuld. Das befreiende Gefühl, verschont worden zu sein, kommt dem Bekenntnis gleich: Ich beglückwünsche mich, dass ein anderer an meiner Stelle gegangen ist.»

Paul Matussek hat bei Untersuchungen von früheren KZ-Häftlingen Aussprüche wie diese zu hören bekommen: «Wir Juden haben auch Schuld. Vielleicht mehr als die anderen. Wir haben versagt.» Ella Lingens spricht für viele, die als Deutsche Vorzugsstellungen bekommen hatten, wenn sie schreibt: «Und geht nicht jeder von uns Heimkehrten mit einem Schuldgefühl umher, das unsere Schergen so selten empfinden und das aus dem Zweifel stammt: ‚Lebe ich, weil die anderen an meiner Stelle gestorben sind? Weil ich ein Bett mit zwei Decken für mich allein hatte, obwohl ich wusste, dass Frauen zu viert in einem anderen mit einer einzigen Decke lagen und niemals wirklich schlafen konnten? Weil ich eine doppelte Brotportion essen konnte, da die Kranke, für die der Block die ihre noch gefasst hatte, sie in ihrer tiefen Bewusstlosigkeit vor dem Tod nicht mehr essen konnte? Weil eine dankbare Patientin aus der Effektenkammer warme Filzstiefel für mich organisiert hatte, während die Masse der Frauen sich die erfrorenen Füße in den schweren Holzschuhen wund scheuerte? Weil ich eine Funktion hatte, die ein Teil des Apparats war, den die SS geschaffen hatte, damit das Lager nicht in einem Chaos versank, aus dem keinerlei Leistung mehr herauszuholen gewesen wäre; weil wir den Machthabern in all unserer Armseligkeit unentbehrlich waren und sie deshalb auf unser Überleben Wert legten und wir so ein Rädchen darstellten in dieser ungeheuren Vernichtungsmaschinerie?‘»

Simon Laks und René Coudy schreiben ebenfalls schonungslos offen: «Es ist nur eine sehr kleine Zahl von KZlern zurückgekehrt ... Alle, die Auschwitz überlebt haben, verdanken das nicht ausschliesslich Glück, Zähigkeit, Willen oder Widerstand. Sicherlich haben diese Faktoren wirkungsvoll zu unserer Rettung beigetragen, aber sie hätten sich bestimmt als ungenügend erwiesen, wenn wir nicht mit einer blitzartigen Schnelligkeit erkannt hätten, dass wir einen Grossteil unserer alten Moral, unserer ‚Menschlichkeit‘ alle Vorurteile unserer Zi-

vilisation beiseiteschieben müssen, um nicht im Lager unterzugehen, kurz, dass wir uns mit allen Mitteln in die Gesellschaft einfügen müssen, deren Teil wir nun geworden sind, an ihre Art zu denken, an ihre Gebräuche, ihre Ansichten, ihre Erziehungsmethoden und ihre Gesetze. Wir sind uns dessen wohl bewusst, dass wir in dem Mass, in welchem wir uns sowohl instinktiv als auch wissentlich eingefügt hatten, alle mehr oder weniger unmenschlich und daher anstößig für diejenige Gesellschaft geworden waren, in welche zurückzukehren wir das Glück hatten. Ein tiefer Abgrund trennt uns von ihr, vielleicht für immer. Ihr literarischer, moralischer, seelischer, ja selbst humoristischer Wortschatz ist viel zu arm, um zu unseren Gunsten sprechen zu können. Selbst die wahrheitsgetreuesten Berichte und die genauesten Beschreibungen können niemals die Realität wiedergeben, der wir ausgesetzt waren. Wir bemühen uns nicht, diesen Abgrund zuzuschütten, denn wir wissen, dass das unmöglich wäre. Wir gleichen ein wenig Geschöpfen von Pirandello auf der Suche nach einem Autor, der unsere Geschichte schildern könnte. Aber wir sind sicher, dass wir niemals einen finden werden.»

Primo Levi kündigt von der Scham, «die der Gerechte empfindet von einer Schuld, die ein anderer auf sich lädt, und die ihn quält, weil sie existiert, weil sie unwiderruflich in die Welt der existenten Dinge eingebracht ist und weil sein guter Wille nichts oder nicht viel gilt und ohnmächtig ist, sie zu verhindern». Diese Scham überfiel Levi und seine Leidensgefährten, als sie von russischen Truppen befreit wurden, «weil wir spürten, dass nie irgendetwas so Gutes und Reines kommen könnte, unsere Vergangenheit auszulöschen, und dass die Spuren der Versündigung für immer in uns bleiben würden, in der Erinnerung dessen, der es miterlebt hat, an den Orten, wo es geschehen war, und in den Berichten, die wir darüber abgeben würden. Daher – und dies ist das ungeheuerliche Privileg unserer Generation und meines Volkes – hat niemals jemand besser als wir die unheilbare Natur der Versündigung begreifen können, die sich ausbreitet wie eine ansteckende Krankheit.»

Im Herbst 1960 schrieb Imo Moszkowicz dem Frankfurter Gericht: «Wenn meine Alpträume gerichtlich vorzubringen wären, dann wäre ich sicherlich ein wichtiger Zeuge. Ausser Angstschweiss bleibt aber am Morgen nicht viel.» Er will nicht als Zeuge vor Gericht erscheinen. «Ich kann die Zeit der Lager nicht wieder aufreissen lassen, ich muss vergessen, sonst krepriere ich nachträglich daran.» Moszkowicz ist als Halbwüchsiger interniert worden.

Als der Diplomingenieur Michal Kula im Jahr 1967 von einem polnischen Richter über seine Erlebnisse in Auschwitz befragt wurde, war er 56 Jahre alt. Das sonst nüchterne Protokoll schliesst mit den Worten ab: «Gegenwärtig ist mein Gesundheitszustand schlecht. Das Konzentrationslager Auschwitz hat das Brandmal der Furcht und der Angst sowie des psychischen Zusammenbruchs auf mich gedrückt. Ich befinde mich oft an der Grenze der Unlust zum Leben. Ich leide an Schlaflosigkeit und träume oft, dass ich in Auschwitz bin. Jedesmal, wenn ich aufwache, bin ich glücklich, dass ich in meinem Bett liege. Diese Nächte sind für mich ein Albtraum.» Ein Jahr später ist Kula gestorben.

Hermine Horvath hatte schon als junges Mädchen Verfolgungen und Demütigungen zu erleiden, bevor sie im Jahr 1945 aus dem südlichen Burgenland als Zigeunerin nach Auschwitz deportiert wurde. Im Jahr 1958 erzählte sie über ihr Schicksal im Zigeunerlager: «Auf Block 27 war ich oft zur Nachtwache eingeteilt. An unserem Block vorbei führten die Schienen direkt zu den Krematorien. Der Gestank von verbranntem Menschenfleisch lag schwer und dauernd in der Luft. Von uns bis zum Krematorium waren es ungefähr zweihundert bis dreihundert Meter. Dort mussten Männer eine grosse Grube ausheben. In dieser brannte Feuer. Zuerst wurden die Habseligkeiten dort verbrannt, die nicht mehr verwendbar waren. Als ich wieder einmal Nachtwache hatte, war totale Blocksperrung befohlen. Niemand durfte hinaus oder auch nur hinausschauen. Das war das sicherste Zeichen, dass wieder Tausende in den Tod getrieben wurden. Ich hörte fürchter-

liche Schreie. Diese zwangen mich, das Tor zu öffnen und hinauszuschauen, obwohl ich wusste, dass ich in den Tod musste, wenn man mich dabei erwischte. Was ich sah, war so schrecklich, dass ich bewusstlos wurde. Man warf Menschen lebend in die Flammen. Seit dieser Stunde leide ich an epileptischen Anfällen.» Ihren Zustand schilderte Frau Horvath so: «Mein grösster Wunsch wäre, wieder arbeiten zu können. Aber es geht nicht. Scheint mir die Sonne nur ein bisserl auf den Kopf, falle ich einfach um. Die Ärzte haben für all das kein richtiges Verständnis. Sie können sich nicht vorstellen, was wir erleben, und sie glauben vielleicht, dass ich nicht arbeiten will.» Wenige Monate später starb Frau Horvath, noch keine 55 Jahre alt.

Viele sind vor der Zeit gestorben, nachdem sie Unmittelbar nach der Befreiung relativ gesund zu sein schienen. «Eine der erstaunlichsten Erscheinungen, die bei der Rückkehr aus den Lagern festgestellt wurde, war das vorzeitige Altern der ehemaligen Häftlinge», stellt Dr. Joseph Heller fest, der heimgekehrte Deportierte in Frankreich untersucht hat.

C. B. wurde in Auschwitz von Horst Schumann für Sterilisationsversuche missbraucht und kastriert. Er war damals noch nicht 25 Jahre alt. Im Jahr 1946 gab er in Nürnberg zu Protokoll: «Ich fühle mich sehr mutlos und schäme mich über meine Kastrierung. Das Schlimmste ist, weil ich keine Zukunft mehr habe. Ich esse sehr wenig und werde trotzdem dick.» In diesem Protokoll steht vermerkt: «Während der Zeuge spricht, beginnt er zu weinen.»

Benno C. wurde in Auschwitz bei denselben Versuchen ein Hoden entfernt, als er 21 Jahre alt war. Wie ein medizinisches Gutachten ausführt, konnte er sich in der Freiheit nicht von der Annahme befreien, dass ihn deswegen jedermann anschau. Dreimal stand er vor der Hochzeit, doch jedesmal hat sich die Bindung gelöst, nachdem C. von dieser Operation erzählt hatte. Der Gutachter konstatierte eine seelisch bedingte Impotenz.

Die schon oft zitierte Grete Salus findet auch für ein anderes Problem gültige Worte: «Das Sprichwort ‚Zeit heilt Wunden‘ scheint bei uns ins Gegenteil verkehrt. Je mehr die Zeit weiterschreitet, je mehr

wir uns von all dem Erlebten entfernen, umso mehr scheinen wir auch zu vergessen, welchen Wert das nackte Leben für uns besass. Wir werden anspruchsvoll, vielleicht zu anspruchsvoll, als Gläubiger einer Schuld, die einzutreiben fast hoffnungsloses Beginnen ist. Einige wurden ganz apathisch, manche kehrten in die Vergangenheit zurück, wühlten sich hinein in ihren Schmerz, andere verzweifeln und verirren sich immer mehr in einem ausweglosen Gestrüpp.»

Es soll aber kein einseitiges Bild entstehen, als ob alle Überlebenden von Auschwitz unter der Last ihrer Erinnerungen beinahe zusammenbrechen. Hört ein Unbeteiligter manche Gespräche von Auschwitzern über ihre gemeinsam verbrachte Lagerzeit, so kann er den Eindruck bekommen, als ob sie nur heitere Erinnerungen mit diesem Ort verbinden würden. «An Auschwitz erinnere ich mich vor allem an lustige Begebenheiten», dieser Ausspruch von Sonja Fischmann-Fritz gilt nicht nur für sie.

Als ich im Frühling 1968 in Israel war, lud mich eine bekannte Auschwitzerin ein. Ich bat sie, Freundinnen aus ihrer Auschwitzzeit mit einzuladen, denn ich sammelte damals für diese Studie Material und erhoffte mir wertvolle Hinweise von Gesprächen mit ihnen, da ich wusste, dass sie und ihre Freundinnen in Auschwitz im Stabsgebäude untergebracht waren, wo Mitglieder der Kommandos wohnten, die Büroarbeiten für die SS zu verrichten hatten. Der Nachmittag in Ramla bleibt mir unvergesslich: Zwanzig Frauen sassen in der Wohnung beisammen, fast alle seinerzeit mit den ersten Transporten aus der Slowakei deportiert. Mit Rücksicht auf mich sprachen sie deutsch – die Kenntnis dieser Sprache war ja eine Voraussetzung dafür gewesen, dass sie in ein gutes Kommando gekommen waren. Trotzdem konnte ich für meine Arbeit kaum einen Hinweis erhalten; denn alle sprachen gleichzeitig, erinnerten einander an heitere Episoden, lachten und freuten sich ausgelassen. Ein ahnungsloser Zuhörer hätte glauben müssen, es tauschen Frauen schöne Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit aus.

Der amerikanische Psychiater Klaus D. Hoppe hat bei Reihenuntersuchungen von Überlebenden mit ausgeprägten psychischen Schäden beobachtet, dass häufig bedrückende Erlebnisse aus der Verfolgungszeit verkleinert und in ihrer Bedeutung eingeschränkt werden, offenbar deswegen, weil die Erinnerung daran zu grossen Schmerz verursacht. Auch ein einfacherer Grund mag dafür massgebend sein, dass in vielen Gesprächen von Auschwitzern die Wiedergabe von heiteren Episoden dominiert: Wir brauchen einander nicht an Selektionen und Leichenberge erinnern. Freilich haben Überlebende, die in Auschwitz auf der untersten Stufe der Lagerhierarchie existieren mussten, keine Erinnerungen, die nachträglich Heiterkeit hervorrufen können. Nur wer vom Hunger befreit war, kann sich an Episoden erinnern, die nachträglich lachen machen.

Viele haben das Bedürfnis, den Ort wiederzusehen, an dem sie so viel erleben mussten. Ich kenne Polen, die in der Nähe von Auschwitz wohnen Und lange Zeit hindurch Sonntag für Sonntag nach «ihrem» Auschwitz gepilgert sind. Ich habe häufig beobachtet, dass sich Auschwitzer im ehemaligen Lager eigenartig benehmen: Begegnet einer an dieser Stätte, die heute als Museum eingerichtet ist, einem Fremden, dann reagiert er etwa wie ein Hausherr. Soll man es eine Abart von Lokalpatriotismus oder Stolz nennen, was anklingt, wenn ein Auschwitzer Aussenstehende durch «sein» Lager führt? Ich habe auch an mir beobachtet, dass ich an diesem Ort so reagiert habe. In den Jahren zwischen 1954 und 1961, als ich Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees war, kam ich häufig nach Auschwitz, dem wiederholt gewählten Tagungsort dieses Komitees. Nach Beendigung unserer Beratungen ging ich meist abends allein durch das leere Lager, wenn kein Museumsbetrieb mehr störte. Das Gefühl, das mich dann beherrschte, ist schwer zu beschreiben: die Gegenwart wurde unwirklich. Jede Ecke erweckte Erinnerungen, doch auch die Vergangenheit blieb unreal. Es war, als wandelte man zwischen den Zeiten.

Wirkt auf viele Auschwitz wie ein Magnet, so bemühen sich andere verzweifelt, jede Erinnerung daran zu verdrängen. Als ich für das

Auschwitz-Verfahren in Frankfurt Zeugen suchte und mich auch an zwei Frauen wandte, die im Lager mehr als ein durchschnittlicher Häftling erfahren haben mussten, erhielt ich nicht von ihnen, sondern von ihren Angehörigen Antwort. Die eine lautete: «Sie wünscht, nicht mehr mit Auschwitz in Berührung zu kommen, da sie hofft, so ihr Nervenleiden zu heilen.» Der Mann der anderen bat mich, seiner Frau nicht mehr zu schreiben, da diese an die Vergangenheit nicht erinnert werden will. Sie lebe ausschliesslich für ihre Kinder und spreche niemals über Auschwitz. Ich fürchte jedoch, dass es beiden so ergeht wie Gisa Landau, die von sich sagt: «Ich möchte das Lager gern vergessen, aber das kann man nicht.»

Andere haben sich dafür entschieden, sich mit dem Geschehen in Auschwitz weiter zu befassen. Sie fühlen sich dazu verpflichtet. Seit Jahr und Tag arbeiten mit einem Respekt abfordernden Opfermut Auschwitzer im Museum des Lagers, dem ein Archiv von grossem zeitgeschichtlichem Wert angegliedert ist. Sie haben es auf sich genommen, im Lagerbereich zu leben, dessen Atmosphäre sie Tag und Nacht umgibt. Henryk Porebski ist immer wieder ins Lager gekommen und hat sich durch kein bürokratisches und technisches Hindernis entmutigen lassen, bis endlich im Juli 1961 bei den Ruinen des Krematoriums III unter Knöpfen, Flaschen, Besteck, ungarischem, tschechischem, deutschem und polnischem Kleingeld und anderen Überresten aus den Effekten der Ermordeten die Dokumente geborgen wurden, die Häftlinge des Sonderkommandos vergraben hatten und von denen Porebski wusste.

Da das Schicksal der Gefangenen in Auschwitz sehr unterschiedlich war, unterscheidet sich auch ihre Erinnerung an die Lagerzeit. Für die allermeisten bedeutet sie eine Summe von Leiden, Erniedrigungen und Schocksituationen, die zu gross für ihr Gedächtnis ist. Für manchen Deutschen ist Auschwitz nicht nur eine Erinnerung an Schrecken und Not; die dort verbrachte Zeit war für sie diejenige Epoche in ihrem Leben, in der ihnen eine Machtfülle eingeräumt war, wie sie sie auch nicht annähernd in irgendeinem anderem Lebensabschnitt besassen.

Das gilt besonders für Kriminelle, die vor und nach dem KZ verachtet und ausgestossen wurden, vor denen im Lager aber alle zitterten. Sie konnten sich in Auschwitz kraft ihrer Funktion Pascha-Allüren erlauben und Menschen demütigen, die in einer anderen Situation jeden Kontakt mit ihnen gemieden hätten. Ja, sie wurden von diesen hofiert. In Auschwitz fühlten sie sich anerkannt, und nur damals.

Nicht nur kriminelle Deutsche und diejenigen, die sich im Lager ihnen angeglichen hatten, um wie sie zur Spitze der Häftlingshierarchie aufsteigen zu können, auch deutsche politische Gefangene, die sich im Lager eindeutig von der kriminellen Herrenschiicht distanziert hatten, verbinden mit Auschwitz die Erinnerung an eine Zeit, in der sie mehr galten als in jeder anderen Periode ihres Lebens. Selbst nachträglich fühlen sie sich noch denen überlegen, die das Lager aus der Perspektive eines Namenlosen aus der grauen Masse kennengelernt hatten. Bei manchen führt das dazu, dass sie sich in der Rolle eines unfehlbaren Fachmannes gefallen.

Walter Petzold sieht sich als so ein Fachmann. Er war nahezu vier Jahre Capo in verschiedenen Kommandos und wurde wegen seiner Lagererfahrung und wegen seines guten Rufes, den er als politischer Gefangener genossen hat, in eine Schiedskommission berufen, welche strittige Fälle in Verfahren von früheren Häftlingen zu entscheiden hatte, die für die Buna-Werke Zwangsarbeit geleistet hatten und von den IG-Farben nach Kriegsende eine Entschädigung forderten. Souverän hat Petzold Darstellungen von ehemaligen Häftlingen von Buna-Monowitz als unrichtig zurückgewiesen, die sich nicht mit seiner Erinnerung deckten. Den Hinweis, dass jeder aus seiner Perspektive notwendigerweise ein einseitiges Bild in seinem Gedächtnis aufbewahrt hat und niemand aus eigenem Erleben alles über ein Lager wissen konnte, liess Petzold für sich nicht gelten. Er wurde auch im Auschwitz-Prozess nach Frankfurt als Zeuge gerufen. Nachdem die meisten Zeugenaussagen abgelegt waren, nahm das Gericht in Auschwitz einen Lokalaugenschein vor. Dabei stellte sich heraus, dass seine präzise vorgetragene Aussage irrig sein musste; denn von dem

von ihm angegebenen Ort hat man unmöglich das sehen können, was er von dort beobachtet haben wollte. Als er im ersten Wiener Auschwitz-Prozess vom Staatsanwalt darauf aufmerksam gemacht wurde, dass ein Teil seiner Aussagen in Widerspruch zu Tatsachen steht, die mit Dokumenten eindeutig belegt sind, antwortete Petzold barsch: «Herr Staatsanwalt, waren Sie in Auschwitz oder ich?»

Ludwig Wörl lebte vor seiner KZ-Haft in recht einfachen Verhältnissen in München. In Auschwitz hat er als erster Lagerältester mit einem roten Winkel, der auch in dieser Spitzenfunktion sein politisches Verantwortungsbewusstsein bewahrt hat, viel zur Besserung der Verhältnisse beigetragen. Nach der Befreiung konnte er sich nicht damit abfinden, nicht mehr Lagerältester – also der erste Mann – zu sein. In sein bescheidenes Milieu zurückversetzt, fühlte er sich verkannt und nicht nach Gebühr gewürdigt. Er griff unterschiedslos alle Kameraden an, die in Auschwitz eine niedrigere Position als er hatten, in der Freiheit jedoch einer sozial höher stehenden Schicht angehörten. Schliesslich haderte er mit Gott und der Welt. Seine Verbitterung steigerte sich bis zum Verfolgungswahn. Als er krank wurde, wehrte er sich gegen jede ärztliche Behandlung, denn er fürchtete, ein Arzt könnte ihn «spritzen» – also auf Auschwitzer Art in den Tod befördern. «Er sah in sich den grossen Mann von Auschwitz», sagte Werner Krumme über ihn, der mit ihm in Auschwitz und nachher in München befreundet war, «er glaubte dass er der einzige Zuständige in allen Auschwitz-Angelegenheiten war. Er hat sich wahrscheinlich vorgestellt, dass ihm ein politisch bedeutender Posten angetragen werde, obwohl er die Qualifikation dazu nicht besass.» Auch bei Wörl führte sein Bestreben, in allen Auschwitz betreffenden Dingen als unanfechtbare Autorität aufzutreten, dazu, dass ein Teil seiner Aussage im Auschwitz-Prozess durch den Lokalaugenschein widerlegt wurde. Ausser den Aussagen von Petzold und Wörl wurden nahezu alle anderen bei der Besichtigung an Ort und Stelle bestätigt.

In erster Linie haben Deutsche Auschwitz als ihre «grosse Zeit» in Erinnerung behalten. Aber nicht nur sie. Auf einem Kongress be-

richtete Ella Lingens von einem österreichischen Juden, der sich geäußert hatte, die in Auschwitz verbrachten Jahre wären seine letzte gute Zeit gewesen. Er hat dort zum Personal des Krankenbaus gezählt, blieb dadurch vor dem Schlimmsten verschont und hatte in bescheidenem Rahmen die Möglichkeit, Bekannten zu helfen. Nach der Befreiung hat er nicht wieder in ein normales Leben zurückgefunden.

Auschwitz bedeutet für alle, die das Lager überstanden haben, das zentrale Erlebnis, das sie ihr ganzes weiteres Leben begleitet.

Der Psychiater Eduard de Wind, der das sowohl an sich selbst als auch an vielen Patienten erfahren hat, kommt zu einer interessanten Schlussfolgerung: «Ich halte es durchaus für möglich, dass das zwangsmässige Nachdenken über das Lager – das so oft als eine Art Wiederholungszwang bei den ehemaligen Häftlingen auftritt – und sogar die Angstträume vom Lager eine eigentlich tröstende Funktion haben. Der ehemalige Häftling kann nicht an die Zukunft denken, ohne an den Tod zu denken, aber wenn er sich dessen entsinnt, was er gelitten hat, hat er auch das Gefühl, dass er trotz allem nicht gestorben, sondern durchgekommen ist. So hat die Erinnerung an seine schrecklichen Erfahrungen auch eine tröstende Funktion.»

Dr. Wanda Pöltawska schreibt: «Ich will vergessen und kann es nicht. Das ist kein Problem der Willenskraft. Hier genügt der Wille allein nicht. Vielleicht sollte man umgekehrt verfahren. Sich nicht um Vergessen bemühen, sondern immer daran denken, so stark daran denken, dass sich solche Situationen nie mehr und für niemanden wiederholen. Würde das die angespannten Angstzustände und schrecklichen Erinnerungen entladen?»

Ähnliche Erwägungen waren für meinen Entschluss massgebend, mich Jahre hindurch mit Problemen aus dem Komplex Auschwitz zu befassen und dabei bewusst in Kauf zu nehmen, dass sich dadurch der Abstand zwischen normal Lebenden und mir nicht verringert. Ich musste zwar lernen, grosse, schöne Worte wie «Nie mehr wieder» zu

meiden. So eindrucksvoll sie klingen mögen, die Geschichte nach 1945 hat gezeigt, dass die Möglichkeit von Wiederholungen nicht so einfach auszuschliessen ist. Gerade deswegen scheint mir das Studium der zwischenmenschlichen Verhältnisse in einer so extremen Situation, wie sie in Auschwitz absichtsvoll geschaffen wurde, besonders wichtig zu sein. Es soll warnen, indem es demonstriert, zu welchen Verhaltensweisen Menschen gebracht werden können.

Was allgemein über Deutsche im Lager gesagt wurde, beziehe ich auch auf mich. Ich trug zwar keine Armbinde eines Funktionärs, aber ich habe in keinem anderen Lebensabschnitt so viel Verantwortung auf mich genommen wie in den zwei Jahren in Auschwitz. In diesem Sinn bedeutet auch für mich Auschwitz eine «grosse Zeit» in meinem Leben. Es schmeichelt, wenn man hie und da daran erinnert wird, was selbst ein Häftling unter aussergewöhnlich günstigen Bedingungen erwirken konnte. Selbstvorwürfe bilden die Kehrseite der Medaille. Man fragt sich, ob man nicht dieses oder jenes noch hätte versuchen sollen, ob man nicht von der brutalen Härte der Lageratmosphäre infiziert wurde. Alles in allem spreche ich für mich der dauernden Befassung mit dieser Vergangenheit eher eine tröstende als eine belastende Funktion zu.

Wollen wir, die wir es uns zur Aufgabe gemacht haben, nachfolgende Generationen mit dem bekannt zu machen, was in nationalsozialistischen Vernichtungslagern möglich geworden war, anderen die Fakten darlegen, so haben wir uns – unabhängig voneinander und ohne Verabredung – angewöhnt, die krassesten Erlebnisse zu verschweigen, denn sie überfordern die menschliche Vorstellungskraft. Wer Auschwitz erlebt hat, muss diejenigen zu schonen trachten, die nachträglich davon erfahren, soll die Kenntnis Nutzen bringen.

Wir haben eine Funktion übernommen, auf die deutsche Psychiater hinweisen: «Der einst Entrechtete ist, ob er es weiss und will oder nicht, durch die objektive soziologische Wirklichkeit in die Rolle des Anklägers aller anderen Menschen, besonders natürlich der Deutschen hineingeraten.» Manche von uns üben diese Funktion bewusst aus.

Anstoss zu den Auschwitz-Prozessen haben Überlebende des Lagers gegeben. Dieselben Psychiater haben auch eine gewisse gesellschaftliche Isolierung konstatiert, «die ein vielschichtiges Phänomen ist und nur zum Teil auf die durchgemachten Leiden und die Verpflanzung in eine neue Umwelt zurückgeht. Auch wenn diese Momente rückgängig sind, nimmt bei vielen das Gefühl des gesellschaftlichen Ausgeschlossenenseins noch zu, auch dann, wenn sich die Umgebung ihnen gegenüber keineswegs verständnislos und gleichgültig verhält. Wer im KL war, ist wie gezeichnet, der unbefangene Kontakt mit ihm ist in jedem Fall erschwert.» Ich kann das nur bestätigen.

Viele Ärzte haben die Folgen der Internierung in einem Vernichtungslager studiert. Psychiater, die selbst eine solche Haft mitgemacht haben, verfügen für dieses Studium über ungleich günstigere Voraussetzungen als ihre Kollegen; nicht nur, weil sie ihre eigenen Erfahrungen mit heranziehen können, sondern auch deswegen, weil Patienten ihnen gegenüber eher die Scheu ablegen, die durch die Furcht verursacht wird, der Arzt könne ihnen gar nicht alles glauben, was sie ihm zu sagen hätten. Psychiater, die nicht mit ihren Patienten durch das Lagererlebnis verbunden sind, klagen über hemmende Folgen dieser Scheu.

Professor Leo Eitinger, der selbst in Auschwitz war, kam auf Grund seiner Untersuchungen zur Auffassung, dass Überlebende der Konzentrationslager nicht mit anderen Patienten verglichen werden können, die in der Fachliteratur beschrieben sind. Deutsche Psychiater bestätigen das, wenn sie schreiben: «Wer das KL überlebt hat, ist im Gegensatz zum kriegsbeschädigten Heimkehrer eben kein Heimkehrer.» Vor allem die aus rassistischen Gründen Verfolgten haben in der Regel ihre Familie und die Wurzeln, die sie mit der Heimat verbunden hatten, verloren. Vergleiche, die Schenck mit Kriegsgefangenen gezogen hat, sind daher nicht statthaft.

Eitinger begründet seine These damit, dass es zwar in der Geschichte verschiedene Formen der Sklaverei sowie Bestrebungen von Siegern, besiegte Völker auszurotten, gegeben habe, das Hitler-Regime war jedoch das erste, das die Möglichkeiten einer modernen Technik

in den Dienst einer minuziös geplanten Vernichtung von Menschengruppen gestellt hat. Überlebende aus diesen Gruppen bieten dem Untersuchenden daher zwei aussergewöhnliche Möglichkeiten; noch nie konnte ein Arzt so viele Individuen untersuchen, die zum Tod verurteilt waren, jedoch am Leben blieben, weil das Kriegsende die Vollendung des Vernichtungswerkes gehindert hat. Die Familien der Todgeweihten wurden ermordet, deren Leben völlig zerstört, ihre Welt in Trümmer gelegt. Sie haben infolgedessen nicht nur einen psychophysischen Schock von extremer Stärke erlitten; nachher standen sie ohne jeden Ankerplatz isoliert in der Welt. Viele leben seitdem «in nie wieder zu heilender Einsamkeit».

Eitinger belegt seine Feststellungen mit statistischem Material, welches er in den Jahren 1961 und 1962 bei Untersuchungen von 554 ehemaligen KZ-Häftlingen in Israel gewonnen hat. Jeder hat mindestens einen nahen Angehörigen verloren. Mehr als drei Viertel sind als einzige von ihrer Familie am Leben geblieben. Auf die Frage nach dem schwersten Schock gab etwa ein Drittel die völlige Trennung von Verwandten und Freunden an.

Die Schlussfolgerung deutscher Psychiater lautet: «Aus der Zerstörung des tragenden Bodens in der menschlichen Gesellschaft lässt sich jene Generalisierung der misstrauisch-verbitterten Einstellung zur Mitwelt einsehen, welche bei nahezu allen schwerer Verfolgten nachweisbar ist. Realerfahrungen, welche die mitmenschlichen Bezüge einschneidend und langwährend destruieren, führen zusammen mit den konflikthaften Verflechtungen des Verfolgten in seine Mitwelt nach der Befreiung zu einer pathologischen Beziehungsstruktur, die ein wesentlicher Grundzug des erlebnisbedingten Persönlichkeitswandels ist.»

E. C. Trautmann, der seine Beobachtungen in den Vereinigten Staaten gemacht hat, wohin viele Überlebende nach ihrer Befreiung ausgewandert waren, konstatiert zusätzlich angststimulierende Lebensumstände des Verlassenseins, die durch die sprachfremde Umgebung gefordert wurden. Andere sprechen in diesem Zusammenhang von einer Entwurzelungsdepression. Professor Ulrich Venzlaff schätzt

Emigration nach KZ-Haft und Aufenthalt in einem DP-Lager als eine «für viele nicht mehr zu bewältigende psychische Belastung» ein. Nach seinen Beobachtungen kam es nach einer gewissen Latenzzeit in der Emigration zu schweren nervösen Zusammenbrüchen.

Eine oft beobachtete überstürzte Heirat kann auch als Folge dieser Wurzellosigkeit gedeutet werden. Viele wollten irgendwie an vergangene Bindungen anknüpfen. Häufig wählten Frauen einen älteren Mann, der ihren ermordeten Vater gekannt hatte. Nach den Beobachtungen von E. C. Trautmann sind «diese aus einem Notstand hervorgegangenen Bindungen nicht selten zu unbefriedigenden und konfliktreichen Ehen geworden. Sie sind damit ein erstes Beispiel der Perpetuierung mitmenschlicher Beziehungsstörungen nach der Befreiung in Gestalt eines institutionalisierten Dauerkonflikts.»

Paul Matussek hat festgestellt, dass «die Wahl des Ehepartners deutlich vom Verfolgungsschicksal geprägt» ist. Er referiert Aussprüche wie die folgenden: «Ein Mensch, der im Lager war, kann nur einen ehemaligen Lagerhäftling als Partner ertragen. Niemand anderer versteht sonst, was geschehen ist.» Das gemeinsam erlittene Schicksal wird so zur Basis einer ehelichen Bindung. Professor Venzlaff hat «häufiges vorschnelles Eingehen von Ehen zwischen psychisch defekten Partnern ohne innere emotionale Beziehung» beobachtet. Er fügt hinzu: «Es ist eine bedrückende Tatsache, dass gerade Kinder aus solchen Ehen in einem besonders hohen Prozentsatz Verhaltensstörungen und neurotische Symptome aufweisen.»

Von 130 ehemaligen KZ-Häftlingen, die Paul Matussek untersuchte, hat keiner die Haft ohne Dauerstörungen überwunden. Leo Eitinger hat in zwei Kibbuzim in Israel die Überlebenden nationalsozialistischer Konzentrationslager untersucht. Alle waren arbeitsfähig, jedoch nur drei beschwerdefrei. Da beide Untersuchungen unabhängig von irgendwelchen Entschädigungsverfahren durchgeführt wurden, scheiden Erscheinungen aus, die einer Rentenneurose ähneln könnten.

Das bereits zitierte Krakauer Ärzteteam, das im Frühling 1959 77 ehemalige Auschwitz-Häftlinge untersucht hat, berichtet, die meisten

hätten angegeben, im Lager kein Gefühl der Entfremdung empfunden zu haben; im Gegenteil, die Hilfe von Kameraden hätte sie dort ausgerichtet. Das Gefühl einer Entfremdung entstand bei den meisten erst nach der Befreiung. Die Ärzte betonen, dass die Untersuchten im Lager keine Muselmänner waren, nur vier von ihnen waren aus russischen Gründen deportiert worden. Ihr Resümee lautet: «Festzustellen wäre ..., dass nach Ansicht der Mehrzahl der Untersuchten der Lageraufenthalt sich entscheidend auf die weitere Entwicklung und Gestaltung ihrer Individualität auswirkte. So wurden von ihnen unter anderem ausgeführt: geringes Vertrauen zu Menschen, Schwierigkeiten im Anknüpfen von Kontakten bei gleichzeitiger starker gefühlsmässiger Verbundenheit mit ehemaligen Lagergenossen, erhöhte Toleranz, leichtere Bewertung unwesentlicher Angelegenheiten. Manche der Untersuchten gaben an, dass seither ihre Gefühlsreaktionen auf Erlebnisse abgestumpft sind, dass sie sich weder so freuen noch so grämen können wie vorher. Für viele ist der Lageraufenthalt zu einer überwertigen Idee geworden.» Und weiter: «Als pathopsychische Erscheinungen aus der Lagerzeit, die am häufigsten erwähnt wurden, wären zu nennen: Niedergeschlagenheit, das Gefühl der Angst und der ständigen Gefahr, fast völliges Fehlen des Geschlechtstriebes.»

Beobachtet werden frühzeitiges Erschöpfen der vitalen Funktionen, vorzeitiges Altern in körperlicher und seelischer Hinsicht sowie Auftreten von typischen Alterskrankheiten. Mehr als ein Drittel der im Jahr 1945 aus Lagern zurückgekehrten Franzosen ist in den folgenden zehn Jahren gestorben. Man darf annehmen, dass die Mehrheit der Heimkehrer jüngere Menschen waren, da Ältere nur ausnahmsweise die KZ-Haft überlebt haben. Der deutsche Psychiater Walter von Baeyer schreibt: «Unsere klinisch-statistischen Erhebungen an 500 Begutachteten ergaben bei etwa drei Viertel dieser Fälle nicht organisch erklärbare charakterneurotisch-psychopathische bzw. erlebnisreaktive Fehlhaltungen, von denen die allermeisten als verfolgungsbedingt oder – mitbedingt, die Mehrzahl als dauernd anzusehen war.»

Mehrere Fachleute sind unabhängig voneinander zu dem Schluss

gekommen, dass die Untersuchungsergebnisse speziell derjenigen ehemaligen KZ-Häftlinge, welche unter den besonderen Verhältnissen der rassistischen Verfolgung in Vernichtungslagern interniert waren, dem klassischen Ursachenbegriff der Psychiater seine Allgemeingültigkeit genommen haben; dem Begriff, der besagt, dass jedes Erlebnis eine Persönlichkeit grundsätzlich unberührt lasse und nur abnormale Menschen krankheitswertig reagieren.

Der holländische Analytiker Tas schrieb im Juni 1947: «Ich kenne Leute, die aus Konzentrationslagern zurückgekommen sind, wo sie die schrecklichsten Erfahrungen hatten, die aber kein Wort darüber sprechen wollten oder konnten und die jetzt in ein normales Leben mit ihrer Familie und ihrer Arbeit zurückgekehrt sind. Und doch kann man in diesen Fällen nicht von geistiger Gesundheit sprechen. Zweifellos sind grosse Quantitäten von Affekt und Aggressivität unterdrückt, aber sicher nicht assimiliert worden. Mit grosser Wahrscheinlichkeit wird dies im Laufe der Zeit zu schweren psychischen Störungen führen.» Im Jahr 1967 knüpft der Kollege von Tas, Eduard de Wind, daran an: «Nach zwanzig Jahren sind diese Worte vielfach bestätigt. Viele Häftlinge, die jahrelang auf äusserlich angepasste Weise existierten, hatten in Wirklichkeit ein regressives Verhältnis zur äusseren Welt und hegten in sozialer, politischer und anderer Hinsicht Illusionen, die nie befriedigt werden konnten. Ein Zusammenbruch war nicht zu vermeiden.»

Dr. Wolfgang Jacob berichtet von einem Fall, der ihm charakteristisch zu sein scheint: Ein fünfzigjähriger Patient litt zwanzig Jahre nach seiner Befreiung aus KZ-Haft an hohem Blutdruck und anderen, schwer deutbaren Beschwerden. Nach der Haft hatte er sich rasch erholt, sozial gut eingelebt und erfolgreich gearbeitet. Bei der Untersuchung gab sich der Patient sehr gefasst und zurückhaltend. Schliesslich kam der Arzt auch auf die im KZ verbrachten Jahre zu sprechen. Zuerst sperrte sich der Patient, darüber überhaupt zu reden, aber dann brach es aus ihm heraus und über ihn herein. Die Erinnerung erschüt-

terte ihn so sehr, dass er erst nach einer sechswöchigen klinischen Behandlung wieder bei sich war. «Die Quäler sind verschwunden, die Qual ist geblieben.»

Französische Ärzte haben ebenfalls beobachtet, dass sich bei vielen die Folgen der KZ-Haft erst später einstellten. Anlässlich einer Untersuchung von lungenerkrankten ehemaligen Deportierten stellten sie fest: «Wir kennen viele Kameraden, die während der ganzen Dauer ihrer Internierung eine bewundernswerte Haltung zeigten und die nach ihrer Rückkehr plötzlich dieses Gleichgewicht verloren zu haben scheinen, als ob sie ihre ganzen Energiereserven erschöpft hätten! Vielleicht besteht ein Zusammenhang zwischen dieser Demoralisierung und der späteren Lungenerkrankung.»

Psychische Spätfolgen treten besonders stark bei Personen in Erscheinung, die als Kinder im KZ waren. Bei ihrer Untersuchung von «Auschwitz-Kindern» hat Dr. Wanda Pöltawska auch solche herangezogen, deren Namen und Nationalität nicht festzustellen sind, da sie im Lager Kleinkinder waren. Selbst diejenigen, die sich an Auschwitz nicht erinnern, leiden unter Angstanfällen: «Plötzlich, sie wissen selbst nicht, warum, haben sie eine grosse Angst vor etwas. Dass sie sich fürchten, obwohl sie eigentlich keinen Anlass dazu haben, geben sie nur ungern und in Augenblicken grösster Intimität zu. Sie fürchten sich vor Hunden, vor Uniformen, vor jedem Menschen in irgendeiner Uniform, vor Schreien, weissen Kitteln und der deutschen Sprache.» Dr. Pöltawska hat Angstzustände und krankhaft gesteigerte Gedächtnisstärke für alles, was mit dem Lager zusammenhängt, umso häufiger angetroffen, je näher die Jugendlichen während ihrer Haft dem Pubertätsalter standen.

Anlässlich einer psychoanalytischen Behandlung beobachtete Doktor H. Strauss an einer Patientin, die als zehnjähriges Kind in Auschwitz war, dass sie die Vorstellung von ihrer Minderwertigkeit, die ihr damals so einprägsam aufgedrängt worden war, als zu Recht bestehend beibehalten hatte.

Das Wiederhören der deutschen Sprache hat auch bei Personen, die als Erwachsene verfolgt wurden, Beklemmungen ausgelöst. Ich habe

das wiederholt beobachtet, wenn mich Auschwitzer in Wien besuchten. Die Polin Jadwiga Landowska entschuldigte sich deswegen: «Ich weiss, die Menschen hier sind nett, aber ich kann mir nicht helfen.» Sobald sie in Wien deutsch sprechen hörte, hat sie Angst bekommen. Diese Beklommenheit fiel in Gesprächen mit mir vollkommen weg, obwohl sie in deutscher Sprache geführt wurden – offenbar, weil sie in mir einen Leidensgefährten sah.

Alexander und Margarete Mitscherlich sprechen von unauslöschlichen Erinnerungsspuren, die bei leisester Berührung alarmieren, und belegen diese Erscheinung mit folgendem Fall: «Einer unserer Patienten, der vier Jahre lang in einem Konzentrationslager leben musste, erschrickt bei jedem deutschen Polizisten, den er sieht. Er weiss, es ist unsinnig. Aber das Signal, das einmal von dieser Uniform ausging, ist zu mächtig, als dass es durch vergleichsweise belanglose spätere Erfahrungen gelöscht werden könnte.»

Auch noch bei der nächsten Generation sind Folgen der Internierung in Vernichtungslagern zu konstatieren. Dr. Vivian Rakoff hat in Kanada bei Kindern jüdischer Einwanderer, die interniert waren, Depressionen, aber auch Aggressionen und Gesetzesübertretungen beobachtet, offenbar «weil sie nicht in der Lage seien, ihren altersbedingten Oppositionsgeist im Elternhaus abzureagieren, denn die Eltern hingen entweder mit abgöttischer Liebe an den Kindern oder seien es müde, auf die oppositionellen Kräfte in irgendeiner Form zu reagieren. So würden die Aggressionen der Kinder ausserhalb der Familie zur Entladung gebracht.» Zu dergleichen Fehlhaltungen mancher Eltern kommt noch die Hemmung dazu, mit den Kindern über ihre Verfolgungszeit zu sprechen; diese Hemmung wird besonders in Israel spürbar, wo Eltern die Frage fürchten, wie sie sich verhalten haben, und den Vorwurf, sie hätten sich wehrlos wie Schafe zur Vernichtungsstätte treiben lassen. Ein ständiges Ausweichen vor diesem Thema muss ein normales Verhältnis zwischen Eltern und Kindern stören.

Es ist so, wie David Rousset sagt: Das Schicksal der Überlebenden

unterscheidet sich von dem aller anderen durch eine Erfahrung, die unmöglich zu überweisen ist.

Scheinbar haben die Bewacher von Auschwitz eine gewisse Vorstellung von dieser Erfahrung und dem Unterschied – so eigenartig das auch klingen mag. Wiederholt wird davon berichtet, dass ein SS-Angehöriger für einen ihm bekannten Auschwitz-Häftling so etwas wie eine Abart von Sympathie zeigte, wenn er ihm in einem anderen Lager wiederbegegnet ist.

Mieczyslaw Kieta sah in Gross-Rosen den Sanitäter Josef Klehr wieder, den er in Auschwitz nur zu gut kennengelernt hatte. Stumm und stramm grüsste er ihn wie vorgeschrieben. Da rief ihm Klehr zu: «Du Langer, warte!», fragte ihn, ob er in Auschwitz gewesen sei, und gab ihm, nachdem Kieta bejaht hatte, eine Zigarette. Kieta hatte den Eindruck, als ob sich Klehr über das Wiedersehen gefreut hätte. Teddy Pietrzykowski hatte in Auschwitz in einem Kommando gearbeitet, das von dem späteren Lagerführer Franz Hössler geleitet wurde. Als Hössler ihn in Bergen-Belsen wiedererkannte, machte er ihn zum Obercapo und zu seinem Kalfaktor.

Als Tadeusz Snieszko in einem Einzeltransport zu einem Aussenlager von Ravensbrück überstellt wurde, eskortierte ihn der berüchtigte Rapportführer Oswald Kaduk. Während der Fahrt unterhielt sich der Oberschlesier Kaduk mit dem Häftling auf polnisch, fragte, ob er Reiseproviant mitbekommen habe, und gab dem Verneinenden eine Büchse Sardinen. Schliesslich fragte er, ob Snieszko trinken wolle. Als dieser antwortete, er habe schon sehr lange kein Bier getrunken, kaufte Kaduk ihm Bier. Als Snieszko das vor dem Frankfurter Gericht aussagte, stritt Kaduk alles ab, ja wollte Snieszko gar nicht auf der Fahrt begleitet haben, obwohl dessen Schilderung so ziemlich die einzige Aussage war, in der dem Gericht ein menschlicher Zug Kaduks mitgeteilt wurde. Scheinbar genierte er sich vor seinen mitangeklagten Kameraden wegen seiner Disziplinlosigkeit dem Häftling gegenüber.

Vor den Gerichten begegneten die Gepeinigten ihren Peinigern un-

ter gänzlich anderen Verhältnissen wieder. Solange die Zeit noch keine heilende oder wenigstens beruhigende Wirkung hatte ausüben können, gestaltete sich das Wiedersehen dramatisch. Ich erinnere mich an die Stimmung, die im Saal herrschte, als Höss im März 1947 in Warschau zur Verantwortung gezogen wurde. So sehr sich auch der Vorsitzende um eine sachlich-nüchterne Prozessführung bemüht hat, die Erregung der Zuhörer war in dem übervollen grossen Saal jeden Augenblick spürbar. Ich sah dort viele Bekannte aus Auschwitz wieder, die Tag für Tag der Verhandlung folgten.

Die Atmosphäre im Frankfurter Prozess unterschied sich sehr von dieser Warschauer Verhandlung, nicht nur, weil in den 17 Jahren, die zwischen beiden Prozessen verstrichen waren, das Leben weitergegangen war; diesmal wurde in Deutschland verhandelt, wo die Täter beheimatet waren, aber nicht die Opfer – von Ausnahmen abgesehen. Die Zuhörer – in erster Linie natürlich Deutsche – erlebten fröstelnd, schauernd und manchmal wohl auch zweifelnd die notgedrungen mangelhafte Rekonstruktion des Vernichtungsmechanismus. Schulklassen, die zu Verhandlungen geführt wurden, brachten zu Bewusstsein, dass Auschwitz bereits zu einem Faktor der Geschichte geworden ist.

Eineinhalb Jahre lang habe ich den Verhandlungen in Frankfurt beigewohnt und die Reaktionen der Zeugen auf das Wiedersehen mit den Angeklagten beobachtet. Ich habe ihre Verzweiflung mitempfunden, welche durch den Zwang ausgelöst wurde, in der Gerichtssaal-atmosphäre das Leben in Auschwitz wieder zu vergegenwärtigen; und die nur zu oft dadurch gesteigert wurde, dass Prozessbeteiligte mit Fragen das Unvermögen vieler deutscher Juristen bewiesen, die Situation eines früher Verfolgten vor Gericht zu verstehen und zu berücksichtigen. Manchem habe ich erst eindringlich zureden müssen, bis er sich entschlossen hat, nach Frankfurt zu reisen. Nicht alle konnte ich von der Pflicht der Überlebenden überzeugen, vom Tod ihrer Kameraden Zeugnis abzulegen. Mehr als einmal war die Furcht vor einer Überbelastung der Nerven stärker als alle Argumente.

Für viele war die Reise nach Frankfurt die erste Wiederbegegnung mit Deutschen nach der Befreiung, eine Berührung, die sie bis dahin gemieden hatten. Raya Kagan sagte mir, dass sie im Flugzeug, das sie nach Frankfurt brachte, alle Deutschsprechenden ihrer Generation mustern und sich fragen musste: Was könnte dieser oder jener damals gewesen sein und getan haben?

Jeder als Zeuge Geladener konnte sich innerlich auf die Aussage und das Zusammentreffen mit den Angeklagten vorbereiten. Was nützte das aber, als im Gerichtssaal Auschwitz so unheimlich gegenwärtig wurde!

Der Zahnarzt Alex Rosenstock, der aus Haifa nach Frankfurt kam, ist weltgewandt und distinguiert. Er sagte beherrscht und leidenschaftslos aus. Als seine Einvernahme beendet ist und er den Saal verlässt, muss er plötzlich stehenbleiben. Er lehnt sich an die Wand und weint haltlos.

Ein russischer Zeuge soll die Angeklagten, über die er Aussagen gemacht hat, identifizieren. Die SS-Männer von seinerzeit werden aufgefordert, sich hinter dem Zeugentisch in einem Halbkreis aufzustellen. Als sich der Russe umdreht und diesen zwanzig Männern gegenüberübersieht, bedeckt er unwillkürlich seine Augen mit der Hand. Wie gut konnte ich ihm diese Geste nachfühlen.

Jozef Gabis hat dem Gericht zu berichten, wie er die Leiche Lilly Tofflers gesehen hat, die im Hof von Block 11 erschossen wurde, weil ihr an ihn gerichteter Liebesbrief gefunden worden war. Gabis hat erfahren, dass Boger seine Freundin getötet hatte. Nach Beendigung des Kreuzverhörs wird der Zeuge aufgefordert, Boger zu identifizieren. «Ich möchte den Angeklagten lieber nicht anschauen», wehrt Gabis ab. Und verlässt den Gerichtssaal, ohne den Blick auf die Seite gewendet zu haben, auf der die Angeklagten sitzen.

Als Filip Müller dem Gericht Rede und Antwort steht, ist eine besonders starke Beklemmung im Saal fühlbar; denn Müller, der im Sonderkommando eingeteilt war, berichtet über selbst in diesem Verfahren aussergewöhnlich grausame Taten des Angeklagten Hans Stark. Dessen Verteidiger will in Zweifel ziehen, ob der von Müller beschrie-

bene Täter mit seinem Mandanten identisch sei. Da ahmt der Tscheche Müller, der nur gebrochen Deutsch spricht, den polternden, dialektgefärbten Kommandotrotz Starks, der in seiner Gegenwart im Gerichtssaal noch nicht gesprochen hatte, so exakt nach, dass greifbar wird, wie gegenwärtig ihm die Vergangenheit geblieben ist.

Die Aussage hat viele Zeugen derart aufgewühlt, dass sie nachher das Bedürfnis hatten, sich mir mitzuteilen, dem einzigen, von dem sie in Frankfurt Verständnis erwarten konnten.

Dem angesehenen Wiener Juristen Dr. Friedrich Skrein ist die Gerichtssaalatmosphäre vertraut. Nach seiner Aussage sagte er mir, dass er trotzdem durch die Gegenwart der Angeklagten, die er von Auschwitz her kannte, so aus der Fassung gebracht worden sei, dass er auf einen wesentlichen Teil seiner vorbereiteten Aussage vergessen hat.

Die Polin Anna Palarczyk hat als Blockälteste vieles mit grösserer innerer Distanz beobachten können als ein namenloser Häftling. Ihre Aussage ist sachlich und frei von jeder Emotion. Am nächsten Tag erzählt sie mir von einem bedrückenden Traum: Sie befand sich allein in einem grossen, leeren Saal. Da kamen die angeklagten SS-Männer herein und näherten sich ihr langsam und unaufhaltsam. Sie fand keinen Ausgang aus dem Raum.

Manchmal hat die Wiederbegegnung nach 20 Jahren auch andere Reaktionen ausgelöst: Der Pole Erwin Bartel hatte in Auschwitz als Achtzehnjähriger unter Hans Stark in der Aufnahmeabteilung zu arbeiten. Nachdem Bartel – inzwischen Diplomingenieur geworden – seine Stark erheblich belastende Aussage beendet hatte, machte der Angeklagte entgegen seiner Gewohnheit von dem Recht Gebrauch, an den Zeugen Fragen zu stellen. «Erinnert sich der Zeuge noch an unsere Gegenüberstellung im Oktober 1959?» fragte er Bartel. Damals war Stark verhaftet und Bartel im Zug der Vorermittlungen nach Frankfurt geladen worden. Bartel antwortete: «Ja, ich erinnere mich. Sie sagten zu mir: ‚Warum haben Sie das nicht vor zehn Jahren angegeben? Jetzt habe ich Frau und Kind.›» Stark setzte fort: «Sie sagten damals: ‚Wir haben sehr viel Gutes bei Ihnen gehabt, aber es ist so viel Schlimmes

in Auschwitz geschehen, dass ich alles sagen muss.'» Bartel bestätigte: «Ja, das stimmt.» Durch seine Fragen hat Stark die Glaubwürdigkeit des Zeugen keineswegs gemindert, eher erhärtet. Ich hatte den Eindruck, dass er sein sonst geübtes Schweigen Belastungszeugen gegenüber aus einem anderen Grund gebrochen hatte, als um dessen Aussage in Zweifel zu ziehen; es schien mir, als ob Stark das Bedürfnis gehabt hätte, die in Auschwitz entstandene persönliche Beziehung nochmals anklingen zu lassen.

Ich habe auch von Zusammentreffen von Bewachern und Bewachten unter den gründlich geänderten Verhältnissen nach Kriegsende gehört, die in privater Umgebung stattfanden. Ein Fachmann für Persianermäntel hatte seinerzeit als Häftling im Kanada-Kommando diese Mäntel zu überprüfen und bearbeiten. Dabei hat er dem Führer seines Kommandos, SS-Unterscharführer Otto Graf, geholfen, Persianermäntel zu verschieben, wofür ihn dieser gut leben liess. Graf hatte einen üblen Ruf, doch war bekannt, dass er Häftlinge schonte, wenn sie ihm nützlich sein konnten. Viele Jahre nach Kriegsende hat der Pelzfachmann den Wiener Graf auf dem Rennplatz dieser Stadt getroffen. Sie haben bei dieser Gelegenheit Geschäfte mit Persianermänteln besprochen.

Seit dem Jahr 1955 habe ich mich in steigendem Mass mit der Geschichte von Auschwitz befasst, mit Auschwitzern gesprochen und korrespondiert, die Fachliteratur studiert, über mit dem Lager zusammenhängende Themen geschrieben und Vorträge gehalten, Strafanzeigen erstattet und mit Justizstellen konferiert. Ich dachte, dass ich durch diese Betätigung im Lauf der Zeit bereits ein sachliches Verhältnis zu diesem Abschnitt der Zeitgeschichte bekommen hatte.

Da wurden mir in Frankfurt überraschend Personen gegenübergestellt, die ich in Auschwitz als SS-Männer gekannt hatte. Der leitende Apotheker Dr. Viktor Capesius wurde im Dezember 1959 verhaftet und mir, der ich zufällig gerade damals in Frankfurt war, gegenübergestellt, weil er alle Schuld bestritt. Als Capesius ins Zimmer geführt wurde, fielen mir plötzlich Einzelheiten plastisch ein, an die ich mich

unmittelbar vorher, als ich mit dem Staatsanwalt sprach, nicht hatte erinnern können. Die Vergangenheit stand unversehens im Raum. Ich bemerkte, dass Capesius durch die überraschende Wiederbegegnung ebenfalls aus dem Gleichgewicht geworfen wurde. Er blieb zwar auch in meiner Gegenwart beim Leugnen, doch ein überstarker Schweißausbruch strafte ihn sichtlich Lügen. Wenig später wurde mir der Sanitäter Josef Klehr gegenübergestellt, gegen dessen mörderische Praktiken ich beim Standortarzt angekämpft hatte, bis er endlich versetzt worden war; wobei mir damals das Risiko bewusst war, das ich damit eingegangen war, besonders sobald ich gemerkt hatte, dass er meine Bemühungen ahnte. Ich musste immer gewärtig sein, dass mich seine Rache treffen könnte. Dieser einst so mächtige Mann wurde von einem Justizbeamten an einer um das Handgelenk geschlossenen Kette ins Zimmer geführt. Auf meine Anklagen hatte er nur zu erwidern: «Ich weiss, dass mir der Herr Langbein schon in Auschwitz nicht gut gesinnt war.» Das Wiedersehen war so gespenstisch, dass ich wegen dieser Bemerkung nicht zu lachen vermochte. Nachts träumte ich von ihm. Nicht von dem alten, heruntergekommenen Klehr, der mir an diesem Tag gegenüberstanden war, sondern von dem Sanitäter im Höhepunkt seiner Macht.

Vor meiner Aussage im grossen Frankfurter Auschwitz-Prozess verbrachte ich eine schlaflose Nacht. Selbst als ich als Zeuge im zweiten Auschwitz-Prozess geladen war, für den meine Aussage ohne besonderen Belang sein musste, konnte ich in der Nacht vor der Aussage keinen Schlaf finden. Der Direktor des Museums von Auschwitz, Kazimierz Smolen, befasst sich mehr als ich ständig mit Ereignissen aus der Lagerzeit. Bei einer Aussage gegen den Arzt Horst Schumann im Dezember 1970 erlitt er im Frankfurter Gerichtssaal einen Schwächeanfall, den er nur mühsam verbergen konnte, wie er mir nachher sagte. Smolen hat schon vorher in nahezu allen Auschwitz-Prozessen ausgesagt. Mit Schumann verbanden ihn keine persönlich bedrückenden Erinnerungen.

Im Zug meiner Bemühungen, Details der Geschichte von Ausch-

witz zu rekonstruieren, schien es häufig zweckmässig, auch ehemalige Bewacher zu befragen. Länger, als es verstandesmässig zu begründen war, hatte ich Hemmungen, an solche Personen heranzutreten, selbst wenn ich wusste, dass sie im Lager den Gefangenen helfen wollten. Auch nachdem ich diese Scheu überwunden hatte, löste jede Begegnung mit einem früheren SS-Angehörigen eine schwer zu beschreibende Spannung in mir aus.

Im Juni 1967 studierte ich für diese Arbeit im Institut für Zeitgeschichte in München Dokumente. Dabei kam mir ein Schreiben mit der Unterschrift des Lagerarztes von Auschwitz, Dr. Friedrich Entress, in die Hand. Als ich den mir gut bekannten Namenszug 24 Jahre, nachdem ich Entress zum letzten Mal begegnet war, unvermittelt wieder sah, schien mir einen Augenblick lang die verstrichene Zeit unreal; ich musste mir erst ins Gedächtnis rufen, dass ich mich in einem Lesesaal befand, wo ich von kultivierten Menschen zuvorkommend behandelt wurde, um meine Beklemmung zurückdrängen zu können. Ich wusste, dass Entress vor langen Jahren hingerichtet worden war. Trotzdem war er mir in diesem Augenblick gegenwärtiger als die neben mir Sitzenden.

SS-ANGEHÖRIGE NACH KRIEGSENDE

Nach der Kapitulation des Dritten Reiches liessen die Hauptverantwortlichen ihre Untergebenen im Stich, denen sie die Organisation und Durchführung des Massenmordens übertragen hatten. Hitler, Goebbels und Himmler gaben mit Selbstmorden den Auftakt. Keiner, der mörderische Befehle erteilt hatte, stellte sich nachher schützend vor die, die in Ausführung ihrer Befehle schuldig geworden waren.

«Die letzte Meldung und Verabschiedung bei RFSS bleibt mir unvergesslich», schrieb Höss, der unmittelbar vor der Kapitulation zusammen mit anderen SS-Führern aus dem KZ-Dienst zu Himmler befohlen worden war, der sich bereits nach Flensburg zurückgezogen hatte. «Er, strahlend und bester Laune – und dabei war die Welt untergegangen, unsere Welt. Wenn er gesagt hätte: So, meine Herren, jetzt ist Schluss, Sie wissen, was Sie zu tun haben. Das hätte ich verstanden – das hätte dem entsprochen, was er jahrelang der SS gepredigt hatte: Selbsthingabe für die Idee. So aber gab er uns als letzten Befehl: Taucht unter in die Wehrmacht! Das war der Abschied von dem Mann, zu dem ich so hoch hinauf sah, zu dem ich solch festes Vertrauen hatte, dessen Befehle, dessen Äusserungen mir Evangelien waren.»

Der Leiter des SS-Wirtschafts- und Verwaltungshauptamtes, SS-General Oswald Pohl, hat sich nicht das Leben genommen. Im Nürnberger Gefängnis beteuerte er, dass er nie jemanden aufgefordert oder auch nur ermuntert hätte, Gefangene totzuschlagen. Er sei im Gegenteil Unmenschlichkeiten entgegengetreten, wenn er von solchen Kenntnis erlangt hätte. Auf dem Gipfel seiner Macht hatte derselbe Pohl allen Kommandanten der Konzentrationslager befohlen, den Arbeitseinsatz der Häftlinge «im wahrsten Sinn des Wortes erschöpfend» zu gestalten, wie schwarz auf weiss nachzulesen ist.

Andere waren geschickter als Pohl. Sie haben ihre Flucht schon zu

einer Zeit vorbereitet, als auch nur der Gedanke an eine deutsche Niederlage als todeswürdiges Verbrechen verfolgt wurde, nicht selten von denen, die ihren eigenen Fluchtweg schon ausbauten.

Adolf Eichmann setzte sich nach Argentinien ab. Nachdem er dort Jahre Musse gehabt hatte, über sein Tun nachzudenken, hat er das, was er als seine Rechtfertigung ansah, auf Tonband aufnehmen lassen, so bedeutend schien es ihm zu sein: «Meine subjektive Einstellung zu den Dingen des Geschehens war mein Glaube an den von der Führung des damaligen Deutschen Reiches gepredigten Volksnotstand. War ferner mein zunehmender Glaube an die Notwendigkeit eines totalen Krieges, weil ich an die steten Verkündigungen der Führung des damaligen Deutschen Reiches: ‚Sieg in diesem totalen Krieg oder Untergang des deutschen Volkes‘ stets in zunehmendem Masse glauben musste. Aus dieser Einstellung heraus tat ich reinen Gewissens und gläubigen Herzens meine Pflicht.» Sich selbst charakterisiert Eichmann so: «Ich war nichts anderes als ein getreuer, ordentlicher, korrekter, fleissiger und nur von idealen Regungen für mein Vaterland, dem anzugehören ich die Ehre hatte, beseelter Angehöriger der SS und des Reichssicherheitshauptamtes. Ein innerer Schweinehund und ein Verräter war ich nie.»

Ebenso typisch wie Inhalt und Form dieser Aussage Eichmanns ist die Antwort, die Höss im Nürnberger Gefängnis auf die Frage gab, wann ihm zum ersten Mal der Gedanke gekommen sei, dass er vor Gericht gestellt und verurteilt werden könne: «Beim Zusammenbruch – als der Führer starb.»

Zehn Monate später beschrieb er in seiner Krakauer Zelle seine damalige Reaktion wortreicher: «Unterwegs (mit seiner Familie auf der Flucht) hörten wir in einem Bauernhof, dass der Führer tot sei. Als wir dies hörten, kam meiner Frau sowie mir gleichzeitig der Gedanke: Jetzt müssen auch wir gehen! Mit dem Führer war auch unsere Welt untergegangen. Hatte es für uns noch einen Sinn weiterzuleben? Man würde uns verfolgen, uns überall suchen. Wir wollten Gift nehmen. Ich hatte dies meiner Frau beschafft, damit sie bei einem unverhofften

Vorstoss der Russen diesen mit den Kindern nicht lebend in die Hände fiel. Doch um unserer Kinder willen taten wir es nicht. Um ihretwillen wollten wir all das Kommende auf uns nehmen. Wir hätten es doch tun sollen. Ich habe es später immer wieder bereut. Es wäre uns, vor allem meiner Frau und den Kindern, viel erspart geblieben. Und was werden sie noch alles durchmachen müssen? Wir waren mit ater Welt verbunden und verkettet – wir hätten mit ihr untergehen müssen.»

Höss liess es bei pathetischen Worten bewenden und lebte bis zu seiner Verhaftung am n. März 1946 mit falschen Papieren – für die Himmler gesorgt hatte – auf einem Bauernhof in der Umgebung Flensburgs.

Ihrem Leben haben Menschen wie Dr. Eduard Wirths und Doktor Hans Delmotte tatsächlich ein Ende gesetzt, die sich bereits in Auschwitz um eine Distanzierung von den Verbrechen bemüht hatten.

Die meisten tauchten unter, was in den Wirren nach der Kapitulation und nach der Aufspaltung Deutschlands in verschiedene Besatzungszonen nicht allzu schwer war. Sie vernichteten ihre Soldbücher und gaben sich in den Kriegsgefangenenlagern als Angehörige der Wehrmacht aus, meist unter anderem Namen. Weil sie bald merkten, dass eine Überprüfung ihrer falschen Angaben praktisch ausgeschlossen war, wurden viele so sorglos und dreist, wie zum Beispiel der Adjutant von Höss, Robert Mulka, der für seinen geschwindelt angegebenen Militärdienst eine Entschädigung forderte (und auch erhielt), oder wie der Blockführer des Auschwitz Bunkers, Bruno Schlage, der sich nicht nur ebenfalls als Wehrmachtangehöriger ausgab, sondern sich bei dieser Gelegenheit gleich einen höheren Dienstgrad zulegte, als er ihn bei der SS hatte, weil er damit rechnete, dass ihm das einmal finanziell zugute kommen werde. Der Lagerarzt Dr. Horst Fischer fühlte sich in der Deutschen Demokratischen Republik so sicher, dass er unter seinem richtigen Namen in einer kleinen Ortschaft eine Praxis eröffnete. Er konnte dort zwei Jahrzehnte ungestört ordinieren. Dr. Horst Schumann, dessen Name im Nürnberger Ärzteprozess im

Zusammenhang mit seinen Sterilisationsversuchen publik geworden war, vertraute wiederum den Behörden der Deutschen Bundesrepublik so sehr, dass er dort ohne jeden Tarnungsversuch mit seiner Familie lebte und praktizierte. Er fühlte sich so sicher, dass er im Jahr 1951 einen Jagdschein beantragte und damit die Behörden provozierte, sich mit ihm routinemässig zu befassen. Als ein Führungszeugnis aus der Geburtsstadt Schumanns angefordert wurde, stiessen die Ämter auf seine Vergangenheit. Aber auch dann geschah ihm nichts: Bevor eine Amtshandlung eingeleitet wurde, erhielt Schumann einen Wink und machte sich aus dem Staub. Der im Kanada-Kommando tätig gewesene SS-Mann Hans Anhalt verliess sich wiederum darauf, dass die Behörden in der DDR keine systematischen Nachforschungen nach Mitgliedern der Auschwitzer Wachmannschaften anstellten. Er trug immer wieder Gegenstände ins Versatzamt, die er seinerzeit in Kanada organisiert und nach Hause geschickt hatte. Da sie einen grossen Wert darstellten, fiel das mit der Zeit auf. Nachdem bei einer Hausdurchsuchung weitere Effekten gefunden wurden, die nachweislich aus Auschwitz stammten, wurde ihm im Jahre 1964 endlich der Prozess gemacht.

Bernhard Walter vom Auschwitzer Erkennungsdienst hatte an der Rampe Aufnahmen von Selektionen zu machen, während sonst allgemeines Fotografierverbot erlassen war. Er war so sorglos, dass er bei der Evakuierung von Auschwitz ein Album mit diesen Fotos mit sich genommen und auch dann nicht vernichtet hatte, als Deutschland kapitulierte. Ihm scheint der Beweiswert dieser Serie von Fotografien nicht zu Bewusstsein gekommen zu sein.

Als alliierte Truppen bei der Befreiung der Konzentrationslager sahen, was dort verbrochen worden war, griffen sie zuerst diejenigen, die sie bei diesen Lagern antrafen.

Den nachhaltigsten Schock in der Öffentlichkeit lösten die Leichenberge von Verhungerten in Bergen-Belsen aus, auf die die Alliierten bei der Befreiung gestossen waren. Das erste Verfahren wurde in Lüneburg gegen Wachmannschaften dieses Lagers eingeleitet, nachdem

der von Polen geführte Prozess gegen Mitglieder der Bewachung von Majdanek, der noch während des Krieges verhandelt und deswegen weniger beachtet wurde, schon lange abgeschlossen war. An der Spitze der Angeklagten vor dem britischen Militärgericht in Lüneburg stand der letzte Kommandant von Bergen-Belsen, Josef Kramer, vordem Kommandant in Birkenau. Unmittelbar nach seiner Verhaftung im April 1945 stritt Kramer ab, dass es in Birkenau Gaskammern gegeben hätte. Nachdem er das später zugeben musste, wurde er nach dem Grund seines anfänglichen Leugnens gefragt. Kramer antwortete, er hätte sich anfangs noch an sein Wort gebunden gefühlt, die Vernichtungseinrichtungen als Geheimnis zu behandeln. Erst, nachdem er vom Tod Hitlers und Himmlers erfahren hatte, fühlte er sich an dieses Wort nicht weiter gebunden.

Kramers Einstellung zu den Gefangenen geht aus seiner Antwort auf die Frage hervor, warum seiner Meinung nach auch kranke und schwache Juden in die Lager eingewiesen wurden, die dort nicht mehr zu einer für das Reich nützlichen Arbeit gezwungen werden konnten. Kramer meinte: «Die Gründe, weshalb diese Leute in mein Lager geschickt wurden, gingen mich nichts an. Meine Aufgabe war es, sie entgegenzunehmen. Ob es ein politischer Gegner oder ein Jude oder ein Berufsverbrecher war, ging mich überhaupt nichts an. Ich nahm die Körper entgegen, das war alles.»

Nachdem der Glanz der Uniformen und Rangabzeichen verblasst war, boten die vordem vor Selbstbewusstsein Strotzenden ein tristes Bild: Vorgesetzte von ehemals beteuerten, von ihren Untergebenen hintergangen worden zu sein, wenn sie mit Verbrechen konfrontiert wurden, die in ihrem Befehlsbereich verübt worden waren; wem eine Untat nachzuweisen war, der wies wiederum auf Befehle hin, die er hätte ausführen müssen, wollte er nicht sein eigenes Leben aufs Spiel setzen. Hannah Arendt resümiert das Verhalten der Grössen des Vernichtungsapparates: «In der völlig veränderten Atmosphäre nach dem Ende des Krieges besass nicht einer von ihnen den Schneid, die nationalsozialistische Weltanschauung zu verteidigen, obgleich fast jeder

sich darüber klar sein musste, dass er für sich selbst nichts mehr zu hoffen hatte.»

Als Maximilian Grabner in Österreich aufgestöbert, verhaftet und mir gegenübergestellt wurde, hätte ich ihn beinahe nicht wiedererkannt, obwohl er mir von Auschwitz her nur zu gut in Erinnerung geblieben war: Ein jammernder, kriecherischer Feigling beteuerte immer wieder mit treuherzigem Augenaufschlag, er hätte nur das Beste für die Häftlinge gewollt. Niemand, der ihn winseln und flehen hörte, hätte sich vorstellen können, wie dieser Mann den Schrecken genossen hat, den er als Chef der Lagergestapo verbreitet hatte. Nach Polen ausgeliefert, bemühte er sich auch vor dem Krakauer Gericht, jammernd alle Schuld abzustreiten, so dass es selbst dem mitangeklagten früheren Lagerführer Aumeier zuviel wurde. Als die Angeklagten nach Verhandlungsschluss wieder einmal aus dem Saal geführt wurden, versetzte Aumeier dem vor ihm gehenden Grabner einen Tritt als Zeichen seiner Verachtung. Aumeier war unter den vierzig Angeklagten dieses Krakauer Auschwitz-Prozesses der einzige, der seine Verantwortung an den Verbrechen nicht zu verkleinern bemüht war. Grabner wollte seine Richter glauben machen: «Ich habe mitgewirkt, da ich daran nichts ändern konnte.» Er sei nur mit Rücksicht auf seine Familie im Vernichtungsapparat tätig geworden und sei unter «unwiderstehlichem Zwang und Befehl» gestanden.

Dr. Friedrich Entress gab Ende Juli 1945 zu Protokoll: «Durch die Pflicht, bei Strafvollzug und Exekutionen zugegen sein zu müssen, und durch die vielen kleinen lässlichen Begebenheiten im Lager, auch der Häftlinge untereinander, denen man machtlos gegenüberstand, wurde mir der Dienst im KL vom ersten Tage an verleidet.» Und weiter: «Die grösste seelische Belastung begann erst mit den sogenannten Judentransporten.» Warum er Häftlinge mittels Giftinjektionen getötet hat – angeblich immer nur auf Befehl –, begründete Entress so: «Wie gross mich selbst auch die Schuld an der Ausführung dieser Befehle heute treffen mag und wie schwer ich auch schon während des KL-Dienstes an meinem Schicksal getragen habe, kann ich mir heute alles

nur dadurch erklären, dass man angesichts des Massensterbens und Massenaufgebotes an Menschen zu der bitteren, aber wahren Erkenntnis gelangte, unter den zwangsweise herrschenden Verhältnissen den gequälten Menschen eher zu helfen als zu schaden.» Offenbar hat Entress gefühlt, dass seine Argumente nicht überzeugungskräftig waren. Er fügte darum hinzu: «Durch die Methoden der SS, die in den Konzentrationslagern stattfanden, ist man dann selbst vollkommen abgestumpft und hat sich kein Gewissen mehr aus seiner Handlungsweise gemacht.»

Wer in Auschwitz die Initiative hatte beobachten können, die Grabner und Entress an Schlüsselstellungen im Vernichtungsapparat entfaltet haben, wer erfahren hatte, wie beide jeden kleinen Versuch, die Allgewalt der Mordmaschinerie abzuschwächen, eifrig aufgespürt und rigoros verhindert haben, dem zeigen diese Äusserungen, bis zu welchem Grad ein Mensch sich selbst belügen kann; denn ich glaube nicht, dass diese Männer derlei nur sagten, um sich vor ihren Richtern in ein besseres Licht zu stellen. Nachdem sie den Abscheu zu fühlen bekamen, den ihre Taten hervorriefen, hatten sie das Bedürfnis, sich vor sich selbst zu entschuldigen.

Mit Grabner und Aumeier zusammen wurde in Krakau auch die Lagerführerin Maria Mandel zum Tod verurteilt. Unmittelbar vor der Hinrichtung traf sie im Gefängnisbad mit einer ihr von Auschwitz her bekannten Polin zusammen, die als politisch Gefangene eine Lagerfunktion bekleidet hatte. Sie war nach der Befreiung wegen ihrer nationalen Einstellung den Russen suspekt geworden und befand sich daher im Jahr 1947 wiederum in Haft. Als beide unter der Dusche standen, trat Mandel an die Polin heran und bat sie, ihr zu verzeihen; dann könne sie leichter sterben. Die Polin sagte, sie verzeihe ihr. Mandel küsste ihr daraufhin die Hand.

Nachdem dem Kommandanten Höss das Todesurteil verkündet wurde, hatte er das Bedürfnis, sich seinen Angehörigen gegenüber zu rechtfertigen; denn er musste annehmen, dass sie von den Ungeheuerlichkeiten erfahren hatten, über die die Weltpresse ausführlich berichtet hatte. So schrieb er seiner Familie:

«Als Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz war ich für alles, was dort geschah, voll und ganz verantwortlich, ob ich es wusste oder nicht. Das meiste von all dem Schrecklichen und Grauenhaften, was dort vorgekommen ist, erfuhr ich erst während der Untersuchung und während des Prozesses selbst. Es ist unbeschreiblich, wie man mich hintergangen, wie man meine Anordnungen umgebogen und was man alles, angeblich auf meinen Befehl, durchgeführt hat. Die Schuldigen werden, so hoffe ich, ihrem Richter nicht entgehen.»

Der Rapportführer Oswald Kaduk schlug einen primitiveren Weg der Selbstrechtfertigung ein. Im gleichen Jahr, in dem Höss dies schrieb, verteidigte er sich vor einem sowjetischen Militärgericht mit folgendem Argument: «Ich war Soldat und erfüllte alles, was mir befohlen wurde. Mehr konnte ich nicht tun.»

Pery Broad war schlau genug, um sich wenigstens in der ersten, kritischsten Zeit seinen Richtern zu entziehen. Er meldete sich bei der Leitung des englischen Kriegsgefangenenlagers, in welchem er interniert war, und berichtete aus eigenem Antrieb über die Geschehnisse in Auschwitz. Auf Aufforderung legte er seinen Bericht schriftlich nieder und beschönigte nichts – nur seine eigene Rolle in der Politischen Abteilung verschwieg er völlig. «Es war so eine Art Beichte von ihm», meinte der damals in der Vernehmungsabteilung des Lagers tätige Holländer Jahre später. Broad wurden Begünstigungen eingeräumt, und er wurde zur Vernehmung anderer Gefangener hinzugezogen, «um uns anzudeuten, wer ihm verdächtig schien», wie der Holländer später sagte. Schliesslich wurde Broad, den seinerzeit seine Sprachkenntnisse zur Politischen Abteilung gebracht hatten, als Dolmetsch zu den Nürnberger Prozessen herangezogen.

Wen die Alliierten unmittelbar nach der Befreiung der Lager ergriffen und wer unbehelligt blieb, entschied jedoch weitgehend der Zufall; denn mit der Auswertung der Dokumente war eben erst begonnen worden, und die deutsche Bevölkerung verhielt sich häufig so, wie es Boger später beschrieben hat: «In Ludwigsburg hielt ich mich 1945, ohne

polizeilich gemeldet zu sein, etwa drei Wochen lang auf, wurde aber durch Verrat eines Auschwitzer Häftlings von den Amerikanern festgenommen.» Dass Boger für die Handlung des früheren Gefangenen den Ausdruck «Verrat» findet, ist bezeichnend.

Er konnte damals den Amerikanern entkommen. Über die Zeit nachher gab er nachträglich zu Protokoll: «Nach meiner Flucht aus der Haft bin ich bei Verwandten und Bekannten in Württemberg untergetaucht, ohne polizeilich gemeldet zu sein. Damals zeigte es sich noch, dass die Deutschen zusammenhielten, denn sie kannten mich alle, und niemand zeigte mich an.»

Professor Friedrich Hacker ist um eine Erklärung dafür bemüht, wieso sich die Deutschen damals allgemein so und ähnlich verhielten und warum diejenigen, welche die Verbrechen des Nationalsozialismus zu exekutieren hatten, ohne Bedrängnis ihres Gewissens weiterleben: «Die Deutschen haben ihr schlechtes Gewissen nicht verdrängt – sie haben vielfach gar keins. Die Projektion eines Feindsymbols ersparte ihnen die Verdrängung. Inzwischen gibt es genug Untersuchungen, die beweisen, dass sich die Deutschen ebensowenig schuldig fühlen wie die amerikanischen Soldaten in Vietnam: Sie halten ihre Gegner einfach für Läuse oder Halbaffen oder Untermenschen – ganz so, wie die Deutschen das von den Juden geglaubt haben. So kann das ganze Brutalitätsunternehmen unter dem Namen Ungeziefervertilgung laufen. Es hat deshalb auch keinen Zweck, angeblich verschüttete Schuldgefühle hervorzuholen: sie bestehen gar nicht.»

Im Lauf der Zeit wurde das immer deutlicher sichtbar; besonders als die alliierten Gerichte ihre Tätigkeit längst schon eingestellt hatten und deutsche nach einer langen Pause selbst Untersuchungen aufnahmen. Die Angeklagten sahen sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – in der Rolle von Prügelknaben und wurden von dem Teil der deutschen Öffentlichkeit darin bestärkt, der NS-Prozesse als nationale Demütigung bezeichnete.

Die Entwicklung der öffentlichen Meinung spiegelt sich im Verhalten Bogers anschaulich wider. Am 5. Juli 1945, als alles unter dem Eindruck der in den KZs begangenen Verbrechen stand, die eben erst allgemein bekannt geworden waren, gab er in amerikanischer Haft zu

Protokoll: «Auschwitz! Einmaliges, unvorstellbares Kapitalverbrechen der Menschheitsgeschichte! Eine grosse wissenschaftliche Untersuchung dieses Vorgangs durch Gelehrte aus aller Welt wird die wirklich Schuldigen finden und das deutsche Volk in seiner Gesamtheit wie auch die Masse jener armseligen Sklaven des grössten Sadisten aller Zeiten, Reichsführer SS Himmler, die unglücklichen SS-Wachmänner freisprechen.» Als sich Boger ig Jahre später vor einem deutschen Gericht in Frankfurt zu verantworten hatte, redete er ganz anders. Als ein Zeuge berichtete, wie Boger einem Mitgefangenen bei einer «verschärften Vernehmung» die Hoden zerschlagen hatte, wurde Boger gefragt: «Ihnen ist doch bekannt, dass ein Gefangener, der so misshandelt wird, dass ihm das Blut aus der Hose fliesst, schliesslich zu jeder Aussage bereit ist. Sie als Fachmann sollten wissen, dass eine solche Aussage wertlos ist.»

Boger antwortete selbstbewusst: «Ich bin darin anderer Meinung, und zwar mit ausdrücklichem Bezug auf das Lager Auschwitz. Ich bin auch der Auffassung, dass in manchen Fällen heute noch die Prügelstrafe angebracht wäre, zum Beispiel im heutigen Jugendstrafrecht.» Als daraufhin Unruhe auf der Zuhörertribüne laut wurde, rief Boger zornig hinauf: «Sie mögen dort oben lachen, Sie waren ja nicht dabei.»

Der Frankfurter Auschwitz-Prozess bot reichlich Gelegenheit zur Beobachtung der Angeklagten. Sie stellten – wie auch in anderen NS-Prozessen – wahrlich kein Bild einer Elite dar, auch nicht im negativen Sinn. Wie die meisten Kriminellen bemühten sie sich um Ausreden und verschmähten auch die plumpesten nicht. Wenn sie sich gar nicht mehr herausreden konnten, dann bekam man die sattsam bekannte Beateuerung zu hören: «Herr Vorsitzender, nach so viel Jahren kann ich mich beim besten Willen nicht mehr erinnern!»

Willi Schatz, ein im Jahr 1905 geborener Doktor der Zahnheilkunde, leugnete hartnäckig, selektiert zu haben. Auf die Frage, was er denn in Auschwitz getan habe, erwiderte er: «Ich habe meine Schuldigkeit als Soldat getan.»

Als Johann Schobert, ein kleiner Mann in der Politischen Abteilung, gefragt wurde, ob ihm die vielen Toten nicht aufgefallen waren, die niemand in Auschwitz hatte übersehen können, fand er nur die Antwort: «Darüber haben wir uns keine Gedanken gemacht.»

Dem ehemaligen Blockführer Heinrich Bischoff wurden mehrere Morde zur Last gelegt. Auch er stritt alles ab. Wo ein glattes Leugnen zu unglaubwürdig schien, weil ihn zu viele Zeugen beim Schiessen beobachtet hatten, beteuerte er, dass er nur Gnadenschüsse abgegeben hätte, da er kein Unmensch sei. Über die Anklage selbst empörte er sich: «Seit vier Jahren bin ich herzkrank. Bisher ging ich stets ehrlich durchs Leben. Aber jetzt sollen mir durch solche Schweinereien noch die letzten Tage meines Lebens versaut werden.»

Der Stabsscharführer der Kommandantur, Detlef Nebbe, war in Krakau zu lebenslänglichem Kerker verurteilt und nach neun Jahren begnadigt worden. In Frankfurt als Zeuge vernommen, betonte er mit unüberhörbarem Stolz, er hätte «seinen Dienst bei der kämpfenden Truppe der Waffen-SS» in Auschwitz versehen. Wie die allermeisten SSler von Auschwitz ist er keinen Tag an der Front gewesen. Mit vielen Einzelheiten beschrieb er dem Gericht eine Episode, bei der ein SS-Angehöriger einem Häftling zur Flucht verhülften hatte. Auf die Frage, wieso sich ihm gerade dieses Ereignis so gut eingepägt habe, antwortete Nebbe: «Ich kann das nicht vergessen, weil ich soldatische Pflichten kannte.» Auch in den langen Haftjahren in Polen hat sich dieser Mann nicht der menschlichen Pflichten in einem Vernichtungslager besonnen.

Die lebenslange Freiheitsstrafe für Boger war schon rechtskräftig geworden, er befand sich bereits 12 Jahre hinter Zuchthausmauern, da sagte er in einem anderen Auschwitz-Prozess, zu dem er als Zeuge vorgeführt wurde: «Wir waren Soldaten.» Unter «wir» verstand er die Bewachungsmannschaft von Auschwitz. Die Strafe hat auch bei ihm keine Spur von Besinnung bewirken können.

Hans Stark hat als Neunzehnjähriger bei den ersten Vergasungen in

Auschwitz mitgewirkt. Vom Gericht nach den Gefühlen befragt, die ihn damals bewegt hatten, erwiderte er, er hätte die Anwendung von Gas für unmännlich und feige gehalten. Einen anderen Einwand gegen den Massenmord hatte er offensichtlich nicht.

Auf die Frage, ob er das, was in Auschwitz geschehen war, für zweckmässig halte, antwortete Pery Broad: «Da muss man zwischen dem Geschehen im Stammlager und im Vernichtungslager trennen. Der Gedanke mit dem Stammlager war nicht schlecht, denn man konnte dort die Häftlinge zur Arbeit anhalten. Aber dann wurde es mit der Vernichtungsmaschinerie gekoppelt.»

Wilhelm Burger hatte als SS-Sturmbannführer und Leiter der Verwaltung in Auschwitz auch das Giftgas zu «verwalten». In Polen zu acht Jahren Kerker verurteilt, musste er sich nach seiner Freilassung in Deutschland neuerlich verantworten. Da die in Polen verbüsste Haft in eine Strafe eingerechnet werden würde, hatte er im zweiten Prozess kaum etwas zu befürchten. Trotzdem brach der Sechzigjährige bei jeder Gelegenheit und manchmal auch ohne Anlass in Tränen aus und beklagte sich rührselig: «Dieses Auschwitz hängt mir seit zwanzig Jahren an.» In Dachau, wo er wohnt, liess er Messen für einen günstigen Ausgang seines Prozesses lesen. Burger wusste aus den Akten, dass ich in seinem Verfahren der Anklagebehörde durch Hinweise auf Zeugen und Dokumente behilflich gewesen war. Aus meiner Zeugenaussage musste er meine Einstellung zu denen kennen, die das Massenmorden in Auschwitz organisiert hatten. Ich beobachtete den Prozess nach meinem Aufruf als Zeuge weiter. Als ich einmal nach Sitzungsschluss meinen Mantel holte, eilte er servil herbei, um mir hinzuhelfen. Wie peinlich mich seine Geste berühren musste, kam ihm offenbar nicht in den Sinn.

Sobald ihnen Verbrechen nachgewiesen wurden, schützten SS-Angehörige vor, dass sie als Soldaten Befehlen zu gehorchen hatten und keine Alternative gehabt hätten. Klaus Dylewski erklärte seinen Richtern: «An eine Befehlsverweigerung habe ich nie gedacht, denn das war für mich nicht drin.» Mulka beteuerte: Ich habe «mich gehütet,

mit höheren Orts vorgebrachten Fragen nach der Gesetzmässigkeit von Gefangenentötungen, die mir zu Ohren gekommen waren, mein eigenes Todesurteil auszufertigen. Ich hatte Verantwortung meiner Familie gegenüber und vor mir selbst.»

Das Gesetz mutet niemandem zu, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, um ein Verbrechen zu verhindern. Handelt jemand im Befehlsnotstand – wie die Juristen es nennen, wenn jemand nur deswegen einen verbrecherischen Befehl ausgeführt hat, weil er sonst sein eigenes Leben in Gefahr sah –, so sieht das Gesetz Straffreiheit vor. Da in NS-Prozessen immer wieder von Angeklagten Befehlsnotstand geltend gemacht wird, sind Sachverständige zur Klärung herangezogen worden. Dr. Hans-Günther Seraphim fasst in einem Gutachten dieses Problem folgendermassen zusammen:

«Die Verweigerung der Durchführung von Vernichtungsbefehlen wird von Himmler nicht als Untreue im Sinn der SS-Weltanschauung und damit nicht als todeswürdiges Vergehen angesehen. Vielmehr rangierte eine solche Befehlsverweigerung unter dem Begriff ‚Charakterschwäche‘. Hier ist die Erklärung dafür zu suchen, dass die Tatsachenfeststellung keine Bestrafungen ergab. Aus Himmlers Ausführungen ergibt sich weiter, dass die Vernichtung, die physische Ausrottung der Gegner des Nationalsozialismus als Zeichen einer besonderen, dem Idealbild der SS entsprechenden Charakterstärke und Geisteshaltung angesehen wurde. Die Vernichtungsbefehle mussten echten SS-Männern – mochten sie sich auch innerlich gegen sie sträuben – sachlich berechtigt erscheinen. Zum anderen mussten Aktionen dieser Art von denen, die sie durchführten, als besondere Leistung, als eine der Elite gemässe Bewährung angesehen werden.»

Nicht alle in Frankfurt Angeklagten haben von Beginn des Verfahrens an die Haltung angenommen, die während des Prozesses daran zweifeln liess, dass diesen Menschen ihre Taten zu Bewusstsein gekommen sind. Als Pery Broad im April 1959 überraschend verhaftet wurde, hat er im ersten Verhör vieles zugegeben, was er später hartnä-

ckig bestritt. Deswegen wurde der Kriminalobermeister, der ihn zuerst vernommen hatte, als Zeuge nach Frankfurt geladen. «Er war bei der Vernehmung einsichtig», gab er an. «Wir führten eine längere Unterhaltung. Nach der Vernehmung war Broad recht froh, dass die Last von ihm genommen wurde. Er war gelöst und schien wie befreit.»

Derselbe Kriminalbeamte hat auch Hans Stark unmittelbar nach der unerwarteten Verhaftung verhört. Darüber sagte er aus: «Stark war von sich aus sehr aussagewillig. Er sprach auch von Dingen, die uns damals noch unbekannt waren.» Die Haltung Starks Jahre später vor Gericht war keineswegs aussagefreudig. In seinem Schlusswort fasste er seine Verantwortung so zusammen: «Ich habe an der Tötung vieler Menschen mitgewirkt. Ich habe mich nach dem Krieg oft gefragt, ob ich ein Verbrecher geworden bin. Ich habe darauf keine Antwort gefunden.»

Nur einer der primitivsten unter den in Frankfurt Angeklagten, Stefan Baretzki, fand eine Antwort auf diese Frage. Er durfte sie aber nicht aussprechen. Als ich ihn im Zuchthaus nach seiner rechtskräftig gewordenen Verurteilung – sie hat auf lebenslänglich gelaftet – sprach, erklärte er, dass er die Strafe gleich bei deren Verkündung hätte annehmen wollen. «Das ist ja das einzige, was ich für die Menschen noch machen konnte», meinte er. Aber sein Verteidiger und «die anderen» – offenbar die Mitangeklagten – hätten ihn genötigt, wie die übrigen gegen den Schuldspruch Berufung einzulegen. Da er ohnedies von den anderen häufig geschnitten wurde und auf die Unterstützung vermögender Mitangeklagter und deren Verbindungsmänner angewiesen war, fand er nicht die Kraft, auf seinem Willen zu bestehen. Diese Schilderung Baretzkis weist darauf hin, wie die Einheitlichkeit in der Verantwortung der Angeklagten zustande kommen mag, die in den meisten NS-Prozessen auffällt.

Mehrere Angeklagte beteuerten vor Gericht, sie hätten sich vergeblich bemüht, von Auschwitz wegzukommen. Die Gründe, die sie für diese Bemühungen angeben, sind bezeichnend:

Der Adjutant des Kommandanten, Robert Mulka, versicherte, er sei von der Atmosphäre in Auschwitz angewidert worden:

«Die Dinge, die sich dort abspielten, hatten von Anfang an eine Schockwirkung auf mich.» Auf die Frage, was sich denn dort abgespielt hätte, antwortete Mulka: «Na, die Leute dort mit den gestreiften Kleidern.» – «Nur die Kleidung?» forschte der Vorsitzende weiter. Mulka musste genauer angeben, was ihn schockiert hatte: «Nein, das war nicht alles: Der ganze Ton. Nur ein Beispiel: Wenn ich früher – ich habe mein Oberleutnantspatent 1922 erhalten – einem jungen Leutnant dieses weisse Blatt Papier hier gezeigt und gesagt hätte: ‚Ist das nicht ein schönes rotes Blatt?‘, dann hätte er geantwortet: ‚Tatsächlich, ein wunderschönes Rot. Wenn Sie es nicht gesagt hätten, hätte man meinen können, es wäre weiss.‘ Hätte ich das bei der SS in Auschwitz gesagt, dann hätte man mir geantwortet: ‚Na so ein Unsinn, das ist doch weiss.‘ Nein, die hatten eben keine Form.»

Oswald Kaduk hatte andere Beweggründe, um sich von Auschwitz wegzumelden: Er habe gefürchtet, zum Schluss selbst als Geheimnisträger beseitigt zu werden. Josef Klehr wurde vom Krankenzimmer, wo er täglich Gifteinjektionen verabreicht hatte, zur Desinfektion versetzt, wo er keine Möglichkeit mehr hatte, willkürlich zu töten. Vor Gericht wurde ein Brief von ihm verlesen, in dem er diese Veränderung bedauert hat. Auf die Frage des Staatsanwalts nach dem Grund seiner Unzufriedenheit über diesen Arbeitswechsel antwortete Klehr: «Der Dienst im HKB war nichts Besonderes. Aber die Arbeit nachher war viel schlimmer. Ich musste als Desinfektor in die Seuchenbaracken hinein und war ständig in Gefahr.»

Seinen Kollegen Herbert Scherpe und Emil Hantl wurde von mehreren Zeugen bestätigt, dass sie – im Gegensatz zu Klehr – nur auf Befehl und sichtlich widerwillig entkräftete Häftlinge mit Gifteinjektionen getötet hatten; Scherpe hat sich sogar einmal geweigert, Kinder zu töten. Ihm war es offensichtlich peinlich, dass diese Episode vor seinen mitangeklagten früheren Kameraden zur Sprache kam. Während er in der Voruntersuchung zu Protokoll gegeben hatte, dass er die Spritzungen «seelisch und moralisch nicht mehr aushalten» konnte und «mit den Nerven völlig fertig war», erklärte er zu den Zeugenaus-

sagen, er sei zusammengebrochen, als er hätte Kinder töten sollen: «Das ist übertrieben. Das ist nicht wahr.» Ihm war es offenbar wichtiger, bei seinen Kameraden von ehemals nicht als «schlapp» zu gelten, als Milderungsgründe für das Urteil zu sammeln. In seinem Schlusswort sagte er bloss: «Ich bin mir keiner persönlichen Schuld bewusst.»

Hantls Situation vor Gericht war noch günstiger; denn für ihn setzten sich mehr Zeugen als für Scherpe ein. Ihm wurde vorgeworfen, bei Selektionen im Krankenbau mitgewirkt zu haben. Seine Verantwortung lautete: «Ich habe nur den SS-Arzt begleitet. Das war meine Pflicht, und ich würde es heute genauso machen.» Die Beschuldigung, mit eigener Hand Giftinjektionen verabreicht zu haben, wies er entristet zurück: «Ich habe das nicht getan. Sollte ich mich von den verseuchten Kranken anhauchen lassen?» Andere Motive für eine Zurückhaltung bei den Tötungen hatte selbst der Mann nicht anzugeben, dem von vielen menschliche Regungen bescheinigt wurden.

Der Blockführer des Bunkers, Bruno Schlage, hat während des ganzen Prozesses mit verkniffenem Gesicht alles abgestritten, auch dann, wenn selbst er hätte merken müssen, dass niemand ihm mehr glauben konnte. Sein wohlvorbereitetes Schlusswort las er von einem Zettel ab. Über Auschwitz hatte er bloss zu sagen: «Ich musste meinen Dienst so ausführen, wie es verlangt worden ist. Wir konnten keine Befehle verweigern, als unser Vaterland im totalen Krieg stand. Der Eid auf den höchsten Kriegsherrn war für mich bindend. Wir hatten keine Zeit, die Befehle zu überprüfen. Die Befehle waren sofort auszuführen.»

Im Lauf der zwanzig Monate, in denen in Frankfurt der Auschwitz-Prozess verhandelt worden ist, haben zweimal Angeklagte die Nerven versagt; sie sind in Tränen ausgebrochen. Kaduk und Bednarek weinten, als ihr eigenes Schicksal zur Sprache kam. «Wenn irgendwo überhaupt ein bedauernswertes Objekt auftaucht, dann ist es meist niemand anderer als man selbst», diese Feststellung von Alexander und Margarete Mitscherlich wurde durch den Auschwitz-Prozess bestätigt.

Der deutsche Schriftsteller Martin Walser, der den Prozess mit Verständnis und Einfühlungsvermögen verfolgt hat, bemerkt zu dem Phänomen, dass die Erinnerung an Auschwitz die Opfer viel schwerer belastet als die Täter: «Was Auschwitz war, wissen nur die ‚Häftlinge‘. Niemand sonst. Wenn ein ehemaliger ‚Häftling‘ im Gerichtssaal nicht weitersprechen kann, wenn er Mühe hat, die ehemaligen Quäler überhaupt anzuschauen, um einen zu erkennen, wenn er wie unter Zwang Redewendungen seiner Folterer wiederholt, Sätze, zwanzig Jahre alt, auch Sätze von Gefolterten, wenn ein paar Minuten lang das Gedächtnis seinen schlimmen Stoff einfach und unverarbeitet hergibt, dann wird ein wenig von Auschwitz real.»

Hingegen: «Es ist nicht Schuld der SS-Chargen, sondern der Art unseres menschlichen Gedächtnisses, dass die SS-Chargen nicht weinen müssen, wenn sie die ehemaligen ‚Häftlinge‘ jetzt wiedersehen. Unser Gedächtnis arbeitet zwar schwer durchschaubar weiter an unseren Erfahrungen, die es aufnimmt, aber wenn wir uns an eine Situation erinnern, so liefert uns das Gedächtnis zuerst einmal ein Abbild unserer damaligen Rolle in der Situation. Dann können wir, nach neueren Einsichten, unsere Rolle manipulieren, wir können sie bedauern, verleugnen, widerrufen. Aber eine wirkliche Macht über uns können diese Kommentare, die wir dem Gedächtnisstoff jetzt begeben, nicht erringen. Deshalb sollte man sich nicht zu sehr darüber wundern, dass die Angeschuldigten oft lächeln oder fast ironisch wirkende Antworten geben. Das ist nicht Zynismus. Sie können auch heute die Auschwitz-Realität der ‚Häftlinge‘ nicht begreifen, weil ihnen ihr Gedächtnis ein ganz anderes Auschwitz aufbewahrt hat; ihr Auschwitz nämlich, das der SS-Chargen.»

Darum machten sie auf ihre Umwelt auch nicht den Eindruck von Kriminellen, als sie von Auschwitz zurück in ihr gewohntes Milieu kamen.

Der evangelische Pfarrer Hasheider aus Uerdingen bescheinigte Klaus Dylewski nach dessen Verhaftung, dass er an dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinde teilgenommen habe und ihm aus zahlreichen seelsorgerlichen Gesprächen wohlbekannt sei. «Ich glaube mich

dafür verbürgen zu können», schreibt dieser Geistliche, «dass Herr Dylewski heute ein durch den christlichen Glauben geprägter und gebundener Mensch ist.»

Wilhelm Boger war von 1950 bis zu seiner Verhaftung im Oktober 1958 bei den Heinkel-Werken in Stuttgart-Zuffenhausen beschäftigt. In einem im Jahr 1959 ausgestellten Zeugnis dieser Firma steht: «Auf Grund seiner guten Leistungen, seiner Strebsamkeit, seines Fleisses und seiner Einsatzbereitschaft wurde er mit Wirkung vom 1.3.1956 ins Angestelltenverhältnis als Lagerverwalter und Disponent in die Abteilung Materialverwaltung übernommen. Herr Boger hat stets alle ihm übertragenen Arbeiten zu unserer vollen Zufriedenheit ausgeführt. Sein grosses Arbeitsinteresse wie auch seine Gewissenhaftigkeit und sein Fleiss haben ihn zu einem für uns sehr wertvollen Mitarbeiter gemacht. Sein persönliches Verhalten Vorgesetzten und Mitarbeitern gegenüber war jederzeit einwandfrei.»

Oswald Kaduk hat sich – nachdem er in der DDR begnadigt worden war – nach West-Berlin begeben und fand im Hospital Tegel-Nord eine Stellung als Hilfspfleger. Von Kranken wurde er «Papi» genannt, so beliebt hatte er sich bei ihnen gemacht.

Der Mangel von Schuldgefühlen und die Publizität, die sie im Lauf des Prozesses erlangt hatten, erzeugten bei manchen Starallüren. Boger schrieb schon während der Untersuchungshaft seiner Frau, er bedaure es, dass er versäumt habe, seine Memoiren zu schreiben. Als er nach der Verurteilung in einem anderen Verfahren als Zeuge vernommen werden sollte, stellte er die Bedingung, der Vernehmende müsse zu ihm in die Strafanstalt kommen, sonst sei er den Aufregungen eines Verhörs nicht gewachsen. Als der Staatsanwalt zu ihm kam, betonte er, dass er nur deswegen aussage, weil dieser so wie er ein Schwabe sei. Eine Zeugenaussage leitete er mit den Worten ein: «Ich fühle mich nicht schuldig noch bestraft. Ich habe mein Schicksal zu tragen.»

Oswald Kaduk, nach seiner Verurteilung zu einer Aussage in einem anderen Prozess in den Gerichtssaal geführt, blickte mit triumphierendem Stolz ins Publikum, als wollte er sagen: Schaut her, das bin ich, der berühmte Kaduk!

Nur ausnahmsweise machen sich Schuldgefühle geltend. Adam Rausch, der beschuldigt wurde, als kleiner SS-Mann im Aussenlager Lagischa Häftlinge getötet zu haben – er hatte den bezeichnenden Spitznamen «Der Schiesser» –, sollte im November 1971 deswegen erstmals vernommen werden. Am Tag vor dieser Einvernahme erhängte er sich, ohne seinen Angehörigen einen Grund für diese Tat anzugeben. Bis dahin lebte Rausch, der als blutjunger Volksdeutscher nach Auschwitz versetzt worden war, unbehelligt und ohne erkennbare Zeichen von Schuldbewusstsein oder Reue in Graz.

Die Reaktion von Personen, die sich in Auschwitz am Rand des Geschehens bewegt hatten, unterscheidet sich nicht grundlegend von dem Verhalten derer, die im Zentrum gestanden sind. Professor Günther Niethammer hatte eine ganz eigentümliche Rolle zugewiesen bekommen. Als Ornithologe war er der SS in Auschwitz zugeteilt, um die Vögel in den Sümpfen der Umgebung zu beobachten. Er bestritt nicht, erfahren zu haben, was mit den Menschen geschehen ist. «Es war unmöglich, etwas dagegen zu tun», beteuerte er später. Wenn es ihm möglich war, hätte er Häftlingen Brot und Tabak zukommen lassen, im Übrigen hätte er seinen Beobachtungsposten dorthin verlegt, wo keine Gefangenen zu sehen waren. Auf diese Weise hat Professor Niethammer das Problem Auschwitz für seine Person gelöst. Nach Kriegsende setzte er seine wissenschaftliche Tätigkeit fort, die Episode Auschwitz beschäftigte ihn nicht weiter.

Diplomingenieur Faust von den IG-Werken wurde als Zeuge befragt, ob er Himmler durch das Buna-Werk geführt habe, als dieser Auschwitz inspiziert hat. Beleidigt antwortete Faust: «Jawohl. Aber das geschah lediglich deshalb, weil die anderen leitenden Männer der IG-Farben zufällig verreist waren. Dass ich im Jahr 1942 den sogenannten Reichsführer der SS zwei Stunden lang durch die Baustelle geführt habe, dient seit 1952 zum Anlass, in allen Zeitungen das Foto zu zeigen, auf dem ich mit Himmler abgebildet bin, oft mit der Überschrift: ‚Mörder unter uns‘. Es wird über mich geschrieben. Ich kann mich dagegen nicht wehren. Ich möchte aber diese Gelegenheit wahr-

nehmen, um dagegen zu protestieren. Man kann mir doch nicht übelnehmen, dass ich den Herrn Himmler zwei Stunden lang durch die Baustelle führte.»

Willi Hilse reagierte ähnlich gekränkt. Er hatte als Bundesbahn-Beamter die Güterabfertigung in Auschwitz geleitet. Häftlinge waren als «Güter» deklariert, und Hilse hatte sich um die Reinigung und Rückführung der Waggonen zu kümmern, welche diese «Güter» nach Auschwitz fuhren. Als Zeuge gab er sachlich Auskunft, wie die Übernahme dieses «Transportgutes» mittels «grossem Wehrmachtsfrachtbrief» erfolgte. Als eine Zeitung über seine Aussage schrieb: «Das ‚Ladegut Mensch‘ gewissenhaft nach Auschwitz zu rangieren war Aufgabe des jetzt 58jährigen Bundesbahnoberinspektors Willi Hilse», fühlte er sich beleidigt; er sah sich als korrekten Beamten, dem nichts vorzuwerfen war.

Kurt Knittel blieb von der deutschen Justiz wegen unzulänglicher Gesetze oder deren zu formeller Auslegung unbehelligt, obwohl seine intellektuelle Mitverantwortung für die Verbrechen der Auschwitzer Wachmannschaft auf der Hand liegt. Denn dieser Pädagoge war ihr Schulungsleiter. Nach Kriegsende gelang ihm in Baden-Württemberg eine erstaunlich schnelle Karriere: 1957 wurde er zum Rektor und nur zwei Jahre später zum Regierungsschulrat ernannt. Ferner übernahm er die Leitung der Volksbühne in Karlsruhe und liess sich für den Gemeinderat dieser Stadt als Kandidat der FDP aufstellen. Nach Interventionen machte das Kultusministerium in Stuttgart wenigstens seine Ernennung zum Regierungsschulrat rückgängig. Knittel fühlte sich zu Unrecht gemassregelt und klagte die Verwaltung. Zu dem Prozess wurde auch Stefan Baretzki geladen, der bezeugte, dass er und andere auf die Frage, warum denn auch jüdische Frauen und Kinder sterben müssten, von Knittel die Antwort erhalten hatten: «Weil sie eine minderwertige Rasse sind.» Baretzki schloss seine Aussage mit den Worten: «Herr Knittel hat uns ja erst durch seine Vorträge das Morden beigebracht.»

Der Lagerarzt Dr. Bruno Kitt hat in Auschwitz die im dortigen SS-Lazarett als Laborantin beschäftigte Elfriede Maus geheiratet. Kitt wurde von einem britischen Militärgericht wegen nach Auschwitz be-

gangener Untaten zum Tod verurteilt und hingerichtet. Viele Jahre lang kämpfte Frau Kitt-Maus um eine posthume Rehabilitierung ihres Mannes und damit um eine Waisenrente für ihren Sohn. Sie suchte auch Kontakt mit mir, da sie von mir eine Bestätigung bekommen wollte, dass ihr Mann in Auschwitz an keinen Verbrechen beteiligt war. Im Gespräch mit mir wollte sie mich glauben machen, sie hätte in Auschwitz von der Menschenvernichtung nichts gewusst, obwohl sie jahrelang dort gelebt hatte; ihr Mann hätte ihr alles verschwiegen, was mit dem Massenmorden zusammenhing. Auf meinen Einwand, sie hätte das sogar riechen müssen, antwortete sie, sie hätte wohl einen merkwürdigen, süßlichen Geruch wahrgenommen, man habe ihr jedoch erklärt, es handle sich um Knoblauchgeruch aus einer Wurstfabrik.

Der Österreicher Adolf Prem war bereits vor der Okkupation seiner Heimat der NSDAP beigetreten. Als SS-Unterscharführer im SS-Magazin von Auschwitz geriet er mit der Führung in einen derart starken Konflikt, dass er am 50. November 1944 wegen fortgesetzten militärischen Ungehorsams verurteilt und einer Bewährungseinheit zugeteilt wurde. Er verlangte nach Kriegsende, dass er wegen dieser Verurteilung als Opfer des Nationalsozialismus von den österreichischen Behörden anerkannt werde, und empfand es als ein Unrecht, als ihm dies verweigert wurde. Dass er jahrelang Mitglied der Auschwitzer Wachmannschaft gewesen war, wollte er nicht als Hinderungsgrund für eine Anerkennung gelten lassen, die ihn den überlebenden Gefangenen gleichgestellt hätte.

Nur Einzelne haben anders auf ihre SS-Vergangenheit in Auschwitz reagiert. Der Niederösterreicher Sepp Spanner hat in Auschwitz die ideale Vorstellung, die er sich vom Nationalsozialismus gemacht hatte, befleckt gesehen und geholfen, wo er konnte. Nach dem Krieg hat er sich sein Brot als Bauarbeiter in Wien verdient. Im Jahr 1967 versicherte er mir, er träume öfter von Episoden aus Auschwitz, an die er sich bei Tag nicht erinnere. «Nach Auschwitz habe ich ein Jahr mit meiner Frau nicht verkehrt», sagt er.

Richard Böck aus Günzburg, der sich ausserstande erklärt hatte, seinen LKW mit Opfern zu den Gaskammern zu fahren, und der als einziger früherer SS-Mann rückhaltlos vor dem Frankfurter Gericht die Mordmethoden der SS beschrieb und seinem Abscheu davor Ausdruck verliehen hat, war auch bereit, im deutschen Fernsehen zu sprechen. Als in Deutschland die Frage diskutiert wurde, ob die Verjährungsfrist für NS-Verbrechen verlängert werden sollte, und eine Sendung zu diesem Problem zusammengestellt wurde, erklärte Böck vor der Kamera, er trete für eine solche Verlängerung ein. Später hat er sich allerdings geweigert, nochmals im Fernsehen Erklärungen abzugeben. Offenbar war der Druck, dem er nach der ersten Sendung ausgesetzt war, zu stark gewesen.

Wie stark so ein Druck wirken kann, hat Wladimir Bilan beschrieben. Er, dessen Verhalten als Unterscharführer in Auschwitz von vielen früheren Gefangenen gelobt wird, sagte mir, er fürchte, dass die Leute in seiner neuen Heimat – ebenfalls einer Kleinstadt in Bayern – erfahren, wie er Häftlingen geholfen hat. Würde das bekannt, so müsste er mit nachteiligen Folgen rechnen. Deswegen lebte Bilan sehr zurückgezogen.

Im Herbst 1963 hielt ich in München einen Vortrag über Auschwitz. In der anschliessenden Diskussion versuchte ein junger Mann an Hand von Zitaten aus der neonazistischen Literatur den Wahrheitsgehalt meiner Ausführungen anzuzweifeln. Bevor ich ihm erwidern konnte, meldete sich ein anderer Zuhörer zu Wort, nannte seinen Namen und Stand – Rechtsanwalt Gerhard Wiebeck – und sagte, zu dem ersten Diskussionsredner gewandt: «Ich war als SS-Führer in Auschwitz und kann bestätigen, die Zustände dort waren viel schlimmer, als sie der Referent hier dargestellt hat.» Wiebeck war zur Untersuchung von Korruptionsfällen bei der Wachmannschaft nach Auschwitz gekommen. Später erzählte er mir, er habe sich mit seinen früheren Kameraden von der SS überworfen, da er nicht bereit sei, über die von ihr begangenen Verbrechen zu schweigen.

Spanner, Böck, Bilan und Wiebeck haben sich – soweit es ihnen möglich war – von dem Mordgeschehen ferngehalten. Ein SS-Mann,

der in Auschwitz Blutschuld auf sich geladen hat, kann mit Auschwitz ebenfalls nicht fertig werden:

Stefan Baretzki ist schon wiederholt als Ausnahme der Regel zitiert worden. Als ich im Gefängnis mit ihm sprach, sagte er, dass er immer an Auschwitz denke. «Hoffentlich kommt das nicht wieder!» rief er aus, nachdem er meine Fragen über Einzelheiten in der Birkenauer Mordmaschinerie beantwortet hatte.

ABSCHLUSS UND WARNUNG

Die Öffentlichkeit hat sich lange dagegen gesperrt, Auschwitz zur Kenntnis zu nehmen. Daran konnten auch diejenigen Überlebenden nichts ändern, die immer wieder auf all das hinwiesen, was dort geschehen war. Sie blieben als Warner die Aussenseiter der Gesellschaft, zu denen sie ihr Erlebnis von Auschwitz gemacht hatte.

Es bedurfte des Heranwachsens einer Generation, die sich dagegen zu wehren begann, dass ihre Väter ihr stillschweigend ein so drückend schweres Erbe aufbürden wollten, damit ein Wandel eintrat. Der Eichmann-Prozess in Jerusalem und der grosse Frankfurter Auschwitz-Prozess gaben den Anstoss dazu, dass sich die Öffentlichkeit nicht weiter sträubte, die Wahrheit über Auschwitz zur Kenntnis zu nehmen.

Eine nüchtern-sachliche Stellungnahme zu dem Phänomen Auschwitz ist jedoch zu Lebzeiten derer kaum möglich, die dort dazu gebracht wurden, alle natürlichen Hemmungen auszuschalten, ihr Gewissen abzutöten, jahrelang Massenmord mit dem Gleichmut von Ungeziefervertilgern zu betreiben und sich höchstens darüber zu beklagen, welch unangenehme Arbeit sie im Dienst der Allgemeinheit verrichten müssen. Da jedoch dieses Phänomen zur Stellungnahme herausfordert, bezog man seine Position in der Regel als Partei. Die einen bemühten sich, die Geschehnisse zu verkleinern – typisch dafür ist die beschämende Diskussion darüber, ob nicht die Zahl der Opfer von Auschwitz überhöht werde; als ob sich am Charakter der Verbrechen etwas ändern würde, wenn eine Million weniger in die Gaskammern geschleppt worden wäre. Diese Partei suchte auch mit Eifer Parallelen mit Massenverbrechen anderer Völker, um zu kaschieren, dass das Phänomen Auschwitz keinen Vergleich zulässt. Gegen derlei Bemühungen wehrte sich eine andere Partei, die Schuldbekennnisse und Anklagen formulierte, häufig allerdings mit einem Vokabular, das

seltens abstrakt blieb und dessen Aussagekraft daher gering war. Der Ansatz zu einer nüchternen Analyse der menschlichen Reaktionen in der extremen Situation von Auschwitz fehlt bisher, obwohl kein Geschehnis der jüngsten Vergangenheit mehr dazu herausfordert, analysiert zu werden. Dazu bedarf es einer Generation, die Auschwitz etwa aus der Distanz betrachten kann, von der wir auf Geschehnisse des 19. Jahrhunderts blicken.

Ihr soll die vorliegende Studie die Arbeit erleichtern. Wenn sie darüber hinaus auch die Generation, die über ihre Väter eine persönliche Beziehung zum Nationalsozialismus hat, zu Schlussfolgerungen anregen kann – umso besser.

Dass ich als ehemals in Auschwitz Internierter bei allen Bemühungen um einen objektiven Standpunkt in dieser Studie Partei bleibe, war mir stets bewusst; auch kein Leser wird es übersehen haben. Ich hoffe jedoch, dass auch meine Bemühungen um Sachlichkeit nicht übersehen werden. Vielleicht mögen sie sogar manchen übertrieben scheinen; so, wenn das Verhalten der Häftlinge, die dazu gebracht werden konnten, gegen ihre Leidensgefährten vorzugehen, eingehender dargestellt wird als das Tun und Lassen der Gefangenen, die auch als Funktionäre kameradschaftlich blieben; oder wenn die Ursachen, die SS-Angehörige veranlasst haben, sich Gefangenen gegenüber menschlich zu verhalten, eingehend untersucht werden, während die Wächter, die jeden Mordbefehl ausführten, weniger beachtet bleiben. Das geschah jedoch nicht nur als Ergebnis der Bemühung eines in die Ereignisse von Auschwitz Verstrickten um Objektivität. Ausnahmen fordern den Beobachter stets stärker heraus als die Regel. Aus ihrer Analyse können wichtige Erkenntnisse über menschliche Reaktionen in einer extremen Situation abgeleitet werden. Dazu kommt, dass die Verbrechen von Auschwitz bereits dokumentiert sind. Eine Wiederholung schien nicht erforderlich.

Wer den Umfang der in Auschwitz begangenen Morde erfährt, forscht nach den Schuldigen. Meine Studie soll als Warnung verstanden wer-

den: Niemand möge sich sein Urteil zu leichtfertig bilden. Unzählige hätten sich nicht anders verhalten als das Gros der Wachmannschaft von Auschwitz, wenn sie dorthin kommandiert worden wären; so wie die allermeisten, die als Rad im Vernichtungsapparat schuldig geworden sind, sicher nie an Mord und Totschlag gedacht hätten, wären sie nicht in die Atmosphäre von Auschwitz hineingestellt worden. Das mag Juristen nur bedingt interessieren, denn sie haben die tatsächliche Schuld des Einzelnen zu messen. Wer jedoch erfahren hat, wie häufig der Zufall darüber entschied, wer zur Mitwirkung an den Massenverbrechen herangezogen wurde, dem wird der Massstab der Juristen nicht ausreichen. Ein Baretzki oder ein Neubert wurden zufällig nach Auschwitz kommandiert. Dr. Wirths und Dr. Mengele wären nicht dorthin versetzt worden, wenn sie frontdiensttauglich geblieben wären, durch eine Kette von Zufällen sind Menschen wie Hans Stark und Irma Grese als halbe Kinder unter die Zucht der SS gekommen. Hat man das erfahren, dann weiss man, dass es allzu billig wäre, die Schuld an den Massenmorden ausschliesslich denen anzulasten, die sie an Ort und Stelle exekutiert hatten, und der Handvoll, die die Befehle gaben. So einfach war es nicht, dass ein paar tausend willige Befehlsempfänger unter strengster Geheimhaltung eine Vernichtungsorganisation aufgebaut haben, von der das Volk nichts geahnt haben will. Jede ernsthafte Analyse des Verhaltens der Mörder von Auschwitz führt über diesen Personenkreis hinaus.

Wie gross die Verantwortung des Systems für die individuelle Schuld des Einzelnen sein kann, wird am deutlichsten, wenn man das Verhalten derjenigen studiert, die im Zebragewand des Häftlings Blutschuld auf sich geladen haben. Wer trägt die Verantwortung für die Untaten eines moralisch defekten Menschen; der Gewohnheitsverbrecher, dem unbeschränkte Macht über Mitmenschen eingeräumt wurde, oder die Lagerführung, die ihn belohnte, wenn er sich austobte und seine Privilegien in Frage stellte, falls er sich kameradschaftlich verhielt? Auch vor einem vorschnellen Urteil über das Verhalten derjenigen, die nicht als Kriminelle ins Lager eingewiesen worden waren,

aber von der Lagerführung zu Handlangern gemacht werden konnten, ist nachdrücklich zu warnen. Nur wer selbst als Capo, Blockältester, Häftlingsarzt oder in ähnlicher Funktion den Druck kennengelernt hat, dem jeder Funktionär ausgesetzt war, und ihm – so wie allen Versuchen, sich auf die Seite der Herren (also der Vernichter) zu schlagen – widerstehen konnte, vermag über sie zu urteilen. Mancher, der die ihm von der Lagerführung übertragene Macht nicht missbraucht hat, zögert jedoch mit einem solchen Urteil, eben weil er die Lage kennt.

Die Verantwortung dafür, dass Auschwitz im zwanzigsten Jahrhundert in einem Land mit stolzer Kulturtradition möglich war, hat der deutsche Nationalsozialismus zu tragen – und damit diejenigen, die dazu beigetragen haben, dass dieses Regime eine unbeschränkte Macht ausüben konnte. Nur ein totalitäres System, das alle Menschen gleichzuschalten bemüht ist, konnte in erschreckend kurzer Zeit die Voraussetzungen für einen wohlorganisierten, unverhüllten Völkermord schaffen – es waren noch keine zehn Jahre verstrichen, seitdem Hitler die Regierungsgewalt in Deutschland erlangt hatte, und es war bereits zur Tagesroutine geworden, die Gaskammern von Auschwitz mit Menschen vollzustopfen. Erst wenn demokratische Einrichtungen verächtlich gemacht und die Unfehlbarkeit des «Führers» proklamiert, alle kritischen Stimmen ausgeschaltet und der Terror installiert sind, kann der Ehrgeiz von Typen, wie sie Höss oder Mengele darstellen, in die Bahnen gelenkt werden, in denen er so verheerend gewirkt hat. Erst dann kann durch den Befehl des unfehlbaren Führers oder der allwissenden Partei jedes normale Verantwortungsbewusstsein abgetötet werden, dann sind die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass ein Auschwitz Realität wird.

Und nur ein totalitäres System mit seiner Menschenverachtung bezieht Völkermord in seine politischen Pläne kühl rechnend ein. Hitler hat das niemals verschwiegen, niemand, der ihn gewählt hat, konnte darüber im Zweifel sein. Auschwitz bedeutete die Realisierung seiner unzählige Male hinausgeschrieenen Parole: «Juda verrecke!»

Hat man erfahren, wie schnell ein totalitäres System unbeschränkte Gewalt über von ihm beherrschte Menschen erlangen kann, dann lernt man den Wert eines demokratischen Systems schätzen, auch wenn man nicht bereit ist, augenfällige Schwächen zu übersehen. Sicherlich haben demokratisch organisierte Gemeinschaften auch Verbrechen begangen. Aber viele Beispiele beweisen, dass in diesem System die Stimme des Gewissens auf die Dauer nicht zu ersticken ist, wenn Unrecht begangen wird – ein Auschwitz ist in einer Demokratie undenkbar. Dass hingegen jedes totalitäre System Tendenzen entwickelt, die in eine Richtung weisen, in der Auschwitz liegt, ist ebenfalls durch Beispiele belegt.

Noch lange wird das deutsche Volk an dem zu tragen haben, was in seinem Namen von seiner Regierung in den Vernichtungsstätten vollbracht worden ist. Unzweifelhaft trägt die perfekte Organisation der Mordmaschinerie typisch deutsche Züge. Sicherlich kam das militaristische Ideal von Befehl und blindem Gehorsam, von der Macht der Uniform und der Lust am strammen «Jawoll!-»-Brüllen, das im deutschen Volk lebendiger war als in vielen anderen, den Organisatoren des Völkermordes entgegen-

Es sei jedoch gewarnt vor der Annahme, dass in keinem anderen Volk ein totalitäres System Wege zu einer ähnlichen Entwicklung freimachen könne. Zu oft hat die jüngste Vergangenheit bewiesen, wie irrig es wäre, das zu glauben. Nicht die Details sind für Auschwitz charakteristisch, sondern das dort verwirklichte Prinzip. Extreme Menschenverachtung, Freund-Feind-Denken und absolute Unterordnung unter einen «Führerwillen» – auf diese Elemente stößt man in jedem totalitären System. Sie haben zum Aufbau des Vernichtungsapparates geführt, für den der Name Auschwitz zum Symbol geworden ist.

Eine reichlich irrealer Vorstellung, die mir einmal in Auschwitz durch den Kopf schoss, ist mir im Gedächtnis geblieben: Als wir eines Tages in unserer Häftlingsschreibstube im SS-Revier saßen – wir hatten gerade nicht viel zu tun, und ich klapperte ohne Hast auf meiner Schreibmaschine – und in der nebenan liegenden, nur durch eine dün-

ne Bretterwand getrennten Schreibstube der SS sich SSler geruhsam über Urlaubsprobleme und Familienfragen unterhielten, da stellte ich mir vor, dass niemand unterscheiden könnte, wer SS-Angehöriger und wer Häftling – wer also Herr und wer zum Tod Bestimmter – sei, wenn wir alle nackt und nicht in Uniform wären. Nun stimmt das nicht. Nicht bloss die eintätowierte Häftlingsnummer und die rasierten Kopfhare oder die Frisur hätten die Nackten sehr wohl unterschieden; auch aus dem Ernährungszustand hätte man bei den allermeisten eindeutig schliessen können, zu welcher Gruppe er zu zählen ist. Aber darum ging es ja bei dieser Vorstellung nicht. Die Allmacht und die totale Ohnmacht, die mit einer Uniform verbunden war und die die Menschen derart trennte, dass die Laune des einen, der eine SS-Uniform trug, den Tod des anderen bedeuten konnte, der eine Häftlingsmontur tragen musste, signalisiert die Gewalt des Systems, das die Menschen zu Uniformträgern mit allen Konsequenzen machte.

Dieses System haben wir in Auschwitz deutlicher kennengelernt als jeder andere. Am Beispiel des Standortarztes Dr. Eduard Wirths kann man lernen, wie leicht man zum Werkzeug des Nationalsozialismus werden konnte – ein bisschen Opportunismus und Freude an einer schönen Uniform konnten genügen, und man geriet auf einen Weg, auf dem eine Umkehr von Schritt zu Schritt schwerer wurde und der schliesslich nach Auschwitz geführt hat. An seinem und an anderen Beispielen kann man erfahren, wie gefährlich es ist, sich kritiklos einer Organisation zu verschreiben und sich mit ihr zu identifizieren; zu welchen Konsequenzen es führen kann, wenn man sich verleiten lässt, Menschengruppen pauschal zu beurteilen. Die Versuchung zu verurteilen, ist dann gross. Davor sollte sich jedermann stets hüten.

Die Lehre von Auschwitz lautet: Der erste Schritt schon, das Sichfügen gegenüber einer Gesellschaftsform, die die Menschen total beherrschen will, ist der gefährlichste. Wenn so ein Regime einmal den Plan gefasst hat, «Untermenschen» auszurotten – es müssen nicht Juden und Zigeuner sein – und man trägt seine Uniform – sie kann auch

mit anderen Symbolen als den Runen der SS und dem Totenkopf geziert sein –, so ist man Werkzeug geworden.

Wie so viele andere habe auch ich in Auschwitz davon geträumt, dass die Menschheit ihre Lehren aus dem ziehen wird, was in Auschwitz Realität geworden ist, obwohl es vordem jeder als unvorstellbar und ausgeschlossen bezeichnet hätte. Wird sie das tun?

BIBLIOGRAPHIE

- Abada Roger: *Organisation de la résistance au camp d'Auschwitz, Témoignages sur Auschwitz*. Edition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris o. J.
- Adelsberger Lucie: *Auschwitz – ein Tatsachenbericht*. Lettner-Verlag. Berlin 1956.
- Adler H.G.: *Theresienstadt 1941 bis 1945 – Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*. J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen, 2. Auflage, 1960.
- Gedanken zu einer Soziologie des Konzentrationslagers*.
Verlag Anton Hain KG,
Meisenheim am Glan o. J.
Panorama. Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau 1968.
- Adorno Theodor W.: *Erziehung zur Mündigkeit – Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959 bis 1969*, herausgegeben von Gerd Kadelbach. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M. 1970.
- Alcan Louise: *Sans armes et sans bagages*. Tragédie de la Déportation 1940-1945, Témoignages de survivants des camps de concentration allemands, choisis et présentés par Olga Wormser et H. Michel. Hachette, Paris 1954.
- Altmann Erich: *Im Angesicht des Todes – 3 Jahre in deutschen Konzentrationslagern Auschwitz – Buchenwald – Oranienburg*. Verlag Luxemburgensia, Luxemburg 1947.
- Améry Jean: *Jenseits von Schuld und Sühne – Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. Szczeny Verlag, München 1966.
- Anders Günther: *Wir Eichmann-Söhne*. Beck, München 1964.
- Arendt Hannah: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1958.
- Eichmann in Jerusalem – Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. R. Piper & Co. Verlag, München 1964.
- Aroneanu Eugène: *Konzentrationslager – Tatsachenbericht über die an der Menschheit begangenen Erbrechen*. Arbeitsgemeinschaft «Das Licht» o. J.
- Auerbach Hellmuth: *Die Einheit Dirlwanger*. Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, 1962, 3. Heft. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Bacon Jehuda: *Mit der Neugier von Kindern*, aus «*Auschwitz – Zeugnisse und Berichte*», herausgege-

- ben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1962.
- Baeyer, Walter von: *Über die Auswirkungen rassistischer Verfolgung und Konzentrationslagerhaft vom Standpunkt des Psychiaters*. Emuna – Horizonte, V. Jahrgang, Nr. 1, Januar 1970, Frankfurt.
- Baeyer, Walter von, Häfner Heinz, Kisker Karl Peter: *Psychiatrie der Verfolgten – psychopathologische und gutachtliche Erfahrungen an Opfern der nationalsozialistischen Befolgung und vergleichbarer Extrembelastungen*. Springer-Verlag, Berlin – Göttingen – Heidelberg 1964.
- Baeyer-Katte, Wanda von: *Das Zerstörende in der Politik – Eine Psychologie der politischen Grundeinstellung*. Quelle und Meyer, Heidelberg 1958.
- Barez Wojciech: *Die erste Vergasung*, aus «Auschwitz – Zeugnisse und Berichte», herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1962.
- Baum Bruno: *Widerstand in Auschwitz*. Kongress-Verlag, Berlin 1957.
- Bendel Sigismund Paul: *Le «Sonderkommando»*. Témoignages sur Auschwitz. Edition de l'amicale des déportés d'Auschwitz. Paris o. J.
- Bergh S. van den: *Deportaties – Westerbork – Theresienstadt – Auschwitz – Gleiwitz*. (Uitg. Mij.) C.A.J. van Dishoeck c. v., Bussum o. J.
- Bernadac Christian: *Les médecins de l'impossible*. Editions France-Empire, Paris 1968.
- Bernard Marthe-Hélène: *Deux ans dans les camps de concentration nazis* (d'après le récit de Georges Wierzbicki, ancien Déporté politique). Edité par «Le déporté», Paris 1957.
- Betlen Oszkár: *Leben auf dem Acker des Todes*. Dietz Verlag, Berlin 1962.
- Bettelheim Bruno: *Aufstand gegen die Masse – Die Chance des Individuums in der modernen Gesellschaft*. Szczeny Verlag, München 1964.
- Bezwińska Jadwiga und Czech Danuta: Vorwort zu: *Inmitten des grauenvollen Verbrechens*. Hand-schriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1972.
- Birnbaum Suzanne (Luce): *Une Française Juive est revenue*. Editions du Livre Français, Paris o. J. *Malla la Belge. Témoignages sur Auschwitz*. Édition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris o. J.

- Blécourt André: *De la Résistance au Bagne – Fresnes, Buchenwald via Auschwitz*. Collection Révélations petite Encyclopédie de la Résistance. Fernand Nathan, Paris 1945.
- Blits Mirjam: *Auschwitz 13917 – Hoe ik de Duitse concentratiekampen overleefde*. Elsevier, Amsterdam/Brüssel 1961.
- Bloch Claudette: *Les femmes à Auschwitz. Témoignages sur Auschwitz*. Edition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris.
- Bonhoeffer Emmi: *Zeugen im Auschwitz-Prozess – Begegnungen und Gedanken*. Johannes Kiefel Verlag, Wuppertal-Barmen, Die Brücke, o. J.
- Bornstein Ernst Israel: *Die lange Nacht – Ein Bericht aus sieben Lagern*. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1967.
- Borowski Tadeusz: *Die steinerne Welt*. Piper & Co. Verlag, München 1963.
- Bramsted Ernest K.: *Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945*. S. Fischer-Verlag, Frankfurt 1971.
- Brandhuber Jerzy: *Die sowjetischen Kriegsgefangenen im Konzentrationslager Auschwitz*. Hefte von Auschwitz, Nr. 4. Verlag staatliches Auschwitz-Museum 1961. *Vergessene Erde*. Hefte von Auschwitz, Nr. 5. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- Brandt Heinz: *Ein Traum, der nicht entführbar ist – Mein Weg zwischen Ost und West*. List Verlag KG, München 1967.
- Brinitzer Carl: *Hier spricht London – Von einem, der dabei war*. Hoffmann und Campe, Hamburg 1969.
- Broad Pery: *KZ Auschwitz – Erinnerungen eines SS-Mannes der Politischen Abteilung in dem Konzentrationslager Auschwitz*. Hefte von Auschwitz, Nr. 9. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1966.
- Brol Franciszek, Wloch Gerard, Pilecki Jan: *Das Bunkerbuch des Blocks II im Nazi-Konzentrationslager Auschwitz*. Hefte von Auschwitz, Nr. 1., Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1959.
- Bruck Edith: *Wer dich so liebt...* Verlag Heinrich Scheffler, Frankfurt a.M. 1961.
- Buber-Neumann Margarete: *Kafkas Freundin Milena*. Gotthold Müller-Verlag, München 1963.
- Buchheim Hans: *Totalitäre Herrschaft – Wesen und Merkmale*. Kösel-Verlag, München 1962. *SS und Polizei im NS-Staat*. Selbstverlag der Studiengesellschaft für Zeitprobleme, Duisdorf bei Bonn 1964.

- Befehl und Gehorsam*, aus «*Anatomie des SS-Staates*», Band I. Walter-Verlag, Olten 1965-
- Bulawko Henry: *Les Jeux de la Mort et de l'Espoir; Auschwitz – Jaworzno*. Amicale des Anciens Déportés Juifs de France, Paris o. J.
- Chassaing Thérèse: *27 avril 1944 – Revier de Birkenau, femmes. Témoignages sur Auschwitz*. Édition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris o. J.
- Chowaniec Tadeusz: *Epilog*. Reminiscences of former Auschwitz prisoners. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1963.
- Cling Maurice: Aussage vor der Kommission der Geschichte der Deportation aus «*Tragédie de la Déportation*», 1940-1945. Témoignages de Survivants des Camps de Concentration Allemands choisis et présentés par Olga Wormser et Henri Michel. Librairie Hachette, Paris 1954.
- Cohen Elie A.: *Human Behavior in the Concentration Camp*. W.W. Norton & Company Inc., New York 1953.
- Comité International de la Croix-Rouge: *Vorläufiges Verzeichnis der Konzentrationslager und deren Aussenkommandos sowie anderer Haftstätten unter dem Reichsführer-SS in Deutschland und deutsch besetzten Gebieten (1933-1945)* - Arolsen 1969.
- Czech Danuta: *Kalendarium der Ereignisse im Konzentrationslager Auschwitz-Birkenau*. Hefte von Auschwitz, Nr. 2, 3, 4, 6, 7, 8. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1959/60/ 61/62/64.
- The Auschwitz Sub-Camps*. From the *History of KL-Auschwitz/Vol. I*. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967.
- Most important events in the history of the concentration camp Auschwitz-Birkenau*. From the *History of KL-Auschwitz / Vol. I*. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967-
- Deportation und Vernichtung der griechischen Juden im KL Auschwitz*. Hefte von Auschwitz, Nr. 11. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1970.
- Delbo Charlotte: *Aucun de nous ne reviendra*. Éditions Gonthier, Genève 1965.
- Le Convoi du 24 Janvier*. Les éditions de minuit, Paris 1965.
- Deschner Günther: *Menschen im Ghetto – Mit einem Vorwort von Jean Améry*. Bertelsmann Sachbuchverlag, Gütersloh 1969.
- Deutschkron Inge: ... denn ihrer

- war die Hölle – Kinder in Gettos und Lagern.* Verlag Wissenschaft und Politik, Köln 1965.
- Documents inédits sur les camps d'extermination nazis. Editions Réalité, Paris 1945.
- Döring Hans-Joachim: *Die Zigeuner im nationalsozialistischen Staat.* Kriminologische Schriftenreihe aus der Deutschen Kriminologischen Gesellschaft, Band 12. Kriminalistik-Verlag, Hamburg 1964.
- Edel Peter: *Schwester der Nacht.* Verlag Erwin Müller, Wien 1947.
- Eichmann Adolf: Eichmann erinnert sich, aus «*Auschwitz – Zeugnisse und Berichte*», herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1962.
- Eissler K. R.: *Weitere Bemerkungen zum Problem der KZ-Psychologie.* Psyche, Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, XXIII. Jahrgang, 6. Heft, Juni 1968. Ernst Klett-Verlag, Stuttgart.
- Eitinger Leo: *Concentration Camp Survivors in Norway and Israel.* Allen a. Unwin, London 1964.
- Elina Odette: *Sansfleurs ni couronnes.* Editions J.F. Boulet.
- Fajnzylberg (Feinsilber) Alter vel Stanislaw Jankowski: Aussage über seine Erlebnisse im Sonderkommando, 16. April 1945 in Krakau. «*Inmitten des grauenvollen Verbrechens.*» Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1972.
- Fantlova Zdenka: *Long Live Life!* aus «*The Boot and the Bough*» – *the Epic of an Enduring People*, edited by Leo W. Schwarz. Verlag Rinehart and Co., New York 1949.
- Feinstein N.: *Le rire des bourreaux ... Témoignages sur Auschwitz.* Edition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris o. J.
- Fejkiel Wladyslaw: *Typhus, Phenol, Gas.* Zycie literackie 1960, Nr. 52 *Das Gesundheitswesen im Konzentrationslager Auschwitz I (Hauptlager).* Przeglad Lekarski, XVIII/II. Staatliches Institut für Medizinische Veröffentlichungen, Warschau 1962.
- Der Hunger in Auschwitz.* Hefte von Auschwitz, Nr. 8. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1964.
- Medycyna za Drutami.* Pamietniki Lekarzy. Czytelnik, Warszawa 1968.
- Fest Joachim C.: *Das Gesicht des*

- Dritten Reiches – Profile einer totalitären Herrschaft.* R. Piper u. Co. Verlag, München 1965.
- Fichez L.E, Weinstein S.: *Die Tuberkulose bei den französischen Überlebenden der nazistischen Gefängnisse und Vernichtungslager*, aus *Andere Spätfolgen – auf Grund der Beobachtungen bei den ehemaligen Deportierten und Internierten der nazistischen Gefängnisse und Vernichtungslager – Medizinische Konferenzen der Internationalen Föderation der Widerstandskämpfer*, Band 2. Verlag FIR, Wien. o. J.
- Fiderkiewicz Alfred: *Flecktyphus und Entlausung im Männerlager Birkenau*, aus «*Erinnerungen Auschwitzter Häftlinge*». Verlag staatliches Auschwitz-Museum. *Erinnerungen an die Arbeit eines Häftlingsarztes in den Tuberkuloseblocks des Krankenbaulagers in Birkenau (während der Jahre 1943/44)*. Hefte von Auschwitz, Nr. 15. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1971.
- Fijalkowski Gracjan: *Man muss nicht sterben*. Hefte von Auschwitz, Nr. 5. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- Frackiewicz Jerzy: *Das Nebenlager Gollerschau*. Hefte von Auschwitz, Nr. 9. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1966.
- Fraenkel Heinrich – Manveil Roger: *Himmler – Kleinbürger und Massenmörder*. Ullstein Verlag, Frankfurt, Berlin 1965.
- Frankl Viktor E.: *Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager*. Verlag für Jugend und Volk, Wien 1946.
- Friedman Filip und Holuj Tadeusz: *Oświęcim*. Książka, Warschau 1946.
- Fryd Norbert: *Kartei der Lebenden*. Volk und Welt, Berlin 1959.
- Furmański Jacques: *La première journée de travail. Témoignages sur Auschwitz*. Édition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris o. J. *19 janvier 1944 – Camp de Birkenau, hommes. Témoignages sur Auschwitz*. Édition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris.
- Garliński Jozef: *Dramat i Opactwo*. Gryfe publications LTD, London 1961.
- German Crimes in Poland*. Central Commission for Investigation of German Crimes in Poland. Warsaw 1946.
- Geve Thomas: *Youth in Chains*. Rubins Mass, Jerusalem 1958.
- Gilbert G. M.: *Nürnberger Tagebuch – Gespräche mit den Ange-*

- klagen*. Fischer Bücherei, Frankfurt a.M. 1962.
- Goldstein Charles: *Leben ohne Stem*. R. Piper u. Co. Verlag, München 1964.
- Golse: *Birkenau en 1943. Témoignages sur Auschwitz*. Edition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris o. J.
- Aus der Anklageschrift gegen Maximilian Grabner und andere: *Ewiges Gedenken* – Redaktion Adolf Rudnicki. Fremdsprachenverlag «Polonia», Warschau 1955.
- Gradowski Zelman: Handschriften, bei dem Krematorium III in Birkenau am 5. März 1945 ausgegraben. «*Inmitten des grauenvollen Verbrechens.*» Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1972.
- Grass Günter: *Schwierigkeiten eines Vaters, seinen Kindern Auschwitz zu erklären* (Rede zur Eröffnung einer Ausstellung). «Frankfurter Allgemeine Zeitung», 2. Juni 1970.
- Graumann Samuel: *Deportiert! – Ein Wiener Jude berichtet*. Stern-Verlag, Wien 1947.
- Grossmann Kurt R.: *Die unbesungenen Helden – Menschen in Deutschlands dunklen Tagen*, arani Verlags-GmbH, Berlin-Grunewald 1957.
- Gumkowski Janusz, Rutkowski Adam und Astei Arnfrid (Herausgeber): *Briefe aus Litzmannstadt*. Friedrich Middelhaue Verlag, Köln 1967.
- Gutman Israel: *Der Aufstand des Sonderkommandos*, aus «*Auschwitz – Zeugnisse und Berichte*», herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1962.
- Hacker Friedrich: *Gesetze sind aggressiv*. «Spiegel»-Gespräch, 26. Oktober 1970, Hamburg.
- Haffner Désiré: *Aspects pathologiques du camp de concentration d'Auschwitz-Birkenau*. Imprimerie union coopérative, Tours 1946.
- Hanack Ernst-Walter: *Zur Problematik der gerechten Bestrafung nationalsozialistischer Gewaltverbrecher*. «Juristenzeitung», Nr. 10, 19. Mai 1967, Tübingen.
- Hart Kitty: Aber ich lebe*. Claassen Verlag, Hamburg 1961.
- Heiber Helmut: Reichsführer! – Briefe an und von Himmler*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1968.
- Heller Joseph: *Betrachtungen über die wichtigsten Herz- und Gefäßerkrankungen bei ehemaligen Deportierten und Internierten; die Aussichten ihrer Behandlung aus*

Andere Spätfolgen – auf Grund der Beobachtungen bei den ehemaligen Deportierten und Internierten der nazistischen Gefängnisse und Vernichtungslager – Medizinische Konferenz der Internationalen Föderation der Widerstandskämpfer – Band 2. Verlag FIR, Wien.

Henkys Reinhard: *Die nationalsozialistischen Gewaltverbrechen – Geschichte und Gericht*. Kreuz-Verlag, Stuttgart – Berlin 1964.

Herberg Hans-Joachim: *Die Beurteilung von Gesundheitsschäden nach Gefangenschaft und Verfolgung*. Nicolaische Verlagsbuchhandlung, Herford 1967-

Hill Mavis M. and Williams L. Norman: *Auschwitz in England – a record of a libel action*. Macgibbon & Kee, London 1965.

Hirsch Rudolf: *Zeugen in Ost und West – Aus dem Gerichtsalltag*. VEB Greifenverlag, Rudolstadt 1965.

Hochhuth Rolf: *Der Stellvertreter*. Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg 1963.

Holuj Tadeusz («Robert»): *Grupa Oświęcim*.

Jan Mosdofs Waffenstillstand. Ewiges Gedenken – Redaktion Adolf Rudnicki. Fremdsprachenverlag «Polonia», Warschau 1955.

Honel Mira: *La libération du camp. Témoignages sur Auschwitz*. Éd. de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris o. J.

Hoppe Klaus D.: *Psychosomatische Reaktionen und Erkrankungen bei Überlebenden schwerer Verfolgung*, in «Psyche», Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, XXII. Jahrgang, 6. Heft, Juni 1968. Ernst Klett-Verlag, Stuttgart.

Höss Rudolf: *Kommandant in Auschwitz – Autobiographische Aufzeichnungen*. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1958-

Huyskens Pierre en de Mooij Theo: *De Gehavenden*. Bond van Nederlandse Militaire Oorlogslachtoffers, 's-Gravenhage 1970.

Iwaszko Emeryka: *Das Nebenlager «Janinagrube»*. Hefte von Auschwitz, Nr. 10. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967-

Iwaszko Tadeusz: *Häftlingsfluchten aus dem Konzentrationslager Auschwitz*. Hefte von Auschwitz, Nr. 7. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1964.

Das Nebenlager «Laurahütte». Hefte von Auschwitz, Nr. 10. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967.

Das Nebenlager «Günthergrube»

- Hefte von Auschwitz, Nr. 12. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1971.
- Jäger Herbert: *Betrachtungen zum Eichmann-Prozess*. Sonderdruck der Monatsschrift «Kriminologie». Strafrechtsreform, Heft 3/4, 1962 (Hamburg).
Verbrechen unter totalitärer Herrschaft – Studien zur nationalsozialistischen Gewaltdelinquenz. Walter-Verlag, Olten und Freiburg im Breisgau, 1967.
- Jazwiecki Franciszek: *Erinnerungen*. Hefte von Auschwitz, Nr. 5. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- Jeziarska Maria Elzbieta: *Eine Schachtel Brot*. Hefte von Auschwitz, Nr. 5. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- Jong, Louis de: *Die Niederlande und Auschwitz*. Vierteljahrsheft für Zeitgeschichte, 1969/1. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Juvet René: *Ich war dabei... 20 Jahre Nationalsozialismus 1923-1943. Tatsachenbericht eines Schweizer*. Europa Verlag, Zürich 1944.
- Kagan Raya: *Die letzten Opfer des Widerstandes*, aus «Auschwitz – Zeugnisse und Berichte», herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1962.
- Kaul Friedrich Karl: *Schlussvortrag im Strafverfahren gegen Burger u.a.* («Zweiter Auschwitz-Prozess.») Druckhaus Norden, Berlin 1966.
Ärzte in Auschwitz. VEB Verlag Volk und Gesundheit, Berlin 1968.
- Kaul Friedrich Karl und Noack Joachim: *Angeklagter Nr. 6 – Eine Auschwitz-Dokumentation*. Akademie-Verlag, Berlin 1966.
- Kautsky Benedikt: *Teufel und Verdammte – Erfahrungen und Erkenntnisse aus sieben Jahren in deutschen Konzentrationslagern*. Wiener Volksbuchhandlung, Wien 1961.
Die psychologische Situation des Konzentrationslager-Hesslings. Sonderdruck – Zürich.
- Kempner Robert M. W.: *SS im Kreuzverhör*. Rütten + Loening Verlag, München 1964.
- Kielar Wieslaw: *Edek und Mala*. Hefte von Auschwitz, Nr. 3. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- Klein Marc: *Auschwitz I (Stammlager)*. De L'Université aux Camps de Concentration. *Témoignages Strasbourgeois*. Les Belles Lettres, Paris 1947.

- Klieger Bernard: *Der Weg, den wir gingen – Reportage einer höllischen Reise*. «Codac Juifs», Bruxelles-Ixelles 1957.
- Klodziński Stanislaw: *Der Einsatz des polnischen Sanitätsdienstes bei der Rettung des Lebens der Häftlinge des KZ-Lagers Auschwitz*. Przeglad Lekarski XVIII/II. Staatliches Institut für Medizinische Veröffentlichungen, Warschau 1962.
- Verbrecherische Versuche aus dem Bereich der Tuberkulose in den nazistischen Konzentrationslagern*, aus einer Anthologie «*Unmenschliche Medizin*» (Przeglad Lekarski). Vervielfältigt vom Internationalen Auschwitz-Komitee, Warschau 1969.
- Klusacek Christine: *Österreichs Wissenschaftler und Künstler unter dem NS-Regime*. Monographien zur Zeitgeschichte. Europa Verlag, Wien – Frankfurt – Zürich 1966.
- Kogon Eugen: *Der SS-Staat – Das System der deutschen Konzentrationslager*. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1946-
- Kohen Guy: *RetourAuschwitz. Souvenirs de déporté 174.949*. Paris 1945.
- Kolb Eberhard: *Bergen-Belsen*. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1962.
- Koprowska Wanda: *Tage des Grauens*. Hefte von Auschwitz, Nr. 10. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967.
- Kosciuszkowa Janina: *Kinderschicksale im KZ-Lager Auschwitz*. Przeglad Lekarski XVIII/II. II. Staatliches Institut für Medizinische Veröffentlichungen, Warschau 1962.
- Kowalczykowa Janina: *Die Hungerkrankheit im Konzentrationslager Auschwitz*. Przeglad Lekarski XVIII/II. Staatliches Institut für Medizinische Veröffentlichungen, Warschau 1962-
- Kraus Ota, Kulka Erich: *Die Todesfabrik*. Kongress-Verlag, Berlin 1957.
- Massenmord und Profit*. Dietz Verlag, Berlin 1965.
- Kremer, Johann Paul: *Das Wesen und die Herkunft der mit der Zerstörung roter Blutkörperchen in Verbindung gebrachten eisenpigmenthaltigen Zellen der Milz*. Mikrokosmos-Jahrbuch XXXVI, 1942/43, 6/7.
- Kret Jozef: *Ein Tag in der Strafkompagnie (Erinnerung)*. Hefte von Auschwitz, Nr. 1. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1959
- Kulka Erich: *Uték z tabora smrti*. Nase Vojsko, Praha 1966.
- Küster Otto: *Das Minimum der Menschlichkeit – Lehrprozess für unsere Zeit*. Plädoyer vor dem Oberlandesgericht Frankfurt a.M. i. S.

- Wollheim / IG Farben, gehalten am i. März 1955. Sonderdruck der Freiburger Rundbriefe, VIII. Folge, Nummer 29/32, Freiburg 1955.
- Laks Simon et Coudy René: *Musiques (Tun autre Monde. Mergvre de France, Paris 1948.*
- Langbein Hermann: *Die Stärkeren – Ein Bericht.* Stern Verlag, Wien 1949.
Im Namen des deutschen Volkes – Zwischenbilanz der Prozesse wegen nationalsozialistischer Verbrechen. Europa Verlag, Wien – Köln – Stuttgart – Zürich 1965.
... wir haben es getan – Selbstporträts in Tagebüchern und Briefen, 1939-1945. Europa Verlag, Wien – Köln – Stuttgart – Zürich 1964.
Der Auschwitz-Prozess – Eine Dokumentation. Europa Verlag, Wien – Frankfurt – Zürich 1965-
Auschwitz und die junge Generation. Europa Verlag, Wien – Frankfurt – Zürich 1967.
- Lanik Jozef: *Was Dante nicht sah.* Verlag der Nation, Berlin 1964-
- Laszlo Carl: *Ferien am Waldsee – Erinnerungen eines Überlebenden.* Gute Schriften, Basel 1956.
- Latenser Hans: *Die andere Seite im Auschwitz-Prozess; 1963-65 – Reden eines Verteidigers.* Seewald Verlag, Stuttgart 1966.
- Lehrplan für die weltanschauliche Erziehung in der SS und Polizei; erarbeitet und herausgegeben vom SS-Hauptamt.
- Lengyel Olga: *Souvenirs de Vaude-là.* Editions du Bateau Ivre, Paris 1946.
- Lesch Franz-Xaver: *P. Maximilian Kolbe.* Echter-Verlag, Würzburg 1964.
- Lesniak Roman, Mitarski Jan, Orwid Maria, Szymusik Adam, Teutsch Alexander: *Einige psychiatrische Probleme des KZ-Lagers Auschwitz im Lichte eigener Untersuchungen* (II. Bericht) Przeglad Lekarski XVIII/II. Staatliches Institut für Medizinische Veröffentlichungen, Warschau 1962.
- Leszczyńska Stanisława: *Bericht einer Hebamme aus Auschwitz.* Przeglad Lekarski 1/1965, Krakau.
- Lettich André-Abraham-David: *Trente-Quatre Mois dans les Camps de Concentration.* Imprimerie Union Coopérative, Tours 1946.
- Levai Eugene: *Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry.* Central European Times Publishing Co. Ltd., Zürich 1948.
- Levi Primo: *Ist das ein Mensch?*

- Fischer Bücherei KG, Frankfurt a.M. und Hamburg 1961.
- Atempause.* Christian Wegner Verlag, Hamburg 1964.
- Levin Meyer: *Eva – ein Frauenschicksal.* Süddeutscher Verlag, München 1959.
- Lévy Jacques: *Auf der Suche nach dem Menschen – Tagebücher und Briefe.* Otto Müller-Verlag, Salzburg 1960.
- Lévy Robert: *Auschwitz II (Birkenau). De rUniversité aux Camps de Concentration. Témoignages Strasbourgeois.* Les Belles Lettres, Paris 1947.
- Lewental Zelman: Handschrift, am 17. Oktober 1962 bei einem Birkenauer Krematorium ausgegraben. «Inmitten des grauenvollen Verbrechens», Handschriften von Mitgliedern des Sonderkommandos. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1972.
- Lewińska Pelagia: *Vingt mois à Auschwitz. Tragédie de la Déportation 1940-1945, Témoignages de survivants des camps de concentration allemands,* choisis et présentés par Olga Wormser et Henri Michel. Hachette, Paris 1954.
- Ligeti Hertha: *Die Sterne verlöschen nicht.* Espla Staatsverlag für Kunst und Literatur, Bukarest 1959.
- Lingens-Reiner Ella: *Prisoners of Fear.* Victor Gollancz Ltd., London 1958.
- Eine Frau im Konzentrationslager – Monographien zur Zeitgeschichte.* Europa Verlag, Wien – Frankfurt – Zürich 1966. Lippe, Viktor Freiherr von der: *Nürnberg Tagebuchnotizen – November 1945 bis Oktober 1946.* Verlag Fritz Knapp, Frankfurt 1951.
- Loewenstein Rudolph M.: *Psychoanalyse des Antisemitismus.* Edition Suhrkamp, Frankfurt 1967.
- Manvell Roger/Fraenkel Heinrich: *The incomparable Crime.* William Heineman, London 1967.
- March Hans (Herausgeber): *Verfolgung und Angst in ihren leib-seelischen Auswirkungen; Dokumente (Gutachten).* Klett-Verlag, Stuttgart 1960.
- Martini, Emil de: *Vier Millionen Tote klagen an! – Erlebnisse im Todeslager Auschwitz.* Hans von Weber Verlag, München-Obermenzing 1948.
- Matussek Paul: *Die Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen.* Springer-Verlag Berlin, Heidelberg, New York 1971.
- Menasche Albert: *Birkenau (Auschwitz II).* Isaac Saltiel New York 1947.
- Minney R. J.: *I shall fear no evil. The story of Dr. Alina Brewda.*

- William Kimber, London 1966.
- Mitscherlich Alexander: *Stenogramm zu Otto Köhler: Kongo-Müller*. Pardon-Dokumente, Bärmeier und Nickel, Frankfurt o. J.
- Mitscherlich Alexander und Margarete: *Die Urifähigkeit zu trauern – Grundlagen kollektiven Verhaltens*. R. Piper & Co. Verlag, München 1967.
- Naumann Bernd: *Auschwitz – Bericht über die Strafsache gegen Mulka u.a. vor dem Schwurgericht Frankfurt*. Athenäum Verlag, Frankfurt a.M., Bonn 1965.
- Neumann Robert: *Ausflüchte unseres Gewissens – Dokumente zu Hitlers «Endlösung der Judenfrage» mit Kommentar und Bilanz der politischen Situation*. Hefte zum Zeitgeschehen. Verlag für Literatur und Zeitgeschehen, Hannover 1960.
- Niederland William G.: Diskussionsbeitrag zu E. de Wind «*Begegnung mit dem Tod*». «Psyche», Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, XXII. Jahrgang, 6. Heft, Juni 1968.
- Ernst Klett-Verlag, Stuttgart.
- Novac Ana: *Die schönen Tage meiner Jugend ...* Rowohlt-Verlag, Reinbek bei Hamburg 1967.
- Nyiszli Miklos: *Auschwitz, A Doctor's Eyewitness Account*. Frederick Fell Inc., New York 1960.
- Ostankowicz Czeslaw: *Ziema Parujaca Cyklonem*. Wydawnictwo Łódzkie, Lodz – 1967. *Isolierstation – «letzter» Block*, aus «*Erinnerungen Auschwitzer Häftlinge*». Verlag staatliches Auschwitz-Museum.
- Ourisson (Wasserstrom) Dounia: *Les secrets du Bureau Politique d'Auschwitz*. Édition de l'amicale des déportés d'Auschwitz, Paris.
- Paczula Tadeusz: *Die ersten Opfer sind die Polen*, aus «*Auschwitz – Zeugnisse und Berichte*», herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt 1962.
- Häftlings-Krankenbau*. Hefte von Auschwitz, Nr. 5. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- Papanek Ernst with Linn Edward: *The boy who survived Auschwitz*. Sonderdruck der «The Saturday Evening Post», New York 1964.
- Pendorf Robert: *Mörder und Ermordete – Eichmann und die Judenpolitik des Dritten Reiches*. Rütten und Loening, Hamburg 1961.

- Perl Gisella: *I was a doctor in Auschwitz*. International universities press, INC, New York 1948-
- Petit Pierre: *Das war Bergen-Belsen*, «rappel» – revue mensuelle de la L.P.P.D., Luxembourg 1965/66.
- Phillips Raymond: *The Belsen Trial – Trial of Josef Kramer and forty-four others*. William Hodge, London 1949.
- Piper Franciszek: *Das Nebenlager «Blechhammer»*, Hefte von Auschwitz, Nr. 10. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967.
- Das Nebenlager Sosnowitz (II)*, Hefte von Auschwitz, Nr. 11. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1970.
- Das Nebenlager «Neu-Dachs»*, Hefte von Auschwitz, Nr. 12. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1971.
- Das Nebenlager «Althammer»*, Hefte von Auschwitz, Nr. 13. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1971.
- Poliakov Léon: *Auschwitz*. Collection Archives Julliard, Paris 1964.
- Poltawska Wanda: *Kinder aus dem KZ*. Przegląd Lekarski – «Vorwärts», 26. Oktober 1967.
- Posmysz Zofia: *Die «Sängerin»*, Hefte von Auschwitz, Nr. 8. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1964.
- Rassinier Paul: *Das Drama der Juden Europas*. Hans Pfeiffer Verlag, Hannover 1965.
- Rauschnig Hermann: *Gespräche mit Hitler*. Europa Verlag, Zürich/New York 1940.
- Regau Thomas: *Der Engel und die Feldweibel*. «Die Zeit» vom 10. Januar 1969, Hamburg.
- Reichmann Eva G.: *Flucht in den Hass*. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. o. J.
- Reitlinger Gerald: *Die Endlösung – Hitlers Ersuch der Ausrottung der Juden Europas, 1939 bis 1943*. Colloquium Verlag, Berlin 1961.
- Rousset David: *L'Univers Concentrationnaire*. Editions du Pavois, Paris 1946.
- Les Jours de Notre Mori*. Editions du Pavois, Paris 1947.
- Rozański Zenon: *Mützen ab – Eine Reportage aus der Strafkompanie des KZ Auschwitz*. Verlag «Das andere Deutschland», Hannover 1948.
- Salus Grete: *Eine Frau erzählt*. Bundeszentrale für Heimatdienst, Heft 36, Bonn 1958.
- Saurel Louis: *Les femmes héroïques de la Résistance, Berthie Albrecht, Danielle Casanova*. Collection Révélation petite Encyclopédie de la Résistance. Fernand Nathan, Paris 1945.
- Schnabel Raimund: *Macht ohne Moral – Eine Dokumentation*

- über die SS. Röderbergverlag, Frankfurt a.M. 1957.
- Die Frommen in der Hölle.* Röderbergverlag, Frankfurt a.M. 1965.
- Schoenberner Gerhard: *Wir haben es gesehen – Augenzeugenberichte.* Rütten und Loening, Hamburg 1962.
- Schuldig im Sinne des Rechts und des Völkerrechts – Auszüge aus dem Protokoll des Prozesses vor dem Obersten Gericht der DDR,* herausgegeben von der Arbeitsgruppe der ehemaligen Häftlinge des KZ Auschwitz beim Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der DDR und dem Nationalrät der Nationalen Front des demokratischen Deutschland. Berlin 1966.
- Sehn Jan: *Konzentrationslager Oświęcim-Brzezinka (Auschwitz-Birkenau)* – auf Grund von Dokumentationen und Beweisquellen bearbeitet von Wydawnictwo Prawnicze, Warszawa 1957.
- Skodova Julia: *Tri Roky bes Mena.* Osveta, Bratislava 1962.
- Smolen Kazimierz: *Die Widerstandsbewegung im Konzentrationslager Auschwitz.* Internationale Hefte der Widerstandsbewegung – Zeitschrift für Geschichte, 2. Jahrgang, Nr. 3, Juli 1960. *Auschwitz 1940 bis 1945.* Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1961.
- Eine Laufbahn,* Hefte von Auschwitz, Nr. 5. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- The Concentration Camp Auschwitz – From the History of KL-Auschwitz/Vol. I.* Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967.
- Spritzer Jenny: *Ich war Nr. 10291.* Verlegt durch Jack Schumacher. Druck: K. Scheuch, Zürich o. J.
- SS im Einsatz – Eine Dokumentation über die Verbrechen der SS,* herausgegeben vom Komitee der Antifaschistischen Widerstandskämpfer in der Deutschen Demokratischen Republik. Kongress-Verlag, Berlin 1957.
- Stein Georg H.: *Geschichte der Waffen-SS.* Droste Verlag, Düsseldorf 1967.
- Steiner Jean-François: *Treblinka – die Revolte eines Vernichtungslagers.* Gerhard Stalling Verlag, Oldenburg-Hamburg 1966.
- Steininger P. A.: *Der Nürnberger Prozess – Protokolle und Dokumente.* Rütten und Loening, 4. Auflage, Berlin 1960.
- Steinmetz Selma: *Österreichs Zigeuner im NS-Staat.* Europa Verlag, Wien-Frankfurt-Zürich 1966.

- Sternberg-Newman Judith: *In the hell of Auschwitz*. Exposition Press, New York 1965.
- Strzelecka Irena: *Das Nebenlager «Hindenburg»*, Hefte von Auschwitz, Nr. 11. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1970-
- Suhl Yuri (Herausgeber): *They Fought Back – The true story of the heroic Jewish resistance to Nazi slaughter*. Paperback Library, New York 1968.
- Svalbová Manca: *Vyhasnuté Oci*. Osveta, Bratislava 1964.
- Szmaglewska Seweryna: *Rauch über Birkenau. Ewiges Gedenken* – Redaktion Adolf Rudnicki. Fremdsprachenverlag «Polonia», Warschau 1955.
Uns vereint heiliger Zorn. Fremdsprachenverlag «Polonia», Warschau 1955.
- Szymański Tadeusz: *Nase*, Hefte von Auschwitz, Nr. 5. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.
- Thümmler Johannes: Bericht des Kommandeurs der Sicherheitspolizei Kattowitz, aus «*Auschwitz – Zeugnisse und Berichte*», herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lings-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1962.
- Unger Julien: *Le sang et l'or – Souvenirs de camps allemands*. Gallimard, Paris 1946.
- Vaillant-Couturier Marie-Claude: *Mes 27 Mois entre Auschwitz et Ravensbruck*. Éditions du Mail, Paris 1946.
- Vidor Katalin: *Unterm Zeichen des Sterns*. List Verlag, München 1963.
- Vos Leo: *Het Fluitje*. V.A. Kramers, Rijswijk o. J.
- Vrba Rudolf und Wetzler Alfred: *Ein geflüchteter Häftling berichtet*, aus «*Auschwitz – Zeugnisse und Berichte*», herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lings-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1962.
- Vrba Rudolf: *Ich kann nicht vergeben*. Rütten und Loening Verlag, München 1964.
- Waitz Robert: *Auschwitz in (Monowitz)*. De [l'Université aux Camps de Concentration, Témoignages Strasbourgeois. Les Belles Lettres, Paris 1947.
- Walser Martin: *Unser Auschwitz*. Kursbuch I/1965. Suhrkamp Verlag, Frankfurt a.M..
- Wangh Martin: Diskussionsbeitrag zu E. de Winds «*Begegnung mit dem Tod*» – «Psyche», Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, XXII.

- Jahrgang, 6. Heft. Juni 1968.
Ernst Klett-Verlag, Stuttgart.
- Webb Antony M.: *The Natzweiler Trial – Trial of Wolfgang Zeuss, Magnus Wochner, Emil Meier, Peter Straub, Fritz Hartjenstein, Franz Berg, Werner Rohde, Emil Bruttel, Kuri aus dem Bruch and Harberg.* William Hodge, London 1949.
- Weijel J. A. (Herausgeber): *De Vernietiging van de Joden in Polen – Ooggetuigeverlagen over Warschau, Lublin, Tremblinka, Belzec, Posen, Krakau, Auschwitz.* Boom-Ruygrok, Haarlem, Carpe Diem, Barendrecht o. J.
- Weiss Reska: *Journey through Hell.* Vallentine-Mitchell, London 1961.
- Wellers Georges: *De Drancy à Auschwitz.* Editions du Centre, Paris 1946.
Auschwitz. La Revue du Centre de Documentation Juive Contemporaine Nr. 56, Paris – Oktober/Dezember 1969.
Sur la résistance collective et la «coopération» des victimes avec les bourreaux dans les camps d'extermination des Juifs, La Revue du Centre de Documentation Juive Contemporaine Nr. 44, Paris – Oktober/Dezember 1966.
«Arbeit macht frei», ou le camp d'Auschwitz. Pour la liberté, édition U.N.A.D.I.E, Paris 1971.
- Wellers Georges et Waitz Robert: *Recherches sur la dénutrition prolongée dans les camps de déportation.* Revue Canadienne de Biologie, Vol. 6, No. 2, 1947.
- Wielek H.: *De oorlog die Hitler won.* Amsterdamsche Boeken Courantmij, Amsterdam 1947.
- Wiesel Elie: *Die Nacht zu begraben, Elischa.* Bechtle-Verlag, München 1958.
Gezeiten des Schweigens. Bechtle-Verlag, München und Esslingen 1960.
Gesang der Toten. Bechtle-Verlag, München und Esslingen – 1968.
- Wind, de Eduard: *Eindstation ... Auschwitz.* Republik der Letteren, Amsterdam 1946.
Begegnung mit dem Tod. «Psyche», Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen, XXII. Jahrgang, 6. Heft, Juni 1968. Ernst Klett-Verlag, Stuttgart.
- Wolken Otto: *Chronik des Quarantänelagers Birkenau,* aus *«Auschwitz – Zeugnisse und Berichte»,* herausgegeben von H.G. Adler, Hermann Langbein und Ella Lingens-Reiner. Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a.M. 1962.
- Wrobel Halina: *Die Liquidation des*

Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau, Hefte von Auschwitz, Nr. 6. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1962.

Zarebińska-Broniewska Maria:
Auschwitzer Erzählungen. WN Verlag, Berlin-Potsdam 1949.

Zieba Anna: *Wirtschaftshof Budy*, Hefte von Auschwitz, Nr. 10. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1967.

Wirtschaftshof Babitz – Nebenlager beim Gut Babice, Hefte von Auschwitz, Nr. 11. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1970.

Die Geflügelfarm Harmense, Hefte von Auschwitz, Nr. 11. Verlag staatliches Auschwitz-Museum, 1970.

Zywulska Krystyna: *Dai survécu a Auschwitz*. Éditions Polonia, Varsovie 1956.

UNVERÖFFENTLICHTE QUELLEN

- Aumeier Hans: Vernehmungsprotokoll vom 10. August 1945 und 22. August 1945, Oslo (englisch). Lebenslauf vom 17. September 1947 (deutsch).
- Bacon Jehuda: Zeugenbericht, aufgenommen vom 13. bis 22. Februar 1959 in Jerusalem. Archiv Yad Vashem 03/1202.
- Baer Richard: Protokoll, aufgenommen am 10. Oktober 1961 in Frankfurt. Landgericht Frankfurt, 4 Js 444/59.
- Materialien über Richard Baer, zusammengestellt im Museum von Auschwitz.
- Baeyer, Walter Ritter von: *Über die Psychiatrische Begutachtung von Gesundheitsschäden durch die nationalsozialistische Verfolgung*.
- Batawia Stanislaw: Gutachten über Rudolf Höss.
- Baum Bruno: Bericht über die Tätigkeit der Kommunistischen Partei im KZ Auschwitz. Wien, den 5. Juli 1945.
- Begov Lucie: *Ein Grab auf dem Zentralfriedhof*.
- Böck Richard: Aufzeichnungen und Anhaltspunkte für den Auschwitz-Prozess in Frankfurt (wohin Böck am 3. August 1964 zu einer Zeugenaussage geladen war).
- Boger Marianne: Zeugenvernehmung, Stuttgart, den 27. Oktober 1958.
- Boger Wilhelm: Protokolle, in amerikanischer Haft in Ludwigsburg am 5. Juli, 10. Juli und 30. August 1945 aufgenommen. Zeugnis der Ernst Heinkel Aktiengesellschaft, Stuttgart-Zuffenhausen, für Wilhelm Boger, 22. Oktober 1959.
- Clauberg Carl: Vernehmungsprotokolle 2 Js 2484/55 Neustadt, 2. bis 23. Dezember 1955, und Kiel, 6. August bis 21. September 1956.
- Anklageschrift gegen Dr. Carl Clauberg, 14. Dezember 1956.
- Claussen Wilhelm: Bericht, in amerikanischer Gefangenschaft geschrieben. Ebensee 1945. Aus den Akten des Prozesses gegen Rudolf Höss, Band 46, Seiten 121 bis 144 und 145 bis 151.
- Denser Wolfgang: Erklärung über Dr. Eduard Wirths, Berchtesgaden, 27. Juni 1961.
- Dürmayer Heinrich: Verteidigungs-

- schreiben vom 20. Dezember 1949, Wien.
- Eggebrecht Axel: Aufzeichnungen aus dem Bergen-Belsen-Prozess Lüneburg, September / Oktober 1945.
- Eichmann Adolf: Niederschriften von dem auf Tonband aufgenommenen Protokoll (Sassen-Protokoll), Argentinien, 1957-
Niederschrift der in israelischer Untersuchungshaft aufgenommenen Tonband-Protokolle. Mahanahlyar, 29. Mai 1960 bis 15. Januar 1961. Vervielfältigt von der israelischen Polizei, 6. Büro.
- Entress Friedrich: Erklärung unter Eid. NI – 6190.
- Fajnzylberg Alter (Feinsilber): Auszug der Aussage im Höss-Prozess. Institut für Zeitgeschichte in München.
- Faust Max: Wochenbericht 126 / 127 für die Zeit vom 18. Oktober 1945 bis 51. Oktober 1943 – IG-Farben Auschwitz.
- Fischer Horst: Zeugenvernehmung in der Strafsache gegen Burger, Erber und Neubert. 252 A (S) 7/66 vor dem Stadtbezirksgericht Mitte, Berlin, den 22. Februar 1966.
- Grabner Maximilian: Protokolle, in der Polizeidirektion Wien am 18. September, 25. September, 26. September und 21. Dezember 1945 aufgenommen.
«*Bericht über das Lager Auschwitz.*» Krakau, 17. September 1947.
- Grönke Erich: Protokoll, am 6. August 1963 in Kenzingen aufgenommen. Landgericht Frankfurt, 4 Js 1031/61.
- Hodys-Mattaliano Nora: Protokoll ohne Datum, offensichtlich von SS-Richter Wiebeck aufgenommen.
- Hoffmann Hanna: Aufzeichnungen über den Kinderblock im Theresienstädter Familienlager. Yad Vashem-Archiv, JM 2726, Jerusalem.
- Horvath Hermine: Bericht über die Erlebnisse in Auschwitz – 1958-Höss-Protokoll NO 1210 vom 14. März 1946.
Protokoll Rudolf Höss vom 11. Januar 1947.
- Höss Rudolf: Aufzeichnungen in polnischer Haft.
- Idkowiak Irena: Eidesstattliche Erklärung über Dr. Eduard Wirths. Würzburg, 27. Oktober 1945.
- Joachimowski Tadeusz: Schilderung über die Zustände im Zigeunerlager, 13. September 1967. Protokoll einer Zeugenvernehmung, Krakau, 2. Juli 1968.

Schreiben des Leiters Gr. Inland II des Auswärtigen Amtes Berlin an den Chef der Sicherheitspolizei und des SD, SS-Obergruppenführer Dr. Kaltenbrunner vom 5. Juli 1944.

Urteil des Landesgerichts München II in der Strafsache gegen Karl Kapp, 14. Oktober 1960.

Klehr Josef Brief an Martini, Auschwitz, den 15. April 1945.

Kohlhagen Erich: *Zwischen Bock und Pfahl – 22 Monate in den deutschen Konzentrationslagern erlebt und erlitten.*

Urteil des amerikanischen Militärgerichtshofes VI gegen Karl Krauch und andere. Nürnberg, 29. Juli 1948.

Vernehmungprotokoll von Doktor Johann Kremer am 18. Juli 1947, Krakau.

Kremer Johann Paul: Protokoll, aufgenommen am 30. Juli 1947 in Krakau.

Protokoll des Prozesses gegen Johann Paul Kremer, Münster, 14. November bis 29. November 1960. Zusammengestellt von Hermann Langbein.

Befund der Gesundheits- und Verwendungsprüfstelle der Waffen-SS Dachau vom 18. Juni 1943 über SS-Unterscharführer Gerhard Lachmann.

Lederer Vitezslav: Briefe an den Autor über seine Flucht aus

Auschwitz, Prag, 14. und 20. Januar 1968.

Wiederaufnahmeantrag von Otto Locke, 17. Mai 1960 (500) 2 PUS 1. 56, Berlin.

Mannheimer Max: *Erlebnisbericht. Theresienstadt – Auschwitz – Warschau – Dachau.*

Morgen Konrad: *Die Unrechtsbekämpfung in Konzentrationslagern durch SS-Richter.*

21. Dezember 1945.

SS – KZ – SS-Gerichtsbarkeit.

Nachemstein Johanna: Zeugenaussage vom 7. Januar 1948, Berlin (Główna Komisja Badania Zbrodni Hitlerowskich w Polsce).

Ortmann Paul: Eidesstattliche Erklärung von NIK 12846.

Paisikovic Dov: Protokoll über seine Erlebnisse im Sonderkommando von Auschwitz. Aufgenommen in Wien am 17. Oktober 1963.

Pohl Oswald und Hachmann Hermann: Eidesstattliche Erklärung, abgegeben im Gefängnis von Landsberg am 3. September 1949.

Prem Adolf: Anklageverfügung und Haftbefehl gegen SS-Unterscharführer Adolf Prem, Kattowitz 1944.

Pys Edward: Erklärung für das

- Museum von Auschwitz, Rzeszów, den 12. September 1960, ergänzt am 7. Oktober 1960.
- Rausch Felix: *Bericht über Erlebnisse in Buchenwald und Auschwitz*.
- Rittner Josef: Aufzeichnungen über die Erlebnisse in Auschwitz.
- Scherpe Herbert: Brief an Martini, Golleschau, den 29. April 1943-
- Schönberg Arthur: Bericht über seine Erlebnisse in Auschwitz.
- Schuster Heinrich: Eidesstattliche Erklärung von NI – 11862.
- Erklärung Sara Spanjaard van Esso, NO 42646.
- Steinberg Samuel: Protokoll der Zeugenaussage, Auschwitz, den 5. Februar 1945.
- Stromberger Maria: Protokoll der Aussage am 13. Verhandlungstag im Höss-Prozess in Warschau am 10. Februar 1947.
- Sussmann Anna: Bericht über ihre Erlebnisse in Auschwitz.
- Urteil des Frankfurter Schwurgerichts im 3. Auschwitz-Prozess am 14. Juni 1968.
- Sylvia Veselá: Zeugenaussage 15. Januar 1957.
- Vetter G. Adolf: Schreiben an den Autor. Frankfurt, den 25. Dezember 1947.
- Weilová Nina: *Erinnerungen – 71.978, Jude*.
- Briefe der Widerstandsbewegung. Museum von Auschwitz.
- Schreiben des SS-Standortarztes Auschwitz, Dr. Eduard Wirths, an den SDG des Aussenlagers Golleschau vom 16. November 1943. Museum Auschwitz.
- Briefe und Aufzeichnungen von Dr. Eduard Wirths, seine Rechtfertigungsschrift, nach Kriegsende verfasst, ohne Datum.
- Wolken Otto: *Chronik des Lagers Auschwitz II(B Ila)*, nach Dokumenten aus dem Lager zusammengestellt, Wien.

NAMENSVERZEICHNIS

- Abada Roger 374, 377, 395
Adam Marianna 515
Adelsberger Lucie 148, 195, 256,
288, 349, 350, 352, 354, 360,
377, 477, 499, 701
Adler H.G. 101, 136, 244, 346,
594, 690
Adolph Benno 48
Adorno Theodor W. 406
Aigner 236
Alcan Louise 109,199
Alegri 195
Alexander Vera 186
Alonso Maria 358
Althaus Friedrich 411
Altmann Erich 113, 166, 205, 289,
672, 673
Amann Felix 236, 498, 599, 627,
628
Ambros Otto 663
Améry Jean 34, 35, 36, 108, 110,
155, 201, 376, 667, 707
Anhalt Hans 736
Apryjas 670
Ardite 302
Arendt Hannah 34, 183, 319, 320,
376, 411, 412, 418, 737
Aumeier Hans 217, 219, 271, 288,
409, 448, 467, 475, 476, 481,
485, 488, 541, 738, 739

Baar v. Baarenfels Eduard 611
Bachmann Margit 263
von dem Bach-Zelewski Erich 419

Bacon Jehuda 186, 197, 261, 293,
294, 296, 365, 520, 629, 646,
651
Baer Richard 77, 78, 388, 409, 460,
467, 470-474, 476, 488
v. Baeyer Walter 722
v. Baeyer-Katte Wanda 432
Bandera (Brüder) 271
Bara Karl 414
Barański Staszek 359, 680
Barez Wojciech 91, 132
Baretzki Stefan 60f., 131, 154, 155,
164, 197, 209, 231, 413, 414,
422, 423, 427, 429, 436, 455,
476, 477, 481, 526, 527, 528,
614, 615, 646, 647, 653, 746,
752, 755, 758
Bartel Erwin 93, 584, 729, 730
Bartelmes Adolf 657
Bartosiewicz Henryk 280, 281
Bartsch Helmut 443, 444, 488
Bartzel 625
Baruch 302
Basch Arnost 415
Batawia Stanislaw 462
Batko Marian 360
Bauernschmidt Hans 624
Baum Bruno 17, 273, 382
Beck 140, 141
Becker Dorothea 442
Becker Johann 576
Beckmann Johann 585
Bednarek Emil 201, 204, 223, 233-
236, 251, 479, 748
Begov Lucie 257
Beja Claire 339

Bejlin Aron 119, 145, 186, 526
 Benaviste Albert 358
 Bendel Sigismund 177, 178, 285, 286
 Bensheim H. 707
 Bentschkowski 167,168
 Beranovsky Jiri 234, 569
 Berger Georg 233, 236
 Berger Gottlob 413
 van den Bergh Siegfried 437, 661
 Bergmann 265
 Berl Fritz 522
 Berning 527
 Besch Eduard 130
 Betlen Oszkár 17, 18, 107, 126, 282, 335, 336, 375, 495, 554, 623
 Bettelheim Bruno 30, 113, 114, 182, 183,188
 Białowiejski Marian 68
 Bilan Wladimir 413, 582, 630-632, 674, 754
 Biernacki Edward 383
 Birnbaum Suzanne 126, 259, 264
 Bischoff Heinrich 743
 Bischoff Karl 467
 Bistic Igor 120, 246, 323, 518, 519, 634, 640
 Blécout André 154
 Blits Mirjam 257, 629
 Bloch Claudette 318
 Bock Hans 56, 323-326, 328, 329
 Böck Richard 24, 285, 409, 410, 425, 426, 431, 435, 601, 630, 754
 v. Bodman Franz 495, 496, 601
 Boeken Samson 244, 245
 Boger Marianne 569, 610
 Boger Wilhelm 67, 94, 266, 271, 381, 442, 445, 489, 490, 567-570, 601, 608-612, 623, 654, 704, 728, 740-743, 750
 Böhm Arno 229, 242 f.
 Boltys 674
 Bondy 169
 Bonigut Paul 623
 Bonitz Bernhard 216
 Boratyński Stefan 275, 280, 281, 622
 Bormann Martin 421
 Bornstein Ernst Israel 698
 Borowiec Kazimierz 671
 Borowski Tadeusz 22, 115, 150, 151, 179 f., 190, 197, 198, 242, 315, 596, 597, 697, 698
 Brachmann Willi 24, 39, 101, 223
 Bracht Karl 239
 Bramsted Ernest K. 659
 Brandhuber Jerzy 191, 192
 Brandszedter-Szulberg Gita 264
 Brandt Heinz 36, 386
 Bratro Zofia 631
 Breiden Hugo 605
 Breiner Ludovic 283
 Breitwieser Artur 638
 Brewda Alina 333, 342, 345, 437, 546, 596, 605
 Broad Pery 18, 79, 94, 170, 171, 173, 174, 186, 213, 387, 429, 430, 486, 487, 570-573, 575, 596, 599, 600, 653, 657, 674, 740, 744 f.
 Brocks Wilhelm 426
 Brodniewicz Bruno 223, 224, 227, 228, 232, 233
 Bruck Edith 106, 705
 Buber-Neumann Margarete 369
 Buchalla 442
 Buchhalter 599
 Buchheim Hans 405, 419
 Buchhold Herbert 248

Budziaszek (Buthner) Stefan 334 f., 495, 534
 Bujalski 494
 Buki Milton 300, 607
 Bulawko Henry 16, 119, 148, 255, 282, 671
 Bundzus Kurt 672
 Buntrock Fritz 622, 623
 Burakowski Edward 572, 573
 Burdo 302
 Burger Ernst 7, 69, 72, 73, 75, 107, 108, 188, 249, 250, 298, 369, 571 f., 377 f., 397 f., 543, 646, 702
 Burger Wilhelm 409, 466, 696, 744
 Burstein 531
 Bütefisch Heinrich 663
 Buthner (siehe Budziaszek)

 Caesar Joachim 31, 466, 467
 Capesius Viktor 398, 514-517, 521, 601, 730, 731
 Carasso 302
 Chassaingh Thérèse 395, 437
 Cheimnis Viktor 628
 Chowaniec Tadeusz 693
 Christoph Hubert 629
 Ciesielska Romualda 339, 355, 356, 501
 Clauberg Carl 331, 332, 342, 344, 504-508, 559, 590
 Claussen Egon 574
 Claussen Wilhelm 18, 46, 198, 272, 281, 372, 442, 443, 574
 Cling Maurice 131
 Cohen Elie A. 109, 114, 124, 291, 393, 589
 Coudy René 135, 185, 192, 193, 211, 214, 225, 229-231, 238, 436, 480, 571, 615, 708
 Cyrankiewicz Jozef 68-70, 72, 298, 336, 379, 400
 Czech Danuta 93, 301
 Czelný Kazimierz 48, 333, 498, 502
 Czerwiński Horst 486
 Czubak Jurek 120
 Czuwaj (Brüder) 670

 Danel Pavel 234
 Danimann Franz 706
 Danisch Franz 61, 224-227, 231, 295, 477
 Daton Helena 380
 Delbo Charlotte 90, 153, 186, 358, 698
 Delmotte Hans 530, 531, 735
 Demerer Karl 264
 Denser Wolfram 554
 Dering Władysław 240, 322, 331-334, 340-342, 344, 345, 493, 505, 508, 654
 Damański Hermann 612
 Diamant Leo 157
 Diament Ephraim (Freddy) 227, 335
 Diem Rudolf 329, 330, 338, 339
 Dinges Erich 409
 Dirlewanger Oskar 102, 242, 243, 595
 Dobrowolny 649
 Dobrzański Tadeusz 627
 Doering Karol 234
 Dominik Rafal 670
 Dornacher Franz Xaver 628
 Dorosiewicz Stanisław 69, 70, 73, 268-270
 Dowgint-Nieciński 568, 674

Dragon Slama 298
 Draper 565
 Dresiński Jozef 301
 Drohocki Zenon 337
 Dronia Heinrich 628
 Dubiel Stanislaw 67, 455-460, 677
 Dubsky Karl 255, 391, 661, 671
 Dürmayer Heinrich 372, 373, 575,
 640, 645
 Dürrfeld Walther 663, 665, 670
 Duzel Czeslaw 188, 398
 Dylewski Klaus 268, 269, 424,
 610, 611, 744, 749, 750
 Dylewski Ruth 611

 Ebner Gregor 618
 Eckardt Josef 187
 Egersdörfer Karl 244, 429
 Ehlert Herta 416
 Eichmann Adolf 48, 424, 426, 432,
 448, 452, 454-456, 460, 462,
 469, 617, 619, 734, 756
 Eicke Theodor 409, 476, 491, 575,
 588
 Eisenbach Mendel 327
 Eisenreich 444
 Eisenschimmel Hans 48
 Eitinger Leo 719-721
 Emmerich Wilhelm 181, 209, 444
 Entress Friedrich 19, 52, 55-58, 61-
 65, 66, 67, 94, 179, 265, 552,
 417, 492-496, 512, 554, 547,
 556, 635, 664, 732, 738, 739
 Epstein Berthold 498, 526, 625
 Erler Rudolf 301
 Errera (Hereirra) Alexander 298
 Ertl Fritz Karl 624, 625

 Fabian 255

 Fabian Ota 172, 239, 633
 Fajnzylberg (Jankowski) Alter 299,
 301, 608
 Falk 311
 Fantlova Zdenka 104
 Farber Josef 170, 231, 580, 635,
 637
 Faust Max 668, 675, 751
 Faust (Frau) 676, 677
 Feinstein 127, 187
 Fejkiel Wladyslaw 53, 118, 120,
 127-129, 142, 146, 172, 183,
 184, 267, 275, 304, 306, 321-
 323, 329-331, 328, 508, 511,
 520, 523, 526, 544-546, 557, 560
 Fénelon Fania 437
 Ferchow 456
 Fest Joachim C. 20
 Fiderkiewicz Alfred 305, 306, 327,
 498
 Fiebig Kurt 628
 Fijalkowski Gracjan 590
 Finkelstein Daniel 301
 Fischel 391
 Fischer Horst 291, 335, 336, 531-
 536, 549, 662, 735
 Fischer 261
 Fischmann-Fritz Sonja 514, 532,
 712
 Flagge 635, 636
 Fleischer Max 300
 Foltýnová Vera 340, 379, 625, 626
 Franco Francesco 428
 Frank (SS-Mann) 646, 655
 Frank Willi 525, 526
 Frankl Viktor E. 12, 109, 110, 157,
 222, 223
 Franz Anna 210
 Freese Willi 301

Frey Alois 590
 Friedhoff Ruth 605
 Friedmann Sylvia 505
 Friemel Rudolf 28, 577, 598, 428,
 617, 645, 646, 702
 Fritzsich Karl 559
 Fryd Norbert 105
 Frymark Boleslaw 621
 Fuchs-Minárikova Marta 458, 676,
 677, 681
 Furman Kalmin 293, 294
 Furmański Jacques 106, 151, 165,
 177

 Gabányi Eva 258, 626, 627
 Gabis Jozef 728
 Gajowniczek Franz 559, 560
 Galiński Edek 588, 393
 Galiński Heinz 667
 Garnier Eugène 399
 Gärtner Ella 399
 Gawalewicz Adolf 309, 310, 326
 Geisler Emil 707
 Geve Thomas 119, 130, 179, 191,
 199, 280, 593, 594, 598, 619
 Gibian Rudolf 209
 Gilbert G. M. 95, 448, 461-463
 Glowa Stanislaw 58, 170, 545, 634
 Glowacki Czeslaw 577
 Glücks 384, 470
 Goebbels Joseph 659, 733
 Goebel Johannes 505
 Goldglas Cilia 339
 Goiny-Grabowski George 646
 Goldstein Charles 662
 Gollwitzer Helmut 421
 Golse 123
 Gónczi Imre 51
 Gorges Johann 42

 Grabner Maximilian 19, 26, 46, 63,
 65-67, 69, 94, 174, 269, 275, 277,
 279, 294, 295, 365, 384, 386,
 437, 456, 457, 467, 475, 482,
 483, 485-490, 494, 495, 540,
 541, 555, 567, 569, 574, 585,
 601, 603, 605, 610, 738, 739
 Grabszyński Jan 240
 Gradowski Zelman 299, 301
 Graf Otto 206, 593, 625, 730
 Grass Günter 22
 Graumann Samuel 265, 664
 Gravogel Oskar 639
 Grawitz Ernst Robert 65
 Grawtschenko Boris 211, 272
 Grese Irma 363, 546, 586-588, 637,
 758
 Grimm 391
 Grönke Erich 240, 458, 459
 Gross Szuszi 258, 259
 Gross-Deutsch Jolan 263, 339
 Grossmann Kurt R. 21
 Gumbel Erich 706, 707
 Gura Ladislav 638
 Gutman Israel 272, 302
 Guttenger Elisabeth 353, 705 f.
 Guttmannova Trude 631

 Hachmann Hermann 219, 220
 Hacker Friedrich 741
 Hadas Hanoch 164
 Haffner Désiré 41, 58, 109, 139,
 144, 304-307, 325, 326, 589
 Halbreich Siegfried 197, 317, 534,
 613
 Hammerle Albert 229, 230
 Handelsmann Jankiel 301
 Hanke Georg 672, 675
 Hanselmann 559

Hansen Werner 456, 489
 Hantl Emil 274, 653, 634, 747, 748
 Harnack Ernst-Walter 420
 Hart Kitty 146, 153, 210-212, 248,
 257, 702
 Hartjenstein Friedrich 467
 Hartmann Kurt 638
 Hasheider 749
 Hausmann Hermann 660
 Hautval Adelaide 133, 134, 341,
 343-345, 560
 Hecht Hunia 681
 Heidebroek Reinhard 669, 670, 675
 Heidebroek (Frau) 676
 Heiden Sepp 221, 222
 Heilmann Helmrich 221
 Heine Otto 534, 555, 670
 Heller Benno 501
 Heller Joseph 711
 Henkys Reinhard 420
 Henlein Konrad 412
 Hereirra (s. Errera)
 Hermann Joseph 272, 281, 581
 Herrmann Fenny 525
 Herschkowitz Meilech 166
 Herson-Nowak Sura Zofla 257
 Hertwig Heinz 640
 Hess Lutz 265
 Heydrich Georg 660
 Hill Mavis M. 341
 Hilse Willi 752
 Himmler Heinrich 37, 38, 43, 45-
 47, 49, 67, 80, 242, 243, 345,
 384, 385, 405, 412, 415, 417-
 419, 424-431, 433, 435, 447,
 449-451, 453, 455, 457, 465,
 467, 482, 487, 504, 506, 588,
 594, 595, 599, 753, 735, 737,
 742, 745, 751, 752
 Hirsch Fredy 565-367, 368, 651
 Hirsch Fritz 224, 571
 Hitler Adolf 65, 119, 121, 125,
 274, 382, 405, 406, 410, 414,
 421, 423, 425, 431, 432, 448,
 466, 520, 526, 532, 555, 567,
 573, 586, 625, 640, 668, 719,
 733, 757, 759
 Hochhuth Hermann 605
 Höcker Karl 417
 Hodys Eleonore 460, 461, 602-606
 Hoffmann Hanna 105, 186, 229,
 258, 260, 261, 355, 365-368
 Hoffmann Hans 381
 Hofmann Franz 76, 182, 279, 381,
 409, 459, 467, 469, 475, 478,
 481, 482, 489, 541, 603
 Hofmann Josef 238
 Hölbinger Karl 601, 616, 617
 Holuj Tadeusz 73, 120, 121, 338,
 342, 577, 635
 Holzer Gisi 627
 Honel Mira 356, 692
 Hoppe Klaus D. 713
 Horakova Hilda 152
 Horczak Krystyna 379
 Horvath Hermine 154, 637, 710,
 711
 Höss Hedwig 455, 457-459, 461,
 464, 604, 609, 676, 677, 734,
 735
 Höss Klaus 465, 676
 Höss Rudolf 22, 18, 20, 21, 26, 31,
 36, 37, 40, 65-67, 73, 75, 77, 78,
 88, 94, 95, 117, 118, 134, 173,
 174, 180, 207, 214, 216, 217,
 221, 243, 299, 501, 563, 578,
 381, 384, 407-410, 414-418,
 421, 423-427, 429, 441, 442,
 446-470, 472, 476, 478, 485,

489, 495, 539-541, 547, 549,
 554, 574, 575, 588, 599, 600,
 602-607, 609, 618, 641, 662,
 678, 684, 727, 733-735, 739,
 740, 759
 Hössler Franz 199, 575, 409, 467,
 482-485, 509, 510, 595, 676, 726
 Hössler (Frau) 676
 Hoyer Wilhelm 572, 613
 Hrabovecka Mathilde 74
 Huley Horst 629
 Hüttemann 470-472
 Hykes Karl 368

 Idkowiak Irena 546
 Ilczuk Jozef 269
 Iwaszko Tadeusz 391

 Jachon 302
 Jackowski 325
 Jacob Wolfgang 723
 Jäger (Arzt) 495
 Jäger Herbert 38, 406, 418, 419,
 434
 Jagiello Kostek 398
 Jakubovic Alica 193, 483
 Jakubowski Tadeusz 569
 Jambor Eduard 636
 Jani Emilio 196
 Jankowski, s. Fajnzylberg
 Jäntsch Irmgard 373
 Jazwiecki Franciszek 140
 Jellinek Renée 614
 Jezierska Maria Elzbieta 148
 Joachimowski Tadeusz 255, 280,
 281, 288, 290, 296, 299, 339,
 599, 623
 Juda Jeanne 321, 340, 703
 Jung Julius 32

 Jurasek Kurt 317
 Jurkovic Vilo 120, 126, 136, 157,
 318, 526, 339, 529
 Juvet René 638

 Kabeli 302
 Kaduk Oswald 26, 40, 75, 77, 203,
 226, 234, 243, 270, 291, 313,
 413, 427, 440, 574-5767 628,
 657, 726, 740, 747, 748, 750
 Kagan Raya 264, 571, 573, 728
 Kahn Rudi 641
 Kaiser 490
 Kalniak Ajzyk 301
 Kamiński Stanislaw 44, 296-298,
 300
 Kamioner 121
 Kapp Karl 107, 117
 Karp Herbert 667, 668
 Kaschub Emil 509, 510
 Kasner Max 198, 634
 Katarszyhski Franek 271
 Katarszyhski Wacek 271
 Katz Bela 290
 Kauer Rudolf 271, 273
 Kautsky Benedikt 16, 38, 102, 113,
 119, 123, 126, 156, 157, 183,
 184, 218, 219, 222, 364, 371,
 411, 589
 Kejmar Franz 327, 478, 479, 617,
 641, 642
 Kempisty Czeslaw 130
 Kerper 440
 Kersting Ruth 588, 630, 631, 698
 Kielar Wieslaw 393
 Kierspel Josef 390
 Kieselbach Oskar 473
 Kieta Mieczyslaw 726
 Kitt Bruno 551, 532, 582, 752, 753
 Kiwala Julian 348

Klahr Alfred 175, 277
 Klaus Otto 613, 614
 Kleemann Hermann 198, 389, 581
 Klehr Frieda 580, 635
 Klehr Josef 15, 51, 52, 55, 58, 63,
 169, 170, 273, 275, 310, 320,
 324, 346, 348, 453, 556, 576-
 580, 607, 634, 635, 726, 731,
 747
 Klein Ella 319
 Klein Fritz 249, 517-521, 596
 Klein Marc 108, 197, 199, 521, 529
 Klein (Ungar) 518
 Kleinmann Zalmen 136
 Klieger Bernhard 16, 17, 212
 Klodziński Stanislaw 50, 58, 59,
 235, 274, 336, 379, 380, 514,
 545, 633
 Klusacek Christine 21
 Klymyschyn Nikolaus 272
 Knapczyk Zofia 42
 Knittel Kurt 752
 Koch Eugen 273
 Koch (SS-Mann) 601
 Kogon Eugen 16, 74, 107, 111, 113
 f., 164, 175, 205, 252, 331, 368,
 369, 407, 43h 542
 Kohlhagen Erich 49, 50, 189, 236,
 422, 441, 628, 629
 Kolbe Maximilian Raj münd 359,
 360
 Köllmer Josef 426
 Komarnicki Bogdan 272
 König Henek 319
 König Hans Wilhelm 340, 521,
 522, 523, 534
 Kopka 135, 136
 Köpper Helena 637
 Koprowska Wanda 46, 246, 247,
 258
 Korn Mikulas 274
 Korngold Eva 624
 Koscielniak Mieczyslaw 557
 Kosciuszkowa Janina 348-351, 355
 Kosmider Tadeusz 323, 337, 634
 Kowadlo Henryk 391
 Kowalczykowa Janina 143, 589
 Kozelczuk Jakob 171, 239, 277,
 278, 281, 282
 Kozwara Paul 228
 Kral Jozef 610
 Kramer Josef 408, 409, 424, 474,
 737
 Kraschutzki Heinz 21
 Kratz Männe 525
 Kraus Ota 207, 224, 326, 370, 477
 Krausz Aranka 256
 Kremer Johann Paul 18, 20, 155,
 509-513, 558, 559
 Kret Jozef 245, 246, 435, 586, 591
 Kristan Bernhard 573, 574
 Kröger 670
 Krumey Hermann 456
 Krumme Werner 117, 135, 136,
 716
 Kuhn 628, 629
 Kula Michal 710
 Kulka Erich 207, 224, 326, 370,
 477
 Kulka Otto Dov 237, 366, 478,
 622, 623
 Kurcwajg Herz 70
 Kurpanik 220
 Küsel Otto 231-233, 377, 388, 600,
 641
 Lachmann Gerhard 73, 270, 278,
 279, 381, 418, 517, 608-610
 Laks Jakob 157

Laks Simon 135, 152, 184, 185,
 192, 195, 211, 213, 225, 229-
 231, 238, 456, 480, 571, 615,
 708
 Landau Gisa 714
 Landau (Arzt) 274
 Landowska Jadwiga 725
 Landstofova-Neumanova Eva 484
 Langbein Otto 579, 659, 682, 702
 Lange 425, 426
 Langenfeld 603
 Langer Fero 649, 650
 Langer Iris 294, 339, 587
 Langfus Lajb 301
 Lanik, s. Wetzler
 Laszlo Carl 141, 176, 183, 255,
 361, 437, 696, 697
 Lawin Ludwik 639, 640
 Lechler Helmut 583, 586
 Lederer Vitězslav 647, 651, 652
 Leischow Kurt 625
 Lengyel Olga 101, 102, 205, 306,
 316, 517, 319, 350, 415, 436,
 474, 496, 502, 519, 520, 587,
 592
 Lenk Hugo 650
 Leszczyńska Stanisława 305, 349
 Lettich André 124, 296, 308,
 310, 325, 326, 531, 677, 678,
 706
 Lettmann 626
 Levi Primo 15, 92, 113, 147, 159,
 160, 161, 201, 202, 223, 239,
 253, 254, 255, 319, 589, 665,
 666, 668, 674, 675, 691-694,
 697, 698, 705, 706, 709
 Levin Meyer 247, 259
 Lévy Robert 59, 214, 502
 Lewandowski Jozef 268, 269
 Lewental Zelman 11, 12, 181, 188,
 286, 287, 291, 299, 300, 303
 Lewin Heinz 615
 Lewińska Pelagia 30, 138, 139, 159
 Lewkowicz 290, 299
 Liczba 675
 Liebehenschel Arthur 19, 31, 66-
 78, 88, 175, 222, 233, 270, 273,
 330, 388, 453, 466-473, 485,
 488, 556, 567, 641
 Liehr Getrude 416, 627
 Lies Viktor 395
 Ligeti Hertha 257
 Lill Karl 362, 538, 547, 551, 564,
 577, 609
 Lingus Ella 26, 117, 120, 135,
 141, 167, 250, 251, 312, 314,
 317, 319, 378, 410, 411, 485,
 497, 501, 517, 522, 524, 582,
 592, 595, 606, 635, 636, 708,
 717
 Litwińska Zofia 153
 Lokmanis, s. Klahr
 Lolling Enno 52, 56, 63, 241, 495,
 533, 540, 549, 554, 555, 564
 Lorenczyk Alois 621
 Lorenzo 675
 Lorska-Kleinova Dora 341, 698
 Luca Wera 599
 Lucas Franz 48, 526-528, 532
 Ludwig 634
 Lukaszek Anton 655
 Lutat Erich 660
 Maj er Hanus 540
 Majerczyk Lilly 568
 Malorny Ernst 268, 269
 Malz Franz 237
 Mandel Maria 193, 582, 595, 620,
 739
 Mandelbaum 356
 Mannheimer Max 105, 124, 140,
 146, 220

Markowicz Luzer 594
 Martin Ernst 542
 Martini Emil de 203, 204, 232
 Mattaliano-Hodys, s. Hodys
 Matussek Paul 183, 708, 721
 Matuszak Abraham 282, 593
 Matz Albert 486
 Maurer Hermann 453
 Maus Elfriede 752, 753
 Meisel Josef 96
 Meisels Sara 257
 Meitner Lilly 524
 Menas ehe Albert 105, 147, 208,
 298, 358
 Mengele Josef 79, 181, 328, 339,
 345, 350, 352, 579, 436, 437,
 467, 496-504, 523, 530, 531,
 639, 758, 759
 Mertens Heinrich 654
 Meyer Ferdinand 668-670
 Mikolajski Zdzislaw 294, 439
 Mikorey Max 696
 Mikusz Jozef 44, 216, 235, 271,
 615
 Milár Andrej 639
 Mildner Rudolf 66, 67, 489
 Minarikowa-Fuchs, s. Fuchs
 Mink Emanuel 301
 Mitas Jozef 245, 246
 Mitscherlich Alexander 405, 406,
 421, 725, 748
 Mitscherlich Margarete 405, 406,
 725, 748
 Mittelstädt Kurt 488
 Mlynarski Janusz 274, 518
 Möcke Ernst 31, 409, 466, 550
 Moll Otto 177, 210, 245, 291, 375,
 453, 581, 607, 608, 609, 635
 Morawa Mietek 294-296, 300
 Mordarski 380
 Mordowicz Czeslaw 253, 327, 477
 Morgen Konrad 26, 63-65, 410,
 429, 433, 438, 439, 442-445,
 460, 461, 465, 488, 489, 603
 Moszkowicz Imo 710
 Mrugowski Joachim 528
 Muhsfeld Erich 607-609
 Mulka Robert 64, 236, 427, 442,
 601, 735, 744-747
 Müller Ernst 602
 Müller Filip 290, 291, 295, 607,
 728, 729
 Müller Heinrich 452, 490
 Müller Hugo 622
 Münch (Moench) Hans 21, 156,
 416, 503, 521, 528-531
 Münkel Friedrich 628
 Murr Gustav 664
 Mylyk Feliks 487
 Myszkowski Tadeusz 214

 Nachemstein Johanna 134
 Nagel 616
 Nebbe Detlef 388, 415, 743
 Nedbal Arthur 667
 Neubert Gerhard 176, 335, 412,
 634, 635, 758
 Neumann Josef 185, 280, 646, 648,
 652-654
 Neumannová Renée 648, 651, 652,
 654
 Neumeier Hias 110, 111, 237, 238
 Nierychlo Franz 194, 243, 244
 Nierzwicki Hans 414
 Niethammer Günther 751
 Niklaszyński 662
 Nordmann-Cohen Marie-Elisa 153
 Novac Ana 136, 259, 302, 313,
 314, 358, 590

Novak 148,149
 Nowaczek Maria 320
 Nyiszli Miklos 16, 197, 500, 608, 609

 Obojski Genio 172, 173
 Ochshorn Isaak Egon 224
 Oftringer Rudolf 220
 Ohlendorf Otto 38
 Olbrycht Jan 143
 Olpiński Stefan 267-270, 322
 Olszowka Erwin 73, 273
 Ontl Friedrich 57, 63, 342
 Orlický Vladimír 336
 Orlik Erich 670
 Ortmann Paul 660
 Ostankowicz Czeslaw 267, 275, 289
 Ourisson-Wasserstrom, Dounia 152, 187, 340, 437, 567, 570, 596, 704
 Oziemkowski Bartosz 320, 579

 Paczula Tadeusz 63, 118,120, 146, 168,184, 223, 315, 333, 342, 343, 484, 523, 577-580, 633
 Paisikovic Dov 179, 283, 284, 286, 287, 288, 292, 295, 296, 298, 299, 622, 702, 706
 Palarczyk Anna 116, 152, 256, 259, 260, 306, 340, 348, 351, 482, 729
 Palitzsch Gerhard 36, 581, 409, 575, 576, 584, 599, 600, 603, 640, 676
 Palitzsch (Frau) 676
 Pannwitz 665, 666
 Panovec Emil 526, 534, 557, 562
 Panszczyk Mieczyslaw 274-276, 283

 Panusz Lajb 301
 Papanek Ernst 707
 Pasdor Edward 641
 Paulsen 525
 Pawliczek Stanislaw 569
 Perl Gisella 150, 351, 352, 587, 592
 Perschei 414
 Pestek Viktor 102, 646-656
 Petit Pierre 661
 Petzold Walter 715, 716
 Pfeiffer 667
 Piatkowska Antonia 379
 Pichler Hans 613
 Pietrzykowski Teddy 110, 197, 198, 359, 560, 427, 546, 638, 677, 680,726
 Pilecki, Jan 68, 268, 280, 552, 599, 619
 Pinkus 256
 Piper Franciszek 671
 Piringer Johann 381, 629
 Pister 74
 Pogoschew Andrej 386, 387
 Pohl Oswald 45, 219, 220, 415, 451, 453, 455, 460, 470-474, 482, 548, 564, 606, 646, 733
 Poller Walter 542
 Polotschek Wilhelm 479, 653
 Poltawska Wanda 703, 717, 724
 Pomreinke Helmut 627, 628
 Popel Ota 169
 Popper 168
 Porebski Henryk 155, 286, 293, 296, 298, 299, 300, 614, 615, 714
 Posener Kurt 280
 Posmysz Zofia 195,196, 590
 Posnański Arthur 335
 Pozimska Barbara 176
 Pozimski Jerzy 209, 210, 216, 575

Praport Seweryn 265, 264
 Prem Adolf 658, 639, 753
 Princz Alexander 210, 616, 629
 Princz Katarina 116, 256, 259, 616
 Prokop Wilhelm 516
 Pupalski Zbigniew 641
 Purke Josef 301
 Pys Edward 523, 532, 570, 619,
 620, 679-683
 Pyschny Heinrich 487, 613

Quackernack Walter 611
 Quästl Roland 626

Rablin Artur 74, 132, 244, 628,
 676
 Racz 414
 Raith Jakob 237
 Rajs-Skowron Maria 264
 Rakers Bernhard 441
 Rakoff Vivian 725
 Rappaport Andreas 166
 Rassinier Paul 21
 Rausch Adam 751
 Rausch Felix 215, 441
 Rauschning Hermann 410
 Ravine Macha 205
 Raynoch Zbigniew 7, 70, 188, 200,
 397, 398, 534, 557, 642, 645,
 646, 683
 Reichert-Wald, Orli 188, 306, 321,
 322, 349, 704
 Reier Alois 390
 Reineck Hermann 634
 Reinecke 489
 Reinhold 230, 231
 Reinke Pawel 520
 Reitlinger Gerald 19, 20
 Remmele Josef 611
 Rempe 671

Retzloff Theodor 641
 Richter (Unterscharführer) 71, 543,
 555, 677
 Richter Trude 247
 Riegenhagen Berthold 620
 Robert Rudolf 265, 335
 Robota Roza 399
 Rohde Werner 523-525, 677
 Rohde (Frau) 677, 678
 Rohner 646
 Röhrig Hans 237
 Roosevelt Franklin D. 391
 Rosé Alma 21, 193, 194, 582
 Rosenblum Szyja 287
 Rosenstock Alex 237, 325-328,
 385, 479, 616, 728
 Rosenthal Maryla 568
 Roth Johann Viktor 398, 646
 Rousset David 16, 126, 136, 169,
 699, 725
 Rózański Zenon 217, 218
 Rumkowski 178, 284
 Russell Bertrand 702
 Ruzyczka Zdenka 499
 Rybka Rudolf 628

Salomon Jeanne 562
 Salus Grete 104, 105, 109, 125,
 133, 135-137, 261, 263, 438, 698,
 700, 704, 711
 Samuel Liselotte 343
 Samuel Maximilian 340-345, 559
 Sauer Hans 58, 560
 Schäfer Emanuel 425
 Schatz Willi 742
 Schaumburg-Lippe, Friedrich
 Christian 462
 Schebeck 457
 Scheer Diethelm 240

Scheffler 429
 Scheidel Paul 612, 613
 Schellekes Maurice 186, 676
 Schenck Ernst-Günther 719
 Scherpe Herbert 275, 635, 634,
 747, 748
 Schillhorn Hans 411, 461
 Schillinger 74, 181
 Schindler Johann 414, 554
 Schlage Bruno 735, 748
 Schmeling Max 277
 Schmidt Dieter 500, 501
 Schmidt Elfriede 174
 Schmidt Hans 500
 Schmidt Ludwig Karl 658
 Schmidt Max 253, 272
 Schmucker Josef 620
 Schnabel Reimund 434, 435
 Schneider Christian 663
 Schneider Gerda 116, 251
 Schneider (SS-Mann) 648
 Schneider Willy 667, 668
 Schobert Johann 743
 Schönberg Arthur 672
 Schosenow 626
 Schramme Fritz 598
 Schulery Karlheinz 514
 Schulte 294
 Schulz 283
 Schumann Horst 132, 331, 341,
 344, 437, 438, 507, 508, 559,
 711, 731, 735, 736
 Schurz Hans 68
 Schuschnigg Kurt 485
 Schuster Heinrich 532
 Schwarz Heinrich 209, 210, 390,
 431, 467, 474, 475, 481, 485,
 488, 489
 Schwarzhuber Johann 74, 155,
 226, 227, 237, 239, 287, 368,
 409, 422, 467, 476-481, 485,
 527, 653
 Schwed Wilhelm 96
 Seefeld Karl 289
 Sehn Jan 19, 46, 463
 Sell Max 76, 453, 467, 601
 Seraphim Hans-Günther 745
 Siebenlist Knut 630
 Sierek Robert 459
 Sikorski Jan 516, 517
 Silber Metzger 665
 Simon 621
 Singer Katja 599
 Siradien 176
 Skodová Julia 158, 354, 364, 573,
 611
 Skrein Friedrich 220, 729
 Slezak Simon 280
 Slezak Staszek 132, 295, 296, 508
 Smolen Kazimierz 86, 93, 151,
 272, 295, 387, 584, 585, 613,
 731
 Snellen van Vollenhoven Jupp 595
 Snieszko Tadeusz 526, 726
 Somogyi 691
 Sonowicz 674
 Sosnowska Izabella 523
 Sowul Czeslaw 192, 275
 Spanjaard van Esso Sara 341, 593
 Spanner Sepp 616, 617, 619, 753,
 754
 Spicker Hans 440
 Spittel Lotte 134
 Spritzer Jenny 73, 109, 468, 570,
 700
 Stalin Josef 172
 Staller Alois 387
 Stark Hans 272, 419, 420, 583-586,
 613, 728-730, 743, 746, 758

Starostka Stanisława 247
 Stasiak Leon 176
 Stawinoga 675
 Steinberg-Lebensfeld Regina 78,
 339, 568, 571, 572
 Steinberg Samuel 552, 522
 Steiner Jifi 457
 Steiner Rudolf 468
 Steinlauf 160, 161
 Steinmetz Paul 78
 Stemler Jozef 205
 Stern 508, 509
 Sternberg-Newman Judith 110,
 149, 285, 485, 518
 Stiebelmann Efraim 181
 Stipel Sophie 67, 458
 Stocker Martin 627, 628
 Storch 601
 Storfer Berthold 618, 619
 Stössel Alfred 274, 275, 655
 Straka Georg 689
 Strauss H. 724
 Strebinger Gizela 591
 Stromberger Maria 379, 541, 620,
 678, 679
 Suchnicki Henryk 172, 173
 Sussmann Anna 188, 315, 497
 Svalbova Manea 193, 194, 213,
 247, 496, 497, 518, 522, 523
 Swenty 623, 624
 Szary Johann 120
 Szewczyk Tadeusz 515, 516, 621
 Szmaglewska Seweryna 41, 115,
 139, 193, 195, 212, 215, 289,
 356
 Szmulewski Dawid 287, 298, 301,
 327, 380
 Szymański Tadeusz 214, 503, 526,
 545
 Szymkowiak Jerzy 274-276
 Tabeau Jerzy 635
 Targosz Franz 473
 Tas 723
 Tauber Anton 260
 Tauber Arnost 36, 667
 Teichnerova Bozena 264, 484
 Teitelbaum Margit 116, 320, 524
 Thieme 667
 Thilo Heinz 312, 509, 526
 Thylle 239
 Toch Ernst 36
 Todt 453
 Toffler Erwin 104
 Toffler Lilly 728
 Tondos Władysław 52, 493
 Trajster Jan 176, 335
 Trautmann E.C. 720, 721
 Tuschenschneider 394
 Uchwat Leon 235
 Uhlenbroock Kurt 545
 Udvardi Miklos 391
 Unger Julien 107, 125, 140, 218
 Unglick, Charles 649, 650
 Unikower Franz 228, 395, 631, 632
 Uris Leon 334, 341
 Vaillant-Couturier Maria-Claude
 152, 157
 Valentin Erwin 333, 468, 519, 523
 Velsen Anton van 96, 240, 440,
 570, 571
 Venzlaff Ulrich 720, 721
 Verschuer O. 501, 503
 Verse 524
 Vesely Ludwig 398, 645, 646, 702
 Vetter Hellmuth 493, 513, 514
 Vidor Katalin 154, 162, 314
 Vitek Rudolf 500, 503

Vogel 659
 Voigt Alwin 231
 Volkenrath Elisabeth 416
 Vos Leo 92, 135, 276, 661
 Vrba Rudolf 41, 93 f., 177, 204,
 216, 253, 288, 391, 593, 648-
 651, 703

 Wachsmann Rudi 335
 Waitz Robert 141, 159, 176, 219,
 228, 230, 315, 517, 335,435,
 534, 597
 Walentynowicz Felix 274
 Walova Valeria 379
 Walser 17
 Walser Martin 11, 749
 Walter Bernhard 214, 736
 Walterscheid Walter 188
 Wangh Martin 156
 Warszawski Jozef 301
 Wassermann 130,131
 Weber Bruno 345, 521, 528-530
 Weil Theodor 391
 Weilová Nina 106, 365
 Weingartner Peter 415
 Weiss Adolf 129, 130, 297, 327,
 674
 Weiss Enna 339, 340, 522
 Weiss Jan 546, 577, 578
 Weiss (Capo) 297
 Weiss (Blockführer) 440
 Weiss Martin 473
 Weizsäcker Viktor v. 421
 Wellers Georges 93, 112, 124, 127,
 159, 165, 184, 201, 314, 336,
 337, 522
 Welsch Peter 273, 276, 325, 326
 Wenger Albert 619
 Weren Lex van 96, 195
 Wetzler Alfred 112, 216, 226, 253,
 288, 297, 327, 391, 648-651

 Wiebeck Gerhard 64, 66, 433, 488,
 489, 603, 606, 646, 754
 Wieczorek Gustaw 613
 Wiegleb 676
 Wienekamien Mordechaj 236
 Wienhold Reinhold 188
 Wiesel Elie 17, 106, 115, 116, 126,
 127, 147, 179,189, 244, 256,
 290, 595. 437. 593, 695. 698,
 707
 Wildermuth Willi 598
 Williams L. Norman 341
 Wind Eduard de 85, 96, 104, 109,
 128, 145, 166, 203, 222, 298,
 302, 342, 505, 520, 692, 707,
 717, 723
 Wind Friedel de 113, 134, 342, 520
 Windeck Jupp 227, 228
 Wirth Andrzej 22, 39
 Wirths Albert 551, 554
 Wirths Eduard 54-57, 61-63, 65-67,
 69-72, 75, 87, 122, 222, 241,
 524, 525, 330, 331, 341-345,
 437, 452, 467, 489, 494, 495,
 531-533, 535-566, 595, 642, 683,
 735, 758, 761
 Wirths Helmut 553, 559, 565
 Wirths Traude 535, 550, 551, 557,
 565, 566
 Wizemann 511
 Wlodarski Franz 359
 Wnetrzewski Bogdan 639
 Wojcik 670
 Wolff (Wolf) Joachim 615, 616
 Wolken Otto 47, 144, 145, 185,
 220, 304-307, 313, 327, 352,
 614, 625, 636
 Wollheim Norbert 335
 Wörl Ludwig 53, 56, 57, 73, 328-
 351, 390, 532, 634, 716
 Woycicki Alfred 172, 237, 620

Wrobel 301
Wrobel Halina 655
Wunsch Franz 48, 412, 413, 602,
654
Zacharski Adam 120, 268, 273,
275
Zappe 627
Zarebińska-Broniewska Janina
315, 516, 356, 557
Zawadzki 176
Zelner 333
Zenkeller Zenon 19, 283, 326-328
Zieg Wilhelm 654
Ziereis Franz 595
Zimetbaum Mala 264, 388, 393
Zimmermann 241
Zink Alex 658
Zinkteller, s. Zenkteller
Znamirowski Franciszek 251
Zoltánová Lena 248
Zunker 155
Zywulska Krystyna 119, 179, 182,
189, 210, 213, 247, 256, 257,
289, 35b 484, 592, 602